

Arthur Brühlmeier
JESSY UND JIM

KORRIGIERTE FASSUNG,
SEPTEMBER 2013

ARTHUR BRÜHLMEIER

Jessy und Jim

EIN JENSEITSTRAUM

MYSTISCHER ROMAN

GOVINDA-VERLAG

*«Der Weg zum Himmel
ist die Erfüllung
der Pflichten der Erde.»*

(Johann Heinrich Pestalozzi)

Erstausgabe – Januar 2011

Kontaktadressen:

Schweiz Govinda-Verlag, Postfach, 8053 Zürich
Deutschland Govinda-Verlag, Postfach, 79798 Jestetten
Internet govinda.ch
 jessy-und-jim.ch

© 2011 Govinda-Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Ronald Zürrer, Franziskus Graber

Layout & Umschlaggestaltung: Ronald Zürrer

Umschlagbild: Franz Bucher

Gesamtherstellung: CPI Moravia Books GmbH

Printed in Czech Republic

ISBN 978-3-905831-06-1

Vorbemerkung des Autors

Den Anstoß, eine Jenseitsgeschichte zu erfinden, gaben mir vor sieben Jahren zwei meiner Enkelinnen. Nach meinem spontanen Erzählen baten sie mich, die Geschichte aufzuschreiben. Herausgekommen ist schließlich dieser mystische Roman.

Zu Beginn hatte ich junge Leser im Auge, doch bald auch Erwachsene, die daran interessiert sein mögen, geistige Hintergründe zu entdecken und Symbole zu deuten. Dabei blieb ich beim anfänglichen, nach Farbigkeit trachtenden Schreibstil und lege daher mein Buch nun sowohl in die Hände von Erwachsenen als auch von Jugendlichen. So oder so wird mein Anliegen nicht verborgen bleiben: jenen geistigen Gesetzen nachzuspüren, die einem fruchtbaren und erfüllenden Leben zu Grunde liegen, gleichgültig, ob sich dies im Diesseits oder im Jenseits abspielt.

Im vorliegenden Jenseits haben die Gesinnungen, Taten oder Untaten ihre Konsequenzen und führen zu Freuden oder Leiden. Trotzdem maße ich mir nicht an, Genaueres zu wissen oder urteilen zu dürfen, obgleich ich überzeugt bin, dass die menschliche Seele den physischen Tod überlebt und der Mensch das erntet, was er gesät hat.

Dank: Der erste Dank geht an meine Enkelinnen Nora und Selina und an meine Gattin Elisabeth, die meine Arbeit wohlwollend und zugleich kritisch begleiteten. Zu danken habe ich auch Thomas Schönenberger und Yves Mottier, die sich zunehmend für den Fortgang des Romans interessierten, mich nach der Lektüre jedes Kapitels zum Weiterschreiben ermutigten und in vielen engagierten und tieferschürfenden Gesprächen meinen Selbstzweifeln zu begegnen verstanden. Ein weiterer Dank geht an den Kunstmaler Franz Bucher, der liebenswürdigerweise eines seiner Bilder aus dem Zyklus «Lichter des Nordens» für die Gestaltung des Umschlages zur Verfügung stellte. Gedankt sei schließlich dem Verleger Ronald Zürrer, der mein Manuskript spontan akzeptierte, sensibel damit umging und freundschaftlich mit mir zusammenarbeitete.

Arthur Brühlmeier, im Herbst 2010

Die wichtigsten Personen

Jessy, als Kind gestorben (Autounfall)

Yolanda, Jessys Mutter

Charles, Jessys Vater

Linda, Jessys Schwester

Jim, als Kind gestorben (Flugzeugabsturz)

Lena, Jims Mutter

George, Jims Vater

Samuel und Jakob, Lenas Brüder, Jims Onkel

Melich, Jims Mitstudent

Jochen, als Kind gestorben (ermordet)

Elfriede, Jochens Mutter

Horst, Jochens Vater

Grete, Horsts Schwester, Jochens Tante

Ellen, Jessys Betreuerin

Brigitte, Ellens Freundin

Justus, Samuels Freund, Bücherkenner

Balthasar, Geschichtsprofessor

Fallas, Raubritter aus dem Mittelalter

Archas, Engel

Beliam, Jessys Schutzengel

Menchor, Jims Schutzengel

Memorita, Erinnerungsel

Sutra, Schutzengel des Geschichtenerzählers

Luzi, der Verwirrer

Verus, ehemaliger Professor

Stürchel, Knut, Dicki, Friedel, unterwegs zur Einsicht

Schneuli (Kauzi), Ike, tierische Helfer

Kapitelübersicht

Erster Teil

1	Ankunft	13
2	Allein	25
3	Bei Onkel Samuel	30
4	Im Heim der Neuankömmlinge	36
5	Bei den Gnomen und Elfen	39
6	Im Glaspalast	43
7	Lenas neues Heim	45
8	Elfentanz	52
9	Trauer um Lena	55
10	In der Grotte	56
11	Im Blockhaus	59
12	Ellens Lichtschule	62
13	Elfriede Brablatz	65
14	Das Märchen von Waldrose	67
15	Besuch bei Lena	76
16	Unglück und Glück	82
17	Die Zauberflöte	84
18	Auf der Schicksalsbahn	86
19	Schneuli	89
20	Bei Tante Grete	93
21	Eifersucht	97
22	Wahrheitskurs	99
23	Sorgen	102
24	Im Karusselltal	103
25	Alarm	105
26	Ein Kampf	108
27	Gretes neuer Auftrag	110
28	Elfenküsse	112
29	Das Märchen von Prinzessin Silberhaar	116
30	Unterwegs	121
31	Freudiges Wiedersehen	124
32	Vereint	129

Zweiter Teil

33	Television	133
34	Jakobs Schatzkammer	142
35	Rotschopf	145
36	Professor Schneuli	150
37	Die Dampflokomotive	156
38	Jessy und Jochen	162
39	Rot oder schwarz?	174
40	Jims Leiden	178
41	Jochens Rückkehr	185
42	Wer zusammengehört	189
43	Auf Reisen	192
44	Im Liebesgarten	198
45	Ellens Welttheater	200
46	Jenseitsstädte	205
47	Unterwegs zum Empfangsheim	212
48	Stille Ankunft	218
49	Laute Ankunft	222
50	Bei Memorita	225
51	George und Yolanda	229
52	Das Konzert	235
53	Balthasar und Grete	243
54	Bei Yolanda und George	249
55	Bei Fallas und Horst	255
56	Begegnung bei Samuel	259
57	Yolandas Auftrag	263
58	Die Entscheidung	265
59	Der geblumte Marmortisch	269
60	Das Mahl	277

Dritter Teil

61	Jims Ankunft	280
62	Jim, der Kunststudent	285
63	Der Seelenspiegel	290
64	Gartenjenseits	293

65	Im düsteren Dorf	296
66	Jim, der Handwerker	301
67	In der «Schenke zum Stiefel»	303
68	Bei Horst	307
69	In Jims Turmgemach	315
70	Der Herr in Grau	320
71	Das Begräbnis einer Lüge	326
72	Besuch auf der Erde	331
73	Gedanken und Taten	336
74	Der Kunstberater	338
75	George, der Reimeschmied	345
76	Das Gefängnis	348
77	Der rechte Blick	356
78	Der Berg	362
79	Das innere Licht	365
80	Alles umsonst?	369
81	Jessy oder Jack?	375
82	Man zieht um	384
83	Charles' Ankunft	392
84	Die Parabel	397
85	Umbau	411
86	Studienberater Melich	417
87	Jim, der Organisator	422
88	Ein Besuch und seine Folgen	432
89	Wasser abgraben	440
90	Jessy, die Studentenmutter	444
91	Verus	448
92	In Ellens Palast	452
93	Frohe Botschaft	459
94	Jessys Aufbruch	461
95	Der Liebesblitz	464
96	Der Gang über die Brücke	471

Der Autor	476
-----------------	-----

Erster Teil

1 Ankunft

«Wo bin ich? Wo ist meine Mama?»

Jessy schlug die Augen auf und blickte in ein fremdes Gesicht.

«Hab keine Angst, Jessy. Ich bin Ellen, ich bin für dich da, um dir zu helfen.»

«Mama, ich will zur Mama! Wo ist sie, und wo ist Papa?»

Ellen nahm Jessys Hand und blickte sie liebevoll an. «Sie kommen später, hab ein wenig Geduld. Jetzt bist du hier, in der neuen Welt.»

Jessy blickte um sich. Ganz hinten im Raum saß eine Frau in einem lila Gewand und spielte auf einer Harfe. Aus der Wand sprudelte Wasser in einen lustigen Brunnen: Um das Brunnenbecken herum schwirrten ein paar goldgelbe kleine Vögel, und jedesmal, wenn sie ihren Schnabel ins Wasser tauchten, erklang ein feiner Ton, und aus einem goldenen Röhrchen schoss ein silbrig glänzender Wasserstrahl. Mitten im Raum standen große und kleinere Vasen, alle gefüllt mit bunten Blumensträußen, und um die Blüten herum schaukelten wunderliche Schmetterlinge, leuchtender, als Jessy je welche gesehen hatte. Die Decke war bemalt mit Elfen, Gnomen und Engelchen, fast so, wie sie es einmal in einem Märchenbuch abgebildet gefunden hatte. Und sie selbst lag in einem richtigen Himmelbett. Dass das ein Himmelbett war, wusste sie genau, denn ihr Vater hatte ihr einmal ein solches bei einem Besuch in einem alten Schloss gezeigt. Eine echte Prinzessin hatte früher darin geschlafen.

«Ellen, bitte sag mir, wo bin ich. Und wo ist Mama?»

«Ich sagte dir schon: Du bist in der neuen Welt. Dort kommen alle Menschen hin, wenn sie gestorben sind. Mama und Papa kommen auch irgendwann, hab nur ein wenig Geduld.»

«Bin ich denn tot?», fragte Jessy, plötzlich voller Angst.

Ellen konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. «Du spürst doch, dass du nicht tot bist. Niemand ist tot. Du bist nur gestorben, aber das ist nichts Besonderes. Nun bist du hier in der neuen Welt. Du hast ziemlich lange geschlafen, und während dieser Zeit habe ich hier auf dich aufgepasst, damit dir nichts zustößt und du nicht erschrickst, wenn du aufwachst.»

«Aber weshalb soll ich denn gestorben sein? Ich habe doch eben noch mit meiner älteren Schwester Linda und unserem kleinen Kater Kimi gespielt.»

«Das habe ich gesehen», sagte Ellen, «aber dann bist du dem Kimi nachgerannt und hast nicht auf die Straße geachtet. Der Autofahrer konnte nicht mehr bremsen. Alle waren sehr traurig.»

Jessy begann zu weinen. «Ich will heim zur Mama – und zum Papa und zu Linda und zu Kimi.»

«Du bist jetzt hier daheim», sprach Ellen sanft. «Wer einmal hier angekommen ist, geht nicht so schnell wieder weg.» Dann wischte sie dem Mädchen die Tränen ab und fuhr fort: «Ich will dir etwas Lustiges verraten. Wir haben hier draußen im Garten einen Ausguckturm. Ganz zuoberst gibt's ein Wunderfernrohr. Du kannst mit ihm reden, so wie du zu Mama und Papa und Linda gesprochen hast, und es versteht dich genau so, wie Mama und Papa und Linda dich verstanden haben.»

«Kimi hat mich auch verstanden», sagte Jessy.

«Das will ich dir gerne glauben», antwortete Ellen, «aber in unserer Welt verstehen nicht nur die Menschen und die Tiere alles, was man zu ihnen sagt, sondern auch alle Dinge: die Bäume, die Häuser, die Blumen, die Tische, die Stühle und eben auch das Fernrohr. Alles ist hier lebendig. Totes gibt es nur auf der Erde.»

«Und was soll ich denn zum Fernrohr sagen?», fragte Jessy neugierig.

«Du kannst ihm sagen, was es dir zeigen soll auf der Erde, und vielleicht erfüllt es dir deinen Wunsch.»

«Ich möchte Mama und Papa und Linda sehen, und Kimi.»

«So komm!» Ellen reichte der Kleinen die Hand, und gemeinsam verließen sie den Raum.

Draußen kamen sie in einen ausgedehnten Park. Zwischen prächtigen Bäumen und grünen Rasenflächen blühten in sorgfältig gepflegten Beeten die seltsamsten Blumen. Dazwischen spazierten zahlreiche Menschen, einzelne alleine, manche in kleinen Gruppen. Einige hatten sich in den Rasen gesetzt und plauderten miteinander. Und zwischen den Leuten weideten Schafe, Ponys, Rentiere und sogar eine Löwenfamilie, die offensichtlich am Grasfressen Spaß gefunden hatte. Jessy blieb stehen und staunte, wie sie in ihrem ganzen Leben nie gestaunt hatte. «Nicht wahr, Ellen», bemerkte sie, «das ist jetzt doch der Himmel?»

Ellen musste erneut lachen und sprach darauf: «Jessy, ich will dir eine kleine Geschichte erzählen. Ein Zwerg hatte Zeit seines Lebens in den Bergen unter dem Boden gelebt und wollte, als er alt geworden war, endlich einmal das Meer sehen. So kroch er aus seinem Loch zwischen zwei Baumwurzeln hervor und trippelte hinunter über die Wiese zu einem Haus. Hier hatte sich in einer Grube ein wenig Wasser angesammelt, und darin schwammen ein paar Wildenten, um sich während ihrer Reise auszuruhen. Als der Zwerg den Tümpel sah, rief er in großer Begeisterung: «Endlich habe ich das Meer gesehen, das ist ja wunderbar! Sogar Vögel können darin schwimmen!» Dann kehrte er zurück und erzählte allen anderen Zwergen, wie großartig das Meer sei und wie glücklich er sich fühle, nun endlich auch das riesige Meer gesehen zu haben.»

«So ist das also», sagte Jessy. «Und ich hatte schon geglaubt, hier im Himmel zu sein. Sag mal, Ellen, wie kommt man denn dorthin?»

«Niemand hier weiß, wo und wie der Himmel genau ist, aber alle wissen, dass sie nur hinkommen, wenn sie etwas dafür tun.»

Jessy sperrte den Mund auf, als wollte sie sagen: Das ist doch nicht möglich! «Das enttäuscht mich aber», entgegnete sie. «Ich möchte lieber einfach nur spielen. Es hat mich immer geärgert, wenn mich Mama und Papa arbeiten hießen.»

«Keine Sorge», bemerkte Ellen, «hier schickt dich niemand zum Arbeiten, und spielen kannst du, solange du willst – wenn es dir Spaß macht in alle Ewigkeit.»

«Oh, dann bin ich ja beruhigt. Bitte, Ellen, führe mich auf einen Spielplatz.»

«Und was ist mit dem Wunderfernrohr auf dem Ausguckturm? Du wolltest doch Mama und Papa und deine ganze Familie sehen.»

«Du hast recht, Ellen. Also zuerst das Fernrohr und dann der Spielplatz!»

Ellen nahm Jessy an der Hand, und sie schritten über weichen Rasen und zwischen Büschen, Blumen und hübschen Weihern einen kleinen Hügel hoch, auf dem ein Turm alle Gebäude und alle Bäume ringsum weit überragte.

«Das ist aber seltsam», sagte Jessy nach einer Weile, «wenn wir über die Wiese und auf den Wegen gehen, hört man überhaupt nichts von unseren Schritten.»

«Ja, gewiss, hier ist vieles anders als auf der Erde. Geräusche hört

man in dieser Gegend nur, wenn man sie hören will. Das ist so, damit die Musik besser klingt. In unserem Gebiet gibt es auch keine Lautsprecher. Musik hört man hier nur, wenn sie jemand selber macht.»

«Das enttäuscht mich schon wieder. Kassetten und CDs zu hören war mein liebstes Hobby. Papa hat mir zum neunten Geburtstag eine tolle Anlage gekauft. Wenn ich die voll aufdrehte, hielt sich Mama sogar die Ohren zu.»

«Wie ich dir bereits sagte», wiederholte Ellen, «ist hier vieles anders. Aber es gibt schon Gegenden, wo die Leute Stereoanlagen besitzen und laute Musik hören. Du wirst dir aber jemand anders suchen müssen, der dich dorthin begleitet und dir die Dinge erklärt, denn diese schrillen Töne machen mich krank. Wenn du willst, kannst du bei Gelegenheit auch allein hingehen und dich umsehen. Jeder kann hier machen, was er will, bloß nicht überall.»

Jessy war plötzlich still geworden, und so schritten sie wortlos zum Ausguckturm.

«Gibt's hier einen Lift?», fragte Jessy, als sie auf dem Hügel angekommen waren.

Ellen gab nicht sogleich Antwort. «Es ist nicht einfach zu erklären», sagte sie schließlich. «Es gibt schon so etwas wie Lifte, aber die muss man in sich selber finden. Ich gehöre zu jenen, die den inneren Lift gefunden haben und benutzen können, wenn sie wollen.»

«Oh, bitte zeig mir das!», rief Jessy begeistert. «Zeig mir, wie du hoch fährst.»

Ellen schloss für ein paar Augenblicke die Augen, breitete die Arme aus und löste sich sachte vom Boden. Dann schwebte sie hoch, immer höher, bis sie den obersten Punkt des Ausguckturmes erreicht hatte.

«Das ist Spitze!», jubelte Jessy. «Bring mir das auch bei!»

Ellen gab jedoch keine Antwort, sondern schwebte wieder langsam herunter. Dabei umrundete sie den Turm einige Male und erreichte schließlich dicht neben Jessy den Boden. Jessy klatschte vor Begeisterung in die Hände und bettelte voller Ungeduld: «Bring mir das bei, bitte, bitte, bring mir das bei!»

«Das ist noch zu früh», sagte Ellen und nahm Jessy an der Hand. Langsam stiegen sie die vielen Treppenstufen hoch, bis sie oben ankamen und einen herrlichen Ausblick über die Gegend genießen konnten. Jessy konnte nicht verstehen, wie es möglich war, ringsum so weit zu sehen. Als sie noch auf der Erde war, durfte sie einmal mit Papa und

Mama mit einer Schwebebahn auf einen Gipfel fahren, der so hoch war, dass der Schnee auch im Sommer nicht schmolz. An jenem Tag herrschte wundervoll klares Wetter, weshalb man weit über das Land blicken konnte. Aber die Sicht, die Jessy hier auf dem Ausguckturm genoss, war unendlich beeindruckender, weshalb sie ausrief: «Ei, wie groß doch der Himmel ist!»

«Ich sagte dir doch schon, das sei nicht der Himmel», betonte Ellen, «und was du hier siehst, ist nur ein winziges Teilchen des Ganzen. Nimm ein Staubkörnchen, das man kaum von bloßem Auge sieht, und vergleiche es mit einem gewaltigen Gebirge – dann hast du etwa das Verhältnis.»

Jessy war wieder still geworden. «Ich glaube, das ist das Fernrohr», sagte sie nach einer Pause und zeigte auf ein Guckinstrument, das in der Mitte der Plattform stand. «Guten Tag, liebes Fernrohr, wie man mir sagt, kannst du mich verstehen.» Aber das Fernrohr blieb stumm, und Jessy blickte Ellen enttäuscht und vorwurfsvoll an.

«Ich habe nicht behauptet, das Fernrohr könne sprechen, ich sagte bloß, es könne dich verstehen. Das sind zweierlei Dinge. Am besten ist es, wenn du ihm deine Wünsche mitteilst», meinte Ellen.

«Also zeig mir sofort meine Mama, aber schnell!», befahl Jessy und blickte durchs Rohr. «Da ist alles dunkel», wandte sie sich enttäuscht an Ellen, «du hast mich zum Narren gehalten.»

«Wenn du auf diese Weise mit ihm sprichst, brauchst du dich nicht zu wundern, dass es bockt. Es ist eine ganz andere Sprache gewohnt.» Ellen lachte verschmitzt, als sie dies sagte.

«Aha, ich verstehe», antwortete Jessy. «Also anders: Liebes Fernrohr, bitte sei doch so nett und zeige mir meine liebe Mama!» Kaum hatte Jessy diese Worte gesprochen, schwenkte das Rohr ein gutes Stück zur Seite und neigte sich schräg nach unten.

«Das ist ja toll!», rief Jessy begeistert. «Ich will mal sehen, ob's auch funktioniert.» Sie guckte hinein, aber schon nach einem kleinen Augenblick begann sie zu schluchzen, und Tränen kullerten über ihre Wangen. Ellen fasste sie an der Schulter und drückte sie an sich.

Lange sprach keine ein Wort. Dann streichelte Jessy das Fernrohr, als wollte sie ihm danke sagen, und wandte sich an Ellen: «Mama war gerade an meinem Grab. Sie hat Blumen in die Vase gestellt, dann ihre Fäuste vor die Augen gepresst und geweint. Oh, wenn ich doch bloß zu ihr zurückkehren dürfte! Bitte, Ellen, bitte, lass mich zu ihr zurück!»

«Ich würde es tun, wenn ich könnte, aber es geht leider nicht. Wer einmal in unsere Welt hinüber gekommen ist, muss hier bleiben. Ich habe zwar schon erzählen gehört, man könne nach einer gewissen Zeit wieder zurück auf die Erde und könne dort ein neues Leben anfangen, aber ich weiß darüber zu wenig. Nimm es, wie es ist: Nun bist du hier bei uns. Und deine Mama wird auch nicht ewig wegbleiben.»

Jessy wandte sich wieder dem Fernrohr zu: «Liebes Guckröhrlein, zeig mir doch bitte, bitte, unser Kätzlein Kimi!» Das Rohr bewegte sich kaum, weshalb sie schon befürchtete, es könnte seine Bitte nicht verstanden haben. Doch als sie hindurchblickte, sah sie, wie der kleine Katzenschlingel gerade den Papa belästigte, indem er ihm ständig über die Tastatur seines Computers lief und mit seiner wirren Tastendrückerei alles durcheinander brachte. «Noch einmal, Kimi», schimpfte der Vater, «und dann setz ich dich vor die Türe!» Aber Kimi war eben auf der Erde und nicht im jenseitigen Land, und darum verstand er nicht, was ihm Papa sagte. Er setzte sich auf den Drucker und nahm dann einen gewaltigen Sprung, mitten auf die Tastatur. Der Papa war daran, der Tante einen Brief zu schreiben, und war gerade an der Stelle, wo es hieß: «Ich will dir nur eines sagen, liebe Tante: ...», und dann tippte Kimi mit seinen Pfötchen: «waesnmkl.» «Nein, Kimi», lachte der Papa, «das will ich der Tante wirklich nicht sagen, und darum gehst du jetzt bitte hinaus in den Regen. Dort kannst du warten, bis ich dich wieder hereinlasse.» Papa packte den Störenfried, setzte ihn auf den Teppich vor dem Eingang und schloss die Türe. Jessy lachte hell heraus und musste Ellen sofort alles erzählen, was sie gesehen hatte.

«Und jetzt geht's zum Spielplatz, nicht wahr, Ellen?», sagte sie. Ungeduldig zog sie ihre Betreuerin am Arm.

«Nur nicht so stürmisch», entgegnete Ellen, «es gibt hier keine solchen Spielplätze, wie du sie kennst. Das wäre viel zu klein. Sage mir erst einmal, was du denn gerne tatest.»

«Wie wär's mit einer Rutschbahn? Aber nicht so eine, wie sie im Garten unseres Nachbars steht; die ist richtig doof. Ich möchte eine, die hundertmal so lang ist und wo einem der Wind um die Ohren pfeift, weil's so schnell runter geht. Habt ihr so etwas?», fragte Jessy.

Ellen lachte und schritt wieder zum Fernrohr. «Lieber Röhri», sagte sie, «sei doch bitte so lieb und zeig uns das Rutschbahntal.»

«Rutschbahntal!», rief Jessy erstaunt. «Was ist nun das wieder?»

«Ach ja, das hab ich dir ja noch gar nicht erzählt. Bei euch auf der

Erde geht alles drunter und drüber. Da steht eine Rutschbahn neben einer Schreinerei, daneben hat vielleicht jemand ein Bürohaus gebaut, und nach wenigen Schritten kommst du zu einem Schulhaus und dann zu einer Bäckerei. Wir hier haben es lieber, wenn diese Einrichtungen zu schönen Gruppen zusammengefasst werden. So gibt es zum Beispiel eine Gruppe von Schulhäusern, eine Gruppe von Werkstätten für Handwerker, eine Gruppe von Sportplätzen und so weiter. Und für jede Gruppe gibt es viel Platz, meistens ein weites Tal oder einen ganzen Bergrücken, wie es eben passt. Dieses Tal, in dem wir uns gerade befinden, ist ein Tal für die Neuankömmlinge. Du siehst doch ringsum die vielen großen Häuser mit den stattlichen Parkanlagen. Wenn jemand die Erde verlässt und nicht so recht weiß, was mit ihm los ist, wird er in eines dieser Häuser gebracht, wo er zuerst einmal tüchtig ausschlafen kann. Das Erdenleben ist nun einmal für alle anstrengend und ermüdend. Da tut es schon gut, sich zuerst einmal so richtig ausruhen zu dürfen.»

«Ja, sind denn die vielen Leute da unten, die in den Parks herumspazieren, alles solche Neulinge wie ich?»

«Nein, gewiss nicht. Das sind die Verwandten und Freunde der frisch Angekommenen, die hier warten, bis diese aus ihrem Schlaf erwachen. Wenn du willst, können wir einmal einer solch festlichen Begrüßung zusehen. Es ist immer sehr lustig, wie die Menschen, die nichts von unserer Welt wussten, große Augen machen, wenn sie ihre Freunde und Verwandten wiedersehen.»

«Aber weshalb hat mich denn niemand begrüßt?», fragte Jessy enttäuscht.

«Deine Eltern und Großeltern, aber auch alle Tanten und Onkel und auch alle deine Freundinnen sind eben noch auf der Erde, und deshalb wurde ich dazu ausgewählt, mich um dich zu kümmern», antwortete Ellen.

«Du meinst also, dass ich dabei sein kann, wenn Papa und Mama irgendwann einmal zu uns herüber kommen?»

«Ganz bestimmt, nur wird dies noch ziemlich lange dauern. Hab ein wenig Geduld.»

Beide wurden still, und nach einer Weile sagte Jessy: «Und wo ist nun dieses Rutschbahntal?»

«Ach ja», sprach Ellen, «wir wollten ja dort hin. Also, lieber Röhri, zeig uns doch bitte das Rutschbahntal!»

Das Fernrohr schwenkte auf die andere Seite, und als Jessy hindurchguckte, rief sie: «Nein, nein, das ist doch nicht möglich, das ist ja ein ganzes Rutschbahnland! Das sind Hunderte von Bahnen, die von all den Hügeln und Gipfeln ins Tal hinabführen, hin und her und auf und ab! Komm, Ellen, komm, da müssen wir hin, das ist wirklich der Himmel!»

«Es ist nicht der Himmel, bloß das Rutschbahntal. Und es sind auch nicht Hunderte von Bahnen, sondern genau vierundachtzig.»

«Vierundachtzig? Eine seltsame Zahl. Hundert oder tausend würde besser passen», meinte Jessy.

«Hättest du in der Schule die Zwölferreihe ein wenig besser gelernt, würdest du diese Zahl verstehen», bemerkte Ellen und schmunzelte.

«Oh, da täuschst du dich aber», protestierte Jessy, «vierundachtzig ist siebenmal zwölf.»

«Eben», bestätigte Ellen, «und beides sind heilige Zahlen. Die gefallen uns besser als zehn, hundert oder tausend, die uns meistens an Münzen oder Banknoten erinnern.»

«Meinetwegen hundert oder vierundachtzig – wenn ich bloß endlich dort hinkomme!», rief Jessy voller Ungeduld.

«So komm denn, wir fliegen hin.»

«Fliegen?», fragte Jessy ganz entgeistert. «Gibt's denn hier in der Nähe einen Flugplatz?»

«Hättest du Spaß daran, mit einem Segler oder mit einem Motorflieger dorthin zu fliegen, wäre dies schon möglich, aber meist wählen wir die andere Methode. Diejenigen, die in sich die Kraft für den inneren Lift haben, können auch andere mitnehmen und an all die Orte hinfliegen, die ihnen erlaubt sind. Komm, halt dich an mir fest, dann wirst du es gleich selber erleben.»

Und ehe Jessy noch etwas fragen oder einwenden konnte, hatte Ellen sie umarmt und schloss die Augen. Alsdann hoben sie ab, schwebten hoch hinauf (auf der Erde würde man sagen: hinauf in den Himmel). Jessy hörte für einen Moment ein Zischen oder Rauschen, vielleicht auch etwas wie ein Ohrensausen oder Ohrenpfeifen, und bevor sie sich klar wurde, was dieses Geräusch oder dieser Ton bedeuten könnte, hatte sie bereits wieder festen Boden unter den Füßen und sah Ellen neben sich stehen.

Sie standen hoch oben und blickten hinab in einen gewaltigen Talkessel. Der war umsäumt von zwölf Hügeln, von welchen je sieben

Rutschbahnen in vielen Wellen und Windungen gegen das Zentrum tief unten hinführten. Jessy glaubte zuerst, jede der Bahnen hätte eine andere Farbe, aber Ellen zeigte ihr, dass die jeweils sieben Bahnen, die von einem Gipfel hinabführten, in den Farben gleich wie ein Regenbogen angeordnet waren: der roten Bahn folgte die orange, dann die gelbe, die grüne, die blaue und die violette, und zuletzt gab es noch – nach einem kleinen Abstand – eine graue. Das ganze Gebilde sah fast so aus wie die bunten Strahlen eines gewaltigen Sternes, wobei die Strahlen nicht von der Mitte hinaus, sondern in die Mitte hinein führten.

«Dieser große runde Platz in der Mitte, wo alle Bahnen zusammenlaufen, ist die Arena», erklärte Ellen. «Da ist immer viel los, und das ist meistens noch interessanter als das eigentliche Hinabrutschen.»

Gleich vor Jessys Augen lagen die Eingänge zu sieben Bahnen. Bei jeder musste man eine kleine Treppe hochsteigen und unter einem Torbogen durchschlüpfen, auf dem in zierlicher Schnörkelschrift irgendein seltsames Wort geschrieben stand. Jessy las laut: «Froh-machbahn, Begegnungsbahn, Wahrsagbahn, Angstnimmbahn, Schicksalsbahn, Einfallsbahn, Sinnlosbahn.»

«Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht!», rief Jessy. «Was soll dies alles?»

«Mit ein bisschen Nachdenken würdest du wohl selber darauf kommen, was dies alles bedeutet. Aber ich will dir helfen: Bei uns hier macht man im allgemeinen nichts, das keinen Sinn hat. Also einfach bloß runter rutschen und johlen, wenn's ein bisschen auf und ab und immer schneller geht, das verleidet rasch, weil es keinen Sinn hat. Wenn du unten in der Arena ankommst, bist du immer noch dieselbe, die du oben beim Einsteigen warst. Deshalb haben wir hier Bahnen, die einen in einer ganz bestimmten Weise verändern können. Aber es gibt natürlich immer wieder Kinder oder auch ältere Jenseitsbewohner, die einfach nur dasselbe erleben wollen wie seinerzeit auf der Erde, und die steigen dann dort bei der grauen Bahn ein. Du siehst ja, dass sie deshalb Sinnlosbahn heißt. Oft kommt es vor, dass die Leute Schlange stehen, um dort hinabzurutschen. Aber die meisten möchten, dass ihre Fahrt hinunter in den Talkessel bei ihnen irgend etwas bewirkt. Schau zum Beispiel dort zum Eingang der roten Frohmachbahn! Der Bub, den die Frau an der Hand führt, wird immer wieder sehr traurig, weil er seine Mutter vermisst. Sie war auf der Erde sehr verzweifelt

und hat an einem Morgen den Buben über eine hohe Brücke hinabgestoßen und ist dann selber hinuntergesprungen. Es wird lange dauern, bis sie ihren Kleinen wiedersehen darf. Darum sorgt sich jetzt eine Tante, die drei Jahre früher starb, um den kleinen Jochen. Regelmäßig kommen sie hierher zur Frohmachbahn, und jedesmal, wenn er unten ankommt, geht es ihm ein Stückchen besser.»

Jessy stand sinnierend da und fragte schließlich: «Weshalb kommt denn seine Mama nicht auch zum Rutschen? Gewiss würde es auch ihr nachher besser gehen.»

«Jenes Tal, in dem sie derzeit wohnt, ist düster und muffig, und seine Bewohner sind allesamt unglücklich. Es ist auch in unserer Welt nicht überall so schön wie hier.»

«Aber da können wir doch zu ihr gehen und ihr sagen, sie solle besser hierher kommen. Dann müsste auch Jochen nicht immer traurig sein», wandte Jessy ein.

«Es ist nicht einfach, diesen Menschen zu helfen. Später, wenn du mehr über die neue Welt erfahren hast, wird es dir gewiss möglich sein, einem solchen Menschen beizustehen. Aber zuvor musst du noch viel lernen. Solange du noch nicht über den inneren Lift verfügst, kommst du ohnehin nicht in jenes düstere Tal hinab.» Ellen wandte sich ab, so dass Jessy spürte, dass sie keine weiteren Fragen stellen sollte.

Dann las Jessy nochmals alle Wörter über den Bahneingängen und sagte: «Es sollte auch noch eine Reichmachbahn geben. Da könnte man einfach hinuntersausen, und schon wäre man Millionär.»

Ellen musste lachen. «Deine Idee ist lustig, aber aus zwei Gründen passt sie nicht hierher. Erstens wüsstest du hier nicht, was du mit dem Geld anfangen solltest, und zweitens wäre das Geld, sofern du es doch irgendwie brauchen könntest, etwas, das du dir zuerst erarbeiten müsstest. Auf diesen Bahnen ist nur das zu haben, was einem zustößt oder vielleicht auch geschenkt wird. Sieh, dort steigt gleich ein Mädchen, das nicht viel älter ist als du, auf die orange Begegnungsbahn. Sie wird also auf der Bahn oder wahrscheinlich erst unten in der Arena jemandem begegnen, der für ihr neues Leben wichtig sein könnte. Das bringt Abwechslung in ihr Dasein und hilft ihr wohl auch weiter.»

«Weiterhelfen – das verstehe ich nicht», wandte Jessy ein und blickte dem Mädchen nach, das eben unter dem orangen Torbogen verschwand.

«Du wirst es bald merken, dass du dich nicht glücklich fühlst, wenn

du immer gleich bleibst. Wir sind alle unterwegs, auch wenn wir keine Reisen unternehmen. Wir gehen immer weiter, auch wenn wir die Füße nicht bewegen. Und vielleicht kann uns irgendein Mensch, den wir noch nie gesehen haben, helfen, dass wir weiterkommen.»

«Es tut mir leid, Ellen, aber ich verstehe es immer noch nicht», sagte Jessy traurig.

«Später wirst du es verstehen, und das ist dann ein Zeichen, dass du weiter gekommen bist. – Sieh dort jene Frau im roten Kleid! Sie hat mir viel aus ihrem Leben erzählt, und darum weiß ich, dass sie sieben Kinder hatte und eine gute Mutter war. Aber sie war in ihrem ganzen Leben voller Angst. Sah sie eine Maus oder eine Spinne, stieß sie einen Schrei aus. Niemals hätte sie einen Lift benutzt oder wäre in ein Schiff gestiegen. Schwimmen lernte sie nicht, weil ihr das Wasser so Angst machte. Einmal hätte sie eine weite Reise machen können, aber sie blieb daheim, weil sie Angst hatte, in ein Flugzeug zu steigen. Seit sie hier ist, versucht sie, ihre Angst abzulegen, und darum benutzt sie immer wieder die grüne Angstnimbahn. Du kannst dir wohl denken, dass sie allen Mut zusammennehmen muss, um sich in jene Bahn zu setzen. Aber jedesmal, wenn sie unten in der Arena ankommt, ist ihre Angst wieder ein wenig kleiner.»

«Mir machen diese farbigen Bahnen auch ein bisschen Angst. Ich glaube, ich probier's doch zuerst lieber mit der grauen, auch wenn sie Sinnlosbahn heißt.»

«Tu das und sei unbesorgt! Es wird dir allemal noch viel größeren Spaß machen als alles, was du auf der Erde erfahren hast», sagte Ellen.

Ohne langes Besinnen wandte sich Jessy der grauen Bahn zu und schlüpfte unter dem Torbogen durch. Die Sicht, die sich ihr bot, war überwältigend. Tief, tief unten lag die Arena, in die alle Bahnen einmündeten. Dass ihre Bahn durch farbloses Grau gekennzeichnet war, störte sie nicht besonders. Wichtig war ihr, dass sich der Kanal gewaltig hin und her zog, bald steil, bald flach abfiel und herrliche Kurven machte, die so sicher gebaut waren, dass ein Hinausfliegen unmöglich war. Beim Einstieg saß ein junger Mann und fragte sie, ob sie mit einem Schlitten, einem Brett, einem kleinen Wägelchen oder einer weichen Bastmatte in den Kanal steigen wolle. Am schnellsten sei das Wägelchen. Gefährlich sei keines dieser Gefährte, aber mit dem Wägelchen zu fahren brauche schon etwas Mut.

«Nein», sagte Jessy, «das geht mir doch zu schnell. Ich wähle die Bastmatte.»

Der Jüngling legte eine Matte in den Kanal, und Jessy nistete sich bequem darauf ein. Dann fühlte sie im Rücken einen kleinen Stoß, und schon glitt sie hinab auf der grauen Sinnlosbahn. Zuerst ging's sanft abwärts, dann leicht hin und her, dann fast wieder ein bisschen aufwärts und darauf plötzlich steil hinunter, so dass es Jessy fast den Atem verschlug. Sie begann zu jubeln und zu schreien, doch als sie in gewaltigem Tempo gegen eine enge Kurve raste, kreischte sie auf vor lauter Angst. Kaum aber hatte sie die Kurve hinter sich, fand sie das Gefühl, das ihr bei diesem Herumschleudern durch alle Glieder gefahren war, so wunderbar, dass sie sich wünschte, es möchten noch Dutzende, ja Hunderte solcher Kurven folgen. Und tatsächlich: Bald sauste sie nach links, bald nach rechts, bald wurde sie wieder leicht hoch getragen, um sofort wieder steil hinunter gegen die nächste Kurve zu rasen. «Wenn ich das Wägelchen genommen hätte, wäre das wohl noch toller geworden!», fuhr es ihr kurz durch den Kopf, aber da sah sie vor sich eine richtige Schanze und versuchte, die rasende Fahrt zu bremsen. Doch nichts wirkte, und so schoss sie auf den Schanzentisch zu und flog in einem gewaltigen Bogen hinaus in den leeren Raum, immer weiter, als wollte der Flug nie enden. Zuerst schrie sie vor Angst, merkte aber dann, wie ihre Bastmatte sicher in der Luft lag und keinerlei Gefahr bestand, dass sie hinabfallen könnte. Nach einer Weile sah sie wieder den Boden näher kommen und landete kurz darauf sicher im grauen Kanal, wo sich ihre rasante Fahrt fortsetzte. Schließlich nahm die Bahn einen letzten großen Bogen, die Fahrt verlangsamte sich und kam genau am Ende des Kanals zum Stehen.

Als Jessy aufstand, hatte sie kaum noch Augen für all das, was sich in der Arena abspielte, noch dafür, wie eindrucklich sie gestaltet war. Sie blickte den Hügel hoch, auf dem sie gestartet war, und hatte nur noch *einen* Wunsch: Sofort wieder oben zu sein und wieder und wieder hinabzufahren, um dieses herrliche Gefühl immer von neuem zu erleben.

Ellen stand plötzlich neben ihr, ohne dass sie hätte sehen können, woher und wie sie gekommen war.

«Das scheint dir zu gefallen», bemerkte Ellen.

«Tatsächlich», nickte Jessy begeistert, «so etwas Verrücktes gibt's auf der Erde nicht. Auf den Rutschbahnen dort stirbt man ja fast vor

Langweile. Aber das hier, das nenn ich mal eine Riesenrutschbahn, eine Riesen-Riesen-Riesen-Rutschbahn – es gibt gar kein Wort für dieses Ding! Du musst unbedingt auch runtersausen, denn das gibt ein Gefühl, das dich vor Vergnügen fast umbringt!»

«Ich kenne das gut, aber ich brauche dazu keine Rutschbahn. Später wirst du noch manches anders sehen und verstehen.»

«Ja, ja, später ist später, und jetzt ist jetzt», rief Jessy ganz ungeduldig, so dass sich viele der Umstehenden, die auf anderen Bahnen in die Arena gekommen waren, umdrehten. «Aber jetzt will ich sofort nochmals hoch und dann nichts wie los mit dem Wägelchen! Komm, Ellen, ich halte mich an dir fest, so dass du mich hochfliegen kannst!»

Ellen aber warf ihr einen kurzen Blick zu, löste dann die kleine Hand von der ihren und setzte sich auf eine Ruhebänk, die in einer Gebüschnische stand.

«Komm jetzt, Ellen!», rief Jessy noch drängender. «Ich kann es nicht erwarten, bis ich auf dem Wägelchen sitze.»

Ellen blickte sie bloß ruhig an und sprach dann: «Du siehst ja die Treppe, die der grauen Bahn entlang nach oben führt. Geh nur, du kannst dich nicht verirren.»

«Was, ich soll alleine auf jenen Berg steigen? Unmöglich! Da wäre ich ja in zehn Stunden noch nicht dort!», klagte Jessy und begann zu flennen. «Das ist gemein von dir, dass du mich nicht hoch trägst, richtig gemein. Das hätte ich nicht gedacht von dir.» Jessy hatte Lust, ihre Begleiterin zu schlagen, und schritt auf die Bank zu.

Aber die Bank war leer.

2 Allein

«Ellen, wo bist du?», rief Jessy verzweifelt. «Ellen, bitte komm zurück! Ich kann doch nicht allein sein! Warum bist du so böse mit mir? Ellen, Ellen!»

Aber niemand kam. Jessy sank auf die Bank, auf der kurz zuvor noch Ellen gesessen hatte, verbarg ihr Gesicht in beiden Händen und schluchzte überlaut. Ein etwas älterer Junge, der eben die Wahrsagbahn hinuntergerutscht war und übers ganze Gesicht strahlte, erblickte Jessy und fragte, auf welchem der Wege sie denn hierher gekommen sei. Sie aber brachte kein Wort heraus, sondern zeigte bloß mit ihrem schlaffen rechten Arm auf das Ende der grauen Bahn. Der Junge sagte

darauf: «Ich sehe, du findest den Rückweg nicht. Sieh hier, gleich neben dem Ende der Bahn beginnt die Treppe! Geh nur da hinauf und nimm Stufe für Stufe, dann kannst du dich nicht verirren und kommst sicher oben an. Du brauchst keine Angst zu haben, denn auf dieser Treppe tut dir niemand etwas zuleide.» Dann schritt von der Begegnungsbahn her ein Mädchen etwa gleichen Alters auf den Jungen zu, lachte ihm ins Gesicht, ergriff seine Hand und ging mit ihm weg, noch bevor Jessy irgend etwas sagen konnte. Verwirrt und mutlos blickte sie die Treppe hoch, die sich in den höchsten Höhen verlor, vergrub dann wieder das Gesicht in den Händen und weinte weiter.

«Ich will heim zu meiner Mama, und zum Papa!», murmelte Jessy immer wieder vor sich hin, und dann begann sie von neuem zu schluchzen. Es gingen viele junge Leute und Kinder an ihr vorüber, blickten kurz hin und schüttelten dann meist den Kopf. Nach einer Weile hatte sich Jessy beruhigt und begann zu hoffen, Ellen könne doch nicht so böse sein und werde wohl gleich wieder zurückkommen. So musterte sie alle jungen Frauen, die in die Nähe kamen, und hoffte bei jeder, es sei die ersehnte Ellen.

Aber sie kam nicht.

Jessy wusste nicht, wie lange sie dagesessen und hoffend gewartet hatte, als endlich ein Mann die Einfallsbahn heruntergerutscht kam, dann rasch einen Notizblock aus der Tasche zog, sich auf ein Mäuerchen setzte und hastig ein paar Worte aufs Papier kritzelte. Dann blickte er auf, sah Jessy auf ihrer Bank und schritt auf sie zu.

«Du bist ganz allein? Es scheint etwas Ungutes passiert zu sein», sprach er sie an.

«Ja», entgegnete Jessy, «Ellen hat mich allein zurückgelassen, und jetzt weiß ich nicht, was ich tun soll.»

«Du bist wohl gegen deine Betreuerin böse gewesen», wandte der Mann ein, «sonst wäre so etwas ...»

Doch Jessy fiel ihm ins Wort: «Ich war überhaupt nicht böse. Ellen hat mich einfach im Stich gelassen!»

«Es tut mir leid», antwortete darauf der Mann, «ich hätte dir gerne geholfen, aber weil du nicht die Wahrheit gesagt hast, darf ich es nicht. Das ist nun mal so in dieser Gegend.» Dann setzte er sich nochmals hin, steckte den Notizblock ein und begann die violette Treppe hochzusteigen.

«Da will ich auch hinauf!», dachte Jessy, «dann bin ich wenigstens

nicht allein.» So erhob sie sich und eilte dem Manne nach, der rüstig bergan stieg. Aber kaum hatte sie ihren Fuß auf die erste Stufe gesetzt, wich diese zurück, und als sie ein erstes und ein zweites Mal nachsetzte, geschah dasselbe. Dann versuchte sie es bei der blauen Treppe gleich nebenan, aber sie musste einsehen, dass ihr auch dies nicht möglich war. Nun sah sie, wie eine ganz junge Person eine grüne Treppe wählte, und wollte sich ihr anschließen. Aber es geschah wieder dasselbe: Die erste Stufe zog sich vor ihr zurück, und ebenso erging es ihr auch an allen anderen der vielen farbigen Treppen, die von der Arena ausgingen und in alle Richtungen in die Höhe führten.

«So wird mir denn wohl nichts anderes übrig bleiben, als noch einmal die graue Treppe neben jener Bahn in Angriff zu nehmen, auf der ich heruntergekommen bin», dachte Jessy und setzte ihren Fuß auf die erste Stufe. Sie war auch gar nicht überrascht, dass sich diese nicht zurückzog, und begann leise die Stufen mitzuzählen: eins, zwei, drei, vier, fünf ... und immer weiter und weiter. Dabei erinnerte sie sich, dass sie einmal von der Lehrerin die Aufgabe erteilt bekamen, auf Tausend zu zählen, und dass sie damals dachte, da werde man ja in alle Ewigkeit nicht fertig. Aber wenn sie hier die graue Treppe hoch schaute und sah, wie diese immer schmaler und die Stufen immer kleiner wurden, bis nichts mehr von ihnen zu sehen war, wurde es ihr fast schwarz vor den Augen, und sie kam sich unendlich verlassen vor. Sie setzte sich wieder hin und weinte und wusste nicht wie lange.

Irgendwann hörte sie Schritte. Ein flotter Bursche stürmte die Treppe hoch, und beim Vorbeihuschen rief er ihr zu: «He du, nimm nächstes Mal das Wägelchen, das schlägt alles, wirklich super mega!» Als sie müde aufsah und nach oben blickte, war er schon so weit weg, dass er sie nicht mehr hätte hören können. «Ja, ja, das Wägelchen», dachte sie, «damit ist man schnell unten. Aber bergan, das ist gar nicht so leicht.»

Nicht lange darauf kam eine Frau mittleren Alters hochgestiegen, und als sie das Mädchen auf einer breiten Stufe sitzen sah, setzte sie sich neben Jessy und begann zu plaudern: «Ich bin zwar nicht mehr gerade im Rutschbahnalter, doch von Zeit zu Zeit kann ich's einfach nicht lassen. Meine Nachbarin sagt immer wieder, ich solle einmal auf einer farbigen runter rutschen, aber die graue ist halt doch eben immer wieder Spitze. Schade, dass es nichts Schnelleres gibt als das Wägelchen. So muss ich mich eben damit zufrieden geben. So ist es in der Welt: Man hätte es oft gerne besser, aber es lässt sich nicht machen. –

Sag mal, warum sitzt du denn hier? Gehe jetzt, sonst bleibst du zuletzt noch kleben auf deinem Sessel. Und so jung und schon ganz allein? Bist du jemandem entlaufen?»

Dann stand sie auf und setzte ihren Anstieg fort. Jessy rief ihr nach: «Nein, ich bin niemandem entlaufen, Ellen hat mich im Stich gelassen, ohne Grund, ganz ohne Grund!»

Kaum waren diese Worte gesprochen, fühlte Jessy, wie sich wohl hundert Stufen unter ihr schräg stellten, so dass sie keinen Halt mehr fand und um eben diese hundert Stufen talwärts glitt. Jessy hätte vor Wut schreien mögen, aber sie spürte, dass dies nicht helfen würde. So stand sie wieder auf und betrachtete die Treppe, die wieder so aussah, wie Treppen eben aussehen: die Stufen schön eben, so dass man festen Tritt fassen kann. Von neuem begann sie zu steigen und dabei die Stufen zu zählen: eins, zwei, drei, vier ...

«Nur nicht nach oben blicken», sagte sie sich, «sonst verlierst du allen Mut.» So schaute sie immer, wenn sie wieder hundert Stufen zurückgelegt hatte, hinunter in die Arena, und es kam tatsächlich ein wenig Freude in ihr auf, als sie bemerkte, wie ihr diese riesige Arena allmählich immer kleiner erschien.

Dann setzte sie sich wieder hin. Hundert Gedanken schwirrten ihr durch den Kopf: «Wo nur steckt Ellen? – Wahrscheinlich hätte ich nicht so quengeln sollen. Das wollte mir Mama schon abgewöhnen. – Vielleicht hätte ich Ellen auch nicht sagen sollen, sie sei gemein. Aber ich hab's doch nicht so ernst gemeint. Ich wollte ja nur, dass sie mich hoch fliegt. – Und geschlagen hätte ich gewiss nicht so fest, dass es ihr wehgetan hätte ...»

Seltsam: Es war, als hätten ihr diese Gedanken neue Kraft in die Beine gegeben. Sie stand auf und stieg hoch und wunderte sich, wie dies mit einemal viel leichter ging als zuvor. «Was ist nur mit mir passiert? Das Treppensteigen ist doch gar nicht so schlimm.» Diesmal nahm sie zweihundert Stufen, ehe sie eine Pause einlegte. Dicht daneben stand eine Ruhebänk. «Du kommst mir gerade recht, das ist bequemer als auf den Stufen der Treppe», sagte sie leise vor sich hin und setzte sich.

Der Ausblick auf die gegenüberliegenden Hügel und Berge war großartig. Zwischen den herablaufenden bunten Bahnen wuchsen Bäume und Buschwerk jeglicher Art, dazwischen lagen kleine Weiher mit glasklarem Wasser, und über bemooste Felswände rauschten kleine Wasserfälle von verschiedener Größe. Es gab auch Häuser, die eher

aussahen wie kleine, palastartig gebaute Gartenhäuschen. Um diese Hüttchen tummelten sich nicht nur Kinder und größere Leute, sondern auch die verschiedensten Tiere, mit denen jene spielten. Einige waren richtige Katzen und richtige Hunde, aber andere sahen diesen bloß ähnlich, waren aber viel schöner und insbesondere zutraulicher als alle Tiere, die Jessy auf der Erde gesehen hatte. Die meisten Tiere nahmen regen Anteil am Spielbetrieb in diesem weiten Tal. Sahen sie von oben irgendein Kind oder sonst eine Person einen Kanal hinunterrutschen, stellten sie sich in die Nähe, blökten oder quiekten, wenn die Rutschbahnfahrer vorbeischossen, und blickten ihnen freudig nach. Jessy wunderte sich, dass sie auf diese große Entfernung alles so deutlich erkennen konnte. Es war, wie wenn sie mit einer Vergrößerungsbrille alles deutlicher und genauer sähe, als sie es bisher gewohnt war. Sie konnte sogar mit ansehen, wie diese wunderlichen Tierwesen jedesmal den Kopf schüttelten, wenn wieder ein Kind in rasender Fahrt einen Kanal hinab schoss, und sogar mit dem Schwanz hinterher wedelten, mit den kleinen Hufen stampften oder mit den Ohren wackelten.

Während sie diesem Treiben gedankenverloren zusah, hatte Jessy nicht bemerkt, dass sich ihr von unten jemand genähert und sich ebenfalls auf die Ruhebänk gesetzt hatte. «Wirklich wunderschön hier», sprach die fremde Stimme unvermittelt. «Dies hier ist eines meiner Lieblingsspieltäler.»

Jessy erschrak nicht wenig, als sie neben sich auf der Bänk jenen Jungen sitzen sah, der ihr zuvor das Wägelchen angeraten hatte. Hatte sie den nicht früher schon einmal gesehen?

«Soeben bin ich dreimal hintereinander hinuntergerast», fuhr der Junge fort, «und jetzt ist's genug für diesmal. Schade, dass diese herrliche Bahn einen so doofen Namen trägt. Sie sollte nicht Sinnlosbahn heißen, sondern Plauschbahn oder Racingway. Wie man mir sagt, kommt man auf keiner der anderen so schnell hinunter. – Übrigens: Wie heißt du?»

«Jessy.»

«So, so, Jessy also. Eine solche habe ich auch einmal gekannt. Sie ging im selben Schulhaus wie ich in die zweite Klasse. Sie hat mir übrigens recht gut gefallen. Aber irgend einmal kam sie nicht mehr, die Familie ist wahrscheinlich weggezogen. Nachher habe ich übrigens keine andere mehr angeguckt.»

Dann war es wieder still, und beide blickten geradeaus, hinüber zu den gegenüberliegenden Bergen.

«Dreh doch bitte mal den Kopf zu mir», begann der Knabe wieder, «du gleichst meiner Jessy ziemlich, ehrlich gesagt nicht nur ziemlich, sondern ganz fest. *Meiner* Jessy ist übrigens übertrieben. Wir haben nämlich nie auch nur ein Wort miteinander gesprochen. Aber gefallen hat sie mir trotzdem. Einmal habe ich sogar von ihr geträumt.»

Wieder trat Stille ein.

«Bald nach dem Wegzug dieser Familie bin ich abgestürzt. Wir wollten in den Ferien nach Amerika fliegen, aber dann sind wir alle abgestürzt. Auch Mama und Papa sind gestorben. Doch die schlafen übrigens immer noch. Ich sei schon sehr früh aufgewacht, hat man mir gesagt. Wie lange schliefst du denn?»

«Keine Ahnung», antwortete Jessy, «ich bin ganz neu hier.»

«So, so, ganz neu? Und schon allein unterwegs! Alle Achtung! Aber ich muss jetzt gehen, Onkel Samuel wartet auf mich.» Dann gab er sich einen Ruck und war bereits wieder auf der Treppe.

«Übrigens: Wie heißt *du*?», rief ihm Jessy nach, aber er schien nichts mehr zu hören und eilte die Treppe hoch. «Wie stark der ist», dachte Jessy, «der nimmt immer gleich zwei Stufen auf einen Schritt. – Der meint doch tatsächlich, ich kenne ihn nicht. Dabei hat er mich immer so angeschaut, wenn ich in der Schule mein Pausenbrot aß.»

Jessy hatte sich erhoben und stieg die steile Treppe hoch, wie wenn es die leichteste Sache der Welt wäre. Zwischendurch nahm sie immer wieder zwei Stufen auf einmal.

3 Bei Onkel Samuel

«Wenn du jetzt nicht gleich gekommen wärest, wäre ich dich suchen gegangen», sagte Onkel Samuel zu Jim.

«Nicht nötig», entgegnete der Knabe, «ich kenne ja den Weg. Aber es dauerte ein bisschen länger, weil ich nach meinen drei Rutschfahrten noch ein Mädchen getroffen habe. Sie saß ganz allein auf einer Bank. Sie sei neu hier, sagte sie mir. Sie wusste nicht einmal, wie lange sie geschlafen hatte. Übrigens heißt sie Jessy.»

Samuel erhob sich aus seinem prunkvollen Sessel, schritt wortlos im Raum auf und ab, blieb bald vor diesem, bald vor jenem Bild stehen und trat schließlich ans weit offene Fenster, von dem aus man den

Park seines Landsitzes am besten überblicken konnte. Jim war still geworden, wie er es immer tat, wenn sein Onkel langsam und wortlos im Raum umherging oder im Rosengarten spazierte. Doch ganz unerwartet wandte sich der Onkel an ihn und sprach: «Jessy, sagst du also, heiße sie. Und sie sei allein und noch neu hier. Seltsam, dass sich niemand ihrer annimmt. Man kann das Kind doch nicht sich selbst überlassen.» Dann hängte Samuel seinen blauen Mantel mit den Goldborten an den Ärmeln und am Kragen, den er immer nur im Salon trug, in den Wandschrank und griff nach dem viel schlichteren grauweißen Mantel zum Ausgehen. «Komm, Jim», sagte er, «wir gehen zusammen zur Treppe.»

Sie traten hinaus ins Freie. «Auf einer Ruhebänk, sagst du, habe sie gegessen. Komm, halt dich an mir fest!» Dann schloss Onkel Samuel die Augen, und beide stiegen hoch, nicht höher als ein kleines Haus, und schwebten dann, einander an den Händen haltend, zwischen den Parkbäumen den Hügel hoch nach der anderen Seite der Kuppe, wo das Rutschbahntal lag.

Die Fahrt ging nicht allzu schnell. Jim mochte es nämlich lieber, das Schweben zu erleben, als in einem kurzen Augenblick von einer Stelle zur anderen versetzt zu werden. Es erinnerte ihn jeweils an die Ballonfahrt, die er zu seinem elften Geburtstag geschenkt bekommen hatte. Damals hätte er nicht gedacht, dass er dieses wundervolle Erlebnis bald einmal so oft haben konnte, wie es ihm Freude machte.

«Wenn wir oben auf dem Hügel sind», wandte sich Jim an seinen Onkel, «halte rechts, dann siehst du eine graue Stiege, die steil von der Arena heraufführt. Etwa auf halber Höhe steht die Ruhebänk, auf der ich Jessy angetroffen habe.»

Samuel begann etwas zügiger zu schweben, erreichte auch bald den Bergkamm und stach dann ziemlich schnell hinunter in den großen Talkessel der Rutschbahnlandschaft. «Dort, sieh dort», rief Jim begeistert, «dort steht die Bänk!» Bald darauf erreichten sie die Stelle, fühlten wieder Boden unter den Füßen und blickten um sich. Aber niemand war da.

«In diesem Fall muss ich aufs Geratewohl suchen. Nun, Jim, zeig mir, wie gut deine Augen sind». Der Onkel fasste den Jungen wieder an der Hand und stieg mit ihm hoch, diesmal viel höher als zuvor, so dass es ihnen möglich war, nicht bloß den ganzen weiten Talkessel zu überblicken, sondern auch die Gegenden jenseits der zwölf Hügel, die

das Rutschbahntal einschlossen. Aber wie sehr sie auch suchten und ihre Augen bis zum Äußersten anstrebten: Jessy blieb verschwunden, so dass sie schließlich betrübt und enttäuscht ihre Suche aufgaben und den Rückflug antraten.

Im kleinen Palast angelangt, zog Onkel Samuel wieder sein gewohntes Prunkgewand an, und Jim setzte sich aufs Sofa, wo er mit den beiden Siamkatzen Kalo und Kulo zu spielen begann. Entgegen seiner Gewohnheit zog sich der Onkel jedoch nicht in seine Bibliothek zurück, um in einem seiner über zehntausend Bücher zu lesen oder auf dem Cembalo zu spielen, das mitten in diesem herrlichen Raum stand, sondern ergriff einen kleinen Polsterstuhl und setzte sich neben Jim. Dann sprach er: «Wenn ich bloß schon über das innere Licht verfügte, dann könnte ich helfen.»

«Meinst du den inneren Lift?», fragte Jim. «Den haben wir doch soeben benutzt.»

«Über den inneren *Lift* verfüge ich schon ziemlich lange, das weißt du. Anders hätte ich dich auch nicht von so weit hierher bringen können. Aber um das Kind zu finden, müsste ich über das innere *Licht* verfügen. Wer das hat, kann die Augen schließen und sich im Herzen wünschen, was er sehen möchte, und schon erscheint die gewünschte Szene wie ein Film vor ihm. Und wenn er dann will, kann er den inneren Lift benutzen und zu jener Stelle hinfliegen, die er dank des inneren Lichtes gesehen hat.»

«Aber du hast mir doch erzählt, dass du regelmäßig eine Schule besuchst, um dies alles zu lernen», erwiderte Jim.

«Ja, das ist richtig, aber es gelingt mir noch zu wenig. Ich werde noch lange üben müssen», bemerkte der Onkel.

«Üben, immer üben, wie in der Schule!», warf Jim ein. «Ich übe gar nicht gern, mich dünkt das langweilig – stets dasselbe und wieder dasselbe.»

Der Onkel lächelte. Dann fragte er: «Wie oft bist du diesmal die graue Bahn hinuntergerast?»

Nun musste auch Jim lächeln. «Übrigens», sagte er, «ich bin inzwischen jedesmal ein bisschen schneller oben.»

«Übrigens», antwortete der Onkel, «das nenne ich eben üben!»

Da begannen beide zu lachen, aus vollen Halse und vollem Herzen, und der Onkel schloss den kleinen Schlingel in die Arme und sagte: «Es freut mich, du machst Fortschritte. Komm, setz dich an den geblum-

ten Marmortisch, wir essen eine Frucht.» Eine größere Ehre hätte der Onkel seinem Neffen nicht erweisen können, denn sonst veranstaltete er nur mit den vornehmsten Gästen ein Fruchtmahl an diesem würdigen Ort.

Jim eilte in den Garderoberraum neben seinem Schlafzimmer und suchte sich ein passendes Gewand aus: einen hellgelben Leinenüberwurf, worauf violette, grüne und lilafarbene Blätter, Ranken und Trauben der Weinrebe gestickt waren. Als Hose wählte er eine aus blaugrünem Seidenstoff, der je nach Licht in allen Farben schillerte. Auch der Onkel hatte seinen üblichen Palastmantel weggelegt und sich ein Kleid ausgesucht, das einer römischen Toga glich, aber ebenfalls mit Früchten und Pflanzen bestickt war.

Dann begaben sich beide in den Park, wo in einem Garten in schönen Reihen etwa hundert prächtige Bäume standen. An jedem hing nur eine einzige Frucht, nicht ganz so groß wie ein Apfel, aber kugelförmig. Alle diese Früchte unterschieden sich nur durch die Farbe.

«So, mein kleiner Jim, wähle nun eine aus, wie es dir eben gefällt», sprach der Onkel.

Jim besann sich nicht lange: «Dort hinten, auf der linken Seite, steht der Baum mit der violettrotten Kugel. Die möchte ich.»

So schritten denn beide zum erwählten Baum, und der Onkel sprach: «Liebe Oklamanda, wir freuen uns, dich besuchen zu dürfen, und bitten dich um deine Frucht.» Da schüttelte der Baum ganz fein alle seine Äste und Zweige, als wollte er sagen: «Ich habe es gehört und schenke dir gerne, was ich geschaffen habe.» Hierauf senkte sich der Ast, an dem die Frucht hing, und der Onkel löste sie behutsam ab. «Ich danke dir und bitte dich, sei so lieb und lass wieder eine neue Frucht wachsen und reifen.»

Auf dem Rückweg in den Festsalon, wo der geblumte Marmortisch stand, bemerkte der Onkel: «Ja, ja, hier geht es schon ein bisschen anders zu als auf der Erde, wo man mit einem Baum erst dann zufrieden ist, wenn man mit seinen Früchten einen ganzen Karren füllen kann.»

«Die Menschen dort müssen eben essen, damit sie nicht sterben», bemerkte Jim, und seine Stimme klang so, als hätte er eben jetzt gerade etwas besonders Interessantes und Wichtiges neu herausgefunden.

«Es ist wahr, wir hier in dieser Gegend sind froh, dass wir nicht mehr essen müssen, wenn wir nicht wollen. Wir essen bloß noch aus Freude oder weil wir wünschen, dass uns durch das Essen neue und gute

Gedanken einfallen. Ich bin ja gespannt, welche neuen Erkenntnisse du gewinnst, wenn du einen tüchtigen Biss von der Oklamanda-Frucht genossen hast.»

Mittlerweile waren sie zurück im Salon, und der Onkel legte die Frucht in eine goldene Schale, die mitten auf dem geblumten Marmortisch stand. Dann schritt er zur Fensterfront und zog die Vorhänge zu, wodurch der Raum merklich abgedunkelt wurde. Jim sah sofort, wie durch diese Maßnahme die Frucht in der Schale zu leuchten begann und zudem ringsum einen unbeschreiblich süßen und angenehmen Duft verbreitete.

Nun setzten sich beide an den Tisch. Langsam und mit großer Ehrfurcht hob der Onkel die Frucht heraus. Dann zerschnitt er sie mit einem Silbermesser, dessen Griff perlmutterartig schillerte, in zwei gleiche Stücke und legte das eine Jim in den kleinen Teller, der immer auf diesem Tisch bereitstand. Jim war sehr bemüht, ja nichts falsch zu machen, und griff daher nur sehr langsam und vorsichtig in den Teller. Aber kaum hatte er seine Fruchthälfte in der Hand, hielt er es nicht mehr länger aus und biss beherzt hinein. Dann lehnte er sich zurück und kaute und kaute, und es sah fast so aus, als müsste er mit einem zähen Stück Leder fertig werden. Doch seine geschlossenen Augen und seine Mimik schienen zu sagen: «Oh, wie wunderbar, wie süß und schmackhaft, und wie sich alles in meinem Munde auflöst und mir dabei alle Freuden der Welt durch die Glieder fahren!» Jim wusste nämlich sehr genau, dass es galt, den Bissen bloß zu zerkauen, aber nichts zu schlucken, denn nur so erwirkte die Frucht in seiner Seele jenes wonnevolle Gefühl, das ihm einen Vorgeschmack des Himmels zu geben vermochte.

Nachdem Jim den ersten Bissen in sich aufgenommen hatte, sprach der Onkel: «Gewiss hast du dich nicht bloß himmlisch gefühlt, sondern es sind in dir auch neue Gedanken und Entschlüsse aufgestiegen.»

«Tatsächlich», bestätigte Jim, «das einsame Mädchen auf der Bank, das weiß ich jetzt genau, war wirklich jene Jessy, die mir schon in der Schule so gut gefiel, und ihre Familie ist nicht weggezogen, sondern Jessy ist von einem Auto überfahren worden. Das war noch vor unserem Flugzeugabsturz, aber sie hat sehr lange geschlafen, weshalb ich ihr gegenüber hier einen gewissen Vorsprung habe. Übrigens: Ich werde künftig nicht mehr die graue Bahn hinunterrasen. Welche der farbigen es sein wird, weiß ich allerdings noch nicht, es wird sich zeigen.»

Nun wollte auch der Onkel nach seiner Fruchthälfte greifen, doch bevor er noch einen Teil abbeißen konnte, begannen die Hausglocken zu bimmeln. Das waren feine Glöcklein, die wie an den Zweigen eines Tännchens hingen, das aber nicht aus Holz bestand und auch keine grünen Nadeln hatte, sondern kunstreich aus silbernen und gläsernen Röhrchen hergestellt war. Eine feine Schnur, die in der Mitte des Stämmchens angebunden war, führte durch ein Loch in der Wand hinaus vor das Portal, so dass jemand, der Einlass begehrte, daran ziehen und so wohl hundert süße Glockentöne erzeugen konnte.

«Besuch!», sagte der Onkel freudig. «Wer mag das wohl sein?» Er legte seine Fruchthälfte sorgsam in den Teller zurück, erhob sich und schritt langsam zum Portal.

Draußen stand Jakob, Samuels Bruder. Der Onkel hieß ihn eintreten und gleich am geblumten Marmortisch Platz nehmen. «Ein kleines Festessen, wie ich sehe», bemerkte Jakob. «Unser Neffe hat es offensichtlich gut bei dir. – Und du, mein kleiner Jim, bist du immer noch vernarrt in die Sinnlosbahn? Macht nichts, saus runter, solange es dir Spaß macht!»

«Lieber Onkel Jakob, nächstens werde ich wohl eine andere ausprobieren. Übrigens bin ich einer früheren Freundin aus meiner Schule begegnet. Sie wusste zwar nicht, dass sie meine Freundin war, und sie war ganz allein.»

«Und da bist du einfach deiner Wege gegangen, ohne dich um sie zu kümmern?», fragte Jakob erstaunt.

«Ich war eben so richtig im Schuss, weil ich dreimal die graue Bahn genommen hatte und rasch zurück wollte, um Onkel Samuel nicht zu betrüben», entgegnete Jim. «Wir haben das Mädchen dann gemeinsam gesucht, konnten sie aber nicht finden. Sie heißt übrigens Jessy.»

«Wir sollten jemanden beiziehen, der über das innere Licht verfügt», sprach Jakob. «Mein Bruder Samuel und ich sind noch zu wenig weit, um sie selber ausfindig zu machen. – Aber ich bin nicht deshalb gekommen, sondern möchte euch mitteilen, dass Jims Mutter allmählich am Erwachen ist. Es wäre schön, wenn Jim und Samuel auch bei der Begrüßung dabei sein könnten.»

«Und was ist mit Papa?», fragte Jim. «Schläft der weiter wie ein Murmeltier? Das hat er ja auch zu Hause gemacht. Wenn der einmal schlief, hättest du mit einer Kanone schießen können, und er hätte nichts gehört.»

«So ist es», antwortete Jakob, «ich habe mehrmals versucht, ihn zu wecken, aber er ist noch weit fort, irgendwo in einem fernen Traumland, und es wird wohl noch ziemlich lange dauern, bis wir ihn bei uns haben. Aber drüben im Tal der Neuankömmlinge ist er gut aufgehoben. Zwei Frauen wachen abwechselnd darüber, dass er nicht erschrickt, wenn er irgendwann einmal die Augen öffnet. Jims Mutter liegt gleich im Zimmer nebenan, und eine der Betreuerinnen hat mir aufgetragen, euch zu rufen.»

«So geh, Jim», sprach Samuel, «zieh dir etwas Schönes an! Das wird die Mutter freuen. Ich räume unterdessen den Tisch ab und mache mich ebenfalls bereit.»

4 Im Heim der Neuankömmlinge

Nach einer Weile verließen alle drei in bester Kleidung den kleinen Palast. Sehr eilig hatten sie es nicht, weshalb sie sich Zeit für einen Fußmarsch nahmen. «Mir wäre es übrigens lieber gewesen», bemerkte Jim nach einer Weile, «ihr beide hättet den inneren Lift benutzt und mich in die Mitte genommen, um zum Heim der Ankömmlinge zu schweben.»

«Machen wir ihm doch die Freude!», schlug Samuel vor. Sofort ergriffen die beiden Onkel Jims Hand, blickten einen kurzen Augenblick nach oben und hoben dann sanft ab. Allzu hoch hinaus wollten sie nicht, aber Jim war auch mit einem Flug zufrieden, der zwischen den Kronen der Parkbäume und über die Köpfe der Spaziergänger führte. Es dauerte nicht lange, bis sie im Tal der Neuankömmlinge eintrafen, und Jakob wusste genau, in welchem der vielen Heime Jims Mutter schlief. So nahmen sie dort im Warteraum Platz.

«Es ist schon unglaublich, wie schön hier drüben alle Häuser und Räume sind», sagte Jim begeistert, als er sich im Wartesaal umgesehen und all die schmucken Gegenstände und Möbel betrachtet hatte, die so kunstvoll angefertigt und geschmackvoll in den ganzen Raum eingefügt waren.

«Du wirst später noch in Gegenden kommen, da sieht es durchaus anders aus», entgegnete Samuel, und Jakob ergänzte: «Dort sind viele Behausungen noch scheußlicher als die Blechhütten in den schlimmsten Armenvierteln auf der Erde.»

Jim schaute die beiden Onkel ungläubig und verblüfft an, denn er

hielt seine schöne und angenehme Umgebung für das ganz Normale in der jenseitigen Welt. Samuel sah sehr wohl, was in ihm vorging, und sagte daher: «Man wird dir das alles später erklären, aber jetzt wollen wir uns auf die Ankunft deiner Mutter freuen. Wir könnten uns doch einen kleinen Spaß erlauben, damit Mutters Überraschung noch größer ist. Komm, wir verstecken dich hinter jener Schmuckkommode und stellen diesen großen Blumenstrauß davor, damit sie dich nicht gleich sieht.»

Jim war begeistert von dieser Idee. Willig stellte er sich in die Ecke, und Samuel und Jakob schoben mit vereinten Kräften eine Vase mit einem mannshohen Blumenstrauß davor. Es dauerte tatsächlich nicht lange, bis eine der beiden Betreuerinnen ganz aufgeregt in den Warteraum kam und meldete, Jims Mutter habe die Augen schon mehrmals leicht aufgeschlagen und zweimal kräftig durchgeatmet. Es könne wirklich nicht mehr lange dauern, bis es soweit sei. Und dann verschwand sie ebenso schnell wieder im Aufwachzimmer, wie sie gekommen war.

Auch Samuel und Jakob waren nicht mehr ganz so geduldig, wie man sie sonst kannte, sondern schritten ziemlich nervös auf und ab und schauten immer wieder zur Türe in der Erwartung, ihre Schwester Lena werde dort endlich erscheinen.

«Was ist das doch für ein Unterschied zwischen dem Abschiednehmen dort auf der Erde und dem Ankommen hier in der neuen Welt!», sagte Samuel zu Jakob. «Dort weinen alle vor Schmerz, und viele sind sogar verzweifelt, während hier Freude und Erwartung herrscht. Schade, dass die dort unten das nicht mit ansehen können!»

«Es wird wohl seinen Sinn haben», bemerkte Jakob und fing an, seine Schritte zu beschleunigen.

«Wenn ich dort unten so hinter einem Blumenstrauß warten müsste», rief Jim aus seinem Versteck, «wäre ich wohl schon längst vor Müdigkeit umgefallen.»

Allmählich begann sich der geräumige Wartesaal zu füllen, denn auch entferntere Verwandte, Freunde, Nachbarn und Arbeitskollegen, die schon längere Zeit in der neuen Welt lebten, hatten von Lenas zu erwartendem Erwachen gehört und wollten sie willkommen heißen. Ganz hinten an der Wand hatte sich sogar Hanni Wildleber eingereiht, Lenas frühere Nachbarin, mit der sie sich immer gestritten hatte. Sie stieß einen ihr unbekanntem Herrn mit dem Ellenbogen an und sagte:

«Ich möchte nicht, dass mich Lena gleich zu Beginn sieht, denn ich weiß nicht, ob sie mir die früheren täglichen Sticheleien verzeihen hat. Dann würde ich ihr das Begrüßungsfest trüben. Ich meinerseits habe in meinem Inneren Frieden mit ihr geschlossen und möchte ihr zeigen, dass es besser ist, in der neuen Welt ein neues Leben zu beginnen.»

Nun mussten doch alle ein bisschen zusammenrücken, denn das kleine Orchester, wie es sie in jedem Heim für Neuankömmlinge gab, betrat den Raum und nahm auf dem Podium Platz. Der Dirigent hatte bei den Brüdern Samuel und Jakob in Erfahrung gebracht, dass Lena eine Vorliebe für Streichinstrumente besaß und in ihren jungen Jahren selber Geige spielte. Deshalb wählte er für den heutigen Empfang ein kleines Streicher-Ensemble. Jim blickte aus seinem Versteck hinüber zum Podium und bemerkte: «Diese Instrumente sehen übrigens nicht genau gleich aus wie jene, die ich auf der Erde gesehen habe.»

«Sei jetzt still und verrate dich nicht!», flüsterte Onkel Samuel und hielt sich den Zeigefinger auf den Mund. In diesem Augenblick öffnete sich die Türe des Schlafrumes, und tatsächlich erschien dort feierlich, frisch gekämmt und neu eingekleidet Lena, Jims Mutter. Ungläubig und von der Pracht verwirrt, blickte sie im Raum umher. Noch ehe sie etwas sagen konnte, hob der Dirigent den Taktstock und ließ die Streicher ihren Instrumenten derart liebliche Töne entlocken, dass einige der anwesenden Damen die Tränen abwischen mussten, während andererseits einige Musikkenner unverkennbar schmunzelten. «Ein wenig kitschig ist's schon», flüsterte Samuel seinem Bruder ins Ohr, «ganz nach dem Geschmack unserer Schwester.»

Lena war auf das Flüstern aufmerksam geworden, ohne zu verstehen, was gesprochen wurde, und eilte ihren Brüdern entgegen, wo sie ihre unvermeidlichen Umarmungen und Begrüßungsküsse erhielt. Dies veranlasste die Musikkapelle, bloß noch ganz leise und hintergrundartig zu spielen. Lena war von der ganzen Aufmachung derart verwirrt, dass sie nicht wusste, was von alledem, das ihr durch den Kopf schoss, sie zuerst sagen sollte: «Seid ihr es wirklich? Wenn ich das gewusst hätte! ... Ja, wo ist denn George, mein Mann? ... Was ist denn passiert, warum bin ich hier? ... Oh, das ist ja Tante Sophie, oh, wie jung du aussiehst! Komm, lass dich umarmen! ... Und da ist Herr Obermüller, mein ehemaliger Chef! Und in was für einer Kleidung! Seit wann tragen Sie Violett? ... Und dort hinten steht ja auch meine ehemalige Nachbarin! Will die mich wohl wieder ärgern? Aber lassen

wir's! ... Was sagt ihr da: ein Flugzeugabsturz? Ach ja, wir wollten nach Amerika! So, so, George, die Schlafkappe, schläft noch. Wie lange wohl noch? ... Und was ist mit Jim, schläft der auch noch? Lasst mich zu Jim, ich muss ihn schlafen sehen!» Dieser Wortschwall war wirklich ergötzlich, und alle hatten Verständnis für Lenas Verwirrung – einem Gemisch aus Freude, Überraschung, Schmerz und Neugier.

«Oh, dieser herrliche Blumenstrauß! Passt doch auf, da stößt jemand die Vase um!»

Jim hatte es nicht mehr länger ausgehalten. Er stürmte aus seinem Versteck hervor und rief laut: «Mama! Mama!», und eilte in ihre Arme. Mehrere der Umstehenden zogen ihre Taschentücher hervor, und einige drehten sich gar gegen die Wand. Es war nun ganz still geworden; man hörte bloß noch das Schluchzen der beiden, die sich ganz unerwartet wieder gefunden hatten, und niemand wagte, irgend etwas zu sagen. Der Dirigent der Kapelle, die zu spielen aufgehört hatte, rettete die Situation, indem er den Einsatz zu einem flotten, fröhlichen Lied gab, das alle kannten und das einige Sangesfreudige gar ermutigte, allmählich einzustimmen und mindestens die erste Strophe mitzusingen.

Nachdem das Lied verklungen war, ergriff Samuel das Wort, dankte den Anwesenden für den Empfang der Schwester und lud sie ein, sich draußen im Park unter den Bäumen einzufinden, wo es genügend Bänke zum Sitzen und auch reichlich Gelegenheit gebe, miteinander zu sprechen und alte Erinnerungen auszutauschen.

5 Bei den Gnomen und Elfen

Jessy hatte nach der Begegnung mit Jim wieder Kraft in den Beinen verspürt. Wenn auch Ellen sie verlassen hatte, so gab es in diesem Land doch einen Menschen, den sie irgendwie kannte, wenn auch nur vom Sehen auf dem Schulhof. Wer weiß, vielleicht kam er wieder einmal die graue Treppe hoch, und dann könnte sie sich mit ihm zusammuntun. Rüstig stieg sie immer höher und höher. Nach jeweils zweihundert Stufen drehte sie sich um und blickte in die Tiefe, wo die Arena im Mittelpunkt des Rutschbahntales immer kleiner erschien.

Sie war noch nicht ganz oben, als sie in der Nähe der Treppe eine kleine Grotte entdeckte. Ein schmaler Weg führte hin, und den schlug sie ein, denn sie wollte sich dort ein wenig abkühlen und sich auf einem

der Bänklein im Hintergrund der Höhle ausruhen. Der Anblick der Grotte begeisterte sie: Auf vielen bemoosten Felsvorsprüngen standen zierliche Figuren, die ein bisschen den drei Zwergen glichen, die bei ihrem Haus auf der Erde am Gartenteich standen, aber hier waren die Figuren echter, die Farben passten besser zueinander, und die Gesichter hatten einen liebevollen und warmen Ausdruck. Auch gab es hier nicht bloß Zwerge, sondern auch Gnomen, Elfen und andere Wesen, die sie nicht benennen konnte. An verschiedenen Stellen der felsigen Grottenwand floss Wasser heraus und plätscherte in kleinen Rinnsalen über die bemoosten Steine. Da und dort stürzten die Bächlein sogar in kleinen Wasserfällen hinab und ergossen sich in einen niedlichen Teich, der am Ausgang der Grotte stand und in welchem wunderbar geformte und in allen Farben schillernde Fische schwammen.

Jessy trat in die Grotte ein und setzte sich ganz hinten auf eine Bank. Sie fand es lustig sich vorzustellen, dass sie von hier aus eine prächtige Aussicht genoss, aber umgekehrt niemand sie zu sehen vermochte. Sie war zwar immer noch traurig und fühlte sich einsam, aber die Grotte war so zauberhaft und die zahlreichen Figuren blickten so freundlich in die Welt, dass sie sich hier dennoch wohl und geborgen fühlte. «Wenn ich schon allein sein muss», sagte sie vor sich hin, «dann will ich wenigstens an einem schönen Ort wohnen. Und von hier aus kann ich sogar einen Teil der grauen Treppe überblicken. Gewiss kommt Jim wieder einmal vorbei, und dann rufe ich ihn, damit er zu mir kommt.»

Dann betrachtete Jessy alle Figuren, sah still verträumt dem Fließen des Wassers oder den Fischen zu und fand zunehmend Gefallen daran, diese Stille und diese Geborgenheit zu erleben. «Eigenartig», dachte sie, «ich hätte gar nicht geglaubt, dass es so schön sein kann, allein und still zu sein.»

Als sie sich an den Figuren, am Wasser und an den Fischen satt gesehen hatte, wanderten ihre Blicke wieder hinaus, wo sich ihr die prachvolle Landschaft darbot und wo sie auf der gegenüberliegenden Seite des Tales all die vielen bunten Bahnen bestaunen konnte. Einmal sah sie, wie ein Mann durch die Luft schwebte, aber nicht etwa allein; nein, er hielt einen Knaben im Arm und zog mit ihm in weiten Kreisen immer von neuem über das Rutschbahntal. «Vielleicht sucht er etwas, oder vielleicht will er dem Knaben das schöne Rutschbahntal zeigen, wer weiß. Wenn die beiden wüssten, dass ich sie sehe, sie aber mich in meiner Grotte nicht bemerken können ...»

Jessy musste bei diesem Gedanken plötzlich lachen und sprach dann einen der Zwerge zu ihrer Seite an: «Gewiss gefällt es dir hier auch so gut wie mir, nicht wahr?»

Wie erschrak sie aber, als dieser den Kopf hob und leicht zu ihr hin drehte und dann zu sprechen begann: «Wenn es uns hier nicht gefiele, so wären wir längst ausgezogen.» Und ehe Jessy sich von ihrem Schreck erholt hatte, fingen alle Figuren an sich zu bewegen, und einige kletterten die Felsen hoch, während andere sich in einen Kreis setzten und miteinander zu plaudern begannen.

«Jetzt habe ich geglaubt, hier ganz allein zu sein! Weshalb seid ihr denn bis jetzt so still dagestanden?», fragte Jessy.

«Wir wollten dich nicht erschrecken», sagte der Zwerg, der eine kleine goldene Krone auf dem Kopfe trug, «und deshalb habe ich allen Hausbewohnern hier befohlen, sich still zu halten, bis ich es erlaube.»

«Ja, gehorchen die dir denn alle aufs Wort? Gut, dass ich kein Zwerg bin, denn das könnte ich nicht. Mir hat es sogar Spaß gemacht, das Gegenteil von dem zu tun, was Papa oder Mama wollten. Einmal sagte Papa, ich dürfe nicht mit den Streichhölzern spielen, aber es wäre fast schief herausgekommen, als ich es trotzdem tat. Gut, dass die Feuerwehr gleich neben unserem Haus wohnte.»

«Ich weiß», sagte der Zwergenkönig, «dass viele Menschen sich davor fürchten, sich einem anderen zu fügen. Bei uns hier ist das anders. – Übrigens: Weshalb bist du eigentlich allein? Das haben wir schon lange nicht mehr erlebt. Nur die Großen dürfen in unserer Welt alleine leben, wenn sie wollen.»

Da fiel Jessy ein, wie auch Jim häufig «übrigens» sagte und sie ihn zuletzt sogar ein bisschen nachgeäfft hatte. «Ja», sagte sie, «es wäre schon schön, wenn Jim bei mir wäre, aber ich weiß nicht, wo er wohnt oder wie ich ihn finden kann. Vielleicht kommt er nächstens einmal die graue Treppe hoch, dann fange ich ihn ab.»

Da mischte sich eine Elfe ins Gespräch, die auf einem Seerosenblatt saß und den beiden still zugehört hatte: «Aber in der Regel werden doch Kinder, die neu angekommen sind, von einer Helferin oder einem Helfer begleitet. Bist du etwa entlaufen?»

«Nein», antwortete Jessy kleinlaut, «Ellen hat mich verlassen.»

Dann trat eine lange Stille ein, und alle Grottenwesen schauten gespannt auf Jessy, als ob sie von ihr eine weitere Erklärung erwarteten. «Ich glaube, ich habe einen Fehler gemacht», sagte sie schließlich, «ich

wollte Ellen einfach befehlen, mich wieder auf den Berg zu tragen. Und weil sie mir nicht sofort gehorchte, habe ich geschimpft und gestampft und geschrien und wollte sie sogar schlagen. Auch sagte ich zu ihr, sie sei gemein.»

«Ich nehme an», sprach der Zwergenkönig, «dass Ellen daraufhin verschwunden ist.»

«Ja, genauso war es. Ich war plötzlich allein.»

«Das ist in unserer Welt meistens so, wenn man jemanden angreift. Wenn es nicht so wäre, gäbe es womöglich Streit, und das wollen wir hier nicht. Es gibt schon Gebiete und Täler, in denen gestritten wird, aber die sind weit weg von uns, und die Bewohner jener Gegenden sind sehr unglücklich.»

«Weshalb bin ich denn nach dem Erwachen hierher in die schönste Gegend gekommen?»

Da begannen alle herzlich zu lachen. «Glaube bloß nicht, das hier sei die schönste aller Gegenden! Es gibt noch viel schönere, aber die sind so wundervoll, dass sie niemand beschreiben kann, auch wir Naturwesen nicht.»

«Aha, ihr seid also Naturwesen», bemerkte Jessy. «Aber was bin *ich* denn? Früher war ich ein Mensch, doch dann hat mich ein Auto überfahren. Was bin ich jetzt?»

Da lachte das ganze kleine Elfen- und Zwergenvolk erneut, doch nicht etwa so, dass sich Jessy bloßgestellt fühlte, sondern so, dass sie es selber lustig fand und herzlich mitlachte.

«Natürlich bist du immer noch ein Mensch», erklärte der Zwergenkönig. «Mensch bleibt Mensch, ganz gleich, ob er hier oder dort lebt.»

«Ach, so ist das», nickte Jessy und blickte dann versonnen in den Teich.

Wie sie nach einer Weile aufblickte, standen alle Zwerge und Elfen wieder wie versteinert da, als wären es Figuren, die man in einer Gärtnerei gekauft hatte. Jessy schritt auf den kleinen König zu, streichelte ihm über die Wangen und bat: «Lieber Zwergenkönig, sag doch bitte etwas, werde bitte wieder lebendig!» Doch wie sehr sie auch flehte, alles blieb still, und Jessy hörte bloß das leise Rauschen der kleinen Wasserbäche und das Plitsch und Platsch der herabfallenden Wassertropfen.

6 Im Glaspalast

«Na, endlich bist du wieder da!», rief Brigitte, als Ellen über den Rasen auf den kleinen Glaspalast zugeschwebt kam. «Hast du die Kleine wecken können?»

«Grüß dich, Brigitte!», erwiderte Ellen erfreut. Dabei ließ sie sich im Garten vor ihrer Freundin nieder und setzte sich dann mit ihr auf die golden glänzende Bank unter dem Kranichbaum. «Schön, dich wiederzusehen. Ja, es war nicht leicht, Jessy schlief fast wie ein Siebenschläfer. Immerhin habe ich sie schließlich wach bekommen und ihr ein wenig die neue Welt gezeigt. Aber dann wurde sie richtig böse auf mich und hat, ohne es zu wollen, die Verbindung zu mir unterbrochen.»

«Und jetzt», fragte Brigitte entsetzt, «irrt sie allein in der neuen Welt umher? Das können wir doch nicht einfach zulassen!»

«Du weißt ja, dass ich mich ihr erst wieder zeigen kann, wenn sie sich in ihrem Herzen wieder mir zuwendet. Ich nehme an, dass sie allmählich ihren Fehler einsieht. Sie ist gewiss kein böses Kind», entgegnete Ellen.

«Komm, wir zünden unser inneres Licht an, damit wir wenigstens sehen können, wo sie ist und wie es ihr geht», schlug Brigitte vor.

«Gut, gehen wir in die Lichtkapelle!»

Sie traten in die Eingangshalle des kleinen Glaspalastes, wo ein eindrücklich gestaltetes und in allen Farben funkelndes Glasportal in den zentralen Raum des Gebäudes führte. In den Torbogen eingelassen funkelten zwölf Edelsteine, jeder von einer anderen Farbe. Brigitte berührte langsam der Reihe nach alle zwölf Steine, worauf sich die beiden Torflügel lautlos öffneten und die beiden Freundinnen in die Kapelle eintreten konnten. Diese war, wie das ganze Haus, aus kostbarem Kristallglas erbaut, das je nach Blickwinkel bald rosa, bald bläulich violett, bald in goldenem Gelb schillerte. Der Boden bildete ein regelmäßiges Sechseck, und auf den hoch nach oben gezogenen Glaswänden ruhte eine ebenfalls gläserne Kuppel, von deren höchstem Punkt an einer gläsernen Kette ein Kristall-Leuchter hing. Von ihm breitete sich auf alle Seiten ein geheimnisvolles Licht aus, ohne dass man sagen konnte, was das Licht erzeugte. Vor den Wänden, ausgenommen jener, die durch das Eingangsportal durchbrochen war, standen fünf thronartige Sessel, ebenfalls aus Glas und überdacht mit einer kleinen Glaskuppel. Brigitte und Ellen nahmen einander gegenüber Platz, und

kaum hatten sie sich gesetzt, erklang im ganzen Raum, ohne dass man irgendeinen Lautsprecher hätte bemerken können, feine, geheimnisvolle Musik. Dann schlossen die beiden wieder die Augen, und genauso, wie der Leuchter langsam erlosch, begannen die Augen der beiden auf unerklärliche Weise wie kleine Laternen zu schimmern.

«Siehst du schon etwas?», fragte Brigitte.

«Ja, jetzt erscheint es gleich», antwortete Ellen. «Jessy müht sich auf der grauen Treppe ab.»

«Ah ja, eben habe auch ich Verbindung erhalten. Siehst du, jetzt kommt eine Frau die Treppe herauf und spricht mit ihr. Hoffentlich etwas Tröstliches.»

«Es macht nicht eben den Anschein. Die Frau ist selber fast noch ein Kind», bemerkte Ellen. «Ah, sieh, nun gibt die Treppe nach und lässt Jessy wieder hinabrutschen!»

«Was hat sie wohl wieder angestellt? Vermutlich gelogen», meinte Brigitte.

«Komm, wir gehen ins Gesprächszimmer», schlug Ellen vor, «um zu beraten, was wir tun können.»

Sie öffneten langsam die Augen, der Leuchter begann wieder sein geheimnisvolles Licht zu spenden, und dann verließen sie den Raum. Das Gesprächszimmer lag rechts des Eingangs zur Kapelle, und auch hier bestand alles aus Glas, wodurch es möglich war, nicht nur hinaus in den herrlichen Park und Garten zu blicken, sondern auch in alle anderen Räume. Die Sitze, die sich um einen kristallinen Tisch gruppierten, waren ebenfalls durchsichtig, bestanden aber aus einem weichen Stoff, der den Sitzenden das Gefühl von friedvoller Bequemlichkeit vermittelte.

«Ich nehme an», begann Brigitte das Gespräch, «dass es das Beste sein wird, wenn wir Jessy ein wenig sich selbst überlassen. Etwas wirklich Gefährliches kann ihr hier ja nicht zustoßen, und dass sie sich in die düsteren Täler der Verlassenen verirrt, ist ausgeschlossen.»

«Das sehe ich auch so», stimmte Ellen zu. «Wer sich einsam fühlt, macht oft große Fortschritte, besonders, wenn ihm nicht gleich jeder Wunsch erfüllt wird.»

«Ich schlage also vor, dass sich eine von uns beiden in regelmäßigen Abständen nach ihr umsieht, und solange sich alles zu ihrem Wohle entwickelt, greifen wir nicht ein.»

«Einverstanden. Ich bin gespannt zu erfahren, was ihr so alles begeg-

nen und wie sie sich in ihrer Lage bewähren wird.»

Damit war das Gespräch über dieses Thema beendet, und es trat eine Pause ein, in der sich die beiden Freundinnen einfach ansahen. Das Gesicht der anderen still zu betrachten und dabei zu schweigen, machte beide glücklich.

«Du», begann Brigitte nach einer Weile wieder, «mir fällt ein, dass nächstens wieder einmal Samuel zu dir in den Kurs kommt. Macht er überhaupt Fortschritte?»

«Es ist nicht ganz einfach mit ihm», antwortete Ellen. «Er ist sehr lieb und macht es mit Jim wirklich gut, und den Trick mit dem inneren Lift hat er ziemlich schnell gelernt. Aber die Sache mit dem inneren Licht ist eben doch wesentlich anspruchsvoller. Er übt zwar gut, aber er will zu schnell Erfolg haben. Er vergisst dabei immer wieder, dass wir hier endlos viel Zeit haben.»

«Du meinst, er sollte mehr Geduld zeigen?»

«Ja, und oft auch noch mehr Stille. Bei ihm muss immer etwas laufen, und das macht die Aufgabe nicht leichter. Aber er ist wirklich ein interessanter Mensch, und das Wichtigste ist bei ihm ja vorhanden.»

«Der gute Wille?»

«Ja, das ist die Grundlage. Ohne guten Willen bleibst du stehen und bekommst nie eine Ahnung von all den Herrlichkeiten unserer Welt.»

7 Lenas neues Heim

Lena war hingerissen von dem freundlichen Empfang, den die Verwandten und Freunde ihr nach ihrem Erwachen bereitet hatten. Auf der Erde hatte sie sich stets damit gebrüstet, dass sie nicht an ein Weiterleben nach dem Sterben glaube, denn das seien Kindereien oder Träume von Phantasten. Sie brauche so etwas auch nicht, Schluss sei Schluss, und tot sei tot. Vielleicht hatte sie damals ihren Standpunkt auch deshalb so entschieden behauptet, weil sie insgeheim ein schlechtes Gewissen hatte wegen der Art, wie sie lebte, und sich deshalb fürchtete, es könnte nach dem Tod so etwas wie ein Gerichtsverfahren geben. Auf einer Ägyptenreise hatte sie in einem Pharaonengrab auf einem Bild gesehen, wie nach dem Sterben das Herz gewogen wird. Es musste so leicht sein wie eine Feder. War es aber schwer von ungu-ten Gedanken oder bösen Taten, senkte sich die Waagschale, und der Höllenhund nahm es in Empfang. Ihr schauderte vor der Vorstellung,

dieses Biest könnte seine spitzen Zähne in ihr Fleisch schlagen und sie in Stücke zerreißen. Und nun, da es sich zeigte, dass man nach dem Sterben durchaus nicht tot war, fand sie es großartig, dass ihr nichts dergleichen widerfuhr, sondern dass sie unvorstellbar festlich empfangen wurde.

Das Empfangsfest im Park vor dem Heim der Neuangekommenen hatte lange gedauert. Viele Umstehende, die auf das Erwachen ihrer Angehörigen warteten, hatten sich unter die Festgemeinschaft gemischt und aßen ebenfalls von den Früchten, die Jakob unter den großen Parkbäumen auf hübschen Tischchen hatte bereitstellen lassen.

Allmählich löste sich die Festgemeinde auf, die Gästeschar wurde kleiner und kleiner, und schließlich blieben nur noch Jakob, Samuel und der kleine Jim bei Lena. Samuel machte den Vorschlag, Lena möge einstweilen in seinen Palast kommen, bis sich für sie entscheide, wo sie wohnen werde. Jakob schloss sich der Gruppe an, und sie begaben sich auf den langen Weg, der zu Samuels Behausung führte.

Zuerst schritten sie schweigend nebeneinander her, doch nach einer Weile begann Lena das Gespräch: «Der Empfang war ja wirklich überwältigend, vielen Dank nochmals. Nur die Musik war nicht ganz nach meinem Geschmack. Ich habe zwar früher Violine gespielt, doch in der letzten Zeit hörte ich lieber Jazz. Irgendwie ist das rassisger als dieses Geigengesäusel.» Samuel antwortete nicht, sondern verzog sein Gesicht zu einem kleinen Schmunzeln und blickte seinen Bruder an.

«Und dass die Wildleberin unbedingt dabei sein musste, war nicht gerade geschmackvoll», fuhr Lena fort. «Es scheint, dass sie mich hier weiter ärgern will.»

«Das siehst du falsch», erwiderte Jakob, «sie ist dir wohl gesonnen und hat dir verziehen.»

«Mir musste die nichts verzeihen, sie war es, die mich immer schikaniert hat. Dass sie sich einmal genau dasselbe Kleid gekauft hat, bloß um mich zu ärgern, verzeihe ich ihr nie.»

«Solche Zänkereien haben hier im neuen Land keinen Platz, Lena», sprach darauf Samuel. «Wer dem anderen nicht verzeiht, schadet sich nur selber.»

«Du bist natürlich einmal mehr auf ihre Heucheleien hereingefallen», gab Lena giftig zurück, worauf die beiden Brüder schwiegen.

«Mama», sagte Jim nach einer Weile, «denk jetzt doch nicht immer

an das Vergangene. Schau diese herrliche Landschaft, die Blumen, Bäume, Seen, Berge und Häuser! So etwas hast du gewiss drunten auf der Erde noch nie gesehen.»

«Jetzt guck dir mal diesen kleinen Gernegroß an!», rief Lena aus. «Jetzt will der mich auch noch belehren! Kinder wie du haben zu gehorchen, nicht zu kritisieren.»

«Und trotzdem hat Jim Recht», wandte Samuel ein, «und die liebe Art, wie du sprichst, wird dich hier unglücklich machen.»

«Um mein Glück brauchst du dich nicht zu sorgen», entgegnete Lena heftig, «lass das meine Sache sein und wisch vor deiner eigenen Türe.»

Wieder gab es eine Pause und wieder fing Jim zu reden an: «Mama, ich habe hier noch niemanden so reden gehört, das passt nicht hierher, und mir tut es weh.»

«Du sollst den Mund halten! Das habe ich dir vorher schon gesagt», fuhr sie Jim unwirsch an und wandte sich dann an Samuel: «Du hast den Jungen schon in kurzer Zeit verwöhnt, darum ist er so frech.»

«Ich habe nichts Freches von ihm gehört», wehrte Samuel ab, «er ist ein ganz lieber Bub und macht gute Fortschritte.»

«Welche Fortschritte er macht, werde ich künftig bestimmen. Der hat nur immer Flausen im Kopf, und die werde ich ihm hier austreiben.»

Die Stimmung war auf den Nullpunkt gesunken. Niemand sagte mehr etwas, aber von Zeit zu Zeit blickten sich die beiden Brüder besorgt an, und Samuel, der Jim an der Hand führte, atmete dabei tief durch.

«Ein entsetzlich langer Weg ist das zu dir!», begann Lena nach langem Wandern wieder und sah sich nach einer Ruhebänk um. «Ich bin todmüde und muss mich setzen.»

Samuel wartete lange mit einer Antwort: «Es stimmt schon, der Rückweg ist sehr ermüdend. Auf dem Hinweg war es anders.»

Jim fügte sofort bei: «Onkel Samuel und Onkel Jakob haben mich an der Hand gehalten, und wir sind den ganzen Weg geschwebt. Hui, war das lustig!»

«Schweben kann man also hier, und ihr zwei sauberen Brüder lasst mich den ganzen Weg lang die Füße wund laufen, das sieht euch gleich», rief darauf Lena. «So kommt, hebt mich hoch und bringt mich zum Palast.»

«Tut mir leid, du bist zu schwer, viel zu schwer, und sogar wir können nicht mehr schweben, wenn jemand so spricht wie du.»

«Was soll an meiner Rede nicht in Ordnung sein? So sprach ich immer, und so werde ich immer sprechen. Ich lasse mir nichts befehlen, und von meinen Brüdern schon gar nicht, basta!»

«Mama, bitte, siehst du nicht, wie deine Haut immer runzeliger wird, und dein Kleid ist schon bald schwarz vor lauter Schmutz.»

«Ohne Spiegel kann ich keine Runzeln sehen», verteidigte sich Lena. Dann blickte sie kurz auf ihr Gewand, das im Laufe der Wanderung tatsächlich immer unansehnlicher und schmutziger geworden war, und wandte sich anschließend an Samuel: «Du wirst gewiss in den Schränken deines Palastes bessere Kleider haben. Wenn wir hinkommen, will ich mich gleich umziehen.»

Samuel wartete ziemlich lange mit seiner Antwort: «Das wird wohl wenig ändern. Die Kleider, die jemand anzieht hier in der neuen Welt, sind lebendig wie alles andere auch und stellen sich auf die Gedanken und Gefühle dessen ein, der sie trägt.»

«Das heißt: Wenn ich dich in deinem vornehmen hellen Anzug sehe, willst du mir weismachen, deine Gedanken und Gefühle seien besser als meine? Damit willst du dich doch bloß wichtig machen.»

«Hier kann sich niemand wichtig machen. Alle sehen so aus, wie sie wirklich sind. Das Versteckspiel, das auf der Erde fast alle spielen, ist hier nicht möglich.»

«Ich denke, meine Gedanken und Gefühle sind immer noch meine Privatsache. Die gehen niemanden etwas an.»

«Es stimmt, du bist dafür selber verantwortlich. Aber verstecken kannst du sie hier unmöglich.»

Wieder trat eine Pause ein, und in der Ferne erschien allmählich Samuels Palast.

«Mama, sieh dort, da sind Samuel und ich zu Hause!»

«Wo du zu Hause bist, werde *ich* entscheiden, ich bin schließlich deine Mutter.»

Jim blickte den Onkel ängstlich fragend an, aber dessen sanftes Lächeln verriet ihm, dass er auf alle Fälle bei ihm bleiben durfte.

Jakob, der lange geschwiegen hatte, versuchte nun Lenas Hand zu ergreifen, um ihr etwas Wichtiges zu sagen. Aber Lena zog die Hand unwillig zurück. Darauf sprach Jakob: «Liebe Lena, ich kann schon verstehen, dass es dir nicht leicht fällt, dich auf das Leben in der neuen

Welt einzustellen. Aber es wäre klug von dir, auf uns beide zu hören, denn wir sind schon ziemlich lange hier und kennen uns aus. Als erstes musst du begreifen, dass hier nicht alles nach deinem Kopf geht. Auf der Erde kann man beliebig gegen Gesetze verstoßen, aber hier ist das anders. Es gibt keine Polizei, die darüber wacht, dass die Gesetze eingehalten werden; die Gesetze wirken einfach, ob es einem passt oder nicht. Wer düstere Gedanken in seinem Herzen hegt, verdüstert und beschmutzt damit gleichzeitig seine Kleider. Dagegen helfen kein Waschmittel, kein Stoff-Färben und kein Kleiderwechseln. Die Herzensgedanken sind immer stärker.»

Lena antwortete diesmal nichts, sondern presste bloß ihre Lippen zusammen und blickte finster zu Boden.

Jakob fuhr fort: «Ich sehe, es fällt dir schwer, dich diesem Gesetz zu fügen. Aber sei gewiss, das Gesetz fügt sich dir nicht, auch wenn du eine halbe Ewigkeit lang so finster dreinblickst.»

Dann schwiegen wieder alle, bis sie Samuels Wohnstätte erreichten. Da sagte Lena: «Ich sehe, der Herr Bruder wohnt nicht eben bescheiden. Auf der Erde hätte man dieses Haus als Prachtvilla oder gar als Lustschloss bezeichnet.»

«Es ist wahr, das Haus gefällt mir sehr, und ich bin dafür im Herzen dankbar», antwortete Samuel.

«Also, zeig mir mein Zimmer, wo ich mich einquartieren kann. Ich möchte mich endlich ausruhen.»

«Offensichtlich bist du der Ansicht, du könntest ebenfalls hier wohnen.»

«Natürlich, wo denn sonst? Und Jim wohnt ja auch hier. Dann kann ich wieder über ihn wachen.»

«Jim ist *mir* anvertraut worden, und *ich* habe die Aufgabe zu erfüllen, ihm bei seiner Entwicklung beizustehen.»

«Schon möglich, aber jetzt nehme ich dir diese Aufgabe wieder ab, denn ich bin Jims Mutter und Jim gehört mir.»

«Du *warst* Jims Mutter. Und gehören tut hier keiner einem anderen.»

«Jetzt sieh mal an! Da bringe ich unter Schmerzen ein Kind zur Welt, und der Herr Bruder maßt sich an, sich das Kind anzueignen.»

«Ich habe nie behauptet, Jim gehöre mir.»

«Wenigstens das! So siehst du doch endlich ein, dass Jim mir gehört.»

Während dieses Wortwechsels hatte Jakob still zugehört, und nun wandte er sich wieder an seine Schwester: «Lena, du musst begreifen, dass ein Kind nicht den Eltern gehört. Dass du auf der Erde Jim als dein Eigentum betrachtet hast, hätte nicht sein dürfen. Damit hast du ihm nicht geholfen, und dir selbst hast du geschadet. Hier in der neuen Welt ist es ganz unmöglich, jemanden als sein Eigentum zu betrachten. Niemand gehört einem anderen, und auch Jim gehört nicht dir, selbst wenn du ihn seinerzeit geboren hast.»

«Du kannst eben nur so reden, weil du nie verheiratet warst und nie eigene Kinder hattest», verteidigte sich Lena, und an Samuel gewandt meinte sie: «So, und nun gib mir mein Zimmer oder noch besser einen ganzen Flügel deines kleinen Schlosses, damit ich endlich weiß, wo ich daheim bin. Von jetzt an schläft Jim wieder in meinem Zimmer.»

«Es tut mir leid, dir wehzutun», sprach Samuel ruhig, «aber hier wirst du nicht wohnen, und Jim wird auf alle Fälle hier bleiben. Vielleicht wirst du später auch ein geräumiges und schön gebautes Eigenheim besitzen, aber zuvor wird man dir ein einfaches Obdach anbieten und sehen, wie bald du die Gesetze der neuen Welt annimmst.»

«Du willst mich also allen Ernstes vor die Tür weisen, mich, deine eigene Schwester?», entrüstete sich Lena lautstark. «Ich hätte mir doch bei dem ganzen Empfangsschwindel denken können, dass alles nur Heuchelei ist. Du bist nicht besser als früher – ein elender, heuchlerischer Ekelfrosch!»

Kaum hatte sie diese Beschimpfung ausgestoßen, verschwand Samuel vor ihren Augen. Er war einfach nicht mehr da.

«Was soll der Scherz?», rief Lena empört. «Soll mich eure Zauberei etwa beeindrucken! Und du, Jakob, was stehst du da wie ein Ölgötze? Bist du nicht Manns genug, mir Recht zu verschaffen? Nein, ich sehe es, du bist immer noch derselbe schwächliche Feigling, der du auf der Erde warst.»

Da verschwand auch Jakob, und Jim, der still vor dem Eingangstor gewartet hatte, begann zu weinen und um Hilfe zu rufen.

«Dein Geschrei wird dir jetzt auch nichts nützen, du ungezogener weinerlicher Bengel, komm nur ...!»

Doch nun stand auch Jim nicht mehr da.

«Die wollen mich wohl mit dieser Komödie weich klopfen, aber das soll ihnen nicht gelingen. – Einmal werden sie wohl wieder kommen, und dann will ich ihnen klar und deutlich sagen, was ich von ihnen

halte. – Das ist doch kein Benehmen, dass man einfach abhaut, wenn sich jemand für sein Recht wehrt. – Die haben ein richtiges Komplott geschmiedet gegen mich, drei gegen eine, wie unfair! – Zum Kuckuck, wie lange geht das denn, bis endlich wieder einer auftaucht? – Wenn wenigstens Jim wieder käme, dann könnte ich ihn nach meiner Methode erziehen! – Jim, Jim, komm zurück, deine Mutter ruft! Du weißt doch, dass du der Mutter gehorchen musst! – Nichts, nichts, keine lebendige Seele in der Nähe, einfach nichts! – Man lässt mich einfach im Stich wie einen Haufen Dreck! – Und das nennt sich neue Welt! Pah, dass ich nicht lache! Überall dasselbe: Wer nicht für seine Sache kämpft, kommt unter die Räder! – Ach, wie elend ist mir! Wenn ich doch bloß nicht gestorben wäre! – Auf der Erde, da war ich noch jemand, aber hier bin ich nichts, rein nichts! Die eigenen Brüder lassen einen im Stich, und der eigene Bub obendrein! – Gewiss sind die alle aufgehetzt worden von der Wildleberin. Darum hat sie so süß geheuchelt! Aber ich bin nicht so dumm, sowas nicht zu merken. Wehe, wenn mir die begegnet, die soll etwas erleben! – Was ist das für eine fürchterliche Welt! Ich könnte nur noch heulen!»

Aber Lena weinte nicht, sondern sah sich nun das Haus von außen an. Dabei zählte sie die Fenster und versuchte zu erraten, wie viele Räume es wohl enthalte. «Ich wundere mich bloß, wozu ein einziger Mann einen solchen Palast braucht! Was der wohl gekostet hat? Aber eben, die Reichen, die können sich alles leisten! Und wir, die anderen? Wir sind immer die Dummen! – Nun, wenn die nicht zurückkommen, dann nehme ich mir eben das Haus. Da kann ich mich auch mal als Herrin fühlen. Und wenn die Wildleberin unten vorbeigeht, lache ich aus dem Fenster und rufe ihr zu: «Schönen, guten Tag, Madame Wildleber, wirklich schade, dass nicht alle solche Häuser haben, nicht wahr?»»

Lena wollte sich vergewissern, wie lange sie schon hier gewartet und Selbstgespräche geführt hatte, und schaute nach der Uhr an ihrem Arm. Aber da war nichts, und auch an der Fassade des schönen Palastes gab es keine Uhr, obwohl sie solches auf der Erde schon oft gesehen hatte. Nicht einmal eine Sonnenuhr war auf die Mauer gemalt, gar nichts. Dann suchte sie die Sonne, um wenigstens die Tageszeit festzustellen, aber nirgends war eine Sonne zu sehen, obwohl das Firmament satt blau und alles von Licht durchflutet war. Entmutigt ließ sie sich auf die breite Steintreppe vor dem Eingang nieder.

«Das geht hier nicht mit rechten Dingen zu», sagte sie wieder zu sich. «Taghell und doch keine Sonne! Das ist gar keine richtige Welt, alles Betrug! Mein Gott, was soll das alles?»

Sie hatte «Gott» gesagt, und das hat in der neuen Welt Folgen.

Vor ihr stand wie hergezaubert ein Mann – oder war es eine Frau? Sie konnte es nicht entscheiden –, dessen Kleid in den hellsten Farben leuchtete und der sie ruhig und tieferntst anblickte. Unwillkürlich stand Lena auf und senkte den Blick zu Boden. Jeglicher Mut, irgend etwas zu sagen oder zu fragen, war ihr entschwunden. Sie spürte bloß noch, wie ihr Herz rasend schnell pochte.

«Du gehörst nicht hierher», sprach das fremde Wesen, «folge mir!» Dann schritt es voraus, und Lena folgte ihm nach, weit, weit weg in eine andere Gegend. Auf dieser langen Wanderung spürte sie nicht die geringste Müdigkeit. Je weiter sie zogen, desto dunkler und grauer wurde das Firmament, die Blumen wurden seltener und verschwanden schließlich ganz, und auch die schöne Parklandschaft wich allmählich einer traurigen Wildnis, wo kein Schmetterling flatterte, kein Vogel sang und keine Tiere weideten. Schließlich erreichten sie eine einfache Behausung, eine Art Blockhütte, bestehend aus vier Wänden, einer Türe, einem Fenster und einem Dach. Im Innern standen ein Tisch, ein paar Stühle und ein einfaches Bett. Der Fremdling drehte sich leicht um und wies mit der Hand auf den Eingang. Lena wagte kein Wort und keine Frage, sondern ging hinein in den öden, dunkeln Raum.

«Wenn du Hilfe brauchst, so bitte darum», sprach er, und dann war Lena allein.

8 Elfentanz

Ein bisschen traurig war Jessy schon, weil die Gnomen und Elfen in der Grotte wieder verstummt waren. Aber sie hatte sich damit abgefunden, nun eben allein zu sein und irgendwie zu versuchen, sich in dieser neuen Welt zu behaupten. Und wer weiß – vielleicht begannen die Figuren ja wieder einmal lebendig zu werden, einfach so. Da erinnerte sich Jessy, dass Ellen ihr gesagt hatte, in der neuen Welt seien auch die Dinge lebendig und könnten einen verstehen. Sie hatte doch vor nicht allzu langer Zeit mit dem Fernrohr gesprochen. Freilich konnte dieses keine Antwort geben, aber es tat doch das, worum Jessy es gebeten hatte. Vielleicht waren diese Zwerge und Elfen tatsächlich

bloß Figuren aus Ton oder Porzellan und wurden manchmal für eine kleine Weile lebendig. Vielleicht aber waren es wirkliche Naturwesen, die sich jetzt tot stellten oder gar tot waren. Oder vielleicht schliefen sie auch nur. Jessy fand es jedenfalls am besten, sich diese Figuren als lebendig zu denken und stets freundlich mit ihnen zu sein.

So sprach sie, nachdem sie eine Weile über alles nachgedacht hatte: «Lieber Zwergenkönig, liebe Gnomen und Elfen, gewiss schläft ihr nur. Ich bin sehr froh, dass ihr da seid, denn so ist mir ein bisschen weniger langweilig. Lustig wäre es natürlich, wenn ihr mich wieder unterhalten könntet. Könnt ihr singen? Oder Musik machen? Du, kleiner Gnom dort mit der roten Kappe, du hast doch ein Flötlein in den Fingern. Möchtest du nicht einmal hinein blasen und mir etwas Schönes vorspielen? Vielleicht könnte das Ellen hören und käme wieder zu mir zurück. Oder vielleicht Jim. Ja, Jim, der sollte da sein, da könnten wir zu deinem Flötenstücklein ein Tänzchen machen, da rund um den kleinen Teich. Niemand würde uns sehen. Und vielleicht gäbe er mir sogar einen ... Du weißt schon, was ich meine. Er ist doch ein lustiger Junge. Du hättest seine blauen Augen sehen sollen. Er meinte immer, ich sähe ihn nicht, wenn er mich anstaunte. Aber insgeheim habe ich ihn auch angestaunt. Und hast du gesehen, wie schnell der die Treppe hoch rennen konnte? Der wird einmal stark, sehr stark.»

Dann musste Jessy über ihre Idee und ihre Selbstgespräche selber lachen. Und wie sie wieder zum Gnom hinüberblickte, sah sie es genau: Auch er lachte, nur ganz wenig, aber er lachte, das war ganz sicher. Jetzt fühlte sie sich nicht mehr so allein. Sie begann, die Melodie eines Liedes, das sie seinerzeit in der Schule gelernt hatte, zu summen und schritt die ganze Grotte ab. Dabei stand sie bei jeder Figur still und betrachtete sie genau. Erst jetzt fiel ihr auf, dass keine gleich aussah wie die anderen. Nicht nur waren sie alle unterschiedlich gekleidet, sondern jede der Figuren hatte auch einen anderen Gesichtsausdruck. Der Flötenspieler zum Beispiel hatte ein junges, liebliches Gesicht mit großen, offenen Augen. Sein Mund war ein wenig zugespitzt, als schickte er sich eben an, jemanden zu küssen. Ganz anders der König: Er trug einen grauen Bart, blickte ernst, vielleicht sogar ein wenig traurig, und sein Gesicht war durchfurcht von Falten und Runzeln, die sich aber nicht wirr und ungeordnet kreuzten, sondern edle Linien bildeten und angenehm wirkten. Unweit von ihm stand ein stämmiger Mann in einer bunten Uniform. In der Hand hielt er einen verzierten

Stab, womit er offensichtlich seine Befehle erteilte. «Grüß Gott, Herr Hofmarschall», sprach Jessy ihn an, «gewiss wirst du mir ...»

Aber Jessy konnte den Satz nicht beenden, denn wie auf einen Schlag stand ein hell strahlender Mann – oder war es eine Frau? – vor ihr und blickte sie liebevoll an. Ihr Herz pochte, wie sie es noch nie erlebt hatte, und doch spürte sie keine Angst, sondern konnte einfach nur staunen.

«Ich möchte dir sagen», begann der Fremdling zu sprechen, «dass du nicht allein bist. Ellen und Brigitte sehen dich.» Dann verschwand er wieder so schnell, wie er gekommen war. Doch in der Grotte hatte sich vieles verändert: Überall an den Wänden, an denen sich bisher bloß Moospolster und ein paar grüne Blattpflanzen angesiedelt hatten, sprossen nun die herrlichsten Blumen und verbreiteten einen derart süßen Duft, dass Jessy eins übers andere Mal tief einatmete, um sich daran zu betören. Und seltsam! Durch jeden Atemzug fühlte sich Jessy ein wenig glücklicher und freier und stärker.

Sie hätte wohl diesen stärkenden Blütenduft eine Ewigkeit lang eingesogen, wenn sie nicht plötzlich aus ihrem Atemtraum durch eine schrille Flötenmusik aufgeweckt worden wäre. Tatsächlich! Da blies doch der Gnom, den sie zuvor so genau betrachtet hatte, mit vollen Backen in sein Flötenröhrchen und tanzte dabei wie toll. Aber nicht nur er – alle Gnomen und Elfen waren erwacht und drehten sich zu seiner Musik im Kreise. Hie und da warf einer ein Hütchen in die Luft oder zupfte einem älteren Gnomenmännchen am Bart. Ganz hinten unter einem kleinen Wasserfall hatte ein Gnömchen in blauen Hosen und einem gestreiften Jäckchen eine Elfe erwischt und umarmte und küsste sie immerfort, ohne zu merken, wie sich einige Tanzpaare nach ihnen beiden umdrehten und von Herzen lachten. «Ja, so ist's recht!», rief Jessy begeistert. «So gefällt es mir in meiner Grotte!» Sie verspürte Lust, ebenfalls mit einem der Naturwesen zu tanzen. Aber nein! Sie war ja viel zu groß und hätte ihren Tanzpartner höchstens an einem kleinen Finger auf einem Stein im Kreise drehen können. Tränen wollten in ihre Augen steigen, und sie versuchte, sie abzuwischen, und als sie die Augen wieder öffnete, standen all die Figuren erneut still und regungslos an ihren Plätzen.

«War das alles nur ein Traum?», dachte sie.

Aber nein, die Blumen blühten ja noch alle, und auch der süße Duft erfüllte wie zuvor die Grotte.

9 Trauer um Lena

Samuels halbe Oklamanda-Frucht lag noch auf dem Tisch, als er sich plötzlich in seinen Salon mit dem geblumten Marmortisch versetzt sah. «Ja, ja», sprach er zu sich, «die Lena wird noch viel lernen müssen, um glücklich zu werden.»

Im gleichen Augenblick erschien sein Bruder Jakob. «Leider hat sie mich auch angegriffen und mich damit vertrieben», sagte er und blickte Samuel traurig an. «Wir werden uns um Jim kümmern müssen.»

Doch im selben Moment war auch Jim da. Er wirkte ängstlich und verwirrt.

«Keine Angst, es geschieht dir nichts», begütigte Samuel den Jungen, und Jakob fügte bei: «Offensichtlich hast du das ‹Verschwinden› zum erstenmal erlebt. Es ist typisch für unsere Gegend: Niemand kann bleiben, wenn er angegriffen wird. Auf diese Weise wird hier das hässliche Streiten verhindert.»

«Aber Mama wird gewiss auch gleich kommen», sagte Jim, noch immer ein wenig ängstlich, «und dann nimmt sie mich mit!»

Samuel schüttelte den Kopf und begab sich ans Fenster. «Lena führt Selbstgespräche. Ich kann nur hoffen, dass sie bald zur Einsicht kommt. Wir werden uns etwas einfallen lassen müssen, um ihr zu helfen.»

Nun trat auch Jakob ans Fenster. «Sie zählt die Räume unseres Hauses», stellte er trocken fest. Dabei konnte er es nicht verhindern, ein bisschen zu schmunzeln. «Wenn die wüsste, dass sie all das auch haben könnte. Doch solange sie die Fehler stets bei anderen sucht, wird nichts daraus. Sie wollte als Kind schon immer recht haben und kämpfte mit allen Mitteln um ihr vermeintliches Recht. Ja, Samuel, das wird ein hartes Stück Arbeit für uns beide. Hoffen wir nur, dass sich auch noch andere finden lassen, die ihr helfen wollen.»

«Jim und Jakob, kommt, hier liegt noch eine halbe Oklamanda. Die wird uns gut tun.» Samuel wies den beiden einen Stuhl am geblumten Marmortisch an, worauf sich alle setzten. Dann teilte er die Frucht und legte jedem ein Stück hin. Doch noch ehe sie anbeißen konnten, wurde der Raum von außen durch ein helles Licht erleuchtet. Samuel erhob sich, blickte hinaus und hob beide Hände, um anzudeuten, dass sich niemand regen sollte. Dann verschwand das fremde Licht wieder, und Samuel setzte sich langsam und traurig an den Tisch zurück.

«Man hat sie abgeholt», sprach er mit leiser Stimme und blickte sei-

nen Bruder traurig an. Nun begannen beide zu weinen, und Jim, der das Unglück seiner Mutter ebenfalls spürte, weinte mit.

Sie weinten lange. Dann wischten sie sich die Tränen weg, und ohne, dass jemand ein Wort gesprochen hätte, griffen alle gleichzeitig zur Oklamanda-Frucht und kauten, bis sich der letzte Rest im Mund aufgelöst hatte.

«Ich habe fest an Mama gedacht», sagte Jim leise. Jakob und Samuel blickten einander an. «Du bist ein lieber Bub», sprachen sie daraufhin, beide gleichzeitig.

10 In der Grotte

Jessy fühlte sich so glücklich, dass sie jetzt etwas unternehmen wollte. «Ich bin schließlich im Rutschbahntal und bin erst ein einziges Mal hinuntergesaust», dachte sie.

Da ihre Grotte deutlich über der Mitte der grauen Treppe lag, brauchte sie jetzt bloß noch gut fünfhundert Treppenstufen hochzusteigen. Sie fühlte sich stark genug, um jeweils zwei Stufen auf einmal zu schaffen. Und tatsächlich: Als sie etwas über zweihundertfünfzig gezählt hatte, stand sie bereits oben und blickte hinunter in den weiten Talkessel und auf die Arena, in die alle Rutschbahnen mündeten.

«So, jetzt packe ich die violette», rief sie laut, so dass sich die anderen Kinder, die ebenfalls oben vor den Eingängen warteten, verwundert nach ihr umdrehten. Aber sie kümmerte sich nicht darum und las laut, was über dem violetten Torbogen stand: Einfallsbahn. «Schön», sagte sie zu sich selbst, «gute Einfälle kann ich gebrauchen, damit ich es lustig habe mit meinen Figuren in der Grotte.» Sie schlüpfte unter dem Bogen durch und ging auf das Mädchen zu, das zur Zeit Dienst am Eingang der Rutschbahn hatte.

«Ich heiße Ingrid», stellte sich diese vor. «Ich freue mich, dass du die violette Bahn gewählt hast. Sie geht allerdings nicht so flott wie die graue, sondern ganz gleichmäßig hin und her. Am besten schließt du die Augen und öffnest sie erst wieder, wenn du unten bist. Dann wirst du einen guten Einfall haben.»

Jessy legte sich in der Bahn auf den Rücken und schloss die Augen, worauf Ingrid sie ein bisschen an ihren Füßen zog. Erst ging es sachte abwärts, dann leicht hin und her und ebenso leicht auf und ab. Jessy kam sich vor, als läge sie in einer Wiege oder gar in den Armen der

Mutter, die sie in den Schlaf einwiege. Das Gefühl war so wohlig und machte ihr Herz so weit, dass sie sich wünschte, die Bahn möchte ewig nicht enden.

Nach einer kleinen Weile begannen allerlei Bilder an ihrem inneren Auge vorbeizuhuschen, erst undeutlich, dann immer klarer. Zuerst sah sie eine Rose, die mitten in einem dunkeln Walde stand, dann ihre Grotte, noch viel schöner, als sie sie kürzlich erlebt hatte. Dabei wurden alle Figuren wieder lebendig, und einer der Gnomen begann ihr eine Geschichte zu erzählen. Doch ehe sie sehen konnte, welcher es war, hielt die Fahrt an. «Das ist der Einfall!», freute sie sich, während sie in die Arena schritt: «Ein Gnom soll mir die Geschichte von der Waldrose erzählen.» Sie sagte dies wieder so laut, dass sich viele der Umstehenden nach ihr umwandten und ihr zulächelten.

Obwohl Jessy die violette Bahn hinabgerutscht war, nahm sie ohne Aufhebens ihre graue Treppe unter die Füße, da ja nur diese zu ihrer Grotte führte. Sie staunte, wie leicht ihr jetzt das Hochsteigen fiel. Im Nu hatte sie jeweils hundert Stufen hinter sich, und diesmal legte sie erst nach dreihundert Tritten eine Pause ein. Dabei freute sie sich schon auf die spannende Geschichte, die ihr ein Gnom erzählen würde.

Wie sie so in Gedanken versunken da saß und nach unten blickte, sah sie einen Knaben die Treppe hochkommen. «Der ist stark», sagte sie leise, «der nimmt nicht nur zwei Stufen auf einmal, der rennt sogar noch dabei.»

«Hallo, Jim!», rief sie ihm freudig entgegen, nachdem sie ihn erkannt hatte. «Du hast es aber eilig! Schon wieder die graue runtergesaust? Gewiss zehnmal hintereinander.»

Jim war stehen geblieben und wusste nicht recht zu antworten. «Nein», sagte er nach einer Pause, «ich benutze übrigens die graue nicht mehr. Ich war auf der orangen.»

«Weshalb kommst du denn die graue Treppe hoch? Das ist doch gegen die Regel.»

Wieder wurde es still, und Jim blickte zu Boden. Dann sagte er: «Ich suche jemanden.»

Jessy sah weg. «Aha», sagte sie, «deshalb warst du auf der Begegnungsbahn. Hast du diesen Jemand denn getroffen?»

Jim gab zunächst keine Antwort. Dann sagte er leise: «Onkel Samuel findet, dass du nicht allein sein solltest.»

«Ich bin nicht allein.»

«Wo wohnst du?»

«Das sage ich niemandem. – Aber dir würde ich es zeigen, wenn du mich nicht verrätst.»

Jessy stand auf, und Jim folgte ihr im Abstand von zwei Stufen nach oben. Als sie die Höhe erreicht hatten, wo ein schmaler Weg von der Treppe weg zur Grotte hin führte, sprach Jessy: «Jim, gib mir bitte deine Hand und versprich mir ganz fest, niemandem zu sagen, wo ich wohne.» Jim ergriff Jessys Hand und drückte sie so fest er konnte.

«Au! Du bist aber stark! Das tut weh!», sagte Jessy leise. Dann zog sie ihn zur Grotte. «Komm, setz dich auf diese weiche Moosbank. Am Anfang waren noch keine Blumen da, aber kürzlich hat sich jemand hierher gezaubert und mich dabei auch ordentlich erschreckt. Seither duftet alles so angenehm, und überall wachsen Blumen.»

«Und woher hast du diese Gartenzwerge? Wir hatten auch Gartenzwerge zu Hause im Garten, im ganzen waren es elf. Mama war sehr stolz darauf. Aber jetzt geht es ihr schlecht.» Jim wurde still und blickte versonnen in den Teich.

«Ist sie auch hier drüben?»

«Ja, vor kurzem ist sie erwacht. Wir sind alle auf dem Flug nach Amerika abgestürzt. Papa schläft immer noch.»

«Aber was ist denn mit deiner Mama?»

«Ich verstehe es nicht recht. Sie hat mit meinen Onkeln gestritten und auch mit mir. Und dann wurden wir versetzt. Ich kapiere das nicht. Aber ich bin traurig wegen Mama.»

Jessy ergriff Jims Hand und strich ihm mit der anderen Hand über seinen Handrücken. «Sei nicht traurig, gewiss hilft ihr jemand. – Übrigens: Das da sind keine Gartenzwerge. Es sind Gnomen und Elfen und andere Naturgeister. Die scheinen nur tot. Wenn es ihnen passt, werden sie lebendig. Dort, der große Schöne, das ist der König. Die anderen machen alles, was er will. Jetzt will ich mal sehen, ob mir ein Gnom eine Geschichte erzählen wird. Sie handelt von einer Rose im Wald, das weiß ich schon. Ich war nämlich auf der Einfallsbahn, und da hat es diesen Einfall gegeben.»

Aber Jim wehrte ab: «Wenn ich so lang wegbleibe, fällt das auf, und dann müsste ich dem Onkel Samuel sagen, wo ich war. Dann wäre ich dumm dran, denn lügen werde ich keinesfalls, und dich verraten will ich auch nicht. Hör dir die Geschichte von der Waldrose an, du kannst sie mir dann später erzählen.»

Jessy wurde ein bisschen traurig. «Schade, dass du schon gehen musst. Bitte versprich mir, dass du wieder kommst.»

«Ganz gewiss! – Wir haben dich übrigens letztthin gesucht.» Dann ließ er Jessys Hand los und brach auf.

«Ich habe euch übrigens gesehen. Onkel Samuel hielt dich im Arm», rief sie ihm nach. Sie war nicht sicher, ob Jim noch alles gehört hatte.

11 Im Blockhaus

Lena sah sich in ihrer Behausung um. Die Wände waren gefügt aus massiven Balken: eine Blockhütte, wie man sie auf der Erde in einsamen Wäldern antrifft. Ein einziges Fenster bot Ausblick auf eine trostlose Gegend. Überall lagen Felsbrocken, und dazwischen war der Boden bedeckt mit rotbraunem Sand. Da und dort gab es etwas grünen Bewuchs, aber weit und breit keine Blume. Die wenigen Bäume ragten mit ihren verdorrten Ästen wie knöcherne Gespenster gegen den trüben Himmel.

«Womit habe ich so etwas verdient!», klagte Lena und ließ sich auf einen hölzernen Hocker nieder. «Womit habe ich das verdient? Gibt es noch Gerechtigkeit?»

«Ja!», tönte es aus dem hintersten dunkeln Winkel der Hütte, begleitet von einem leisen Rascheln und Knacken, und als sie hinschaute, glotzten sie zwei feurige Augen an, so dass sie unwillkürlich einen gelenden Schrei ausstieß. «Huch! Was bist du denn für ein Ungeheuer? Ein Vogel, wie es scheint.»

«Natürlich bin ich ein Vogel», tönte es erneut aus der Ecke, «und hättest du in der Schule ein bisschen besser aufgepasst, so wüsstest du, dass ich ein Kauz bin.»

«Ein Kauz? Was zum Teufel machst du in meiner Wohnung? Raus mit dir!», schrie Lena.

«Sag bitte nie mehr <Teufel>, sonst erscheint er! Und was ich hier mache? Ganz einfach: Wir Käuze sind in diese Gegend geschickt, um die Bewohner ein wenig zu unterhalten. Unterhaltung muss doch sein, nicht wahr? Oder möchtest du lieber allein sein und eine Ewigkeit lang die Felsbrocken anstarren?»

«Ich habe mich schon angenehmer unterhalten.»

«Ja, ja, ich weiß, mit Madame Wildleber gezankt, das war bisher deine beste Unterhaltung.»

«Halt's Maul, ich will nichts mehr mit der Wildleberin zu tun haben! Die hat mich schon bei der Ankunft geärgert. Wäre die bloß auf der Erde geblieben! Dort könnte sie weiterhin ihrem sauberen Nachbarn schöne Augen machen. ... Weshalb sagst du nichts mehr? Hat es dir die Sprache verschlagen? He, Herr Kauz, wozu ist dir der Schnabel gewachsen? Meinst du, dein Augenklappern beeindruckt mich? ... Also, wenn du nicht mehr mit mir reden willst, packe ich dich und setze dich vor die Türe. ... He, zum Teufel, sag etwas!»

Da wurde es plötzlich vollkommen finster, so dass Lena nicht einmal die eigene Hand vor den Augen sah. Ein ätzender Gestank stieg ihr in die Nase, und es erhob sich ein Lärm, etwa so, wie sie ihn letztmals an einem Musikfestival erlebt hatte, als der gewaltige Lautsprecher gleich über ihrem Sitzplatz angebracht war und ihr mit seinen dumpfen Basstönen fast die Ohren zersprengt hätte. Ja, das hier, das war echt teuflisch, und ihr Herz wurde schwerer und schwerer.

«Ich hab dich ja gewarnt, du sollst nicht ›Teufel‹ sagen», schnarrte der Kauz, und Lena war froh, in diesem Höllenspektakel wenigstens eine bekannte Stimme zu hören.

«Lieber Kauz», rief sie, «lieber Kauz, bitte rette mich, sonst werde ich rasend!»

Da vernahm sie wieder die Stimme des Vogels in der Ecke:

«Teuflisches Teufelchen, lass ab von ihr,
teuflisches Teufelchen, verschwinde von hier!
Denn wisse, die Lena ist gar nicht so böß,
die Lena ist meistens nur grauslig nervös
und streitet und glaubt, sie hätt immer recht,
und macht aus Gewohnheit die anderen schlecht
und redet und weiß nicht, was immer sie sagt,
und merkt nicht, wie lästig sie andere plagt,
doch böß ist sie nicht, bloß viel zu stolz,
drum wohnt sie nun hier in der Hütte von Holz.
Und nun, du Teufelchen, lass ab von ihr
und auf der Stelle verschwinde von hier!»

Augenblicklich verstummte der Lärm, der Gestank verzog sich, und das spärliche Licht, das zuvor den Raum erhellt hatte, kehrte zurück.

«Gott sei Dank, hast du dem den Meister gezeigt, aber ...»

Lena konnte den Satz nicht beenden, denn wie aus dem Nichts hergezaubert stand der leuchtende Mann – oder war es eine Frau? – draußen vor dem Eingang und strahlte so durchdringend, dass die ganze Hütte in hellstes Licht getaucht wurde. Lena begann wieder zu zittern und fürchtete, er werde sie herausholen und sie an einen noch elenderen Platz hinführen. Doch der Fremdling blickte sie ruhig an und sprach: «Für jede Einsicht ein paar Blumen.» Dann verschwand er wieder, wie er gekommen war.

«Der kommt immer, wenn jemand ›Gott‹ sagt», schnarrte der Kauz. «Du solltest deine Zunge hüten!»

«Aha, vorhin sagte ich ›Teu...‹, und dann kam jener, und jetzt sagte ich ›Go...‹, und dann ist er gekommen. Ich verstehe.»

«Nichts verstehst du, du Dummerchen, gar nichts. Der Schwarze erscheint nie selber, das kann er gar nicht, der schickt nur seine Boten, und die heißen Gestank, Lärm und Finsternis.»

«Dann war da dieser wunderschöne Mann – oder war es eine Frau? – auch nicht der liebe G...?»

«Dummerchen, nein, das war nicht der ›liebe G...‹! Glaub ja nicht, dass man den sehen kann, und hier schon gar nicht! Das war einer seiner Boten. Und solche gibt es genau so viele, wie es Sandkörner am Meer oder Sterne am Himmel gibt.»

«Dann war das also ein richtiger Engel!»

«He, nun bist du schon kein so großes Dummerchen mehr! Ja, ja, das war ein Engel, ein richtiger Engel. – Weißt du noch, was er gesagt hat?»

«Ich glaube ›für jeden Einschnitt eine Blume‹ oder sowas.»

«Ui, ui, da hast du aber daneben gehauen, ui, ui, sowas sollte dir nicht mehr passieren. Weißt du, mein liebes Dummerchen, die Engel sind sehr, sehr wortkarg. Die legen jedes Wort auf die Goldwaage und brauchen kein einziges zuviel.»

Eine Pause trat ein, und gewiss konnte der Kauz aus seiner Ecke sehen, wie sich Lena beinahe den Kopf zerbrach, was der Engel wohl gesagt haben könnte.

«So sag mir doch, was der Engel gesprochen hat, hilf mir endlich! Du siehst doch, dass ich es mit all meiner Kraft nicht herausbringe», flehte Lena.

«Du bist eben auf der Erde bloß auf eine Schule gegangen statt auf zwei.»

«Dummes Geschwätz, ich ging auf mindestens vier oder sogar fünf verschiedene Schulen, wenn ich genau zähle.»

«Schade, dass du mich nicht verstehst. Aber ich will dir ein wenig auf die Sprünge helfen. Die eine Schule, die du besucht hast, heißt Rede- oder Schwatz-Schule, und da warst du meist fast die Klassenbeste. Aber in der Zuhör-Schule, da hast du, wie es scheint, das ganze Jahr über gefehlt.»

Lena fand es allmählich wirklich unterhaltsam, wie der Kauz mit ihr sprach, und das Gemisch von Wut und Trauer, das sie beim Eintritt ins Blockhaus durchdrungen hatte, war nahezu weggeblasen.

«Ja, jetzt glaube ich, dich zu verstehen. Du meinst, wenn ich auf der Erde zuzuhören gelernt hätte, dann wüsste ich jetzt, was der Engel gesagt hat.»

Kaum hatte Lena dies ausgesprochen, erschien auf dem Tisch eine Blumenvase mit einem Strauß von anmutigen Feldblumen. Lena erschrak und war gleichzeitig hoch erfreut. «Wie hast du den bloß hergezaubert?», rief sie zum Kauz hinüber. «Der ist wirklich wunderschön. Und wie er duftet!»

«Der Engel sagte doch (für jede Einsicht ein paar Blumen), und du siehst, dass du für die Einsicht, du hättest besser zuhören lernen sollen, schon hübsch belohnt wirst. Nur weiter so, dann hast du bald den schönsten Blumenladen! Guck doch mal zum Fenster hinaus!»

Lena erhob sich und gewahrte mit großem Vergnügen, wie an verschiedenen Stellen zwischen den Steinen ein paar Blumen zu blühen begannen. Sie schritt hinaus, um sie näher zu betrachten, doch schon nach einem kurzen Augenblick kehrte sie heulend in den Raum zurück, hielt sich mit beiden Händen die Augen zu und schrie: «Lieber Kauz, hilf mir, hilf mir! Ein grässliches Gespenst kommt auf uns zu, komm hilf, es ist allzu scheußlich!»

12 Ellens Lichtschule

«Ellen, sieh, dort kommt Samuel!», rief Brigitte erfreut. «Ist er nicht ein schöner Mann?»

«Gewiss, gewiss. Aber wart nur, der wird noch viel, viel schöner, hab nur etwas Geduld.»

«Und findest du nicht auch, dass ihm das neue Gewand herrlich steht? Das Gemisch von Rosa und Blau und Lila ist ganz nach meinem

Geschmack. Und dann überall die zierlich gestickten Goldsäume – herrlich! Und wie würdig er dahin schreitet, jeder Schritt ein Erlebnis!» Brigitte hatte sich so sehr in ihre Begeisterung gesteigert, dass Ellen ein wenig lächeln musste.

«Ja, lach du nur! Du hast es wie die meisten Leute: Sie machen sich lustig, wenn jemand verliebt ist.»

«Aber du weißt ja», entgegnete Ellen, «dass es zwei Arten von Lachen gibt.»

«Natürlich weiß ich das. Würdest du hämisch lachen, wie ich es seinerzeit auf dem Erdball erfahren habe, so ertrüge ich es nicht.»

Inzwischen hatte Samuel den Vorgarten des Glaspalastes erreicht, und Brigitte eilte ihm freudig entgegen. Ellen fand es unschicklich, den beiden bei der Begrüßung zuzusehen, und wandte sich wieder ihrer Arbeit zu. Sie war daran, die Lichtkapelle mit neuen Blumenarrangements auszuschnücken, und hatte hierzu im Garten einen Korb voll Blumen geschnitten, die exakt dieselbe Farbe hatten wie Samuels neues Kleid.

«Sei begrüßt, Ellen!», rief Samuel, als er mit Brigitte ins Haus trat. «Schön, euch beide wieder zu sehen.» Er umarmte Ellen und setzte sich dann auf einen der Sessel, die zwar durchsichtig wie Kristallglas waren, sich aber trotzdem wie weiches Polster dem Körper anschmiegen.

«Ich bin froh, wieder einmal zu dir in den Kurs kommen zu dürfen, Ellen», begann Samuel das Gespräch, «denn dass ich immer noch nicht über das innere Licht verfüge, empfinde ich immer mehr als Mangel. Letzthin hätte ich es gut gebrauchen können. Jim ist einem Mädchen begegnet, das einsam umherirrte, und hätte ich das innere Licht gehabt, dann hätten wir das Kind finden und ihm helfen können. Wir sind zwar über das Rutschbahntal geschwebt, um es zu suchen, aber die Kleine muss sich irgendwo verkrochen haben.»

Ellen und Brigitte sahen einander an und begannen dann herzlich zu lachen.

«Da kümmern sich offensichtlich verschiedene Leute um Jessy», antwortete Ellen, «und das freut mich. Doch hab keine Sorge! Ich habe sie geweckt, aber sie hat mich mit ihrer Ungezogenheit vertrieben. Das tut allerdings weiter nichts zur Sache, denn Brigitte und ich behalten sie im Auge. Du wirst übrigens bald eine Überraschung erleben.»

Samuel sah sie gespannt an und hoffte, Ellen würde ihm mehr

verraten. Sie aber fand ihren Spaß daran, ihn noch ein wenig in seiner Neugier sitzen zu lassen. Natürlich wusste Samuel, dass es zwecklos gewesen wäre, wenn er sie mit Betteln bedrängt hätte, und so schickte er sich drein, die angekündigte Überraschung irgend einmal auf sich zukommen zu lassen.

«Ich möchte, bevor wir mit dem Üben beginnen, zuerst noch die Lichtkapelle fertig schmücken. Sieh, diese Blumen passen vollkommen zu deinem neuen Gewand!», meinte Ellen. «Gewiss kannst du dich in dieser Zeit ein wenig mit Brigitte unterhalten.»

Brigitte kannte Ellen und wusste genau, dass sie sich für ihre Arbeit sehr viel Zeit lassen würde. «Komm», sagte sie zu Samuel, «die Blumen im Garten blühen derzeit besonders schön!» Sie ergriff seine Hand, und die beiden begaben sich hinaus zu den Blumenbeeten, wo eine bequeme Bank zum Verweilen einlud.

Lange schwiegen beide. «Du scheinst Sorgen zu haben», begann Brigitte schließlich das Gespräch, «aber du weißt doch, dass wir auf Jessy aufpassen.»

«Es geht nicht um Jessy, sondern um Lena, meine Schwester. Wir haben sie mit aller Liebe empfangen, aber das vermochte ihre Streitsucht und Rechthaberei nicht zu besiegen. Sie wurde gegen alle ausfällig, so dass Jakob, Jim und ich kurz nacheinander versetzt wurden. Schließlich hat sie ein Engel weggeführt. Gewiss ist sie jetzt sehr unglücklich.»

«Ja, so ist es eben hier bei uns. Solange jemand diese Laster, die man auf dem Erdball als völlig normal betrachtet, nicht durchschaut und ablegt, kann er nicht glücklich werden. Aber vielleicht weiß Ellen einen Weg, wie man Lena helfen könnte.»

Dann trat wieder eine lange Stille ein, in der gar nichts geschah, außer dass die beiden einander ruhig in die Augen schauten. Da huschte ein Gnom heran, den man unschwer als kleinen Gärtner erkennen konnte, und wisperte mit seiner hohen Stimme: «Danke, danke! Wie schön habt ihr die Blumen zum Blühen gebracht!» Und tatsächlich: Als sich die beiden erhoben, sahen sie, wie alle Blüten in noch kräftigeren Farben glänzten als zuvor und einige sogar wie kleine Lämpchen ein eigenes Licht ausstrahlten. Samuel pflückte jene, die ihm als die schönste erschien, und flocht sie Brigitte ins Haar. «Die gehört dir», sprach er leise, «meine kleine Blumenprinzessin!»

Dann kehrten beide Hand in Hand zurück, wo sie von Ellen in die

Lichtkapelle gebeten wurden. Hier nahmen alle drei auf einem der fünf gläsernen Throne Platz und schlossen die Augen. Das geheimnisvolle Licht, das der Kronleuchter erzeugte, begann zu dämmern, und von irgendwo her erklang zauberhafte Musik.

«Lass jetzt alles von dir gleiten, was dich plagt», sprach Ellen, «und lass vor deinem inneren Auge einen Lichtpunkt erscheinen. Und wenn du ihn als hellen Stern siehst, so lass ihn anwachsen zu einer inneren Sonne ...»

Allmählich verstummte auch die Musik, und es herrschte vollkommene Stille. Die Zeit blieb stehen. «Hol jetzt die Sonne mitten in dein Herz. Fühle ihre volle Wärme. ... Und nun erwähle dir ein Wesen, das du sehen möchtest. Du kannst es nur sehen, wenn du es liebst, von ganzem Herzen liebst.»

Wieder trat eine Stille von unmessbarer Dauer ein. Irgendwann setzte schließlich von weit her die Musik wieder ein, der Kronleuchter strahlte wieder in seinem geheimnisvollen Licht, und alle drei öffneten die Augen.

Samuels Gesicht strahlte vor Glück, so dass Ellen und Brigitte sofort wussten, dass es ihm gelungen war, das innere Licht zu erhalten. «Ich habe Lena gesehen. Sie ist nicht ganz allein und schwatzt ununterbrochen mit einem lustigen Vogel», sagte Samuel.

Und Ellen wiederholte: «Bitte merk dir das: Du wirst immer nur das sehen können, was du liebst.»

13 Elfriede Brablatz

«Kauzi, Kauzi, hilf, ein scheußliches Gespenst!», rief Lena immerfort.

«Nicht übertreiben, bitte nicht übertreiben!», erwiderte der Kauz. «Das ist kein Gespenst. Es ist die arme Frau Brablatz. Sie ist sehr, sehr unglücklich.»

Da hörte man draußen ein unheimliches Heulen: «Horst, wo bist du? Horst? Werde wieder lebendig! Lieber Mann, spuck das Gift wieder aus! Ich mach's nie mehr! Und wo ist mein Jochen, wo finde ich Jochen?»

«Das ist ja furchtbar!», klagte Lena. «Kann man ihr nicht helfen?»

«Schon viele haben es erfolglos versucht. Vielleicht gelingt es dir.» Die Stimme des Kauzes tönte plötzlich nicht mehr so lustig wie zuvor, und Lena spürte, dass ihm die umherirrende Frau leid tat. Entschlossen

fasste sie sich ein Herz und trat ins Freie. Frau Brablatz glotzte sie aus hohlen Augen an und hörte auf zu schreien, denn offensichtlich hatte sie nicht damit gerechnet, von jemandem gehört zu werden.

«Frau Brablatz, kommen Sie, bitte kommen Sie in mein Haus. Hier können Sie sich ausruhen», rief Lena, «und hier können wir miteinander reden.»

«Niemand spricht mit einer Mörderin!», entgegnete die Frau und wollte sich wieder abwenden.

«Kommen Sie, ich hab's zwar auch nicht besonders gut, aber immerhin gibt's hier ein paar Blumen, und mit dem Kauzi lässt es sich lustig plaudern. Sehen Sie, dort hinten in der Ecke, dort sitzt er, der Kauz. – Kauzi, sag doch bitte auch ein paar Worte zu Frau Brablatz!» Lena war selber erstaunt, wie sie bitten und flehen konnte.

«Es stimmt, Frau Brablatz», krächzte der Kauz aus seiner dunkeln Ecke hervor, «wir alle wissen, was Sie getan haben. Wir wissen aber auch, wie grob der Horst zu Ihnen war und wie er Sie jeden Tag gequält hat.»

«Aber ich hätte es trotzdem nicht tun dürfen; das quält mich noch viel stärker», entgegnete Frau Brablatz. Ihre Stimme war schon etwas ruhiger geworden. Lena nutzte die Gelegenheit, nahm die weinende Frau an der Hand und führte sie in den Raum, wo beide sich setzten.

«Nun sehen Sie sich zuerst einmal diesen Blumenstrauß an», sprach Lena. «Vor kurzem ist mir der hierher gestellt worden, einfach so.»

«Nein, nein, nicht «einfach so», das stimmt nicht!», korrigierte sie der Kauz. «Liebe Frau Brablatz, diese Blumen sind eine Belohnung.»

Frau Brablatz war stiller geworden und schaute wie gebannt auf den herrlichen Blumenstrauß. Endlich flüsterte sie: «Wie lange ist es her, dass ich so etwas gesehen habe!»

Lena spürte, wieviel Kummer diese Frau erlitten haben musste, und wie sie sie nun hier sitzen sah in ihren wüsten Lumpen und mit zerzaustem Haar, fühlte sie tiefes Mitleid mit ihr. «Wo wohnen Sie?», fragte sie, nicht ahnend, dass es in dieser Welt viele obdachlose Umherirrende gab.

«Ich wohne zwischen den Steinen, auf verdorrten Baumstämmen und in feuchten Höhlen», gab Frau Brablatz zur Antwort, «und bin jetzt zum erstenmal in einem Haus.»

«Also, so geht das nicht!», meinte Lena ziemlich empört. «Bitte bleiben Sie hier, der Raum bietet genügend Platz für zwei, und Stühle hat

es auch genug. Und mit Kauzi zusammen sind wir zu dritt, so wird es uns gewiss nie langweilig.»

Frau Brablatz lächelte ein ganz klein wenig, und sie spürte, dass sie dies nicht mehr getan hatte seit dem großen Unglück. Da reichte ihr die Gastgeberin die Hand und sagte: «Ich bin Lena. Wie heißt du?»

«Ich bin die Elfriede, aber ich habe diesen Namen schon lange nicht mehr gehört. Horst sprach mich immer nur mit «dumme Kuh» an.»

Lena sah sie betroffen an, schwieg einen Augenblick und sagte dann: «Komm, setz dich, Elfriede, wir wollen es gut miteinander haben.»

In diesem Moment vernahm sie im Gebälk ihres Blockhauses ein Ächzen und Knarren, und sie spürte deutlich, dass sich die Wände verschoben. Dies erinnerte sie an ein Erdbeben, das sie zwei Jahre vor ihrem Sterben erlebt hatte, und so tat sie dasselbe wie damals: Sie eilte hinaus ins Freie, um ja nicht von den einstürzenden Balken erschlagen zu werden. Aber wie staunte sie da, als sie gewahrte, dass ihr Blockhaus jetzt die fast doppelte Größe angenommen hatte und plötzlich aus zwei Räumen bestand, jeder mit einem eigenen Eingang und einem eigenen Fenster. Auch Elfriede war hinaus geeilt und wunderte sich über die geheimnisvolle Veränderung.

«Jemand ist uns gut gesinnt», sagte nach einer Weile Lena. Da antwortete der Kauz aus dem Innern: «Du merkst es, ja, du merkst es! Du bist wirklich nicht solch ein großes Dummerchen. Denk darüber nach, wer es sein könnte! Aber so schnell bekommst du das nicht heraus.»

«Du wirst recht haben!», rief Lena zurück. «Ich nehme an, dass der neue Raum für Elfriede bestimmt ist, nicht wahr?»

«Alles merkst du, alles! Wirklich gut! Geh, zeig ihr den Raum!», tön-te der Kauz, und so begaben sich beide in den neuen Raum. Er war ebenso einfach möbliert wie der ursprüngliche Raum; es gab bloß einen Holztisch, einige hölzerne Hocker und ein hölzernes Bett. Ein einfaches rechteckiges Loch in der Wand diente als Fenster. Aber Elfriede war überglücklich.

14 Das Märchen von Waldrose

«So, meine lieben Gnomen und Elfen», sagte Jessy freudig, «jetzt ist die Geschichte von der Waldrose fällig. Ihr wisst ja, dass ich auf der Einfallsbahn diesen Einfall hatte. Ihr werdet euch doch nicht etwa drücken wollen? Du dort, kleiner Gnom, du mit dem roten Mützchen

und dem kleinen Buch in der Hand, du bist doch gewiss der Erzählermeister. Was weißt du mir von der Waldrose zu erzählen, von dieser herrlichen Blume?»

Jessy hatte erwartet, dass er nun lebendig würde, und war darum nicht erstaunt, als sich all die kleinen Naturwesen zu regen begannen und sich bequem hinsetzten, so wie es Kinder tun, die wissen, dass ihnen gleich eine spannende Geschichte erzählt wird.

«Waldrose ist gar keine Blume», begann der Gnom, «Waldrose ist ein Mädchen. Aber das konntest du ja nicht wissen.»

«So erzähl mir bitte von diesem Mädchen mit dem wundersamen Namen», bat Jessy. «Ich bin ganz begierig auf die Geschichte.»

«Da bist du bei mir an der falschen Adresse, liebe Jessy. Bei uns darf nur der König selbst Geschichten erzählen.» Mit diesen Worten wies der Gnom auf den Gnom mit der Krone, der hoch oben auf einem kleinen Felsvorsprung Platz genommen hatte.

«Nur der König? Das ist aber seltsam! Weshalb soll nur der König Geschichten erzählen dürfen?»

«Das ist eben hier anders als auf der Erde. Hier muss jede Geschichte wahr sein», erklärte der Gnom, «ganz wahr! Und ganz wahr sein kann bei uns nur der König. Das Geschichtenerzählen ist die Hauptarbeit unseres Königs. Mit Regieren hat der nicht viel zu tun, denn wir alle wissen schon, was wir zu tun haben.»

«Lieber König», rief darauf Jessy, «sei doch bitte so lieb und erzähl uns die Geschichte von Waldrose!»

Da begann in der Mitte der Grotte eine Nische hell zu leuchten, immer stärker, als strahlte sie von Gold, und in der Nische stand ein goldener Thron. Der König schritt darauf zu und setzte sich. Mit einem Schlag wurde es vollkommen still, und alle schauten gespannt auf den Erzähler. Der sprach langsam und mit klangvoller Stimme:

Hoch oben über dem Tal stand am Waldrand einst eine einsame Hütte. Darin wohnte ein alter Tagelöhner mit seiner Frau und einem Kind, das ihnen vor Jahren in der Nacht auf die Türschwelle gelegt worden war. Es hatte damals geschrien vor Hunger und Kälte, und weil die beiden keine eigenen Kinder hatten, dachten sie, dieses Findelkind könnte ihnen in ihren alten Tagen noch manche Freude bereiten. So nahmen sie es auf, und da sie

nicht wussten, wem es gehörte und wie es hieß, nannten sie es einfach Waldrose. So hieß nämlich die liebste Blume der Frau, an die sie jedesmal denken musste, wenn sie dem Kindchen in die Augen blickte.

Waldrose wuchs heran, sie spielte, lachte und sang zur Freude von Vater und Mutter, und als sie größer wurde, half sie in Haus und Garten und führte im Sommer die Ziege auf die Weide. Oft sagte die Frau zu ihrem Mann: «Welch ein Glück ist es doch, dass wir dieses Kind aufgenommen haben! Ja, ja, es ist wahr, viel zu beißen haben wir nicht, aber für unsere Waldrose spare ich mir gerne ein paar Bissen vom Munde ab.»

Nun geschah es einmal, dass das Mädchen frühmorgens die beiden alten Leute fiebrig und krank auf ihrem Lager antraf. Waldrose kochte Tee und tat alles, damit ihre Pflegeeltern wieder gesund würden, aber es war umsonst: Die beiden wurden schwächer und schwächer, und schon bald starb eins nach dem anderen.

Nun war Waldrose ganz allein und besaß nichts als die alte Hütte, das Gärtchen und die Ziege. In den ersten Tagen fand sie im Schrank noch ein wenig Brot und Käse, auch konnte sie die Ziege melken, und im Garten wuchsen Rüben und Kohl. Doch nach kurzer Zeit waren die Vorräte aufgegessen, und Waldrose erkannte, dass sie bald werde hungern müssen. Deshalb sprach sie zu sich selbst: «Ich bin doch einmal beim Holz sammeln tief im Wald auf eine Hütte gestoßen und habe dort eine alte Frau hausen sehen. Ich will hingehen und mir bei ihr das Brot verdienen. Gewiss ist sie keine Hexe.»

So füllte Waldrose ihre Taschen mit ein paar dicken Rüben, verschloss das Häuschen, fasste die Ziege am Strick und machte sich auf die Suche nach der alten Frau. Sie geriet tiefer und tiefer in den Wald, und als die Sonne schon unterging, hatte sie die Hütte noch immer nicht gefunden. Sie aß ein paar Rüben, molk die Ziege und trank deren warme Milch. Daraufhin legte sie sich auf ein Moospolster und schlief vor Müdigkeit ein.

Lange vor Sonnenaufgang begannen die Vögel zu

singen, und Waldrose erwachte. Sie ergriff die Ziege und machte sich wieder auf den Weg. Und endlich, nach vielen Stunden, stand vor ihr in einer großen Waldlichtung die gesuchte Hütte. Die alte Frau war eben daran, in ihrem Gärtchen das Unkraut zu jäten. «Was treibst denn du so tief im Wald? Wer bist du?», fragte sie das Mädchen, als sie es erblickte. Dieses antwortete: «Ich heiße Waldrose und bin gekommen, um mir bei euch das Brot zu verdienen, denn Vater und Mutter sind mir gestorben und ich muss verhungern, wenn ich alleine bleibe.»

Da sprach die Alte: «Ein Mädchen wie dich kann ich wohl brauchen, denn ich bin alt und die Arbeit fällt mir mit jedem Tag schwerer. Aber ich werde dich nur annehmen, wenn du fleißig bist und stets das tust, was ich sage. Komm, ich will es mit dir versuchen! Bring deine Ziege zu den anderen dort hinten im Stall.»

So begab sich Waldrose in den Dienst der alten Frau. Das Mädchen erhielt jeden Tag genug zu essen und lernte von der Alten viele nützliche Dinge. Im Sommer ging sie mit dem Kind Holz sammeln, ließ sie die Erde im Garten lockern und die durstenden Blumen mit Wasser begießen. Im Herbst zeigte sie ihm, wie das Gemüse und die Äpfel, die reif am Baum hinter dem Häuschen hingen, geerntet und richtig eingekellert wurden. Aber Waldrose entdeckte auch, dass die Frau oft allein in ihrer Kammer sein wollte und dann seltsame Sprüche vor sich hin flüsterte. Da dachte das Mädchen: «Ist sie vielleicht doch eine Hexe? Aber sie ist doch lieb und wie eine Mutter zu mir.»

Als im Frühling der Schnee wieder schmolz und die Blätter der Bäume und die Blumen zu sprießen begannen, wärmte sich die Alte oft an der milden Frühlingssonne. Eines Tages sprach sie zu Waldrose: «Mein Kind, ich fühle, dass ich bald gerufen werde, um in die andere Welt hinüber zu gehen. Nimm deshalb deine Ziege wieder und kehr zurück in dein Häuschen. Du hast ja bei mir gelernt, im Garten anzupflanzen und zu ernten, du kennst die Pilze, die Blätter, Beeren, Blüten, Nüsse und

Wurzeln des Waldes, die man essen kann, und wirst darum, wenn du fleißig bist, keinen Hunger mehr leiden.» Und dann zog sie aus einem hölzernen Kistchen eine silberne Kette, woran ein tieferer, wundersam leuchtender Stein hing. «Nimm dies», sprach die Alte, «es steckt ein Geheimnis darin, und es wird dich schützen, wenn du es um den Hals trägst.» Waldrose hängte sich die Kette um, dankte der Alten, ergriff die Ziege an ihrem Strick und begab sich zurück in ihr Häuschen.

Schon wenige Tage, nachdem Waldrose in ihre Hütte zurückgekehrt war und überall Ordnung gemacht und den Garten gejätet hatte, warf die Ziege ein Zicklein. Waldrose spielte täglich mit ihm und zog es auf. Hunger brauchte sie nun nicht mehr zu haben, aber sie war doch arm. Wie gerne hätte sie einmal ein wenig Zuckerzeug gegessen oder ein neues Kleidchen oder gar ein Spielzeug gehabt! Aber sie besaß kein Geld, um solche Dinge zu kaufen. Und wenn sie einmal überschüssiges Gemüse ins Dorf tragen und dort verkaufen konnte, so erwarb sie mit dem geringen Erlös Mehl und Salz, um wieder Brot backen zu können.

Eines Tages sah Waldrose, wie ein Mann von weitem eiligen Schrittes auf ihr Häuschen zustürmte. Sie wusste nicht, ob er Hilfe brauche oder ihr etwas Böses anzutun trachtete. Kaum war er angekommen, fragte er das Mädchen: «Möchtest du reich werden?»

Waldrose antwortete: «Das möchte ich wohl, aber ich weiß nicht, wie das gehen soll.»

«Ich will dir sagen, was du tun sollst», sprach der Mann. «Ich gehe jetzt gleich wieder weg in Richtung Sonnenuntergang. Es wird nicht lange dauern, da werden ein paar Männer kommen und nach mir fragen. Sag ihnen, ich sei in Richtung Sonnenaufgang fortgegangen. Tust du dies, so werde ich in ein paar Tagen zurück sein und dich reich beschenken.» Dann rannte der Mann weg, noch schneller als er gekommen war.

Dem Mädchen aber war es, als läge ein Stein auf seinem Herzen. Noch nie in seinem Leben hatte es eine

Unwahrheit gesagt, und jetzt konnte es durch eine einfache Lüge reich werden. «Hat er wohl Angst vor bösen Männern?», fragte sich Waldrose. «Oder hat er selbst etwas Schlimmes angestellt und muss nun vor den Häschern fliehen?»

Waldrose setzte sich vor ihrem Häuschen an die Sonne und streichelte dem Zicklein, das sich an ihre Beine schmiegte, den Kopf. «Was soll ich bloß tun?», sprach sie zum Zicklein, aber das Tier blickte sie nur lange mit seinen schwarzen Augen an.

Nach einer Weile kamen hoch zu Ross drei Männer angeritten. Alle staken in grünen Jacken und hatten ein Gewehr auf den Rücken gebunden. «Mädchen», rief der erste, «du musst uns helfen! Wir suchen einen schlimmen Dieb, den wir im Namen des Königs einsperren sollen, damit er nicht neue Untaten begehen kann. Hast du ihn hier vorbeikommen sehen?»

Waldrose nickte mit dem Kopf.

«In welche Richtung ist er entflohen? Rasch, sag uns das!», rief der zweite.

Waldrose fühlte ihr Herz pochen, als ob es zerspringen wollte. Wie einfach wäre es jetzt, reich zu werden! Aber lügen? Nein, nein, nein, lügen wollte sie nicht! «Hier, in Richtung Sonnenuntergang ist er weggerannt», sagte Waldrose leise.

«Danke, das hilft uns!», sagte der dritte Reiter, und dann gaben sie den Pferden die Sporen und stoben davon.

Kaum waren sie ihren Blicken entschwunden, schmiegte sich das Zicklein wieder an ihren Leib und blickte Waldrose an. Aber seltsam! Waldrose verstand nun ganz deutlich, was das Tier ihr sagen wollte: «Du wirst staunen, liebe Waldrose, aber es ist wirklich so: Von heute an kannst du die Sprachen aller Tiere in deinem Herzen vernehmen. Die gute Frau im Waldhäuschen hat dir ja vorausgesagt, es läge ein Geheimnis im roten Stein an der Silberkette. Jetzt ist das Geheimnis offenbar: Weil du die Wahrheit gesagt hast, wirst du von nun an alles

verstehen können, was die Tiere miteinander und mit dir reden.»

Waldrose lebte zwar fortan weiter in Armut in ihrer armseligen Hütte mit ihren beiden Ziegen und arbeitete, so lange der Tag hell war. Aber langweilig war es ihr nie mehr, denn überall schwatzten die Tiere miteinander. Ein Igel erzählte einem Reh von seinen Jungen, wie er sie liebe, aber auch, wie traurig er sei, weil ihm der Fuchs zwei geraubt und gefressen habe. Eine Schnecke unterhielt sich mit einer Spinne und wusste ihr viel von einem Plätzchen zu erzählen, wo die süßesten Erdbeeren wüchsen. Und ein Krähenvogel berichtete seiner Frau, er sei weit über das Land geflogen und hätte den Wagen eines reichen Kaufmanns gesehen, der bald hier am Häuschen vorbeikommen werde.

Als Waldrose dies hörte, begann ihr Herz wieder höher zu schlagen. Mit einem reichen Kaufmann fortzuziehen, weit weg in eine große, reiche Stadt, nicht mehr arbeiten zu müssen, bunte Kleider zu tragen, jeden Tag Zuckerzeug zu essen – ja, das wäre doch etwas! Als Waldrose aus ihren Träumen erwachte und aufblickte, stand der Kaufmann bereits vor ihr, denn er hatte, als er das schöne Mädchen erblickte, dem Kutscher anzuhalten befohlen, war abgestiegen und hatte sich ihr genähert.

«Was träumst du da, du schöne Jungfer? Willst du weiterhin jäten, putzen, backen, kochen und den Ziegen misten? Möchtest du nicht lieber die Braut eines reichen Kaufmanns werden? Komm, steig zu mir in den Wagen, deine Ziegen werden sich schon allein zu helfen wissen! Wir fahren in die Stadt, dort steht mein großes Haus in voller Pracht, und du wirst meine Frau und wirst Dienerinnen und Diener haben, so viele du willst.»

«Was soll ich nur tun, was soll ich nur tun?», dachte Waldrose und blickte dem Zicklein fragend in die Augen. «Das darf ich dir nicht sagen», antwortete dieses, «nur um eines bitte ich dich: Schau dem Mann in die Augen!» Waldrose erhob ihren Blick und sah in zwei Augen, die ihr kalt und listig vorkamen. Dann stand sie auf, um-

klammerte ihren tiefroten Stein und sprach: «Nein, ich bleibe bei den Ziegen! Geht Ihr Eures Weges!» Da drehte sich der Mann um, murmelte mehrmals «dumme Dirne» vor sich hin und stieg ein. Sein Kutscher knallte mit der Peitsche, die Pferde zogen an, und bald sah man nur noch in der Ferne den Staub, den die Hufe vom Boden aufwirbelten.

Und wieder schmiegte sich das Zicklein an Waldrose und sprach zu ihr: «Du hättest reich werden können, dabei aber im Herzen arm, denn der Mann, der um dich buhlte, liebt nur das Geld und den Ruhm!» Waldrose nickte und machte sich wieder an die Arbeit, jätete Unkraut und mistete der Ziege.

Erneut verging eine lange Zeit; es wurde Herbst, und im Wald ertönten die Jagdhörner. Des Königs Jäger stellten einem Rehbock nach, der sich im Dickicht, nahe an Waldroses Häuschen, versteckt hatte. Da hörte sie, wie hoch oben im Geäst eine Elster zur anderen sprach: «Das wird den Rehbock nicht retten, denn die Jäger schleichen schon von allen Seiten heran.» Waldrose zögerte nicht lange und rannte mit lautem Geschrei ins Gebüsch, um das Tier aufzuscheuchen. Der Bock erschrak und entfloh in weiten Sprüngen.

Kurz darauf erschien der erste von den Königsjägern und schalt das Mädchen: «Dummes Kind, was vertreibst du uns das Wild? Und woher wusstest du, dass sich der Bock in diesem dichten Gestrüpp versteckt hielt? Heraus mit der Sprache!»

Da der Mann mit seinem Gewehr drohte, verriet ihm Waldrose ihr Geheimnis: «Die Elstern dort oben haben es mir verraten.»

Nun geriet der Jäger in Wut und zielte hinauf ins Geäst, aber in seiner Erregung schoss er daneben, und die beiden Elstern flogen lachend davon. Der Jäger aber hatte sich Waldroses Antwort genau gemerkt und wusste also, dass sie die Gabe besaß, die Tiere zu verstehen, und da er auch den kostbaren Stein um ihren Hals hängen sah, folgerte er, dass darin wohl diese besondere Wunderkraft läge. So

sann er darüber nach, wie er den Stein an sich bringen und mit dessen Hilfe ein reicher Mann werden könnte.

Und weil er sah, dass das Mädchen in schlichter Armut lebte, klopfte er anderen Tags an ihre Türe und sprach zu ihr: «Ich weiß, ich war gestern grob zu dir, aber nun sehe ich, dass du in Armut lebst, und deshalb möchte ich dich reich machen, so reich fast wie der König selber es ist. Gib mir nur deinen Stein am silbernen Band, und ich werde dir Geld und Gold und alles, was dein Herz begehrt, in reichem Maße bringen.»

Waldrose schloss ihre Augen und stellte sich vor, wie sie am Königshof ein bequemes Leben führen und alles haben könnte, was sie sich nur wünschte. Aber dann fiel ihr ein, dass dort auch für sie wieder alle Tiere stumm sein würden, dass sie die Pferde und Hunde, die Katzen und die Vögel nur verständnislos anblickten und sie nie mehr wissen könnte, was diese ihr sagen möchten. Darum sprach sie: «Nein, ich behalte den Stein und bleibe arm. Lasst mich allein in meiner Hütte.»

Aber Waldrose musste von nun an doch nicht mehr so hart arbeiten und einsam leben, denn wenige Tage, nachdem sie den Jäger weggeschickt hatte, kam ein Wanderbursche an ihrem Häuschen vorbei und bat um ein Abendbrot und ein Nachtlager. Auch er war arm, doch auch er hatte ein gutes Herz, und darum fühlten die beiden, dass sie für einander geschaffen waren. So wurde der Wandergeselle ihr Mann, und wenn sie auch nicht reich wurden, so lebten die beiden doch glücklich miteinander bis an ihr Ende.

Kaum hatte der König geendet, verneigten sich alle Naturwesen vor ihm. Jessy erkannte, dass sie ihm auf diese Weise dankten. Kurz darauf saßen wieder alle Figuren wie tot an ihren Plätzen, und es sah aus, als ob sie in alle Ewigkeit nie mehr erwachen könnten. Jessy blieb noch eine Weile still auf ihrer Bank sitzen und blickte gedankenverloren in den Teich. «Schade, dass mein lieber Gnomenkönig schon wieder eingeschlafen ist», sagte sie zu sich selber, «sonst würde ich ihn bitten, mir noch weitere seiner Geschichten zu erzählen.»

15 Besuch bei Lena

Jim wollte sich auf keinen Fall verspäten, damit ihm Onkel Samuel keine unangenehmen Fragen stellen würde. Daher beeilte er sich, so gut er konnte, nachdem er sich von Jessy verabschiedet hatte. Doch als er auf seinem Rückweg zufälligerweise nach oben blickte, sah er, wie ihm Onkel Samuel bereits entgegen schwebte.

«Hier bist du ja, mein kleiner Schlingel!», rief dieser ihm entgegen. «Schön, dass du wieder da bist.» Dann setzte er neben Jim auf dem Boden auf und ergriff nach seiner alten Gewohnheit Jims Hand, um den Rückweg zu Fuß zurückzulegen. Nach einer Weile fragte er: «Und? Hast du Wort gehalten? Bist du nicht wieder die graue hinabgesaut?»

«Ich sagte dir ja, dass damit Schluss sei», antwortete Jim, und aus seiner Stimme klang Stolz und Freude über seinen eigenen Fortschritt. «Ich habe die orangefarbene benutzt.»

«So, so, auf der Begegnungsbahn warst du! Das ist gewiss nicht ohne Folgen geblieben», bemerkte Onkel Samuel.

«Das kann man wohl sagen: Ich habe Jessy getroffen. Genau das habe ich mir beim Runtersausen gewünscht. Die orange ist übrigens auch Spitze, vielleicht noch schneller als die graue. In einer Kurve hörte ich eine Stimme, die sprach: «Nimm die graue Treppe!» Das ist zwar gegen die Regel, aber es hat genützt.»

«Aha, ich verstehe, du hast Jessy getroffen. Sie hat dir wohl Eindruck gemacht?»

«Ja, ja, sie ist nett. Sie hat übrigens schöne Augen.»

Dann gab es eine Pause.

«Hat sie dir gesagt, wo sie wohnt?», begann der Onkel wieder. Das war genau die Frage, die Jim befürchtet hatte. Aber dann erinnerte er sich, dass Jessy es ihm tatsächlich nicht *sagte*. Sie hatte ihm die Grotte *gezeigt* – und *gezeigt* ist nicht *gesagt*. Daher antwortete er: «Nein, *gesagt* hat sie es mir nicht.» Aber dabei betonte er das Wort *gesagt* so sehr, dass Onkel Samuel ziemlich dumm hätte sein müssen, um die Sachlage nicht zu erkennen.

«Aha, ich verstehe», sagte der Onkel zum zweitenmal. «Obwohl sie es dir nicht gesagt hat, weißt du es ...»

«Lieber Onkel Samuel», unterbrach ihn Jim, «erzähl mir doch bitte eine Geschichte. Die sind immer so spannend. Am liebsten habe ich jene, die du selber erfunden hast.»

«Aha, ich verstehe», sagte der Onkel erneut. «Das Thema ist dir wohl unangenehm ...»

«Du hast doch selber gesagt, dass man Wort halten muss, wenn man etwas versprochen hat!»

«Freilich muss man das, und da du nun weißt, wo Jessy wohnt, willst du sie nicht verraten. Ich verstehe.»

Jim schwieg.

«Mein lieber Jim», sprach daraufhin der Onkel, «wenn Jessy nicht will, dass du jemandem sagst, wo sie wohnt, dann solltest du dich daran halten. Aber trotzdem ist es nicht gut, dass Jessy so oft allein ist.»

«Sie ist nicht allein. Ringsum gibt es Gnomen und Elfen. Die werden manchmal lebendig. Aber als ich dort war, standen sie bloß da wie kleine Gartenzwerge.»

«Das beruhigt mich. Andernfalls hätte ich dir vorgeschlagen, dass du sie regelmäßig besuchst. Aber nun ist es ja nicht nötig.»

«Oh doch, oh doch, das ist sehr, sehr nötig! Wenn die Gartenzwerge stumm sind, ist ihr gewiss sehr langweilig.»

«Aha, ich verstehe. Du würdest diese Aufgabe also nicht zurückweisen. Nun gut, geh zu ihr, so oft es dir Freude macht. Nur eines sollst du mir versprechen: Wenn es ihr schlecht geht, dann sagst du es mir.»

Jim ergriff fast ein wenig wild Onkel Samuels Hand und küsste sie eins übers andere Mal. Er war sicher: Einen besseren Onkel gab es im ganzen Jenseitsland nirgends.

Schweigend schritten sie gegen Onkel Samuels Palast. Plötzlich stand Jakob, Samuels Bruder, bei ihnen. Er hatte kürzlich gelernt, sich absichtlich von einem Ort zu einem anderen zu versetzen, und diese Fähigkeit benutzte er nun, wenn es eilte oder etwas Wichtiges zu vollbringen war.

«Wo brennt's denn», fragte Samuel lachend, «dass du uns derart erschreckst?»

«Brennen tut's nicht gerade, aber wichtig ist die Sache dennoch: Engel Archas hat sich mir gezeigt und uns allen erlaubt, Lena zu besuchen. Es wäre schön, wenn ihr mitkämet.»

«Da gibt's nicht viel zu überlegen, und gewiss freut sich auch Jim auf ein Wiedersehen mit seiner Mutter», sagte Samuel, «aber zuerst gehen wir ins Haus, um die rechten Geschenke für sie auszuwählen.»

Jim wurde ganz zappelig. «Glaubst du, Mama sei nicht mehr so böse mit uns?», fragte er, an Samuel gewandt.

«Wir wollen ihr helfen, in unserem Land zu leben. Gewiss hat sie gemerkt, dass es nichts bringt, mit dem Kopf durch die Wand gehen zu wollen», sagte Jakob, und Samuel fügte bei: «Sie muss noch lernen, ihre Streitsucht abzulegen. Sie hat uns damit schon geplagt, als wir noch Kinder waren. Dann hat unser Vater umher geschrien, und die Mutter ist für ein paar Stunden davon gelaufen. Aber es hat nichts genützt.»

Unterdessen erreichten sie Samuels Palast. «Geht und sucht euch etwas aus, das ihr Lena bringen wollt. Ich selber weiß schon, was ich ihr schenken werde», sprach Samuel und ging geradewegs in seine Bibliothek. Es war ein ziemlich geräumiger und mit barocken Verzierungen geschmückter Saal, in welchem in Dutzenden von Gestellen mehrere Tausend Bücher standen. Alle waren in feinstes Leinen gebunden und in Goldprägung beschriftet. Öffnete man ein Buch, verströmte es einen herrlichen Duft, und zwar jedes einen anderen. Samuel war ein großer Büchernarr und erkannte jedes Buch, das er gelesen hatte, an seinem einzigartigen Duft. Ohne lange zu zögern, ging er auf jenes Gestell zu, in welchem die spannendsten Romane auf ihre Leser warteten. Dort griff er nach einem Werk, welches von einer Frau handelte, die in ihrem Leben viel zu leiden hatte, weil sie nie einen eigenen Fehler einsehen und zugeben wollte. Er öffnete es und sog den wunderbaren Duft ein, der ein bisschen jenem Parfüm ähnelte, das Lena jeweils benutzt hatte, wenn sie tanzen ging. Samuel dachte, das Buch könnte Lena nicht bloß wegen seines spannenden Inhalts freuen, sondern sie auch an schöne Stunden erinnern, in denen sie mit adretten jungen Herren getanzt hatte.

Samuel verließ den Raum und traf in der Vorhalle auf Jim. «Sieh hier diese Steinflöte!», platzte es aus dem Jungen heraus. «Die habe ich im Musikzimmer entdeckt. Ich wusste gar nicht, dass man nicht nur Holz, sondern auch harten Stein dreheln kann. Ich habe übrigens früher auch Blockflöte spielen gelernt.» Jim setzte die Flöte sogleich an seine Lippen und spielte das bekannte Lied «My Bonnie is over the Ocean». Das Instrument klang voll und warm, und Samuel klopfte Jim anerkennend auf die Schultern. «Gewiss wird sich deine Mutter über dieses Geschenk freuen», sprach er und wandte sich dann Jakob zu, der ins Gartenhaus gegangen war und nun mit einem seltsamen Gerät in die Vorhalle zurückkehrte.

«Das ist ja ein phantastisches Ding, das du in deinem Gartenhaus

aufbewahrst», sagte Jakob. «Offenbar kann man damit sämtliche Gartenarbeiten verrichten.»

«So ist es», bestätigte Samuel, «es lässt sich durch wenige Handgriffe sehr leicht verstellen und umbauen, je nachdem, ob man hacken, die Erde umgraben, Laub rechen oder Löcher für Setzlinge stechen will. Ich bin sicher, dass Lena ein solches Werkzeug gut gebrauchen kann. – Nun aber setzt euch an den geblumten Marmortisch! Wir wollen uns vor dem Besuch bei Lena noch mit einer Oklamanda stärken.»

Jakob nahm Jim an der Hand und setzte sich an den Marmortisch, während sich Samuel in den Garten begab, um eine Oklamanda zu pflücken. Die beiden Siamkatzen Kalo und Kulo trippelten neben seinen Beinen und versuchten vergebens, sich an ihren Herrn anzuschmiegen. Schließlich hob Samuel beide auf und sprach ihnen eindringlich zu, sie möchten ihn jetzt in Ruhe lassen, damit er die beste Oklamanda finden könne. Er stellte die beiden Tiere auf eine Gartenbank, wo sie manierlich sitzen blieben und Samuel zusah, wie er die Frucht sorgfältig von einem der Bäume löste.

Jim hatte die Szene draußen im Garten durch die Glastüre beobachtet und begann nun, Onkel Jakob zu erzählen, dass er früher ein Meerschweinchen gehabt habe, aber es sei krank geworden und gestorben und er sei sehr traurig gewesen. Samuel trat hinzu und legte die Oklamanda auf den Tisch. «Jakob, nimm hier das goldene Messer und mach bitte drei gleiche Teile», sprach er und setzte sich ebenfalls.

Jim wusste, dass der Onkel stets sehr andächtig war, wenn er eine Oklamanda ass, und so wurde auch er ganz still und tat es den beiden Onkeln gleich, die die Frucht langsam zerkauten und so lange auf der Zunge zerfließen ließen, bis es gar nichts zu schlucken gab. Unwillkürlich gaben sich alle drei die Hände und bildeten so um den geblumten Marmortisch einen kleinen Kreis.

Dann mahnte Samuel zum Aufbruch. Da er den Weg zu jenem Gebiet, in dem Lena hauste, nicht kannte und auch nicht wusste, wie weit weg dieses lag, entschied er, gemeinsam mit Jakob und Jim dort hin zu schweben und sich mit geschlossenen Augen von einem unsichtbaren Führer an den gewünschten Ort lenken zu lassen. Die beiden Onkel nahmen Jim in die Mitte, ergriffen je eine seiner Hände, schlossen die Augen und hoben sanft ab.

Jim, der die Augen offen behalten durfte, sah, wie sie immer höher stiegen, gewiss viel höher als damals, als sie nach Amerika fliegen

wollten. «Schade, dass Jessy nicht hier ist», dachte er, «sie würde sich gewiss über diesen herrlichen Ausblick freuen.» Während seine beiden Onkel die Augen geschlossen hielten, sah er unten die Täler mit gewaltigen Bergen, Felsen und Flussläufen vorbeiziehen und spürte dabei, wie weit weg seine Mutter wohnte. Er machte sich einen Spaß daraus, die Täler, die sie überschwebten, zu zählen. Es waren genau sechsunddreißig. Schließlich nahm der Flug doch ein Ende, und er erblickte die nackten Felsen, Steinblöcke und verdorrten Bäume immer deutlicher. Irgendwo stand ein einsames Blockhaus, und ohne, dass es ihm jemand hätte sagen müssen, wusste er, dass dies die Wohnstätte seiner Mutter war. In einiger Entfernung vom Haus erreichten die drei wieder Boden unter den Füßen und schritten langsam auf das Blockhaus zu.

«Immerhin gibt es hier ein paar Blumen», bemerkte Samuel, «Lena muss wohl schon die ersten Fortschritte gemacht haben.» Und als sie noch näher kamen, sahen sie auf einer kleinen Holzbank vor den beiden Eingängen des Hauses zwei Frauen sitzen, die einander an der Hand hielten und eine Blume betrachteten, die ihnen zu Füßen besonders schön blühte.

Die beiden erschrakten nicht wenig, als sie die drei Besucher auf sich zukommen sahen. «Schön, dass ihr uns besuchen kommt!», rief ihnen Lena entgegen, Elfriede aber ging sich in ihrem Raum verstecken. «Ich habe noch einen kleinen Zauberer im Haus», fuhr Lena fort, «bitte kommt herein, dort hinten in der dunkeln Ecke sitzt mein Kauzi. Als ich Elfriede bei mir aufnahm, sagte er ein kleines Sprüchlein. – Was sagtest du, Kauzi? Komm, sag es doch nochmals. – Ah, er will nicht. Nun, er sagte irgendein Sprüchlein, und dann war meine Hütte plötzlich doppelt so groß, einfach so, und hatte ein zweites Zimmer. Dort hinein hat sich jetzt Elfriede geflüchtet. Sie denkt immer an ihr schreckliches Ende auf der Erde und schämt sich.»

«Ich verstehe das», sagte Samuel, «wir wollen sie jetzt erst einmal in Ruhe lassen. Sieh, wir haben dir ein paar Geschenke mitgebracht!»

«Ja, liebe Mama», rief Jim ungeduldig, «sieh hier die lustige Flöte! Die ist übrigens nicht aus Holz, sondern aus Stein und klingt viel schöner. Ich habe sie schon ausprobiert.»

Lena wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie küsste Jim auf die Stirne, ergriff die Flöte und begann sie liebevoll zu streicheln, so dass Jakob und Samuel einander vielsagende Blicke zuwarfen.

Dann ergriff Samuel das Wort: «Ich habe dir ein Buch mitgebracht.

Gewiss hast du es schnell gelesen. Am besten ist es, wenn du dann einfach wieder von vorne beginnst. In unserer Welt liest man sowieso alle Bücher mehrmals.» Damit legte er den Band auf den Tisch und gab Jakob ein Zeichen, er solle nun sein Geschenk überreichen.

«Liebe Lena, dieses Gerät sieht ein bisschen kompliziert aus, aber es lässt sich leicht umbauen ...»

«Keine Sorge», rief aus der Ecke der Kauz, «keine Sorge, ich zeig es dem Dummerchen schon!»

«Der Spaßvogel nennt mich immer Dummerchen», warf Lena ein, «aber einmal sagte er, ich sei schon nicht mehr ein so großes Dummerchen. Ich bin froh, dass er da ist und mit uns beiden seine Späße treibt. Er redet zwar ein bisschen viel, aber was er sagt, stimmt immer.»

«Gut gesagt, gut gesagt!», krächzte der Kauz.

«Dummerchen begreift schnell,
Dummerchen ist hell,
Dummerchen ist ein Tröpfchen,
hat doch ein kluges Köpfchen.»

Als die Besucher dies hörten, brachen sie allesamt in ein helles Gelächter aus. Dann sagte Jakob: «Ich sehe, es wird dir offensichtlich nicht langweilig in deiner Hütte. Trotzdem empfehle ich dir, dieses praktische Gerät zu benutzen. Damit wird es dir viel besser gelingen, rund um dein Haus einen schönen Garten anzulegen, so dass es euch beiden allmählich wohler wird in der neuen Umgebung.»

«Ich weiß gar nicht so recht, was ich zu diesen Geschenken sagen soll», meinte Lena ein wenig verlegen. «Ihr seid neulich einfach verschwunden, dabei wollte ich doch nur mein Recht. Und dann hat mich irgendein Engel hierher gebracht. Und jetzt beschenkt ihr mich. Früher hätte ich gesagt: ›Ich will eure Geschenke nicht, lasst die Heuchelei! Wenn ihr nicht auf mich hören wollt, dann will ich von euch auch nichts annehmen.‹ Aber jetzt nehme ich sie gerne an, obwohl wir miteinander gestritten haben.»

«Um die Wahrheit zu sagen», wandte Jakob ein, «gestritten hast nur du. Wir haben nicht gestritten.»

Da war aus der dunkeln Ecke zu vernehmen: «Ganz recht, sag's ihr nur, sag's ihr nur!»

«Misch dich nicht in alles ein, mein lieber Kauzi!», wies Lena ihren

Vogel schmunzelnd zurecht. Jakob aber war froh, dass ihn der Vogel unterstützte.

In diesem Moment wurde der Raum von außen durch ein helles Licht erleuchtet. Alle schwiegen sofort, denn vor der Türe stand Archas, der Engel. Er erhob eine Hand und sprach: «Die Besuchszeit ist nun zu Ende.» Dann verschwand er ebenso schnell, wie er gekommen war.

Niemand wagte zu widersprechen. Die drei Besucher umarmten Lena, die sich ihre Tränen abwischte, die beiden Onkel nahmen Jim wieder in die Mitte und erhoben sich, immer höher.

Jim zählte wieder die Täler. Als sie bei Samuels Palast ankamen, sagte er ganz verwirrt: «Das ist doch eigenartig. Auf dem Hinweg habe ich sechsendreißig Täler gezählt, aber auf dem Rückweg waren es bloß noch dreißig.»

«Bist du sicher?», fragte Jakob.

«Ja, ganz sicher.»

16 Unglück und Glück

«Hoffentlich kommt Jim bald wieder zu Besuch», dachte Jessy, «dann kann ich ihm die Geschichte von Waldrose erzählen. Aber wer weiß, vielleicht erzählt mir der König bald wieder eine andere. Ich bin ganz begierig nach solchen Geschichten. – He, du dort, mein lieber Herr Gnomenkönig – oder soll ich ‚Elfenkönig‘ sagen? –, bitte erwache, schlag deine Augen auf und erzähle, bitte, bitte.»

Nichts geschah. Jessy setzte sich auf die gegenüberliegende Bank, so dass sie nun andere Figuren dieses seltsamen Zwergenvolkes betrachten konnte. Den roten Trompeter, der neben einem kleinen Wasserfall stand, hatte sie bisher noch gar nicht bemerkt und auch die durchsichtige Elfe nicht, die ihre Nase dicht an ein kleines Röschen hielt. Sie entdeckte noch andere kleine Persönchen, aber der Trompeter hatte es ihr besonders angetan. «Erwache doch!», rief sie zu ihm hinüber, «deiner armen Trompete ist es gewiss langweilig. Und mir auch. Ich kann doch nicht einfach bloß da sitzen und nichts tun. Spiel mir doch eine Melodie vor! Oder kannst du etwa nicht? Ist deine Trompete verstopft? Lass mich mal gucken ...»

Jessy erhob sich und balancierte auf ein paar Steinen, die aus dem Seelein ragten, hinüber zur anderen Grottenwand. Jetzt konnte sie den

Trompeter von ganz nah ansehen. Er hatte sein Instrument tatsächlich nicht ganz an die Lippen gesetzt, so, als wollte er ein bisschen verschnauften. Jessy streichelte ihm über seine roten Bäcklein und wollte eben ins Rohr seiner Trompete gucken, als sie auf dem feuchten Stein, auf dem sie stand, ausglitt und ins Wasser stürzte. Unwillkürlich wollte sie sich an einem der Grottensteine an der Wand festhalten, und so geschah das Unglück: Sie riss den Trompeter von seiner Stelle, er sprang ihr aus der Hand und zerschellte an einem der Steine, auf dem Jessy zuvor gestanden war.

«Oh, was habe ich bloß angestellt!», rief Jessy entsetzt. «Oh Jammer, der Trompeter ist zerbrochen!»

Das Wasser war nicht tief, weshalb sie für sich selbst keine Gefahr fürchtete. Sie stieg so rasch wie möglich aus dem Teichlein, setzte sich wieder hin und begann zu weinen. Sie war untröstlich und wusste nicht, was nun werden sollte. «Wenn der König erwacht und sieht, was ich angerichtet habe – was wird er wohl sagen? Es ist nicht auszu-denken ...» Dann weinte Jessy wieder, und ihre Tränen flossen ihr wie kleine Bächlein über die blassen Wangen.

«Weshalb weinst du? Hat dich jemand geplatzt?»

Jessy erschrak. Aber sie erkannte die Stimme, und als sie sich umblickte, stand wirklich Jim bei ihr. «Gut, dass du kommst, Jim», sagte sie erleichtert, «ich habe etwas Schlimmes angestellt. Sieh dort den zerbrochenen Trompeter! Ich bin ausgeglitten und habe ihn heruntergerissen.» Und wieder begann sie zu schluchzen, so dass Jim gar nicht wusste, was er sagen oder tun sollte. Schließlich fuhr er ihr mit der Hand ein paarmal übers Haar und ergriff dann ihren Arm. Jessy lehnte sich an ihn, sagte aber kein Wort. Sie schloss die Augen, und Jim blickte ins dunkle Wasser.

Nach einer Weile sagte Jessy leise: «Was meinst du, Jim, könntest du den Trompeter flicken? Man könnte doch die Teile zusammenfügen und alles ein bisschen mit diesem Lehm da bestreichen. Vielleicht hält es.»

Jim besann sich keinen Augenblick und suchte sofort die Scherben zusammen, die teils im Wasser, teils auf den bemoosten Steinen lagen. Umständlich versuchten die beiden, die passenden Stücke aneinander zu fügen, aber es stellte sich bald heraus, dass der Arm mit der Trompete fehlte. «Den müssen wir finden, koste es, was es wolle», sagte Jessy, und sogleich machten sie sich auf die Suche.

«Ich glaube, ich muss da ein wenig abtauchen», sagte Jim und begann sich auszuziehen. Doch im selben Moment glitt auch er aus und riss mit seiner Hand, die nach Halt suchte, zwei Elfen herunter. Jessy schrie auf, und Jim sah betrübt auf die zerbrochenen Figuren.

«Komm, Jim, komm zu mir auf die Bank, gewiss musst du auch weinen wie ich.» Jessy blickte ihn an, und wirklich: Jims Augen begannen zu glänzen, und aus jedem Auge kullerte eine Träne über seine Wangen hinunter.

«Wir wollen alles so lassen, wie es ist», sagte Jim und fasste sich wieder. «Vielleicht kann der König den dreien helfen. Am besten ist es, wir gehen jetzt heim. Ich habe übrigens Onkel Samuel gefragt, ob du bei uns wohnen könntest. Natürlich hat er ja gesagt. Komm also zu uns, dort wirst du es schön haben.»

Jim fasste Jessy an der Hand, und beide machten sich auf den Weg zu Onkel Samuel, ohne ein weiteres Wort zu sprechen.

17 Die Zauberflöte

«Elfriede!», rief Lena. «Nun sieh dir mal das an! Jetzt habe ich hier eine halbe Stunde auf meiner Steinflöte geübt, und während ich spielte, hat sich mein Zimmer merklich verändert. Es geschehen Zeichen und Wunder!»

Elfriede stellte die Hacke, mit der sie sich draußen abgemüht hatte, an die Hauswand und guckte in Lenas Raum. «Tatsächlich!», rief sie erfreut. «Das ist ja ein richtiges Zimmer geworden mit schönen weißen Wänden. Wenn du so weitermachst, bekommen wir am Schluss noch eine richtige Villa.» Dann trat sie in das verwandelte Zimmer, setzte sich und sagte: «Spiel weiter, ich möchte sehen, wie das passiert.»

Lena hielt die Flöte an den Mund und blies einige schrille Töne hinaus. Im selben Moment fiel an einer Wand ein kleines Stück des neuen Verputzes ab, und die Holzwand zeigte sich wieder. Elfriede bemerkte: «Das scheint nicht die rechte Art zu sein. Mit diesen scheußlichen Tönen brichst du das Ganze wieder ab.» Lena blickte ziemlich verdutzt im Zimmer umher. Dann setzte sie die Flöte wieder an die Lippen, schloss die Augen, wartete einen Moment und spielte einige wenige Töne, jeder schöner als der andere.

«Sieh mal dort in die Ecke», rief Elfriede erfreut, «der Lehm Boden sieht plötzlich aus wie eine Marmorplatte! Spiel weiter, spiel bitte wei-

ter!» Als Lena hinblickte, spürte sie, wie ihr Herz sehr schnell zu pochen begann. Sie wusste nicht, ob sie vor Staunen ewig hier sitzen bleiben oder vor Freude in der Stube herum tanzen sollte. Schließlich stellte sie sich mitten in den Raum, schloss wieder die Augen und begann zu spielen, so schön, wie sie es in ihrem ganzen Erdenleben nie getan hatte. Immer eindringlicher strömte ihr Atem, bald spielte sie lieblich süß, bald schmerzlich und traurig, bald leidenschaftlich heftig, und es kam Elfriede vor, als würde ihre neue Freundin ihr ganzes verflissenes Leben in diese Flötentöne legen. Elfriede schloss unwillkürlich die Augen und ließ sich von den Klängen der Steinflöte verzaubern. Sie hatte jedes Gefühl für den Fluss der Zeit verloren und wusste, als Lena die Flöte endlich verstummen ließ, nicht, ob sie bloß ein paar Minuten oder vielleicht doch ein paar Stunden oder gar Tage dieser Herzensmusik ihrer Freundin gelauscht hatte. Beide wagten lange nicht, die Augen zu öffnen.

Es war Lena, die als erste wieder aufblickte. Es war ihr unmöglich, einen Freudenschrei zu unterdrücken. Auch Elfriede hatte sich erhoben und blickte um sich, und dann umarmten die beiden einander und tanzten im Raum herum wie kleine Kinder. Die Stube war jetzt wesentlich geräumiger als zuvor, fast eine kleine Halle; der Boden bestand aus geschliffenen Marmorplatten in unterschiedlichen zarten Farben, die in der Mitte des Raumes ein blumenartiges Muster bildeten, und die Wände waren mit hellen und prächtig gemusterten Tapeten überzogen. «Eine ähnliche, aber doch nicht ganz so schöne Tapete habe ich einmal in einem Spezialgeschäft gesehen», bemerkte Lena, «aber sie war unsinnig teuer, und wir hätten es uns niemals leisten können, unsere Wohnung damit auszustatten.»

Doch das war noch nicht alles. Die wenigen harten Hocker aus Holz waren nunmehr ersetzt durch gepolsterte Sessel mit geschwungenen Beinen und einem edlen Stoffüberzug. Dort, wo zuvor der klapprige Holztisch gestanden hatte, sah man jetzt einen vornehmen ovalen Tisch mit einem eingelegten Marmormuster. Die Decke war verziert mit schwungvollen und zart grün gefärbten Stukkaturen, und mitten drin hing ein Leuchter aus venezianischem Glas, das in allen Farben schillerte und den ganzen Raum in ein geheimnisvolles Licht tauchte.

«Mein Gott, ist das schön!», rief Lena. «Mein Gott, ich muss dir einfach danken!»

In diesem Augenblick wurde der neue Raum wie von einem Blitz

erleuchtet, und unter der Türe stand Archas, der Engel. Er hatte ein sanftes Lächeln auf den Lippen und sagte lange nichts. Schließlich sprach er: «Weil du aufrichtig gedankt hast, wird dir dies alles nun nicht mehr genommen.» Dann verschwand er und ließ die beiden Freundinnen glücklich in ihrem neuen Heim zurück.

18 Auf der Schicksalsbahn

Jessy und Jim kamen auf ihrem Weg zu Onkel Samuel oben bei jenen Eingängen zu den großen Rutschbahnen an, die beide aus eigener Erfahrung kannten. «Sieh, Jessy», sagte Jim, «dort ist der Eingang zur grauen Bahn! Da bin ich wohl hundertmal hinuntergesaust. Aber jetzt ist Schluss damit. Letztes Mal wählte ich die Begegnungsbahn, und danach habe ich dich getroffen. Findest du das nicht auch wundervoll?»

Jessy sagte nichts und blickte Jim bloß mit einem Lächeln an.

«Wie oft bist du schon runtergesaust?», fragte Jim, und er war sehr erstaunt, als Jessy zur Antwort gab: «Bloß zweimal, einmal auf der grauen und einmal auf der violetten. Beim ersten Mal habe ich mich schlecht benommen gegen Ellen, und seither bin ich allein. Gut, dass sich wenigstens die Gnomen und Elfen von Zeit zu Zeit in meiner Grotte regten.»

«Mit dem Alleinsein ist es jetzt vorbei, denn von nun an wirst du bei uns wohnen. Lass uns nochmals eine Bahn wählen, bevor wir unseren Weg fortsetzen!» Jim nahm Jessy an der Hand und zog sie gegen die Eingänge zu. «Welche wollen wir nehmen?», fragte er.

Jessy wusste nicht so recht, ob sie es überhaupt ein drittes Mal versuchen sollte, und las nochmals langsam die Überschriften über allen Bahnen. «Ich bin für die Schicksalsbahn», entschied sie schließlich und ging unter dem blauen Torbogen durch. Ohne zu zögern folgte ihr Jim. Als er sah, dass sich Jessy in ein Wägelchen gesetzt hatte, wollte er dasselbe Gefährt besteigen, aber die Frau, die diese Bahn hütete, sagte ihm, dass dies nicht möglich sei und er sich in ein eigenes Wägelchen setzen müsse. Beide wurden fast gleichzeitig angestoßen, und Jim freute sich, wie die Fahrt immer rasender wurde und er in einem kleinen Abstand vor sich die jubelnde Jessy ansehen konnte.

Plötzlich erblickte er von weitem eine Verzweigung, und nun stieg in ihm eine bange Angst auf, ob wohl beide Wägelchen auf dieselbe Seite gelenkt würden. Als die Verzweigung hinter ihnen war und er

Jessy immer noch vor sich im selben Kanal hingleiten sah, atmete er auf. Bald darauf geschah dasselbe nochmals, und auch diesmal blieben beide Gefährte in derselben Bahn, so dass Jim, als bald darauf eine dritte Verzweigung kam, schon alle Gefahr überwunden glaubte.

Doch diesmal wurde Jessy auf die linke und Jim auf die rechte Seite gelenkt. Eine Zeitlang fuhren die beiden in nicht allzu großem Abstand nebeneinander her, so dass sie einander zuwinken konnten, aber mit einemmal bog Jessys Bahn steil nach links ab und verschwand hinter einer Baumgruppe. Gleichzeitig wurde Jims Bahn immer flacher, so dass das Wägelchen beinahe zum Stillstand kam, und als es sich endlich wieder gemächlich in Fahrt setzte, war von Jessy weit und breit nichts mehr zu sehen.

Jessys Bahn war dergestalt angelegt, dass sie so steil wie möglich gegen die Arena abfiel und sich erst kurz vor dem Ziel abflachte. Unten angekommen, ließ Jessy ihr Wägelchen stehen und blickte erwartungsvoll nach oben. Da stieß sie jemand von hinten an, und als sie sich umdrehte, sah sie jenen Knaben vor sich, der damals, als sie zum erstenmal ins Rutschbahntal kam, in Begleitung seiner Tante die Frohmachbahn hinuntergefahren war. Sogleich erinnerte sie sich, dass er Jochen hieß und immer so traurig war, weil ihn seine Mutter in ihrer Verzweiflung über eine Brücke gestoßen hatte und dann selber hinabgesprungen war.

«Ah, du bist doch der Jochen. Bist du die Frohmachbahn herabgekommen?», fragte Jessy, doch Jochen schüttelte den Kopf und wies mit der Hand auf das Ende der grauen Bahn. «Bist du jetzt glücklich?», fragte Jessy weiter. «Nein», sagte Jochen, und Tränen traten in seine Augen. Da ergriff Jessy seine Hand und führte ihn auf eine Gartenbank, die hinter einem Blumenbeet in einer Gebüschnische stand. «Komm», sagte sie, «setz dich hin und erzähle mir, was dich so bedrückt.»

«Ich möchte so gerne meine Mutter finden, aber die Tante sagt, das gehe nicht, denn die Mutter sei unglücklich und irre in düsteren Gegenden umher. Kommst du mit mir die Mutter suchen, bitte?» Jochen sah Jessy mit einem flehenden Blick an.

Unterdessen hatte auch Jim die Arena erreicht. Sofort begann er Jessy zu suchen, und es dauerte nicht lange, bis er sie neben einem fremden Knaben auf einer Bank sitzen sah. Das versetzte ihm einen Stich ins Herz, und er wusste nicht, was er nun tun sollte. So ging er ein wenig in der Arena spazieren, besah sich dieses und jenes und näherte

sich von Zeit zu Zeit immer wieder der Gartenbank, wo die beiden nach wie vor in ein tiefes Gespräch versunken schienen. «Soll ich zu ihnen hingehen und mich dazusetzen?», fragte er sich. «Oder soll ich einfach heimgehen und dem Onkel erzählen, dass sich Jessy einem anderen angeschlossen habe?»

Jessy hatte während dieser Zeit Jochen davon abzuhalten versucht, die Tante einfach zu verlassen. Auch seien die jenseitigen Gegenden so unheimlich groß und weit, dass er wohl eine Ewigkeit lang suchen müsste, um seine Mutter zu finden. «Am besten ist es, wenn ich mit Jim darüber spreche», sagte sie, «der hat einen gescheiten Onkel, vielleicht kann der dir helfen. Aber nun solltest du wieder die Treppe hoch steigen, damit du die Tante wieder triffst.»

Mit diesen Worten stand Jessy auf und ging Jim suchen, aber sie fand ihn nirgends. Schließlich kehrte sie enttäuscht wieder zu Jochen zurück. Dieser sah wohl, dass Jessy ratlos war und nicht wusste, was sie tun sollte.

«Komm, wir steigen gemeinsam die graue Treppe hoch», schlug Jochen vor, «die Tante wartet oben. Gewiss hat sie nichts dagegen, wenn du zu uns heim kommst.»

Jessy kannte die Treppe genau. Sie staunte, wie gut sie diesmal vorankam und keinerlei Müdigkeit mehr empfand. Mehrmals blickte sie zurück und sah, wie die Arena immer kleiner wurde. Als sie mehr als die halbe Höhe erreicht hatten, fühlte sie, wie ihr Herz stärker zu pochen begann. Sollte sie mit Jochen zu ihrer Grotte gehen, fragte sie sich. Oder sollte sie seiner Einladung folgen und mit ihm seine Tante aufsuchen? Als sie auf die Höhe gelangten, wo der schmale Weg zur Grotte abzweigte, beobachtete sie Jochen genau, denn sie wollte herausfinden, ob ihm dieser Weg auffalle. Aber er bemerkte ihn nicht, und so stiegen beide rasch höher.

Oben angekommen, rief Jochen: «Tante Grete, schau mal, das ist Jessy! Ich möchte, dass sie zu uns nach Hause kommt. Darf sie?»

Die Tante musterte das Mädchen eingehend und fragte: «Bist du jemandem entlaufen? Du solltest besser wieder in deine eigene Wohnung zurückgehen.»

«Nein», antwortete Jessy, «aber ich habe mich gegen meine Begleiterin schlecht benommen, und da ist sie verschwunden. Ich habe eine Zeitlang allein gewohnt und wollte jetzt Jim zu seinem Onkel begleiten, doch wir haben uns aus den Augen verloren.»

Es gefiel Tante Grete, wie Jessy ihren Fehler zugab, ohne ihn beschönigen zu wollen. «Komm mit zu mir», sagte sie freundlich, «dann kann Jochen vielleicht seinen Kummer ein wenig vergessen.»

Da die Tante über den inneren Lift verfügte, ergriff sie mit jedem Arm ein Kind und erhob sich behutsam. Sie stieg nicht sehr hoch auf, sondern schwebte zwischen den Baumkronen über die liebliche Landschaft und erreichte drei Täler weiter ihr Heim. «Das hat Ellen auch gemacht mit mir», sagte Jessy, «aber ich habe sie schon sehr lange nicht mehr gesehen.»

«So? Ellen?», sagte darauf Tante Grete. «Ich glaube, ich kenne sie.»

«Oh, dann bring mich bitte zu ihr», bat Jessy begeistert, aber Grete beschwichtigte sie: «Vielleicht später. Zuerst sollst du dich hier ein wenig umsehen und kannst auch mit Jochen spielen. Er geht so gerne aufs Pferdekarrussell, und sicher wird dir dies auch gut gefallen.»

19 Schneuli

Nachdem Archas weggegangen war, standen Lena und Elfriede eine Zeitlang regungslos im neuen Raum, und seine Worte klangen in ihnen nach: «Weil du aufrichtig gedankt hast, wird dir dies alles nun nicht mehr genommen.» Nach einer Weile unterbrach Elfriede die Stille: «Lena, ich gehöre nicht hierher. Ich weiß ganz genau, was ich getan habe, und ein solches Glück wie dieses habe ich nicht verdient.» Lena wollte sie zurückhalten, doch Elfriede war schneller und zog sich zurück in ihren schlichten Raum auf der anderen Seite des Hauses.

Lena hätte zu gerne alles Neue erst einmal genau betrachtet, aber Elfriede tat ihr leid. So verließ sie ihren Raum und eilte ihrer Freundin nach. Als sie in ihre Stube traten, staunten sie nicht wenig, dass sich auch hier einiges verändert hatte: Die unbequemen Holzhocker waren ersetzt durch Stühle mit Lehnen, und der Tisch war überzogen mit einem einfachen, aber sauberen Tischtuch. Die beiden begannen zu rätseln, was wohl diese Veränderung bewirkt haben könnte, aber sie wurden aus der Sache nicht klug. «Ich gehe Kauzi fragen», entschied sich Lena, «der weiß ja alles.» Schon war sie draußen, und Elfriede setzte sich auf einen ihrer neuen Stühle.

«Ich weiß schon, was du mich fragen willst», rief der Kauz Lena entgegen, «aber ich sage es dir nur ganz leise, damit es Elfriede nicht hört.» Dann begann der Vogel zu flüstern, so dass sich Lena ganz nahe

zu ihm hin begeben musste. «Es ist schwer zu erklären», begann er, und diesmal klang seine Stimme gar nicht witzig, sondern sehr ernst. «Elfriede ist lange in großer Verzweiflung durch alle möglichen düsteren Gegenden gezogen und hat geheult und geschrien wie ein Gespenst. Dabei hatte sie in sich drin eine große Wut auf alles und auf alle, am meisten auf sich selber.»

«Das kann ich gut verstehen», entgegnete Lena, ebenfalls ganz leise, «sie hat schließlich drei Menschen ...»

«Wir wollen nicht darüber reden», unterbrach sie der Kauz, «aber seitdem du sie aufgenommen hast, hat sich in ihr etwas gewandelt. Sie ist jetzt nicht mehr wütend auf sich, sondern fühlt Bedauern und Reue.»

«Du meinst, es tue ihr aufrichtig leid, was geschehen ist?», fragte Lena, worauf der Kauz wieder seine witzelnde Art annahm und sagte: «Gut gesagt, gut gesagt, du bist wirklich kein so großes Dummerchen. Aber Mund halten bitte! Versprich mir das!» Da erhob der Vogel tatsächlich sein rechtes Bein und streckte es aus gegen Lena, die es ergriff und ziemlich kräftig schüttelte: «Ja, ich verspreche es dir, ich sage ihr nicht ein Wort.» Und gleich war sie wieder draußen und drüben bei Elfriede.

«Und, was wusste dein Käuzchen?», fragte sie sofort, als Lena unter der Türe erschien.

«Alles weiß es, aber es hat mir verboten, mit dir darüber zu sprechen. Warum, kann ich dir auch nicht genau sagen.» Darauf setzte sich Lena zu ihrer Nachbarin an den Tisch und stellte nun ihrerseits eine Frage: «Du hast mir noch gar nicht erzählt, was du in deinem Leben Schlimmes erfahren hast.»

«Ich muss eben immer wieder weinen, wenn ich daran denke», seufzte Elfriede, und wirklich traten im selben Augenblick Tränen in ihre Augen. «Mein Mann war sehr brutal, besonders, wenn er viel Bier oder gar Schnaps getrunken hatte. Dann hat auch Jochen geweint, unser Sohn, und Horst hat ihn jedesmal verprügelt und geschrien, er wolle nicht, dass ein Bub weine. Weinen und Heulen sei etwas für Weiber, doch nicht für einen rechten Jungen. Aber Jochen konnte meist nicht anders als zu weinen, wenn ihn der Vater so fest schlug, und darum hat der immer stärker zugeschlagen. Wenn ich den Knaben schützen wollte, dann ging er auch auf mich los. Es war entsetzlich.»

«Was ist wohl jetzt mit Horst? Er ist gewiss sehr unglücklich.»

«Ich kann mir nichts anderes denken. Manchmal habe ich eine riesige Wut auf ihn, und dann wieder tut er mir leid, und ich frage mich, ob wohl auch für ihn jemand da sei, der ihm hilft.» Während sie dies sagte, blickte Elfriede, ohne es zu merken, auf das Tischtuch und sah, wie entlang des ganzen Saums eine Bordüre entstand, gebildet aus kleinen gestickten Röschen. «Sieh hier!», rief sie und wies mit der Hand auf den Saum des Tischtuches. «Da bekomme ich ein Geschenk! Danke, danke, nochmals danke!»

Lena musste lachen, denn sie spürte, dass Elfriede diese hübsche Verzierung auf keinen Fall durch eine kleine Undankbarkeit verlieren wollte.

«Und jetzt gehe ich wieder an die Arbeit», sagte Elfriede, ergriff das praktische Gartengerät, das Jakob ihnen gebracht hatte, und begab sich hinaus in den Garten. Dort hatte sie bereits den Boden für drei Blumenbeete umgegraben.

Seit Elfriede eingezogen war, hatte sich ums Haus herum unmerklich zwischen den Steinen kleines Gras angesiedelt, die ehemals verdorrten Bäume hatten sich mit neuen Trieben zu schmücken begonnen, und wo man auch hinsah, konnte man Blumen verschiedenster Art entdecken. Elfriede gedachte, die schönsten Exemplare auszustechen und so in die umgegrabene Erde zu pflanzen, dass auf der linken Seite des Vorgartens ein rotes, auf der rechten Seite ein blaues und in der Mitte ein violett Beete entstand. Dabei sollten die beiden äußeren das Aussehen eines Auges und das mittlere das Aussehen eines Herzens bekommen.

Lena staunte, mit wieviel Kraft und Ausdauer Elfriede zupackte und wie geschmackvoll sie die drei Beete im Garten anordnete. Sie selber wollte sich endlich ihre neue Wohnung ansehen und fragte sich bereits, wie sie es wohl anstellen müsste, um irgendwie zu Bildern zu kommen, mit denen sie die Wände schmücken konnte. Wie groß war da ihre Überraschung, als sie ihren neuen Raum betrat und sah, dass auf dem Tisch mehrere Bilder unterschiedlicher Größe lagen. «Wer hat mir nun das wieder gebracht?», wunderte sie sich und blickte in die Ecke, wo sie ihren Kauzi vermutete. Aber statt des vertrauten Vogels saß jetzt eine kleine Schnee-Eule auf einem Mauervorsprung und klapperte mit ihren Augendeckeln.

«Es dünkte mich», begann der Vogel zu sprechen, «ich passe als Kauz nicht mehr so recht in die vornehme Wohnung. So habe ich eben ein

besseres Kleid angezogen. Du wirst wohl nichts dagegen haben. Ich bin eine Schnee-Eule, aber du kannst mich einfach Schneuli nennen.»

«Du bist wirklich ein Spaßvogel, mein lieber Schneuli. Natürlich gefälltst du auch mir so besser, und deine weißen Federn passen überdies viel besser zu den hellen Wänden. – Schau mal: Man hat mir ein paar schöne Bilder gebracht! Die soll mir ja niemand mehr wegholen, und darum sage ich zuerst: Danke, danke, danke!»

«Einmal genügt vollauf, sonst müsste ich dich wieder Dummerchen nennen», bemerkte die Eule, aber man hörte aus ihrer Stimme, dass sie mit Lena sehr zufrieden war.

Lena begann die Bilder zu betrachten. Ihre Streitsucht, ihre Angriffslust und ihr verletzender Argwohn hatten sie während ihres Erdenlebens nicht daran gehindert, sich mit den schönen Künsten zu befassen. So hatte sie mehrmals einen Kurs bei einem gescheiterten Professor besucht, der fast alle Bilder kannte, die je gemalt worden sind, und in jungen Jahren hatte sie sogar selber hübsche Blumensträuße mit Wasserfarben abgemalt. So musterte sie die Bilder mit einigem Sachverstand und stellte fest, dass sie mit viel Geschmack und Liebe ausgewählt worden waren.

«Es scheint, man hat es dir getroffen», sagte Schneuli. «Du siehst, in unserer Welt versteht man etwas von Kunst. Wenn du weiter solche Fortschritte machst, kannst du vielleicht später einmal eine richtige Kunstschule besuchen.»

Lena erwiderte nichts, spürte jedoch, wie es ihr warm ums Herz wurde. Sie begann sich vorzustellen, wo überall ein Bild hängen sollte, und als sie sich sicher war und das erste Bild ergriff, wurde ihr bewusst, dass ihr ja das Werkzeug zum Aufhängen fehlte.

«Augen auf, Augen auf!», krächzte Schneuli, und tatsächlich: Überall dort, wo Lena ein Bild hinzuhängen gedachte, steckte in der Wand am richtigen Ort ein Nagel, so dass sie die Bilder mit Leichtigkeit aufhängen konnte. Dann setzte sie sich auf einen Polsterstuhl, besah sich den schönen Wohnungsschmuck und überlegte, was sie nun tun könnte.

Plötzlich gab es einen Knall, und alle Bilder fielen von den Wänden. «Hi, hi, hi», schrie der Vogel wie toll, «hi, hi, hi! Ich hab dich erwischt. Ho, ho, ho! Ha, ha, ha! Wände blank, weil kein Dank! Wände blank, weil kein Dank!»

«Ach Gott, ich habe zu danken vergessen ...»

In dem Augenblick stand Archas da. Er hatte ein schelmisches

Lächeln auf den Lippen, und in der Hand trug er einen Werkzeugkasten. Er stellte ihn auf den Tisch, sprach kein Wort und verschwand so schnell, wie er gekommen war.

Lena war schon ein bisschen verärgert, aber sie konnte dann doch nicht anders, als über sich selber zu lachen.

Durch den Lärm und das helle Licht, das Archas bei seiner Ankunft verbreitet hatte, war Elfriede aufgeschreckt worden und sah nach Lena, befürchtend, es könnte ihr etwas zugestoßen sein. Als sie aber ihre Freundin erblickte, wie sie sich mit einem Hammer und einem Nagel in der Hand an einer Wand zu schaffen machte, war sie erleichtert und begann gleich, ihr die erwünschten Handlangerdienste zu leisten. Im Nu waren die Bilder wieder dort, wo sie hingehörten, und Elfriede ging zurück in den Garten.

Doch wie staunte sie, als all die violetten Blumen, die sie hatte ausgegraben wollen, bereits schön beisammen am Rande des Blumenbeetes standen, so dass sie sie bloß noch einzupflanzen brauchte. Elfriede schickte einen Dankesblick nach oben und machte sich an die Arbeit. Seinerzeit, als sie noch eine bedrückte Erdenbewohnerin in einer armseligen Vorstadtwohnung war, hatte sie sich nichts Schöneres ausdenken können, als in aller Ruhe einen schönen Blumengarten anzulegen. Wenn doch nur Jochen auch bei ihr sein könnte!

20 Bei Tante Grete

Als Jessy den Salon in Tante Gretes Heim betrat, brachte sie fast den Mund nicht mehr zu vor lauter Staunen. Sie war zum erstenmal in einer richtigen Jenseitswohnung. «Was haben Sie für ein schönes Haus!», schwärmte sie begeistert. «So möchte ich auch wohnen.»

«Im jenseitigen Land sagt man einander zumeist du, wenn man sich näher gekommen ist», bemerkte die Tante. «Nenn mich also bitte einfach Grete. – Ja, ich habe es schön hier, das ist wahr. Wenn nur Jochen nicht immer so traurig wäre!»

«Er hat mir anvertraut, dass er seine Mutter finden möchte», antwortete Jessy. Sie sah, wie sich Jochen still davon schlich und in einer Ecke ein schwarzes Kätzchen zu streicheln begann.

«Und mir hat man gesagt, es könne sehr lange dauern, bis Jochens Mutter die Ruhe wieder finde», meinte Grete nachdenklich. «Jochen wurde mir von einem Engel übergeben, und solange dieser nicht

zurückkehrt und mir neue Anweisungen gibt, kann ich auch nichts anderes tun, als lieb mit dem Knaben zu sein.»

Inzwischen hatten sich zwei weitere Kätzchen zu Jochen gesellt, doch man sah deutlich, dass seine Gedanken weit weg waren, während er die Tiere mit der linken Hand streichelte.

«Wenn er auf der Rutschbahn ist», fuhr die Tante fort, «geht es ihm für eine Weile besser. Und noch lieber ist er im Karusselltal.»

«Im Karusselltal?»

«Warst du noch nie dort?», rief Jochen, der dem Gespräch mit einem Ohr gefolgt war.

«Ich kenne erst das Rutschbahntal, und zuvor war ich im Heim für die Neuankömmlinge.»

«Bitte, Tante Grete, lass uns hingehen! Und Jessy soll mitkommen», rief Jochen aufgeregt.

«Darf ich mir nicht zuerst euer Heim ansehen?», fragte darauf Jessy. «Es ist so wunderschön hier.»

Tante Grete warf einen fragenden Blick zu Jochen hinüber, und als dieser ein wenig mit dem Kopf nickte, nahm sie das Mädchen an der Hand: «Man kann unsere Häuser nicht mit jenen auf der Erde vergleichen. Eine Küche zum Beispiel ist hier nicht nötig, weil ich bloß noch gelegentlich eine reife Frucht esse oder einen speziellen Blütenhonigsaft trinke. Das mache ich aber nicht, weil ich Hunger oder Durst habe, sondern um mein Gemüt aufzuheitern oder für eine spezielle Aufgabe Kraft zu schöpfen. Es gibt natürlich schon Häuser mit Küchen, aber dort wohnen Leute, die besonders gern kochen.»

«Tatsächlich!», fiel es Jessy ein. «Jetzt merke ich erst, dass ich hier ja noch gar nie etwas gegessen habe. Und geschlafen habe ich auch nicht, seit mich Ellen aus dem Heim geholt hat.»

«Darum gibt es hier auch kein Schlafzimmer. Und ein Badezimmer brauche ich ebenso wenig, da ich nie schmutzig werde.»

«Aber meine Mama hat sich im Badezimmer nicht bloß gewaschen. Sie hat sich auch hübsch gemacht, die Haare gekämmt und die Lippen und Wangen geschminkt.»

«In unserer Gegend macht man das nicht mehr. Wir wissen, dass wir nur dann schöner werden, wenn wir die anderen lieb haben. Und einen Kamm brauche ich nicht, denn ich kann mir einfach wünschen, wie meine Haare aussehen sollen, und schon stellt sich dies ein. – Gefällt dir meine Frisur?»

«Ja, ich hatte immer gerne blonde Locken. Ich selber hätte auch lieber blonde Haare. Kann ich mir das wünschen?», fragte Jessy.

«So einfach geht das nicht. Bis du soweit bist, musst du noch manches lernen und die eine oder andere Schule besuchen.»

Sie hatten eben in einen hellen Raum eintreten wollen, aber als Jessy das Wort «Schule» hörte, blieb sie stehen und schaute Grete beinahe entsetzt an.

«Die Vorstellung scheint dir nicht zu behagen, wieder zur Schule zu gehen», bemerkte Grete, «aber hab keine Angst, hier gibt es keine ungeduldigen Lehrer, die in der Schulstube umher schreien und den Schülern schlechte Noten machen. Das wirst du dann später alles noch erfahren. Erfreue dich jetzt lieber an diesem schönen Zimmer. Hier male ich meine Blumenbilder.»

Jessy blickte sich um und erblickte mehrere Tische, auf denen Blumen in allen Farben und in unterschiedlichsten Anordnungen standen. Vor einigen Vasen lagen Zeichenblätter in verschiedenen Größen, auf denen Grete zu zeichnen und zu malen begonnen hatte.

«Ich lasse mir für jedes Bild sehr lange Zeit», erklärte sie, «und meistens habe ich mehrere Bilder gleichzeitig in Arbeit. Mein Nachbar drüben, der sich auf seinen Kunstverstand viel einbildet, neckt mich zwar immer wieder wegen meines Arbeitsstils und findet, man sollte das Anfertigen eines Bildes in einem Zug vom Anfang bis zum Schluss durchziehen. Aber glücklicherweise können hier alle so leben und arbeiten, wie es ihnen entspricht. Ich habe schon in meiner Erdenzeit auf diese Weise gemalt, und solange es mir Spaß macht, werde ich dabei bleiben.»

«Das würde ich auch gerne machen», sagte Jessy gedankenversunken und blickte auf die vielen Farbstifte und Farbtuben, die überall bereitlagen.

«Wenn du Geduld hast, werde ich es dir später einmal zeigen», sagte Grete freundlich. «In unserer Gegend wohnen lauter Leute, die das, was sie können, gerne auch anderen beibringen. Und Zeit haben wir hier ja genug. Vielleicht wird es dir auch irgend jemand anders zeigen; darauf kommt es ja nicht an.»

Jessy blickte sich im Raum um und besah die vielen Blumenbilder, die alle sechs Wände schmückten. Überrascht sagte sie: «Jetzt sehe ich erst, dass dein Malzimmer sechs Wände hat. Ich bin bisher nur ans Viereckige gewohnt.»

«Stell dir den Grundriss meines Hauses wie eine kleine Bienenwabe vor: In der Mitte gibt es ein Sechseck, und daran schließen sich ringsum weitere sechs Sechsecke an. Diese Räume haben immer nur in den drei äußeren Wänden ein Fenster, und die zu beiden Seiten anschließenden Wände sind mit einer Türe durchbrochen, so dass man alle sechs Räume in einem Rundgang begehen kann. Der mittlere Raum ist höher als die übrigen. So ist hoch oben auf allen sechs Seiten für große Fenster Platz vorhanden.»

«Dann hast du also insgesamt sieben Zimmer», bemerkte Jessy.

«Erraten. Hier sind wir im Empfangsraum, der zugleich als Salon dient. Kommt Besuch, benutzen wir diese bequemen Sessel und führen hier oft stundenlange Gespräche. Das geht natürlich nur mit Leuten, die auch etwas zu sagen haben. Und gleich hier, im angrenzenden Zimmer, befindet sich Jochens Reich. Da kann er spielen, lesen oder Musik machen, wie es ihm beliebt. Oft sitzt er auch einfach da und träumt mit offenen Augen vor sich hin. Er muss eben immer an seine Mutter denken. Und die weiteren vier äußeren Zimmer habe ich so eingerichtet, dass ich in jedem eine meiner Liebhabereien pflegen kann: musizieren, Handarbeiten machen und lesen. Der sechste Raum schließlich ist bestimmt für die Pflege meiner Kleintiere.»

«Und was ist im hohen mittleren Raum?», wollte Jessy wissen.

«Du bist wissbegierig, Jessy, das gefällt mir. Frag immer, wenn du etwas nicht verstehst. – Ja, der mittlere Raum, das ist eben der Mittelpunkt. Dort empfangen wir ganz hohen Besuch, zum Beispiel einen Engel. Von Zeit zu Zeit gehe ich auch allein hinein, setze mich in die Mitte, schließe die Augen und werde ganz still. Das tut meiner Seele gut, und mit der Zeit kann ich dann auch mehr.»

«Du meinst: besser fliegen oder weiter sehen?», fragte Jessy.

«Ja, so ist es. Ich habe die Kraft zum inneren Lift auf diese Weise bekommen, und im Moment bin ich daran, das innere Licht zu erreichen. Aber das braucht alles Zeit, und man muss viel Geduld haben.»

«Ich habe gar nicht gewusst, dass man im Himmel immer noch lernen muss», wandte Jessy ein.

«Ja meinst du denn, wir seien im Himmel? Hat dir das niemand erklärt? Bis zum Himmel ist es noch sehr, sehr weit, und wir hier in unserer Gegend wissen fast nichts davon.»

«Doch», bestätigte Jessy, «am Anfang hat Ellen es mir gesagt. Aber es ist so schön hier, dass ich es wieder vergessen habe.»

Grete blickte sie an und lächelte. «Komm jetzt, Jochen ist gewiss schon ungeduldig und möchte endlich mit dir ins Karusselltal.»

21 Eifersucht

«Was ist das für ein Blödian?», dachte Jim, als er Jessy in der Nähe der Arena mit einem fremden Knaben auf einem Bänklein reden sah. «Wie kann man nur an einem solchen Schwächling Freude haben? Und dazu einer mit roten Haaren!»

Jim ging aufgeregt hin und her im ausgedehnten Kreis der Arena und blickte immer wieder verstohlen auf das Bänklein. Jedesmal hoffte er, Jessy möchte ihn sehen, aber sie sah immer nur auf den Boden oder diesem dämlichen Jungen ins Gesicht.

«Soll ich auf die beiden zugehen und Jessy einfach auffordern mitzukommen?», fragte er sich. «Wir haben schließlich ausgemacht, dass sie zu uns nach Hause kommt. ... Aber dann könnte es Streit geben mit diesem Kerl dort, und das will ich auch nicht.» Jim entfernte sich und setzte sich auf der gegenüberliegenden Seite auf eine Bank. Wenn er genau zwischen den Zweigen eines Busches hindurchblickte, konnte er die beiden sehen.

Da er nichts zu tun wusste und einfach warten musste, begann er, seinen Gedanken nachzuhängen. Er sah sich wieder auf der Erde, in jener Schule, in der er Jessy jeweils in der Pause beobachtete. Sie aß damals meistens einen Apfel, und es sah so schön aus, wenn sie heißhungrig hineinbiss. Am liebsten wäre er hingegangen und hätte die andere Hälfte des Apfels gegessen. Aber er wollte nicht, dass jemand etwas merkte. Einmal ging ein Knabe aus seiner Klasse auf Jessy zu und sprach sie an. Jim fühlte einen Stich in seiner Brust, und von diesem Tag an ging er diesem Jungen aus dem Weg. Er war froh, dass auch der Lehrer diesen Kerl nicht mochte.

In der Nähe seines Bänkleins war soeben eine Frau die Angstnimbahn hinabgesaust. Man sah ihr die große Erleichterung an, denn immerfort streckte sie die Arme in die Höhe und drehte sich vor Freude im Kreise. Viele der Anwesenden traten zu ihr hin und gratulierten ihr.

Jim wurde durch diese Szene aus seinen Gedanken aufgeschreckt und blickte wieder zwischen den Zweigen des vor ihm stehenden Strauches durch. Aber Jessy und der Fremde saßen nicht mehr auf der

Bank. Eine drückende Sorge stieg in ihm hoch, und er machte sich sofort auf die Suche. Aber alles Suchen war umsonst: Jessy blieb verschwunden.

«Jetzt ist sie bestimmt mit diesem Kerl weggegangen! Soll das etwa Treue sein?», dachte er verärgert. «Aber vielleicht ist sie einfach wieder hinaufgestiegen in ihre Grotte.»

In der Hoffnung, Jessy dort anzutreffen, begann Jim die graue Treppe hochzusteigen. Er beeilte sich, so gut es ging, und als er auf der Höhe der Grotte war, besann er sich nicht lange und nahm die kleine Abzweigung. Völlig außer Atem langte er bei der Höhlung an und blickte hinein. Aber wie sehr er auch suchte: Niemand war zu sehen – weder Jessy noch der rothaarige Junge. Einzig die Figuren standen an ihren alten Plätzen, und die Scherben der zerbrochenen Elfen und des Trompeters lagen an derselben Stelle wie zuvor.

Jim setzte sich hin und wartete. «Vielleicht habe ich sie unten in der Arena übersehen», tröstete er sich, «und dann kommt Jessy gewiss nächstens hier vorbei.»

Doch niemand kam. Jims Herz wurde immer schwerer. Schließlich wusste er sich nicht mehr zu helfen und begann fassungslos zu weinen. Als endlich seine Tränen versiegt waren, legte er sich hin und dachte: «Wenn ich doch bloß sterben könnte!»

«Du bist schon gestorben, dummer Bub», sprach ihn plötzlich eine fremde Stimme an. Jim richtete sich erschreckt auf und sah an der Grottenwand, dass der Trompeter wieder an seinem Platz stand und sein Instrument in der Hand hielt.

«Aber ich möchte am liebsten nochmals sterben», sagte Jim trotzig, «und nochmals und nochmals, so oft, bis es mich gar nicht mehr gibt.»

«Was ist denn Schlimmes geschehen?», fragte der Trompeter.

«Meine Jessy ist mit einem anderen Kerl durchgebrannt, und das tut mir so fürchterlich weh im Herzen. Ich könnte nur noch schreien!»

«Aha, die Schicksalsbahn!», bemerkte der Trompeter. Dann setzte er ganz unerwartet sein Instrument an den Mund und blies einige schrille Töne heraus, die so schneidend durch die Grotte klangen, dass sich Jim unwillkürlich die Ohren zuhielt.

«Jessy hat diese Bahn gewählt!», rief Jim.

«Und du bist freiwillig mitgefahren», erwiderte der Trompeter, der wieder zu blasen aufgehört hatte.

«Meinetwegen. Trotzdem tut es so weh, so schrecklich weh. Ich habe sie doch so lieb!», rief Jim laut, und dann schrie er förmlich: «Warum nur? Warum? Warum?»

Doch niemand gab ihm Antwort.

22 Wahrheitskurs

«Arbeite doch nicht immer so hart, Elfriede, du bist schließlich nicht in einer Gärtnerei angestellt», sagte Lena wohlwollend, aber Elfriede entgegnete: «Du weißt ja, dass ich viel gutzumachen habe, und deshalb will ich es mir nicht allzu angenehm einrichten. Wenn ich meine Müdigkeit überwinde und mich meiner Blumenpflanzerei geduldig hingeebe, fühle ich mich immer wieder ein wenig erleichtert. Ich kann eben die Sache mit Horst und Jochen nicht so schnell vergessen.»

Lena wurde nachdenklich und zog sich wieder zurück in ihre Wohnung. «Ein bisschen besser als Elfriede habe ich es schon», dachte sie, «aber mit meinen beiden Brüdern kann ich mich noch lange nicht vergleichen. Die wohnen in einem Palast und bewegen sich frei, wo es ihnen gerade passt. Meine Wohnung ist mittlerweile zwar wirklich schön, aber es fehlt mir doch manches. Mein einziges Buch habe ich schon zweimal gelesen, und ich hätte so gerne ein neues. Weshalb muss ich wohl so eingeschränkt leben? An irgendwelche schlimme Taten in meinem Erdenleben vermag ich mich wirklich nicht zu erinnern.»

«Gut, sehr gut!», rief Schneuli, der sich auf der Lehne eines Sessels niedergelassen hatte. «Denk nur weiter, du bist auf gutem Wege.»

«Ja, du hast gut reden», erwiderte Lena, «du bist ein Alleswisser und stets gut gelaunt. Aber ich fühle mich oft bedrückt und weiß dabei nicht, was mir fehlt.»

«Die Einsicht, Dummerchen, die Einsicht!»

«Ums Himmels Willen, was soll ich denn einsehen? Wenn du mir doch bloß das sagen könntest!»

«Willst du wirklich, dass ich es dir verrate? Es könnte wehtun.»

Lena schwieg. Sie war sich nicht sicher, ob sie hören wollte, was Schneuli zu sagen hatte.

«Vielleicht findest du es ja selber heraus. Erinnerung dich daran, was deine Brüder gesagt haben», bemerkte Schneuli trocken.

Das versetzte ihr einen Stich ins Herz. Immer wieder die Brüder! Die wurden doch schon von Mama und Papa immer bevorzugt und

für ihr Wohlverhalten gelobt, und jetzt ging es hier im selben Takte weiter. Ja, was hatten sie denn gesagt? Lena hatte Mühe, sich an jenes unerfreuliche Gespräch nach ihrem Erwachen zu erinnern.

«Es kommt Besuch, aufwachen Lena, und nicht erschrecken!», rief Schneuli plötzlich. Lena erhob sich, und als sie hinaus trat, sah sie Elfriede im Gespräch mit einer Frau. Wer konnte dies wohl sein? «Ach, die Wildleberin», seufzte Lena, und kaum hatte sie dies vor sich hin gemurmelt, hörte sie in ihrer Wohnung einen lauten Lärm. Sie ging rasch nachsehen und gewahrte mit Entsetzen, dass ausgerechnet jetzt, wo sie Besuch empfangen sollte, alle Bilder von den Wänden gefallen und einige der schönen Tapeten zerrissen waren. Aber sie hatte nicht Zeit, Ordnung zu machen, denn schon standen die beiden Frauen unter der Türe, und Elfriede sagte: «Sieh, Lena, Frau Wildleber kommt dich besuchen.»

«Sie, Frau Wildleber? Was treibt Sie zu mir?», fragte Lena verdutzt.

«Machen wir's doch nicht so kompliziert. Komm Lena, gib mir die Hand, du weißt ja, dass ich Hanni heiße.»

«So sei begrüßt, Hanni, komm setz dich. Es tut mir leid, es ist eben ein kleines Unglück geschehen, und es ist mir unangenehm, dass ausgerechnet du dies siehst.»

Frau Wildleber lachte und sprach: «Ich verstehe dich gut und kann mir auch denken, weshalb es passiert ist.» Da krächzte Schneuli: «Sag es ihr, sag es ihr!», aber Lena winkte ihm mit einer Hand zu und bedeutete ihm, er solle schweigen.

«Nimm's nicht so tragisch», setzte Hanni noch einmal an, «ich verstehe ja, dass du mir immer noch nicht allzu gut gesonnen bist. Aber wisse, dass ich dir meinerseits alles verzeihen habe, womit du mir damals wehgetan hast. Ich möchte, dass wir beide hier in Frieden leben können.» Da rief der Vogel wie verstört: «Jetzt kommt's drauf an, jetzt kommt's drauf an! Vorsicht, Lena, Vorsicht!»

Tatsächlich hatte Lena gleich losschießen, Hanni mit allerlei Vorwürfen überhäufen und ihr zurufen wollen: «Nicht ich habe dich, nein, du hast mich geplagt!» Aber da der Vogel sie so eindringlich zur Vorsicht gemahnt hatte, schwieg sie erst einmal.

«Natürlich ist mir klar», fuhr Hanni fort, «dass du nicht allein schuld an unserer Streiterei warst. Ich habe gewiss viele Fehler gemacht und bin deshalb gekommen, um dich um Verzeihung zu bitten. Es tut mir wirklich leid, dass ich dich immer wieder verletzt habe.»

Lena blieb immer noch still und blickte auf den Boden. Sie hoffte im Stillen, dass jetzt Schneuli zu reden anfange, aber statt zu sprechen, begann er ein kleines Liedchen vor sich hin zu pfeifen. Lena kannte es, denn sie hatte es in ihrer Kindheit oft mit anderen gesungen, und so erinnerte sie sich an den Text: «Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb.»

Hanni begann zu lachen, und als Lena sie verlegen anblickte, konnte sie sich nicht mehr beherrschen und musste ebenfalls lachen, und dann lachten beide immer mehr und immer lauter, und es kamen ihnen die Tränen vor lauter Lachen. Hanni erhob sich, und auch Lena stand auf, sie sahen einander ins Gesicht, und schließlich umarmten sich die beiden, zum allerersten Mal. Als sie sich wieder losließen, wusste keine etwas zu sagen. Schneuli hatte Erbarmen und rief: «Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder ... – den Rest kennt ihr ja.»

«Stimmt, ich kenn's», bestätigte Hanni, «... «werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen». So haben wir es im Bibelunterricht gelernt», und Lena sagte: «Ja, wir haben gestritten wie Kinder, das ist wahr, und jetzt wollen wir gut sein zueinander wie Kinder. Komm Hanni, gib mir die Hand – ich verzeihe dir. Und bitte, verzeih auch du mir, dass ich dich in meinem Herzen als Wildleberin und als Heuchlerin bezeichnet habe.»

In diesen Moment setzte sich im Raum vieles in Bewegung, als würde die Erde beben, und als sich alles wieder beruhigt hatte, hingen die Bilder wie zuvor an ihren Plätzen, und die zerrissene Tapete war durch eine neue ersetzt.

«Ich hätte dir jetzt so gerne eine Tasse Tee aufgestellt», sagte Lena, «aber du siehst ja, dass mir alles fehlt, was es hierzu braucht.» Da rief Schneuli: «Augen auf, besser gucken!», so dass sich beide Frauen im ganzen Raum umsahen. Da entdeckte Lena in einem gläsernen Schrank ein wunderschönes Teeservice sowie einen Teekocher und eine Reihe von beschrifteten Dosen. Sie waren gefüllt mit verschiedensten gedörrten Kräutern, so dass sie sich endlich wieder einmal einen lange gehegten Wunsch erfüllen konnte. Lena blickte in die Höhe und sagte nur ein Wort: «Danke.» Dann rief sie Elfriede, die wie immer draußen im Garten arbeitete, sie möge bitte herein kommen und mit ihnen beiden feiern.

Selten sah man drei Frauen so glücklich gemeinsam eine Tasse Tee trinken. Im Verlaufe des Gesprächs kam man auf den Flugzeugab-

sturz zu sprechen. «Jim war doch auch beim Empfang dabei, als du aufgewacht bist; er hatte sich, wenn ich mich recht erinnere, hinter einer Blumenvase versteckt», sagte Hanni. «Weshalb hast du ihn nicht zu dir genommen?»

Da rief Schneuli wieder mit lauter Stimme: «Vorsicht, Lena, Vorsicht. Jetzt kommt's wieder drauf an. Lass sehen, ob du die Wahrheit sagst!»

Lena spürte, dass sie tatsächlich kurz davor war sich zu beklagen, weil ihr nicht gestattet worden war, Jim zu sich zu nehmen. Doch jetzt erinnerte sie sich wieder genau an die Worte, die Samuel und Jakob zu ihr gesprochen hatten. Nach einer Weile des Nachdenkens antwortete sie daher: «Ich glaubte fälschlicherweise, Jim gehöre mir, doch offensichtlich muss ich diese Annahme ablegen. Ich denke, dass er bei Samuel in guten Händen ist.»

In diesem Augenblick klapperte es an einer der Wände, und als die drei Frauen hinsahen, erblickten sie dort eine Fotografie von Jim. Lena bekam Tränen in die Augen und flüsterte kaum hörbar: «Danke.»

Hanni Wildleber fand es nun an der Zeit aufzubrechen, und die beiden anderen baten sie, doch bei Gelegenheit wieder zu Besuch zu kommen. Als sie unter der Türe stand, rief Schneuli: «Prüfung bestanden, Lena, Prüfung bestanden – mit Bestnote!»

Lena errötete.

23 Sorgen

Samuel atmete tief durch und reckte sich, nachdem er einen Reisebericht Sven Hedins von vorne bis hinten durchgelesen hatte, ohne ein einziges Mal von seinem Buch aufzusehen. Wie immer, wenn ein Werk zu Ende gelesen war, verspürte er den Wunsch, in seinem geliebten Baumgarten neue Kräfte zu sammeln. Er hob die beiden Siamkatzen Kalo und Kulo, die sich auf seinen Schoß gesetzt hatten, auf, stellte das Buch ins Regal zurück und verließ seine Bibliothek. Im Garten angekommen, setzte er sich auf die Bank unter seinem Lieblingsbaum und forschte nach, ob wieder eine Frucht nachgewachsen sei. Tatsächlich: Da hing wieder eine reife, pralle Oklamanda, und wie er so hinsah, erinnerte er sich, dass Jim weggegangen war, um Jessy abzuholen.

«Was ist nur mit Jim los, dass er nicht schon längst zurück ist?», sagte er vor sich hin.

«Auch ich bin ein wenig besorgt», bestätigte Jakob, der sich bereits im Garten aufgehalten hatte und nun an seinen Bruder herantrat. «Du hast ja letztthin bei Ellen das innere Licht erhalten. Möchtest du nicht Jim und Jessy suchen gehen.»

«Ja, das ist eine gute Idee. Ich will es gleich hier versuchen. Lass mich bitte allein.»

Jakob entfernte sich in die äußerste Ecke des Gartens und machte sich dort an seinen neuen Rosenstöcken zu schaffen. Samuel schloss die Augen und begann, seine Liebe zu Jim so stark wie möglich zu fühlen. Gleichzeitig verstärkte er in sich den Wunsch, sein inneres Auge möchte sich öffnen, damit er Jim sehen könne.

Jakob war überrascht, dass sein Bruder schon bald auf ihn zugeeilt kam. «Ist etwas nicht in Ordnung?», fragte er besorgt.

«Es muss etwas passiert sein. Ich habe Jim irgendwo in einer Grotte gesehen. Wo diese ist, konnte ich nicht herausfinden. Es muss sich um den Platz handeln, wo Jessy sich aufhielt, denn ich sah eine Anzahl von Gnomen und Elfen, von denen Jim gesprochen hat.»

«Aber was ist mit Jim?», fragte Jakob.

«Er ist allein und weint untröstlich», gab Samuel zur Antwort.

«Das heißt, dass vermutlich auch Jessy wieder allein ist.»

«Nun ja, Ellen hat doch gesagt, sie kümmere sich um sie. Das können wir also getrost ihr überlassen. Aber Jim müssen wir suchen gehen. Wenn ich bloß wüsste, wo sich diese Grotte befindet.»

Beide dachten eine Weile nach. Dann sagte Jakob: «Jim hat sich doch meistens im Rutschbahntal aufgehalten. Wenn er Jessy begegnet ist, so muss es dort sein. Ich glaube, er hat schon von dem Mädchen erzählt, als er jeweils nur die graue Bahn benutzte. Folglich muss die Grotte in der Nähe einer grauen Treppe liegen.»

«Dein Scharfsinn überzeugt mich», sagte darauf Samuel. «Bleibe du bitte hier, damit auf alle Fälle jemand im Hause ist. Ich gehe unterdessen Jim suchen.»

24 Im Karusselltal

«Wie weit weg ist dein Karusselltal?», fragte Jessy aufgeregt.

«Ziemlich weit. Jedenfalls könnten wir nicht zu Fuß hingehen. Aber Tante Grete hat einen starken inneren Lift und wird uns beide hinbringen», antwortete Jochen.

«Ja, so kommt, Kinder», sprach Grete und fasste Jochen mit der rechten und Jessy mit der linken Hand. Dann blickte sie kurz nach oben, schloss die Augen, und hoch ging's zu dritt. Jessy hatte dies erst zweimal erlebt und wusste sich deshalb fast nicht zu fassen vor Freude und Begeisterung. «Schaut nur, hier unten sieht man Gretes Wabenhaus», rief sie, «und dort weit hinten erkennt man das Rutschbahntal!»

«Guck auf die andere Seite!», rief Jochen zurück. «Noch zwei Täler weiter, und dann sind wir dort.»

«Schade, dass das Jim nicht erleben kann», meinte Jessy, «der hätte einen Riesenspaß an dieser Fahrt. Gewiss würde er immer höher, höher» schreien.»

«Soll ich noch ein bisschen höher steigen?», fragte Grete, die spürte, wie sehr dieser Flug Jessy begeisterte.

«Ja, höher bitte, viel höher!», rief Jessy aus voller Kehle. Grete nahm alle Kraft zusammen und stieg so hoch, dass Jessy glaubte, in einem Flugzeug zu sitzen und weit weg zu fliegen.

«Sieh, dort schräg unten, das ist das Karusselltal!», rief Jochen schließlich. Jessy spürte, wie sie sich allmählich wieder dem Boden näherten. Immer deutlicher sah sie die vielen Attraktionen, bei denen sich Hunderte von Menschen vergnügten. Geradezu überwältigend war die Achterbahn, in der die Leute zu je einem Dutzend in schnellen Wagen talauf und talab sausten und immer von neuem in waghalsigen Bogen, Spiralen und Kreisen dem Ende der Bahn zurasten.

«Bitte, halte bei den Pferden», bat Jochen, und Grete ließ sich bei einem Karussell nieder, in dem die Karussellpferde paarweise in einem großen Kreis um eine laute Festplatzorgel kreisten.

Kaum hatten die drei den Boden berührt, fasste Jochen Jessy an der Hand und führte sie auf einen eleganten Schimmel, während er seinerseits auf dem links daneben angebrachten Fuchs Platz nahm und seinem Pferd gleich die Sporen gab.

«Schade, dass Jim nicht dabei ist», sagte Jessy noch einmal, «es hätte ja genug Pferde für uns alle.»

Jochen hörte nicht darauf, sondern trieb sein Karussellpferd mit einem kräftigen Klaps auf den Hals zur Rundfahrt an. Tatsächlich begann sich nun alles im Kreise zu drehen. Als das Karussell in voller Fahrt war, rief Jochen seinem Fuchs mit lauter Stimme zu: «So, du kleines Pferdchen, reck dich und sei lebendig, und hü und ho und rasch im Galopp!»

Jessy kam nicht aus dem Staunen heraus, als Jochens Pferd tatsächlich lebendig wurde und zu ihrem Schimmel hinüberblickte. Dies bewirkte, dass sich auch Jessys Pferd zu regen begann und sich jetzt beide gemeinsam vom drehenden Karussell absetzten und in der Luft schwebten. Dabei bewegten sie ihre Beine, als würden sie in Windeseile über einen Rasen galoppieren. Jochen gebärdete sich wie närrisch, schrie «hü!» und «hott!» und gab seinem Fuchs die Sporen. Kam er bei seinem Ritt im Kreise jeweils an der Stelle vorbei, wo seine Tante stand, winkte er ihr zu, und sie winkte zurück. Jessy hingegen saß etwas ängstlich auf ihrem Schimmel und hielt sich verkrampft an dessen Mähne fest. Es schien, als könnte Jessys Pferd nicht mehr mit jenem von Jochen Schritt halten, doch der Junge bemerkte es und ergriff auch noch den Zügel des Schimmels. Als der Ritt immer rasender ging und Jessy vor Angst schon zu schreien begann, winkte die Tante nicht mehr zurück, sondern hielt sich in großer Besorgnis eine Hand vor den Mund. Doch Jochen war nicht mehr zu halten und schrie, so laut er konnte: «Vorwärts, ihr Gäule, und jetzt los und nichts wie weg, fort aus diesem Tal, hin zu meiner Mutter! Hü!»

Und dann geschah das Unglaubliche: Die beiden Pferde verließen ihre angestammte Kreisbahn und wandten sich auf ihrem Ritt im freien Raum dem Ausgang des Tales zu. Sofort wurden alle Anwesenden auf dieses Ereignis aufmerksam, einige schrien, andere blickten den entfliehenden Pferden schweigend nach, und Grete rief mit aller Kraft: «Kinder, kommt zurück, kommt zurück!» Aber alles Rufen war umsonst, und allmählich entschwanden die beiden ihren Blicken.

25 Alarm

«Nun sieh mal an, was bringst du wieder für einen riesigen Korb voll Blumen heim!», sagte Ellen, als Brigitte von ihrer Exkursion zurückkehrte und sich Ellens Lichthaus näherte.

«Du kennst doch meine Sammelleidenschaft», erklärte Brigitte, «und weißt, dass ich mir vorgenommen habe, wenigstens alle Blütenpflanzen in unserem eigenen Tal kennen zu lernen. Diesmal habe ich mindestens dreißig neue gefunden, allerdings nur, weil mich ein Gnom begleitet und mir die richtigen Stellen gezeigt hat.»

«Alle Achtung!», sagte Ellen erfreut. «Und jetzt kommen sie gewiss nach chinesischer Art in die Gläser.»

«Selbstverständlich! Wir haben seinerzeit in unserer Schule die Pflanzen getrocknet, gepresst und aufgeklebt, aber sie taten mir immer leid. In China habe ich dann gesehen, dass Blumen über Jahrzehnte ihre Frische behalten, wenn man sie nur in der richtigen Flüssigkeit aufbewahrt.»

Brigitte hatte inzwischen den Haupteingang erreicht, wo Ellen auf der Treppe auf sie wartete. Wie immer, wenn sie einander begegneten, blickten sie sich zur Begrüßung lange in die Augen, um sich ihrer Freundschaft zu erfreuen. Dann begleitete Ellen ihre Freundin in jenen Flügel ihres Lichthauses, den sie ihr vor geraumer Zeit überlassen hatte. Auch hier waren alle Wände durchsichtig, und so konnten die beiden auch dann ein wenig an der Tätigkeit der anderen teilhaben, wenn sie selber beschäftigt waren.

Vor der Türe jenes Raumes, in dem Brigitte mit dem Aufbau ihrer Blumensammlung beschäftigt war, wandte sich diese an Ellen und sprach: «Beim Blumensammeln hatte ich plötzlich das Gefühl, es könnte etwas mit Jessy nicht stimmen. Ich glaube, wir sollten zuerst das innere Licht einschalten, bevor ich meine Pflanzen präpariere.»

«Eigenartig, ich hatte eben dasselbe Gefühl. Komm bitte mit in die Lichtkapelle, wir wollen uns der Sache annehmen.»

Die beiden begaben sich zuerst zur Garderobe und entnahmen dem Schrank einen blau und violett schillernden Überwurf, um sich für das Empfangen des inneren Lichtes schicklich zu kleiden. Dann verweilten sie einige Augenblicke vor dem Eingang und nahmen schließlich auf ihren gläsernen Thronen in der Lichtkapelle Platz. Hier atmeten sie langsam durch, schlossen die Augen und dachten in Liebe an Jessy.

Fast gleichzeitig öffneten beide die Augen und verließen erregt den Raum. «Hast du gesehen, wie rasend schnell die beiden Pferde galoppieren?», fragte Brigitte.

«Natürlich, und ich fühlte auch Jessys Angst und hörte sie stets nach Jim rufen», antwortete Ellen. «Aber Jochen will nur eines: seine Mutter finden. Es scheint, dass die beiden Pferde auf der richtigen Spur sind.»

«Jochen ist so ergriffen von seiner Absicht, dass er kein Gespür mehr hat für Jessys Ängste. Ich habe deutlich gesehen, dass er Jessys Pferd gegen ihren Willen am Zügel hält und mitreißt.»

Brigitte war richtig empört, aber Ellen beschwichtigte sie: «Weißt du: Jochen hatte während seines Erdenlebens niemanden, der ihn liebte, außer seiner Mutter. Und so kennt er jetzt eben bloß ein Ziel: Er

will wieder bei ihr sein. Es sieht ganz danach aus, als würde er sie jetzt endlich finden.»

«Ich habe vorhin auch gesehen, wo sie lebt. Jims Mutter hat sie bei sich aufgenommen, und ihr Haus ist schon ziemlich nahe an unsere Gegend gerückt», sagte Brigitte.

«Ich nehme an, dass Jochen dort bleiben wird. Aber Jessy ist nicht ihm bestimmt, wie du weißt. Komm, wir gehen hin, damit wir dort sind, bevor die beiden mit ihren Pferden ankommen.»

Die zwei Frauen machten sich schnell reisefertig, doch als sie gerade das Haus verlassen wollten, schwebte ihnen Samuel entgegen. «Schön, dich wieder zu sehen!», rief ihm Brigitte entgegen. «Leider haben wir allerdings jetzt keine Zeit für unser Beisammensein. Wir müssen uns um Jessy kümmern.»

«Ein bisschen bei dir zu sein, würde mir gewiss Freude bereiten», antwortete Samuel, «aber ich komme nicht deswegen, sondern bitte dich, mir zu helfen.»

«Ist etwas nicht gut mit Jim?», fragte Brigitte.

«Ja, er hat Jessy heimbringen wollen, aber die beiden haben einander verloren, und Jim stirbt fast vor Trauer und Schmerz.»

«Wir müssen ihn noch ein wenig seinem Kummer überlassen», meinte Ellen. «Zuerst sollten wir nach Jessy sehen. Am besten, du kommst gleich mit, wir sind unterwegs ins Haus deiner Schwester.»

Samuel verstand zwar nicht alles, aber er fragte nicht lange, da er sah, dass es eilte. Alle drei fassten einander an der Hand, blickten nach oben und schwebten davon. Sie stiegen nicht sehr hoch, um allenfalls die beiden Pferde mit ihren Reitern zu entdecken.

«Erinnerst du dich noch daran», fragte Ellen plötzlich, an Samuel gewandt, «dass ich dir vor längerer Zeit einmal sagte, es gäbe für dich eine Überraschung?»

«Natürlich, und ich habe mir oft fast den Kopf leerstudiert, was es wohl sein könnte», gab Samuel sofort zur Antwort.

«Jetzt ist es an der Zeit, es dir zu verraten. Jim, den du so liebevoll pflegst und erziehst, ist Jessy bestimmt. Die beiden sind ein Paar, das zusammengeführt werden muss. Archas hat mir ihre beiden Lebenspläne offenbart, als ich den Auftrag bekam, Jessy beim Erwachen zu helfen. Dass die Kleine ihren Prinzen so rasch finden würde, habe ich allerdings nicht erwartet.»

Die Freude über diese Eröffnung stand Samuel ins Gesicht geschrie-

ben. «Du weißt», sagte er, «dass Jim sehr leidet. Ich möchte ihm diese freudige Nachricht so bald wie möglich überbringen, denn es tut mir selber weh, wenn ich ihn so traurig und verzweifelt sehe.»

«Keine Sorge, wir werden ihn gewiss bald finden. – Bist du bereit, auch Jessy bei dir aufzunehmen?»

Noch bevor Samuel antworten konnte, rief Brigitte: «Seht dort unten, zwischen den Bäumen, sind die beiden! Und dort, weit rechts hinten im nächsten Tal, steht Lenas Haus. Was ist wohl mit den Pferden los?»

«Wahrlich, du hast einen scharfen Blick. Bravo! Ich glaube, wir lassen die beiden und schweben direkt zum Haus, wo wir auf sie warten können», schlug Samuel vor. «Meine liebe Schwester Lena wird Augen machen!»

26 Ein Kampf

Jochen hatte seinen Fuchs während des ganzen Ritts über dem Boden und zwischen den Kronen der hohen Bäume mit der einen Hand wie ein Rasender angetrieben, während er mit der anderen Faust den Zügel von Jessys Schimmel festhielt. Wie sehr Jessy auch weinte und schrie und ihn beschwor, er möge bitte anhalten und umkehren – er hörte nichts und sah nichts und war vollkommen von der Gier besessen, endlich bei seiner Mutter zu sein.

Als das Haus, in welchem seine Mutter bei Lena Wohnrecht hatte, schon von Ferne erkennbar war, rief Jessy plötzlich: «Jochen, pass auf, dort drüben kommt jemand auf einem wilden Tier heran geritten!»

Doch Jochen tat weiter so, als hätte er nichts gehört.

«Sieh doch, das wilde Tier ist ein gewaltiger Wolf!»

Jochen reagierte immer noch nicht.

«Die Bestie ist fast so groß wie ein Pferd, und sie kommt immer näher! Sieh, ein kohlschwarzer Mann sitzt darauf!»

Endlich, als die beiden Ungeheuer schon ganz nahe waren, sah Jochen hin und schrie sofort laut auf vor Entsetzen: «Mein Vater! Fort, fort, mein Vater kommt! Er wird mich umbringen!» Er wollte die Pferde wenden, aber beide bockten und sanken wie versteinert hinab, und als sie den Boden berührten, verwandelten sie sich wieder in unbewegliche Karussellpferde. Auch der Wolf, der seinen Rachen weit aufgerissen hatte und gewaltige Zähne zeigte, erreichte den Boden, und der

Mann stürmte zu Fuß auf die beiden Kinder zu, die noch immer auf ihren hölzernen Pferden saßen.

Jessy begann zu schreien, so laut, wie sie in ihrem ganzen Leben noch nie geschrien hatte, und hielt sich daraufhin beide Hände vors Gesicht, um die grauenhafte Gestalt des Mannes nicht sehen zu müssen. Alles an ihm war schwarz, sogar die Haut, und seine struppigen Haare standen vom unförmigen Kopf ab wie die schwarzen Stacheln eines Stachelschweins. Die Augen lagen in tiefen Höhlen, und gewaltige schwulstige Lippen leuchteten dunkelrot aus seinem finsternen Gesicht. Er schwang drohend seine geballten Fäuste, die eher Schmiedehämmern oder Eisenklumpen als Menschenhänden glichen, und schrie dann mit donnernder Stimme: «Zur Hölle mir dir, Jochen!»

«Ich will zur Mutter!», rief Jochen in äußerster Angst. «Mutter, Mutter, komm, hilf mir, der Vater bringt mich um!»

«Niemand lasse ich dich zu dieser Metze, eher schlage ich dich tot!», donnerte dieser und schritt drohend auf den Knaben zu. Derweil verharrte Jessy wie versteinert auf ihrem Schimmel und zitterte vor Angst.

Jochen sprang von seinem Pferd und wollte fliehen, aber der schwarze Mann war schneller und holte ihn schon nach wenigen Schritten ein. Mühelos erhaschte er ihn und hielt ihn mit eisernem Griff am Handgelenk fest. Dann schnarrte er: «Endlich hab ich dich, du Teufelsbraten! Von nun an wirst du wie ich nur noch Geheule hören und erfahren, was Dreinschlagen heißt.» Dann schritt er zurück zu seinem Riesewolf und bemühte sich, den Knaben, der sich nach Kräften zur Wehr setzte, auf dem Rücken des Tiers mit einem Strick festzubinden.

Da begann Jessy wieder laut zu schreien: «Hilfe, Hilfe! Mutter, Ellen, so helft doch! O Gott, was soll ich bloß tun?»

In diesem Augenblick erschien ein Licht, hell wie ein Blitz, und Archas stand da in vollem Glanze. Er blickte Horst ruhig und streng an. Der Schwarze aber ertrug das Licht nicht und hielt eine Hand vor seine Augen. Dann begann er hastig, Jochen vom Wolf loszubinden. «So soll ihn eben die Giftmischerin haben», knurrte er. Archas gab keine Antwort, sondern blickte ihm weiterhin ruhig und streng ins Gesicht. Horst bestieg wieder seinen Wolf, erhob sich langsam vom Boden und zog weg. Beide Kinder sahen ihm nach, bis er hinter einem Bergkamm verschwunden war. Sie wagten nicht, dem Engel ins Antlitz zu blicken.

Da fragte Jochen, den Blick noch immer in die Ferne gerichtet: «Darf ich bitte zur Mutter gehen?»

Archas sprach: «Lasst eure Pferde hier und geht zu Fuß in das Haus, das ihr dort weit hinten seht!» Dann verschwand er, und die Kinder waren allein. Traurig blickte Jochen auf seinen Fuchs, und Jessy tätschelte ihrem Schimmel zärtlich den Hals. Aber die Karussellpferde rührten sich nicht und blieben stumm.

«So komm!», sagte Jochen entschlossen und fasste das Mädchen an der Hand.

27 Gretes neuer Auftrag

«O Himmel, was geht hier vor?», schrie Tante Grete, als sie sah, wie die beiden Kinder auf dem Rücken der Karussellpferde in der Ferne verschwanden. Sofort wandte sie sich an jenen Mann, der für dieses Karussell verantwortlich war: «Niemand hat mir gesagt, dass so etwas passieren kann! Wie soll ich bloß die beiden Kinder wiederfinden?»

Der Mann trat auf sie zu und wischte sich eine Träne aus den Augen: «Bitte verzeihen Sie, dies ist ein großes Unglück. Meine Pferde sind bis anhin immer bei der Orgel geblieben. Sie waren darauf dressiert, sich nie außer Hörweite der Orgelmusik zu begeben, und bis anhin hat dies immer funktioniert.» Dann schüttelte er mehrmals den Kopf, setzte sich auf die Stufe vor dem Karussell und vergrub sein Gesicht in seinen Händen. Alle sahen, dass er weinte.

Eine Frau, die alles mit angesehen hatte und den Schmerz der beiden fühlte, ging auf den Mann zu, setzte sich neben ihn, ergriff eine seiner Hände und strich ihm liebevoll übers Haar. Ein junger Mann, der erst vor kurzem im jenseitigen Land angekommen war, fragte einen neben ihm stehenden älteren Herrn, ob das seine Partnerin sei, aber der sah ihn ziemlich betroffen an und schüttelte den Kopf. «Nein», sagte er, «das ist hier allgemeiner Brauch. Niemand wird allein gelassen, wenn er traurig ist. Es ist immer irgend jemand in der Nähe, und meistens ist es der Nächste, der sich eines trauernden Menschen annimmt.» Der junge Mann sagte bloß «Aha!» und trat nachdenklich einige Schritte zur Seite.

Auch Grete schritt nun auf den Mann am Karussell zu und sagte: «Ich wollte Ihnen nicht weh tun, bitte verzeihen Sie. Gewiss werden wir einen Weg finden, damit alles wieder gut wird. Und hoffen wir,

dass die beiden Pferde wieder heil mit den Kindern zurückkommen.»

Da stand der Mann auf und verschwand in seinem schmucken Häuschen, das er neben seinem Karussell bewohnte. Nicht lange danach erschien er wieder mit einer großen Tafel, worauf er mit Kreide geschrieben hatte: «Karussell geschlossen, bis alle Pferde zurück!» Diese stellte er vor den Eingang und zog sich dann wieder in sein Häuschen zurück. Der junge Mann, der zuvor seine Frage an den älteren Herrn gestellt hatte, ging ihm nach und anerbote sich, bei ihm zu bleiben, bis alles wieder gut sei.

Grete war froh, dass jemand dem Karussellmann beistand, aber sie selber war noch immer in großer Sorge wegen der beiden Kinder. Schließlich tröstete sie sich mit dem Gedanken, dass im jenseitigen Land nichts geschieht, das keinen Sinn hat, und dass alle Bewohner ihr Leben unter den schützenden Augen von unsichtbaren Helfern führen dürfen. Es schien ihr am besten, jetzt nach Hause zu gehen und zu versuchen, mit Archas in Kontakt zu kommen. So verließ sie das Zentrum des Karusselltales zuerst zu Fuß und schwebte dann, als die meisten Attraktionen hinter ihr lagen, in geringer Höhe zurück zu ihrem Wabenhaus.

Hier bekleidete sie sich mit jenem Gewand, das für den Aufenthalt im hohen mittleren Raum bestimmt war, und setzte sich auf den thronartigen Sessel. Sie schloss die Augen und bat ihren unsichtbaren Führer um das innere Licht. Doch sie wurde statt dessen aufgeschreckt durch einen grellen Blitz, so dass sie die Augen wieder öffnen musste und sah, dass Archas persönlich bei ihr angekommen war. Entgegen seinem sonstigen Gebrauch nahm er auf einem der Sessel Platz und begann das Gespräch.

«Sei nicht traurig, Grete, dass die beiden Kinder mit den Pferden ausgerissen sind. Es musste so kommen, und dich trifft keine Schuld. Du hast deine Aufgabe mit Jochen erfüllt, sehr gut erfüllt sogar. Er wird dir später dafür dankbar sein. In der nächsten Zeit jedoch wird er bei seiner Mutter bleiben. Sie hat bei Lena große Fortschritte gemacht und darf daher ihren Sohn wieder um sich haben. Auch für Jessy ist gesorgt. Du wirst also über eine gewisse Zeit hinweg alleine hier sein. Dein Haus zeigt ja, dass du dich zu beschäftigen weißt. Nimm bitte vermehrt Kontakt mit Ellen und Brigitte auf. Ihr werdet es schön haben miteinander.»

Grete hörte sich alles ruhig an, ohne dass sie einen Drang zum

Widersprechen verspürt hätte. Sie hatte gelernt, sich an das zu halten, was Archas als gut befand.

Archas machte eine kleine Pause und fuhr dann fort: «Ich bin nicht nur deswegen gekommen, um dir die Trennung von Jochen mitzuteilen. Ich wollte dich zudem fragen, ob du bereit bist, eine neue, schwere Aufgabe zu übernehmen.»

«Ich glaube, ich spüre, was es ist», sagte Grete.

«Würdest du es nicht spüren, könntest du es nicht. Es wäre zu schwierig.»

«Ich weiß. Es geht um Jochens Vater, um Horst, meinen Bruder?»

«Ja, es geht um ihn. Er ist sehr, sehr unglücklich und setzt alles daran, alle anderen auch unglücklich zu machen. Er leidet furchtbar. Bis jetzt hat er jede Hilfe ausgeschlagen. Du bist seine Schwester und stehst ihm am nächsten. Mit ihm reden zu wollen, fruchtet gegenwärtig nichts, denn er will nichts hören und greift jeden an, der sich ihm nähert. Es hilft nur *ein* Mittel – jenes, das dir sehr wohl vertraut ist. Und es braucht sehr, sehr viel Ausdauer und Geduld. Daher kannst du auch nein sagen, dann werde ich weiter nach jemandem suchen, der ihm zu helfen bereit ist.»

«Ich stehe ihm am nächsten und nehme daher den Auftrag an. Und ich bitte dich um deinen immerwährenden Beistand.»

«Den kann ich dir zusichern», sprach Archas feierlich, erhob sich und streckte Grete die Hand entgegen. Als Grete sie ergriff, spürte sie, wie ein gewaltiger Kraftstrom in sie hinein floss. Niemals zuvor hatte sie sich stärker und glücklicher gefühlt. Archas lächelte ihr zu und entschwand ihren Blicken.

28 Elfenküsse

Bei aller Traurigkeit hatte Jim die Hoffnung nicht aufgegeben, Jessy werde doch irgend einmal bei der Grotte vorbeikommen, und so entschloss er sich, einstweilen einfach zu bleiben und zu warten. Aber da alles so ruhig war in der Grotte und nur gelegentlich ein Wassertropfen in den Teich platschte, wurden ihm die Augen schwer. So legte er sich auf eines der Bänklein und schlief ein.

Nicht lange danach begann sich der Gnomenkönig zu regen, reckte und streckte sich, nahm seine Goldkrone vom Kopf und rieb sie mit einem kleinen Lappen so blank es ging. Bevor er sie wieder aufsetzte,

schwang er die Arme und zappelte mit den Beinen, und hätte ihm jemand zugeschaut, so hätte er gesehen, dass der König mit Morgengymnastik beschäftigt war, und er hätte sogar bemerkt, wie der König die Nase schneuzte, die Nägel schnitt und sich mit einem kleinen Holzhändchen den Rücken kratzte. Natürlich hätte er so etwas nie vor Zuschauern getan, denn er wusste sehr genau, was sich für einen König gehörte und was nicht.

Als er mit seinem Morgenturnen und der Morgentoilette fertig war, setzte er seine Goldkrone auf, wobei er in ein kleines Spiegelchen blickte und sehr darauf achtete, dass der rot leuchtende Rubin im Reif der Krone genau in die Mitte über der Nase zu liegen kam. «So», sagte er leise zu sich, «jetzt geht's wieder ans Regieren. – Hallo, hallo, Augen auf, regt euch wieder, ihr Gnomen und Elfen und was sich da in der Grotte noch herumtreibt! Wir haben einen ganz besonderen Gast. Er ist sehr traurig, so kommt, wir wollen ihn aufheitern!»

Kaum hatte der König dies durch die Grotte gerufen, begannen auch alle anderen Figuren sich zu recken und zu strecken. Einige sprangen Kopf voran ins Wasser, weil sie zum Waschen zu faul waren. Andere zogen aus den Felsspalten ein frisches Hemd, einen neuen Rock oder eine bessere Hose hervor und führten dabei einen solch drolligen Tanz auf, dass sich der König, der dies ja schon Tausende von Malen gesehen hatte, den Bauch halten musste vor Lachen. «Gut so, gut so!», rief er. «Das ist lustig, und lustig wollen wir es haben, damit die Trauer wegzieht aus unserer Grotte.» Dies ermutigte die Naturgeister, noch ulkigere Verrenkungen und tollkühnere Purzelbäume zu wagen.

Ob diesem Lärm erwachte Jim, aber da er schon wusste, dass die Figuren von Zeit zu Zeit lebendig werden konnten, ließ er sich nichts anmerken und sah sich das ganze Theater der kleinen Schar aus seinen Augenwinkeln an.

Dann entdeckte der König die beiden zerbrochenen Elfen. «Oh nein, oh nein!», rief er. «Da braucht's zuerst den Doktor. Ich sehe, einer genügt da wohl nicht. Alle Doktoren, hört bitte, kommt herbei und erweckt die beiden Elfen wieder zum Leben!»

Auf diesen Befehl hin rückten sieben Gnomen an. Jeder trug in der Hand ein Köfferchen und auf der Nase eine große Brille. In Windeseile hatten sie die Scherben aufgesammelt und zusammengefügt. Hierauf hauchte der Oberdokter den beiden Elfen ins Gesicht und erwartete, dass sie sich nun wieder lebendig zeigten. Aber wie sehr er auch blies

und wie sehr auch die übrigen sechs Doktoren mitbliesen, die beiden Elfen blieben starr. Da packten alle ihr Köfferchen aus, zogen ein Buch hervor und begannen wie wild darin zu blättern. Das sah so komisch aus, dass sich Jim alle Mühe geben musste, um nicht zu kichern und sich so zu verraten.

«Das muss doch auf Seite siebenundsiebzig stehen!», rief einer der Doktoren, und ein anderer entgegnete: «Keinesfalls, Herr Kollege, das stand immer auf Seite einundachtzig.» «Aber auf Seite einundachtzig geht es um verdrehte Köpfe», meinte ein dritter, «und wie ihr alle seht, ist der Kopf richtig herum aufgesetzt.» Darauf sprach ein vierter mit sehr wichtiger Miene: «Werte Herren Kollegen, was streitet ihr euch? Der Fall ist doch ganz klar. Schaut nach auf Seite hundertvierundvierzig, da ist alles zu lesen über Verwechslungen.» «Tatsächlich!», rief jetzt der Oberdokter. «Wir haben einen Arm verwechselt. Elfe Nymphia hat zwei linke, und Elfe Sylphia hat zwei rechte Arme. Wer hat da gefuscht?»

Er hatte seine Frage laut und streng ausgesprochen, so dass alle übrigen Doktoren sehr ernst dreinblickten. Jener mit der ganz kleinen Brille verdrückte sich in einen Winkel zwischen zwei Steinen, und so war der Schuldige rasch ermittelt. Der Oberdokter befahl ihm, die Sache augenblicklich in Ordnung zu bringen. Da kroch der Doktor, der gefuscht hatte, wieder hervor und machte sich an Nymphia zu schaf-fen, um ihr einen Arm abzubrechen.

«Halt, du Dummkopf!», rief Jim unvermittelt von seiner Bank her. «Du brichst ihr ja den falschen Arm ab!» Da erschrakten alle Elfen und Gnomen, denn sie hatten geglaubt, Jim schlafe noch. Aber sie fanden es doch sehr lustig, dass sich der Doktor mit der kleinen Brille wieder einmal dumm anstellte, und brachen in ein schallendes Gelächter aus.

«So, Ruhe jetzt!», rief der König schließlich. «Sonst erwacht unser Schläfer dort auf der Bank.» Da lachten alle noch mehr, weil ihr König nicht gemerkt hatte, dass Jim ja bereits wach war und den ungeschickten Doktor einen Dummkopf genannt hatte.

Der hatte inzwischen die beiden Arme mit großer Behändigkeit ausgewechselt, so dass nun der Oberdokter den geflickten Elfen wieder Leben einhauchen konnte. Als sie erwachten, rieben sie sich die Augen, und Sylphia rief, indem sie mit dem Finger auf Jim zeigte: «Du Lausbub, du hast nicht aufgepasst, und deshalb sind wir zerbrochen! Zur Strafe sollst du uns beiden einen Kuss geben!»

Die Gnomen- und Elfenschar fand dies so lustig, dass sie jetzt noch viel lauter lachten. Der Trompeter blies eine Fanfare und rief: «Achtung, Achtung, ein Knabe küsst zum erstenmal! Aufgepasst, aufgepasst! Jetzt wird aus einem kleinen Bub ein großer Bub!» Wiederum lachten alle, am allerlautesten der König.

Jim wurde es nun doch ziemlich ungemütlich, und er wusste nicht recht, was er tun sollte. Aber er hatte nicht viel Zeit zum Überlegen, denn schon hatten die beiden Elfen ihren Platz in der Grotte verlassen und waren auf die Bank gehüpft, auf der Jim immer noch der Länge nach ruhte. Und ehe er sich's versah, hatte Sylphia ihn auf die rechte, und Nymphia auf die linke Wange geküsst. Alle Zuschauer klatschten wie toll, und der Trompeter rief: «Jetzt ist die Reihe an dir!»

Jim zögerte, denn unwillkürlich kam ihm Jessy in den Sinn. Das machte ihn wieder traurig. Ja, wenn es Jessy wäre, da würde er nicht viel überlegen. Zwar waren die beiden Elfen wirklich hübsch, das war unverkennbar, und sie streckten ihm ihre kleinen Mündchen so herausfordernd entgegen, dass es nicht allzu schwierig gewesen wäre, auch seine Lippen ein bisschen zuzuspitzen und dann so zu tun, wie wenn ...

«Aber nein», unterbrach er selber seine Gedanken, «wenn Jessy schon mit einem anderen gegangen ist, so kann ich ihr doch trotzdem treu bleiben.» Und laut sagte er: «Liebe Elfen, bitte erlasst mir die Strafe. Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo ich diesen Kuss meiner Jessy geben kann.»

Die beiden Elfen machten ein ziemlich saures Gesicht, doch der König rief von seinem Thron herunter: «Gut gesprochen, junger Mann, aus dir wird einmal etwas! Und ihr, Sylphia und Nymphia, stellt euch nicht so dämlich an. Gebt euch gegenseitig einen Kuss, und die Sache ist abgetan!» Daraufhin sprangen die beiden von der Bank und versteckten sich hinter einem Felsvorsprung.

Jim hatte sich derweil aufgesetzt, und der König fragte ihn: «Was willst du jetzt tun?»

«Warten», antwortete er, «einfach warten.»

«Aber immer können wir dich nicht unterhalten. Irgend einmal müssen wir alle auch wieder ganz stille werden.»

«Jessy hat mir gesagt, der Herr König sei ein wundervoller Märchen-erzähler.»

«So ist es. Was möchtest du denn hören?»

«Etwas von einem schönen Mädchen mit schönen Haaren. Und es muss am Ende gut herauskommen.»

29 Das Märchen von Prinzessin Silberhaar

«Nun gut. Soll die Geschichte lang oder kurz sein?», fragte der König.

«Möglichst lang, denn ich werde so lange hier warten, bis Jessy zurückkehrt.»

«So setz dich bequem hin und höre!»

Nicht nur Jim tat dies, sondern auch alle Elfen und Gnomen. Sie wussten, dass der König nie zweimal dasselbe Märchen erzählte, und so waren sie alle auf die neue Geschichte sehr gespannt:

Ein König und eine Königin wohnten einst auf einem prunkvollen Schloss und freuten sich jeden Tag an ihren Schätzen aus Gold, Silber und Edelstein, an ihrem Garten mit den seltensten Blumen und an ihren zahlreichen Pferden, Hunden und Katzen. Am meisten Freude aber bereite ihnen die junge Prinzessin, denn sie war schön und klug. Und weil ihr Haar wie Silber glänzte, wenn die Sonne hinein schien, nannten sie alle Prinzessin Silberhaar.

Als Prinzessin Silberhaar sieben Jahre alt war, zeigte ihr der Vater alle Räume des Schlosses und alle Schätze, die sich darin verbargen. Zuletzt trat er mit ihr in einen von Gold strahlenden, prächtigen Saal. Darin standen hundert Schränke, und in jedem Schrank standen tausend Bücher. In der Mitte des Saales aber war ein goldener Tisch, und darauf lag ein Buch, das an Glanz und Schönheit alle anderen übertraf. Da sprach der König: «Prinzessin Silberhaar, in diesen Büchern findest du alles aufgeschrieben, was auf der Welt je geschah, seit sie Gott erschaffen hat. Du darfst alle diese Geschichten lesen. Viele werden dich glücklich, manche aber auch traurig machen. Nur ein einziges Buch darfst du niemals öffnen, nämlich dieses hier auf dem goldenen Tisch. Tust du es trotzdem, so wirst du unglücklich.»

Von nun an verbrachte Prinzessin Silberhaar jeden Tag

viele Stunden im goldenen Büchersaal und staunte über all das, was sie aus den Büchern über die Welt vernahm. So wäre sie vollkommen glücklich gewesen, wenn ihr nur der Vater das goldene Buch in der Mitte des Saales nicht verboten hätte. Jeden Tag trat sie ein bisschen näher heran und blickte ein bisschen länger auf das verbotene Buch. Und eines Tages vermochte sie nicht mehr zu widerstehen. Erst berührte sie zaghaft den Deckel aus Gold und Edelstein, und dann schlug sie das Buch auf. Wie erschrak sie da, denn hier fand sie keine Buchstaben vor, sondern blickte in einen Spiegel, und darin sah sie sich selbst! Zuerst staunte sie über ihre Schönheit, aber je länger sie hinein blickte, desto mehr schwand ihre Schönheit dahin. Die silberglänzenden Haare wurden dunkelbraun, die Nase wuchs, der Mund wurde breiter, und ihr Körper wurde unförmig und hässlich. Da begann sie zu schreien. Ein Diener eilte herbei und fand die hässliche Magd im goldenen Büchersaal. Sofort meldete er es dem König, und als dieser den Raum betrat, rief er zornig: «Fort mit dir, du schmutzige Küchenmagd, dieser Saal ist nicht dein Platz!» Und der Diener ergriff sie und übergab sie der Köchin, die ihr von nun an alle schmutzigen Arbeiten auftrug.

Der König und die Königin waren sehr traurig, weil ihre schöne Prinzessin nirgends mehr zu finden war. Die Köchin aber gewann die neue Magd jeden Tag lieber, denn sie arbeitete fleißig und half ihr, wo sie konnte. Darum sagte sie eines Tages zu ihr: «Ich sehe, du bist eine gute Magd. Du darfst von jetzt an von allen Speisen kosten, die ich dem König und der Königin auftrage. Nur aus dem Topf in jenem Schrank dort darfst du nichts nehmen, denn darin ist der Honig, von dem nur der König allein essen darf.» Das freute die Magd, und von nun an aß sie die köstlichsten Speisen und trank den süßesten Wein und lebte fast so gut wie der König selber. Aber je länger ihr Glück dauerte, desto mehr bedrückte es sie, dass sie den Honig des Königs nicht lecken durfte. Als dann einmal die Köchin für einen ganzen Tag wegblieb,

hielt sie es nicht länger aus und steckte ihren Finger in den königlichen Honigtopf. Noch nie in ihrem Leben hatte sie etwas so Süßes gekostet! Aber ihre Freude dauerte nicht lange, denn der süße Honig verwandelte sich auf ihrer Zunge in einen bitteren Saft, den sie auf der Stelle wieder ausspucken musste. Da trat die Köchin herein und rief: «Was für ein Bettelkind treibt sich da in meiner Küche umher! Ungewaschene Hände und Füße und zerrissene Kleider, die aussehen wie faule Lumpen – wer mag das ansehen? Fort mit dir, hinaus auf die Straße, du schmutziges Bettelkind!» Dann packte sie die Küchenmagd am Arm und stellte sie vor die Türe.

Nun war also Prinzessin Silberhaar ein Bettelkind geworden. Es saß jeden Tag auf der staubigen Straße und wartete, bis ihm jemand eine kleine Münze in sein Körblein warf. Einmal kam ein Holzfäller vorbei, der ganz allein in einem Häuschen im dunkeln Tannenwald wohnte. Als er das Mädchen sah, sagte er zu sich: «Das Kind hat solch schöne Augen, es ist gewiss ehrlich und fleißig und wird mir meinen Haushalt besorgen können.» So sprach er zu ihm: «Komm zu mir in den Wald und besorge mein Haus, du sollst es bei mir nicht schlecht haben.» Das Bettelkind stieg auf seinen Wagen, der Holzer gab seinem Pferd einen Klaps, und so fuhren sie hinaus in den Wald. Von nun an kochte es dem Holzer jeden Tag das Essen, reinigte sein Häuschen und pflegte seinen Garten. Oft brachte der Holzfäller allerlei Pilze aus dem Wald, und das Mädchen verstand es, sie schmackhaft zuzubereiten.

Eines Tages nahm der Holzer das Mädchen mit in den Wald und zeigte ihm, welche Pilze man essen kann. Bei einer dicken Tanne stand ein roter Pilz mit weißen Flecken auf dem Hut, der dem Mädchen besonders gut gefiel. «Diesen Pilz darfst du niemals essen», sagte der Holzer, «sonst geschieht dir Schlimmes.» Von jetzt an ging das Mädchen so oft es nur konnte im Walde Pilze sammeln. Zuerst machte es um den verbotenen Pilz herum einen großen Bogen, aber mit jedem Mal wagte es sich ein

wenig näher an ihn heran. Und als es einmal ganz nahe bei ihm stand und sogar die Nase an seinen Hut hielt, um daran zu riechen, vermochte es nicht mehr zu widerstehen und biss kräftig hinein. Der Pilz schmeckte köstlich, fast so gut wie der Honig des Königs, aber die Freude dauerte auch diesmal nicht lange, denn das Mädchen fiel bald in einen tiefen Schlaf. Als es erwachte, erschrak es, denn sein Leib hatte sich verwandelt in ein Reh. Traurig lief es hinein in den tiefen Wald.

Nach einer Weile hörte es von ferne den Klang von Jagdhörnern. Sein Herz begann schneller zu pochen, und seine Beine zitterten. Es versuchte zu fliehen, aber schon stand vor ihm ein Jäger, der mit seinem Gewehr auf sein Herz zielte. Da rief das Reh: «Bitte, schieße nicht, lass mich leben!» Der Jäger erschrak so sehr, dass er gleich seine Flinte zu Boden fallen ließ, denn noch nie in seinem Leben war er einem Reh begegnet, das sprechen konnte. Schnell zog er eine dicke Schnur aus der Tasche und band sie dem seltsamen Tier um den Hals. Daraufhin führte er es zu sich in sein Jägerhaus, und am anderen Tag brachte er es in die Stadt und verkaufte es für viel Geld dem Zirkusdirektor. Dieser übergab es seinem Tierbändiger, und bei ihm musste es nun die schwierigsten Kunststücke lernen. Jeden Abend musste es vor vielen Leuten über einen Bock springen, auf einem Seil tanzen, auf einem einzigen Bein stehen oder auf dem Rücken liegen und mit allen Vieren zappeln. Am meisten klatschten die Leute, wenn es zum Schluss zu sprechen begann und allerlei Fragen beantwortete, die ihm der Tierbändiger stellte. Das Reh aber war vom Morgen bis zum Abend traurig, denn der Tierbändiger kannte kein Mitgefühl und schlug es mit einem Stock, wenn es nicht aufs Wort gehorchte. Und in der Nacht wurde es in einen engen Käfig eingesperrt und musste auf dem harten Holzboden schlafen.

Einmal begab es sich, dass der Tierbändiger vergaß, die Türe des Käfigs zu schließen. Da stieß das Reh sie mit der Nase auf und floh mit großen Sprüngen in den nahen

Wald. Hier konnte es endlich wieder frisches Quellwasser trinken und mit anderen Rehen um die Wette laufen. Oft verließ es den Wald und lief auf die nahe Wiese hinaus. Von hier aus sah es in der Ferne einen hohen Berg, und darauf stand ein Königsschloss, genau so prachtvoll wie das Schloss seines eigenen Vaters. Und jedesmal, wenn es dieses Schloss erblickte, kam ihm die Zeit in den Sinn, da es im goldenen Büchersaal all die schönen Geschichten lesen durfte. Wenn es aber daran dachte, wie es eines Tages nicht mehr zu widerstehen vermochte und das goldene Buch auf dem goldenen Tisch aufschlug, begann es zu weinen. Dies geschah oft, und jedesmal, wenn es weinte, wurde sein Fell ein bisschen heller, und zuletzt war es schneeweiß.

Nach langer Zeit hörte das Reh eines Tages wieder den Klang der Jagdhörner, und wieder begegnete es einem Jäger. Es erkannte gleich den Königssohn, denn er trug Kleider aus Silber und Gold. Als der Prinz das weiße Reh erblickte, warf er sein Gewehr weg und fasste das Tier um den Hals. Dieses aber begann zu sprechen: «Lieber Prinz, ich bin die Prinzessin Silberhaar, nimm bitte dein Schwert und stoße es in mein Herz!»

Der Königssohn entgegnete: «Wie soll ich dich töten können, da ich dich doch liebe? Nein, niemals werde ich dir ein Leid antun.»

Aber das Reh bat: «Bitte tu es, nur so kann ich erlöst werden!» Da gehorchte der Prinz, und kaum hatte er dem weißen Reh das Herz durchstoßen, stand vor ihm eine wunderschöne Prinzessin mit silbernem Haar.

Das Ende ist bald erzählt: Der Prinz führte Prinzessin Silberhaar auf sein Schloss, und schon nach wenigen Tagen wurde Hochzeit gehalten. Zur Feier kamen auch der Vater und die Mutter der Prinzessin und natürlich auch die gute Köchin und der Holzfäller. Die beiden durften von jetzt an auf dem Königsschloss wohnen und brauchten nur noch zu arbeiten, wenn es ihnen Freude machte. Auch der Tierbändiger wollte eingeladen werden, und er bettelte so lange, bis der Vater des Prinzen

sagte: «So lasst ihn meinerwegen auf der Türschwelle zum Festsaal sitzen, dann kann man ihm von dem geben, was noch übrig bleibt.» Und man erzählt, dass noch sehr viele köstliche Speisen übrig geblieben sind und darum auch der Tierbändiger zufrieden war.

30 Unterwegs

«Wäre der Engel nicht erschienen, wir wären verloren gewesen», sagte Jochen nachdenklich und ließ Jessys Hand los. «Es muss Archas gewesen sein; Grete hat mir einmal von ihm erzählt.»

Dann schwiegen beide.

«Was geschieht wohl mit den beiden Pferden?», fragte Jessy nach einer Weile. «Die gehören doch nicht hierher.»

Jochen wandte sich um und sah, wie die beiden im selben Moment zuerst zu traben, dann zu galoppieren begannen und schließlich vom Boden abhoben und in die Höhe schwebten.

«Ohne meinen Fuchs hätte ich das Haus meiner Mutter nicht gefunden», sagte Jochen. «Als wir im Kreise fuhren und ich wieder so Sehnsucht nach meiner Mutter hatte, raunte er mir plötzlich zu: (Ich weiß es, ich zeige es dir.) Und dann konnte uns niemand mehr halten.»

«Ich hatte große Angst», erwiderte Jessy, «und ich musste immer an Jim denken. Er ist nämlich sehr stark. Aber gegen deinen Vater hätte auch er nichts ausrichten können.»

«Das war schon während unseres Erdenlebens so. Mein Vater hat auf niemanden gehört, und wenn sich jemand nicht fügen wollte, schlug er drein und griff oft sogar zu einem Messer. Alle hatten Angst vor ihm.»

«Ich habe zum Glück einen lieben Papa. Als ich ihn letztmals sah, hat er gerade der Tante einen Brief geschrieben, und Kimi ist auf die Tastatur gesprungen.»

«Wer ist Kimi?»

«Unsere Katze. Ich habe es durchs Fernrohr gesehen. Ellen und ich haben auf die Erde geguckt.»

«Auf die Erde geguckt? Das ist doch nicht möglich!»

«Oh doch! Wir haben das Fernrohr darum gebeten, und da hat es uns gezeigt, was wir wollten. Befehlen kann man ihm nicht. Ist man nicht höflich, bockt es.»

Dann schwiegen beide wieder und schritten rüstig davon. Jochen drängte Jessy immer wieder, ein bisschen rascher zu gehen, denn er wolle nun endlich seine Mutter wiederfinden. Aber eigenartig: Eigentlich hätte das Haus immer näher kommen sollen, aber wie sehr sie sich auch anstrebten, es schien, als ob das Haus mit jedem Schritt zurückweichen würde.

«Da stimmt etwas nicht», bemerkte Jessy nach einer Weile. «Komm, wir setzen uns dort ins Gras und überlegen, was zu tun ist.»

«Nein, nein, ich muss zur Mutter, ich kann nicht mehr warten!», entgegnete Jochen ungeduldig. Nur widerwillig ließ sich Jessy zum Weitergehen überreden. Doch als es nach längerer Zeit ganz offensichtlich war, dass sie bei aller Eile dem Haus nicht näher kamen, willigte auch Jochen ein, eine Rast zu machen, um nachzudenken.

«Ich kann fast nicht denken, so sehr zieht es mich zur Mutter», stöhnte Jochen und ging unruhig hin und her.

Jessy hatte sich gesetzt und an einen dicken Baumstamm angelehnt. Dann sprach sie: «Komm jetzt, Jochen, und setz dich auch, ich will dir etwas erzählen. Als ich allein in der Grotte war, ist mir ebenfalls ein Engel erschienen – es war derselbe, der uns zuvor zu Hilfe kam –, und der hat mir gesagt, ich sei nicht allein, sondern Ellen und Brigitte würden mich sehen. Was ein Engel sagt, ist immer wahr. Dann sehen sie jetzt also auch, dass wir nicht mehr weiter wissen. So wollen wir einfach einmal abwarten, bis irgend etwas passiert.»

«Aber ich will jetzt zur Mutter, ich kann nicht mehr warten!», wiederholte Jochen. «Komm, steh auf, wir ziehen wieder los!»

Aber diesmal ließ sich Jessy nicht mehr überreden. «Du siehst ja, dass wir dem Hause nicht näher kommen können. Aber wenn du allein weitergehen willst, kann ich dich nicht zurückhalten», sagte sie und machte es sich noch bequemer, um Jochen anzuzeigen, dass sie nicht mehr weiter gehen wolle.

«Dann gehe ich eben alleine», murrte Jochen. Er machte sich sofort auf und schritt wacker los, so dass er bald hinter einem Gebüsch verschwand.

Jessy rührte sich nicht, sondern saß einfach da und wartete. «Zeit hat man hier ja mehr als genug», dachte sie, und damit es ihr nicht allzu langweilig wurde, betrachtete sie die wenigen Blumen, die in der Nähe wuchsen. Auf einer blauen Blüte hatte sich ein Schmetterling gesetzt, um Nektar zu saugen, und breitete dabei seine bunten Flügel

weit aus, auf denen eine liebliche, aber ebenso geheimnisvolle Zeichnung zu sehen war.

«Das ist eigenartig», dachte Jessy, «diese Linien sehen ja aus wie Buchstaben.» Sie versuchte sie zu entziffern: Auf der ganzen Fläche des rechten Vorderflügels war ein schön geschwungenes deutliches «K» zu sehen, das auf dem linken Flügel spiegelbildlich erschien. Die Linien der beiden Hinterflügel bildeten sehr deutlich ein ebenfalls schön geschwungenes «M», natürlich ebenfalls spiegelbildlich, was beim Buchstaben M ja ohnehin kein Problem ist. Die Brust des Insekts war wunderschön rund geformt, sah also aus wie ein «O». «Das heißt doch «KOMM»», sagte Jessy, von ihrer Findigkeit selbst überrascht. Im selben Moment verließ der wunderliche Schmetterling seine Blüte und flog weg.

Jessy überlegte nicht lange, sondern erhob sich und folgte dem Flattertierchen, das bald auf dieser, bald auf jener Blume Platz nahm und so Jessy hinter sich nachzog. Sie achtete nicht darauf, in welche Richtung die Reise ging, sondern blickte bloß unentwegt auf den klugen Schmetterling, der immer nur gerade so schnell seinen Platz wechselte, dass Jessy ihm folgen konnte.

Wie lange Jessy dieses Spiel mit dem Schmetterling mitmachte, konnte sie nicht sagen; nur eines wusste sie: Es machte ihr großen Spaß. Mit der Zeit merkte sie nämlich, dass er jedesmal, wenn er sich ausruhte, eine andere Blume wählte – bald war es eine tiefblaue, bald eine goldgelbe und bald eine feuerrote. Jessy staunte, wie viele verschiedene Blumen es in dieser Gegend gab, und je länger sie das Spiel trieb, desto reicher und vielfältiger waren die Wiesen mit Blumen geschmückt. Einmal verharrte der Schmetterling auf einer roten Blüte besonders lange, so dass Jessy genötigt war, still zu stehen und zu warten. Da hörte sie unweit ein Schluchzen und Stöhnen, und als sie hinsah, erblickte sie Jochen, der im Grase lag und weinte.

«Hast du das Haus nicht erreichen können?», fragte sie ihn mit tiefer Anteilnahme.

«Es ist immer zurückgewichen. Ich habe alle Kraft angewandt, aber es hat nichts genützt», klagte Jochen. «Ich weiß nicht, wie ich zur Mutter kommen soll.»

«Ich glaube, dieser Schmetterling weiß Rat», sagte Jessy freudig. «Komm mit, wir folgen einfach ihm!»

Jochen erhob sich und folgte, doch bald erkannte er, dass ihr Weg

nicht in die Richtung des Hauses führte, das man in der Ferne nach wie vor gut erkennen konnte, sondern genau in die Gegenrichtung. «Das ist falsch!», rief er. «Wir sollten umkehren, sonst kommen wir noch weiter weg.»

Aber Jessy ließ sich nicht beirren. «Komm du jetzt und sei vernünftig», sagte sie und fasste ihn an der Hand.

«Soll das vernünftig sein, in die Gegenrichtung zu gehen?», fragte er erbst.

«Du siehst doch, dass deine Zwängerei nichts bringt. Also ist es vernünftig, das Gegenteil zu tun und dem Schmetterling zu vertrauen», entgegnete Jessy mit Bestimmtheit.

Schließlich ergab sich Jochen murrend in sein Schicksal. Der Schmetterling flatterte flink von einer Blume zur anderen, so dass sie gut vorankamen. Einmal blickte Jochen zurück und erwartete, dass das Haus nun viel kleiner erscheinen würde. Aber beinahe erschrocken rief er: «Jessy, das ist ja unglaublich: Das Haus ist näher gekommen!» Auch Jessy sah zurück und bestätigte: «Du hast recht gesehen, wir kommen dem Haus tatsächlich näher.» Nun war Jochen plötzlich von der neuen Methode begeistert. Er blickte immer öfter zurück und stellte jedesmal fest: «Ich weiß zwar nicht, wie das kommt, aber wir nähern uns dem Haus.»

«Ihr habt die Prüfung bestanden, bravo, bravo!», tönte es plötzlich vom Ast einer Tanne herunter. Die beiden Kinder blickten hoch und entdeckten dort einen weißen Vogel, der so heftig mit seinen Flügeln schlug, als wollte er sagen: «Ja, ja, das war ich, gegrüßt seid ihr beide!» Und laut sprach er dann: «Ich bin Schneuli, der Hausvogel von Lena und Elfriede, Jochens Mutter. Darf ich euch bitten, euch jetzt umzudrehen und diesmal direkt aufs Haus zuzugehen? Jetzt stimmt deine Logik wieder, Jochen.»

31 Freudiges Wiedersehen

«Elfriede, sieh, da schweben drei Leute auf unser Haus zu!», rief Lena ihrer Nachbarin zu, die eben daran war, mit dem Werkzeug, das Archas in seinem Kasten gebracht hatte, ein putziges Vogelhäuschen zu zimmern. «Wer mag das wohl sein?»

«Es sind zwei Frauen und ein Mann. Ein Prachtkerl, würde ich sagen!», stellte Elfriede fest, nachdem sie genauer hingesehen hatte.

«Ja, jetzt sehe ich es. Prachtkerl, sagst du? Nun ja, es ist mein Bruder Samuel.» Lena legte ihr Buch beiseite, das sie mittlerweile bereits zum dritten Male las.

Unweit des Hauses erreichten die drei Gäste den Boden und schritten daraufhin in ziemlicher Eile auf die beiden Frauen zu, die ihnen entgegen kamen.

«Hallo, Samuel! Wie schön, dass du zu Besuch kommst! Was hast du da für eine charmante Begleitung?», sagte Lena und reichte ihm die Hand.

«Oh, das ist Ellen, gewissermaßen meine Lehrerin, und dies ist Brigitte, so etwas wie ...», antwortete Samuel und sah dann Brigitte fragend an, «so etwas wie eine – darf ich sagen (Freundin)?»

«Ja», sagte Brigitte, an die beiden fremden Frauen gewandt, «er ist mein Freund.»

Niemand bemerkte, wie Samuel zufrieden lächelte.

«So kommt und setzt euch doch!», lud Lena sie ein. «Da können wir es ein bisschen schön haben miteinander.»

«Ja, ich sehe, euer Heim wird immer gefälliger, und auch die Umgebung ist lieblich geworden, schön grün bewachsen und bestanden mit vielen Blumen und hübschen Baumgruppen. Sogar der Weg zu euch ist nicht mehr so weit wie auch schon», bestätigte Samuel. «Aber wir sind nicht gekommen, um eure Fortschritte zu bewundern, so sehr sich alle daran freuen. Sondern ...»

Da flog plötzlich eine weiße Eule herbei und rief: «Große Neuigkeiten! Ui, ui, ui, und gute, gute Nachrichten!»

«Was ist denn das für ein vorwitziger Vogel?», fragte Ellen erstaunt.

«Das ist unser Schneuli», antwortete Lena, «wir haben großen Spaß an seinen Witzen, und seine klugen Bemerkungen sind uns oft sehr hilfreich.»

«Ja, ja, der Schneuli, der hat ein kluges Mäuli», krächzte der Vogel und brachte damit alle zum Lachen.

Nun setzten sich die vier Frauen und Samuel um einen kleinen Gartenteich herum, den die beiden Bewohnerinnen teils selber gegraben, teils zum Geschenk erhalten hatten.

«Mein inneres Licht», begann Brigitte das Gespräch, «mein inneres Licht hat mir gezeigt, dass du, Lena, Jochens Mutter bei dir aufgenommen hast.»

Ellen wandte sich an Elfriede und ergänzte: «Und jetzt sind wir

gekommen, um dir mitzuteilen, dass dein Jochen unterwegs ist zu dir.»

Nun begann Elfriede zu schluchzen: «Mein Jochen? Ist es möglich, mein Jochen? Wann kommt er denn? Wie geht es ihm? Darf er hier bei uns bleiben?» Ihr Leib schüttelte sich, aber alle spürten, dass es vor Freudentränen war.

«Er hat ein fremdes Mädchen kennengelernt, das ihm zuhörte und ihm helfen wollte, und zusammen mit ihm ist er jetzt unterwegs hierher», fuhr Ellen fort, und Brigitte fügte hinzu: «Aber Jessy ist nicht ihm bestimmt, weshalb wir sie hier abholen wollen.»

«Augen auf, bitte Augen auf! Und dreht das Köpfchen, ihr dummen Tröpfchen!», rief plötzlich Schneuli, so dass alle unwillkürlich aufsahen und die Landschaft absuchten. Und tatsächlich: Unweit des Hauses schritten zwei Kinder eilig auf die Versammelten zu. Da konnte sich Elfriede nicht mehr halten. Sie stürmte förmlich auf Jochen zu, und dann umarmten und küssten sich die beiden innigst, etwa so, wie man es auf der Erde in Filmen sehen kann. Nicht nur Ellen und Brigitte, auch Samuel musste sich die Tränen abwischen, als sie Zeugen dieses Wiedersehens wurden.

«Komm, Jochen, komm!», rief Elfriede erfreut und zog ihren Sohn zum Hauseingang. «Du darfst hier bei mir wohnen, und niemand wird uns wieder trennen.»

«Fast richtig, fast richtig, aber doch nicht ganz!», unterbrach sie Schneuli, worauf Elfriede ängstlich fragte: «So sollen wir wieder getrennt werden?»

«Keine Angst haben, Elfriedchen, keine Angst haben!», antwortete der Vogel. «Jochen soll nicht nur bei dir, Jochen soll bei euch beiden wohnen.» Da blickte Elfriede ihre Freundin Lena ein wenig schuld- bewusst an und war froh, dass diese ihr verständnisvoll entgegenlächelte.

Derweil stand Jessy etwas abseits der Szene, denn da sie sah, wie stürmisch sich die beiden begrüßten, wollte sie nicht stören und versteckte sich ein bisschen hinter einem Strauch. Aber als sie Ellen erblickte, hielt sie es auch nicht länger aus und eilte ihr in die Arme. Die beiden begrüßten und küssten einander nicht viel anders, als es zuvor Jochen und seine Mutter getan hatten.

«Endlich habe ich dich wieder gefunden, Ellen!», jubelte Jessy. «Wie bin ich glücklich! Schade, dass Jim nicht da ist und unser Glück nicht

miterleben kann. Wenn ich nur wüsste, was er macht. Wir wurden auf der Schicksalsbahn getrennt, und seither habe ich immer so lange Zeit nach ihm.»

«Es wird alles gut, Jessy», beruhigte Samuel das Mädchen, «gewiss werden wir Jim mit der Hilfe von Ellen und Brigitte wiederfinden.» Samuel wollte Jessy gleich auch noch verraten, dass sie künftig bei ihm und Jim wohnen dürfe, aber Ellen deutete ihm mit dem Finger auf dem Mund an, er solle mit dieser Neuigkeit noch zuwarten. Schneuli musste das gesehen haben, denn er rief: «Zweimal gefreut ist gut für die Leut!» Elfriede und Brigitte schüttelten verwirrt den Kopf, aber Ellen und Samuel verstanden, was er meinte.

Kaum war der Vogel verstummt, wurden alle erschreckt durch ein Knacken, Krachen und Ächzen im Gebälk des Hauses, so dass sie unwillkürlich zurückwichen und dann erstaunt mitansehen konnten, wie sich das Haus ein wenig in die Länge zog und an der Hauptfassade ein weiteres Fenster erschien. «Ich sehe», sagte Lena, «es wird bei uns wieder gebaut. Gewiss gibt es einen neuen Raum für Jochen.»

Nachdem sich alles beruhigt hatte, trat die ganze Gesellschaft in Lenas Wohnung ein und sah, dass in der Wand, die bis jetzt die beiden Räume getrennt hatte, tatsächlich eine Türe entstanden war. Ohne zu zögern traten alle ein in den neuen Raum, und es erhob sich vor lauter Begeisterungsrufen ein ziemlicher Lärm: «Das ist ja unglaublich, so groß und hell! ... Und überall gibt es frische Pflanzen in hübschen Töpfen! ... Ja, seht dort die Werkzeugkiste! Jochen wird etwas zu tun haben. ... Und dort, ein ganzer Schrank voller Spielsachen! Wenn du nur nicht dauernd spielst. ... Oh, dieser hübsche Wellensittich, nein, es sind zwei, und dort rennt im Käfig ein putziger Hamster! ... Das ist ja unglaublich, ein ganzes Gestell gefüllt mit Büchern und Heften! ... Und dort, schaut dort, hinter jenem Blumenstrauß hängt eine Geige an der Wand, und dort eine Trompete! Jetzt heißt's üben, Jochen! ... Nein, nein, nein, ist so etwas möglich? Sag auch schön danke, Jochen, sonst holt man alles wieder fort!»

So tönte es durcheinander. Aber je länger dies alles dauerte, desto trauriger blickte Elfriede drein, so dass sich die anderen fragten, was wohl der Grund ihrer Verstimmung sein könnte. Elfriede sprach es dann selber aus: «Wie ich sehe, ist der Eingang zu Jochens Zimmer auf deiner Seite, Lena, und das tut mir schon ein bisschen weh, besonders weil ich Jochen nicht bei mir haben darf.»

«Zimmer wechseln, Zimmer wechseln!», tönte es vom Schrank herunter, auf dem Schneuli Platz genommen hatte. Sofort verließen alle Lenas Raum und traten in Elfriedes Stube ein. Wie waren sie da überrascht, dass auch von hier aus eine Türe zu Jochens Reich führte! Niemand konnte sich erinnern, zuvor in dieser Wand eine Öffnung gesehen zu haben. Und wie sehr sie auch suchten, fanden sie jetzt auch keinen Durchgang zu Lenas Wohnung mehr. Dies dünkte sie so eigenartig, dass sie sofort wieder zu Lena hinüber eilten, aber auch hier stellten sie dasselbe fest: Es gab keinen Durchgang zu Elfriede. Jochen fand dies alles besonders spannend. Er wählte mehrmals abwechslungsweise die beiden Räume als Zugang zu seinem Zimmer, und jedesmal verließ er das Haus wieder durch dieselbe Türe. Auch er konnte nicht von der einen Seite her in seinen Raum eintreten und ihn dann auf der anderen Seite verlassen.

«Das werde ich alles Jim erzählen», sagte Jessy und erinnerte so die drei Besucher daran, dass ihre Aufgabe noch nicht erfüllt sei. «Ja, wir können gerne ein anderes Mal länger zu Besuch kommen», sprach Samuel, «jetzt aber müssen wir Jim suchen und nach Hause holen. Ich habe ihn mit Hilfe meines inneren Lichtes im Gespräch mit Elfen und Gnomen gesehen, doch leider konnte ich nicht ausmachen, wo genau dies war.»

«Das ist im Rutschbahntal, bei einer grauen Treppe. Ich habe dort gewohnt», rief Jessy begeistert, und man sah Samuel an, dass ihn dies sehr erleichterte.

So machten sich nun die beiden Frauen, Samuel und Jessy bereit zur Rückkehr und verabschiedeten sich von Lena, Jochen und seiner Mutter aufs herzlichste. Brigitte fasste ihren Samuel am Arm, dasselbe tat Ellen mit Jessy, und so hoben die beiden Paare ab, schwebten einmal rund um das erweiterte Haus mit dem schönen Garten und stiegen dann immer höher, bis die drei Zurückbleibenden sie kaum mehr sehen konnten. Diese wurden zurückgerufen durch ein eigenartiges Geräusch in Lenas Zimmer, und als sie sich genau umsahen, erblickten sie Schneuli, der auf einer Stuhllehne saß und versuchte, sich mit dem einen Fuß ein paar Tränen aus den Augen zu wischen.

32 Vereint

«Hat dir mein Märchen gefallen?», fragte der Gnomenkönig, an Jim gewandt.

«Ja, sehr sogar, hab vielen Dank! Allerdings hatte ich ein wenig Angst, Prinzessin Silberhaar müsse für immer ein Tier bleiben. – Ich habe übrigens während der ganzen Zeit an Jessy gedacht», antwortete Jim.

«Aber Jessy hat doch braune Haare», entgegnete der König.

«Mit silbernen würde sie wohl noch viel schöner aussehen», sagte Jim. «Die würden dann zu den roten Haaren dieses Jungen, mit dem sie weggegangen ist, auch gar nicht mehr passen.»

«Du meinst, Silberhaar mache sich besser neben deinem schwarzen Kraushaar?»

«Wenn Jessy silbernes Haar hätte, dann müsste ich wohl goldenes haben, denn das gehört zusammen», sagte Jim mit Bestimmtheit.

«Du bist ein Träumer!», sprach darauf der König, aber da rief aus einer Ecke der Grotte eine hübsche Elfe: «Auch Träume sind wahr! Und wenn sie jetzt noch nicht ganz wahr sind, dann werden sie noch wahr!»

«Du bist ein Plappermaul!», schalt sie der König. «Du solltest ihm das doch nicht verraten!»

Jim hatte sehr wohl verstanden, worum es da ging, und fragte sofort nach: «Bekomme ich denn eines Tages goldene Locken? Und Jessy silberne?» Doch statt eine Antwort zu geben, erstarrte der König, und auch alle anderen Figuren standen mit einemal wieder da wie Zwerge in einem Blumenladen. Jim wollte es nicht glauben, dass alles Leben auf einen Schlag aus seinen Gespielen gewichen sein sollte, und rief: «He, liebe Gnomen, liebe Elfen, sagt etwas, gebt mir Antwort!» Aber die eigensinnigen Wesen blieben stumm.

Da fiel Jim ein, weshalb er überhaupt hier in der Grotte war, und sein Herz wurde wieder schwer. «Mir ist es egal, wie lange ich hier noch warten muss. Ich werde nicht eher von der Stelle weichen, bis Jessy zurückkommt.» Er sagte dies ziemlich laut, denn da die Figuren wieder stumm und starr herumstanden, konnte ihn ja niemand hören. Dann schloss er die Augen und gab sich seiner Traurigkeit hin.

«Oh, da bist du ja!», rief plötzlich jemand. Jim erkannte sofort Jessys Stimme und erwachte aus seinen traurigen Gedanken. Die beiden wa-

ren so glücklich, dass sie einander wieder gefunden hatten, dass sie alles vergassen und einander stürmisch umarmten. «Küss mich!», bat Jessy, und Jim tat es ohne Zögern.

«Das war das erste Mal für mich», sagte er daraufhin ein wenig verlegen, und Jessy bestätigte: «Ja, für mich auch.» Nun blickten sie einander lange an. Dabei dachten beide dasselbe: «Merkwürdig, du bist ein wenig älter geworden. Wie schnell man doch in dieser Welt wachsen kann!» Dann neigten sich beide über das Wasser und suchten ihr eigenes Spiegelbild. Nach einer Weile sagte Jessy: «Ja, es ist so», und Jim nickte und sprach: «Mich dünkt, du seiest sogar ein wenig älter als ich.»

Schließlich fassten sie einander an der Hand und schritten zurück zur grauen Treppe, wo Ellen auf die beiden wartete. In der Nähe stand eine Ruhebank, und darauf saßen Samuel und Brigitte und blickten einander ebenfalls tief in die Augen.

Nach einer Weile sagte Samuel: «Kommt, Kinder, lasst uns nun heim gehen.»

«Wo soll ich denn daheim sein?», fragte Jessy erstaunt. «Letzthin nahm mich Jochen mit zu seiner Tante Grete, und zuvor lebte ich in dieser Grotte hier.»

«Du wirst von nun an bei Samuel leben, wo Jim schon lange wohnt», erklärte Ellen. Jessy hatte insgeheim gehofft, bei Jim bleiben zu dürfen, und nun strahlte sie übers ganze Gesicht. Ellen nahm Jim an die rechte und Jessy an die linke Hand, blickte in die Höhe und schwebte dann sanft empor, so dass sie das weite Rutschbahntal in seiner ganzen Größe überblicken konnten. Auch Samuel und Brigitte fassten einander an der Hand, und es sah wunderschön aus, wie die beiden Liebenden in die Höhe schwebten und dabei darauf achteten, einander die schönsten Dinge zu zeigen, die sie unten entdeckten.

«Siehst du dort in der Ferne jenen herrlichen Palast mit dem großen Baum- und Blumengarten? Das ist dein neues Heim», sagte Ellen zu Jessy, und Jim rief: «Wir haben es prima dort, und Onkel Samuel ist der liebste Mensch auf der ganzen Welt!» Er hatte nicht bemerkt, dass Samuel mit Brigitte dicht aufgeschlossen hinter ihnen schwebte und alles gehört hatte.

«Na, na, nicht übertreiben, Jim!», mahnte Samuel. «Sag besser: <der liebste Mensch, den ich kenne>, das würde man dir vielleicht noch glauben.» Doch Brigitte bekräftigte: «Nein, nein, Jim, du hast gewiss recht! Ich jedenfalls bin ganz deiner Meinung.»

Da sprach Ellen zu den beiden Kindern: «Es gibt eben viele liebste Menschen auf der Welt. Und wer weiß, vielleicht sind es eines Tages genau so viele, wie es Menschen gibt.»

Jessy freute sich: «Ja, das ist wahr! Ich habe bereits zwei liebste Menschen.» Und Jim bestätigte sofort: «Natürlich, auch ich habe schon zwei liebste Menschen.»

Unterdessen war die leicht dahin schwebende Gruppe über Samuels Palast angekommen und umkreiste das ganze Anwesen mehrere Male, so dass Jessy sich alles von oben genau ansehen konnte. Eins übers andere Mal rief sie: «Und hier darf ich wohnen, ist dies möglich, oder träume ich bloß? Und dann noch zusammen mit Jim! Ellen, das ist nun doch wirklich der Himmel!»

«Nein, wirklich nicht», entgegnete Ellen, «der ist noch sehr weit weg von hier, und wie man hört, ist er wohl noch hunderttausendmal schöner – jedenfalls so schön, dass es kein einziges Wort gibt, um ihn zu beschreiben.»

Dann schwiegen alle und schwebten langsam und sanft hinab in Samuels Blumengarten, von wo aus sie gegen den Eingang des Hauses schritten. Dort stand bereits Jakob, Samuels Bruder.

«Wohnt er auch hier?», fragte Jessy.

«Nein, er ist bloß häufig zu Besuch», antwortete Samuel. «Er gehört zu jenen, die kein eigenes Haus besitzen wollen, sondern lieber umherziehen und bei Freunden und Verwandten zu Besuch weilen. In meinem Haus habe ich ihm einen ganzen Seitenflügel reserviert, weil er öfters hier ist.»

«Es ist genau so wie bei mir», erklärte Brigitte. «Ich wohne oft bei meiner Freundin Ellen, aber das Kristallhaus gehört ihr. Ich werde zuweilen auch von Samuel eingeladen.»

«Ja, und dies wird wohl künftig häufiger sein als auch schon», meinte Samuel lächelnd. «Und wer weiß, vielleicht wohnen wir eines schönen Tages sogar im selben Haus.» Auch Brigitte lächelte.

Inzwischen hatten sie die Eingangshalle erreicht, wo die Siamkatzen Kalo und Kulo auf dem Boden herumtollten und ihre possierlichen Schaukämpfe ausfochten. Samuel nahm sofort Jessy an der Hand und führte sie in einen prächtigen Raum, der in der Nähe von Jims Wohnzimmer lag. «Ich wusste, dass du zu uns kommen wirst», sagte Samuel, «und deshalb habe ich bereits für dich vorgesorgt. Dieser Raum hier, der zwischen Jims Wohnung und deiner liegt, gehört euch beiden

Zweiter Teil

gemeinsam. Hier könnt ihr euch treffen, so oft ihr wollt, und all das tun, was ihr gemeinsam unternehmen wollt. Möchtet ihr aber lieber allein sein, so hat jedes seinen eigenen Raum.»

Da rief Jessy begeistert: «O Gott, wie ist das herrlich!» Im selben Augenblick wurde es in Samuels Haus fast so hell, als wäre die Sonne persönlich eingezogen, und Archas stand vor ihnen in seiner ganzen Pracht. «Ich bringe euch gute Nachrichten», sprach er mit seiner ruhigen Stimme. «Lena, Elfriede und Jochen werden künftig ganz nah bei euch wohnen. Seid also eine einzige Familie und liebt einander ohne Unterschied! Geht hinaus und seht!» Dann verschwand er wieder so rasch, wie er gekommen war.

Da verließen alle unverzüglich den Palast und entdeckten mit größter Überraschung am Ende von Samuels Blumengarten – dort, wo einst ein kleines Gärtnerhäuschen stand – ein stattliches Haus mit einem zauberhaften Vorgarten. Auf den ersten Blick glaubten sie, es sei genau jenes Haus, das sie bei ihrem Besuch bei Lena und Elfriede verlassen hatten, aber dann sahen sie genauer hin und bemerkten, dass es zwei Stockwerke und deutlich mehr Fenster aufwies. Diese geräumige Behausung bot ausreichend Platz für jede mögliche Art von Arbeit und Vergnügen.

«Einstweilen wollen wir sie in ihrem neuen Heim in Ruhe lassen», schlug Samuel vor. «Wir werden noch ausreichend Zeit haben, unsere neuen Nachbarn zu besuchen oder sie zu uns einzuladen. Ich bin sehr froh, dass meine Schwester und die anderen beiden jetzt ganz in unserer Nähe sind.»

«Vielleicht kommt mit der Zeit das Haus sogar noch näher», überlegte Jim begeistert, «und dann sind wir alle miteinander eine große Familie!»

«Vielleicht, ja. Für mich jedoch ist es an der Zeit, wieder in mein eigenes Heim zurückzukehren», sprach Ellen, und Brigitte schickte sich an, gemeinsam mit ihr den Rückflug anzutreten. Alle umarmten einander, wie es in dieser Gegend allgemeiner Brauch war, und als Brigitte und Ellen langsam aufstiegen und über die Bäume hinweg schwebten, winkten ihnen Jessy, Jim, Jakob und Samuel noch lange nach. Samuel standen Tränen in den Augen.

Ende des ersten Teils

33 Television

«Komm, Jessy, ich zeige dir Samuels Haus und den Garten», sagte Jim.

Jessy kam bei all den Herrlichkeiten, die sie in den zahlreichen stattlichen Räumen antraf, nicht aus dem Staunen heraus. Immer wieder wollte sie stehen bleiben und alles von ganz nah ansehen. Besonders begeistert war sie von den Bildern, die überall an den Wänden hingen. Nachdem sie lange andächtig ein Blumengemälde betrachtet hatte, sagte sie: «Etwas ganz Ähnliches habe ich bei Jochens Tante Grete gesehen. Sie malt solche Bilder.»

Unbemerkt von den beiden war Samuel näher getreten und sagte: «Ich war unlängst mit Ellen und Brigitte im Tal der schönen Künste an einer Kunstausstellung, und da ...» Aber er wurde unterbrochen von Jessys Frage: «Ja, gibt es hier denn Ausstellungen, wo man Bilder kaufen kann?»

Samuel lächelte. «Ja, natürlich, Ausstellungen gibt es jede Menge, denn sehr viele Jenseitsbewohner betreiben das Zeichnen und Malen als Liebhaberei. Aber kaufen kann man die Bilder natürlich nicht, sondern man schenkt sie einander. Meistens gibt man es demjenigen, der beim Betrachten eines Bildes die größte Freude empfindet. Deshalb hat Grete dieses Bild mir überlassen. Ich selber male nicht. Vielleicht kommt das später irgendwann, denn wir haben ja unbeschränkt Zeit. Das ist nicht wie früher auf der Erde, wo überall Uhren ticken und die Leute an irgendein Ende erinnern.»

«Was tust du denn am liebsten?», fragte Jessy, aber sie wartete die Antwort nicht ab, sondern rief erstaunt: «Jim, sieh dort, Jakob bringt uns einen Fernsehapparat!» Tatsächlich fuhr Jakob auf einem Wägelchen einen riesigen Kasten mit einem Bildschirm zur Tür herein und brachte ihn in Jims und Jessys Gemeinschaftsraum. Die beiden Kinder folgten ihm und sahen ihm zu, wie er den Kasten in der Mitte des Raumes auf ein Podest stellte und zwei Polsterstühle so anordnete, dass man eine gute Sicht auf die Scheibe hatte.

«Hast du einen Stromanschluss?», fragte Jim, aber Jakob schüttelte den Kopf und sagte: «Sowas braucht es hier nicht, ich muss bloß die

Antenne ausfahren.» Dann rollte er zwei dicke Schläuche aus, die er zu beiden Seiten des Apparates anschraubte. Die beiden offenen Enden waren je mit einem großen Trichter versehen, und Jakob hängte sie an zwei Kordeln in den freien Raum.

«Wie viele Kanäle empfängt ihr hier?», fragte Jim. «Bei uns waren es achtundvierzig.»

Jakob schaute seinen Neffen mit großen Augen an. «Glaubst du wirklich, dass es hier drüben noch Kanäle braucht? Wir benötigen diese Fernsehgeräte nicht, um Programme zu empfangen, die irgend jemand zusammengestellt hat, sondern um in unser eigenes verflorenes Leben hinein zu blicken. Ihr werdet es rasch selber begreifen.» Damit verließ Jakob den Raum wieder.

Jim wollte sofort auf einen der beiden Knöpfe drücken, aber Jessy wünschte, zuerst noch Samuels Haus und auch ihn selbst besser kennenlernen zu dürfen. So fragte sie Samuel nochmals: «Wie gesagt, ich würde gerne erfahren, was du am liebsten tust.»

«Nun, das ist schwer zu sagen, weil ich alles, was ich tue, gerne mache. Ich fühle mich wohl, wenn ich meine Bilder betrachte, bin aber ebenso glücklich beim Cembalospielen oder hinter einem meiner Bücher.» Damit wies er auf die Türe seiner riesigen Bibliothek, und als Jessy eintrat, jubelte sie: «Wie herrlich! Und das hast du alles schon gelesen?»

«Natürlich nicht alles», gab Samuel zur Antwort, «das meiste steht mir noch bevor. Aber ein paar Hundert Bücher sind es schon, die ich im Laufe der Zeit in mich aufgenommen habe. Ich lese jedes Buch meistens mehrmals, weil ich es auf diese Weise zuletzt wirklich verstanden habe.»

«Und wo hast du deine vielen Bücher gekauft?», wollte Jessy wissen.

«Ich sagte dir schon: Kaufen kann man hier nichts. Es gibt natürlich schon Gegenden, wo Geld im Umlauf ist. Dort wohnen jene Leute, die auf der Erde reich waren oder gerne reich geworden wären. Aber um dort etwas kaufen zu können, muss man zuerst arbeiten. Dass jemand ganz leicht und ohne Anstrengung zu Geld kommen kann, wie es bei den ganz Reichen auf der Erde vorkommt, ist hier nicht möglich.»

«Aber wie bist du denn sonst zu deinen Büchern gekommen?», fragte Jessy noch einmal. Doch Samuel kam nicht dazu zu antworten, denn es klingelte plötzlich die Hausglocke mit den vielen süß tönenden Glöcklein.

«Wer mag das wohl sein?», wunderte sich Samuel und schritt zum Eingang. «Ah, da bist du schon wieder, lieber Justus! Du hast mir gewiss wieder eine schöne Sammlung Bücher mitgebracht. Komm herein, dann kann Jessy gleich selber sehen, wie ich zu meinen Schätzen komme!»

Justus hatte ein ziemlich großes Kofferchen bei sich, das mit silbernen Beschlägen verziert war. Alle begaben sich sogleich zurück in die Bibliothek, wo Justus den Inhalt seines Koffers auf einem Tisch ausbreitete. Es waren wohl zwei Dutzend Bücher von unterschiedlicher Größe und Dicke.

«Justus ist ein großer Büchernarr und natürlich ein ebenso großer Bücherkenner», erklärte Samuel, an Jessy gewandt, «und so macht es ihm großen Spaß, überall jene Bücher einzusammeln, die niemand mehr benötigt, und sie dann jenen zu bringen, die daran Freude finden. Er selber ist schon sehr lange hier drüben und hat fast alles gelesen.»

«Übertreibe mal nicht, Samuel», wandte Justus ein, «es sind erst etwa fünfzehntausend, und das ist bekanntlich ein verschwindend kleiner Teil aller Werke, die je geschrieben wurden.»

«Aber wie kommen denn die Bücher überhaupt in die jenseitige Welt?», wollte Jessy wissen.

«Du bist ein kluges Kind, dass du dieses Problem gleich erkannt hast. Doch die Antwort ist gar nicht so einfach. Viele Bücher werden von Leuten, die gerne schreiben und etwas Interessantes zu sagen haben, hier in unserer Welt geschrieben. Aber auch jene Bücher, die auf der Erde verfasst wurden, finden ihren Weg ins Jenseits. Dies geschieht in den höheren Gegenden, die uns noch nicht zugänglich sind. Archas hat es mir einmal erzählt ...»

«Du meinst den Engel?», unterbrach ihn Jessy.

«Ja, Engel Archas. Er sagte, es gebe dort eine riesengroße Hauptbibliothek, in der jedes Buch von selbst erscheint, sobald es auf der Erde geschrieben ist. Es ist dann Aufgabe jener Wesen, die in diesen höheren Gegenden leben, die verschiedenen Bücher auf ihren Wert hin zu prüfen. Die guten und würdigen werden vervielfältigt und durch Boten in die tieferen Regionen getragen. Auf diese Weise sind auch sehr viele Bücher in unser Land hier gekommen, jedenfalls genügend, dass jemand Tausende von Jahren lesen könnte, ohne an ein Ende zu kommen.»

«Und so siehst du, Jessy», ergänzte Justus, «dass es folglich nicht

viel bedeutet, wenn ich etwa fünfzehntausend Bücher gelesen habe.» Dann zeigte er Samuel einige besonders spannende Romane und ein seltenes Buch über die Ameisen auf der Erde. Als sich die beiden in einer Weise über den Inhalt der Bücher unterhielten, die die Kinder nicht recht verstehen konnten, drängte Jim darauf, dass Jessy nun in den Gemeinschaftsraum komme, um den neuen Fernsehapparat einzuweihen.

Die beiden machten es sich in den Polstersesseln bequem, und Jim drückte entschlossen auf den roten Knopf. Nicht lange danach erschien auf dem Bildschirm eine Frau und sprach: «Schön, dass ihr hier seid, Jessy und Jim.» Beide waren äußerst erstaunt, dass sie mit Namen angesprochen wurden. «Ich sehe, ihr seid das nicht gewohnt. Auf der Erde richten sich die Fernsehansagerinnen an eine große Anzahl von Menschen, aber hier ist das anders. Jedes Fernsehprogramm, das empfangen wird, ist auf den einzelnen Zuschauer oder auf die wenigen Leute zugeschnitten, die sich um ein Empfangsgerät herum versammelt haben.»

«Onkel Jakob hat gesagt, man könne hier in sein verflissenes Leben sehen», sagte Jim. «Aber ich weiß nicht, wozu dies gut sein soll. Ich erinnere mich doch noch an alles.»

«Du erinnerst dich bloß an das, was du selber erlebt hast. Hier in diesem Apparat wird dir aber auch gezeigt, was während deiner Erlebnisse die anderen empfunden haben, die um dich herum waren», sprach die Frau. «Du wirst dies gleich persönlich erfahren, denn du hast ja den roten Knopf gewählt.»

«Ich habe einfach irgendwo gedrückt. Ich kenne den Unterschied zwischen dem roten und dem grünen Knopf ja nicht», wandte Jim ein.

«Um den roten Knopf zu drücken, braucht man mehr Mut», erklärte die Frau, «denn dann sieht man jene Erlebnisse auf der Erde, bei denen sich die anderen schlecht gefühlt haben. Aber sieh selber!»

Da verschwand die Frau vom Bildschirm, und an ihrer Stelle erschien der Innenhof jenes Schulhauses, in dem Jim die dritte Klasse besuchte. Jim erschrak ziemlich, als er sich auf der Bank am Rande des Spielplatzes sitzen und sein Pausenbrot essen sah. Die Mutter hatte ihm noch ein zweites Brot in die Tasche gepackt, und Jim war gerade am Überlegen, ob er dieses auch noch anbeißen oder vielleicht später essen solle, als Felix sich ihm langsam näherte. Der Bub war bleich,

und meistens hatte er kein Pausenbrot bei sich. Einmal hatte ihn die Lehrerin gefragt, weshalb er immer vergesse, etwas zu essen mitzunehmen, und da hatte Felix geantwortet, die Mutter habe kein Geld, um Essen zu kaufen. Da hatte Jasmina, die immer sehr vorwitzig war, ihm zugerufen, dann solle es eben der Vater kaufen, und Felix hatte daraufhin ganz leise gesagt, er habe keinen Vater. Nun kam also dieser Felix auf dem Schulhof auf Jim zu und sagte, er habe Hunger.

«Nicht wahr, Jim, du hast ihm dein zweites Pausenbrot gegeben?», fragte Jessy. Aber die Geschichte auf dem Bildschirm ging anders aus. Dort sagte Jim: «Mir schmeckt mein Brot am besten, wenn ich es selber esse.» Dann griff er umständlich nach seinem zweiten Brot und triumphierte: «Jetzt kannst du zusehen, wie schön das ist, wenn man etwas Gutes zu essen hat!» Felix bekam Tränen in die Augen und schlich langsam weg.

«Aber nein, Jim, das war schlecht, ganz schlecht!», entrüstete sich Jessy. «So etwas tut man nicht!»

Jim blickte Jessy traurig an und sagte: «Bitte, sei lieb mit mir, du glaubst gar nicht, wie weh mir das tut. Mich dünkt jetzt, ich selber sei Felix, und ich möchte nur noch weinen, dass dieser Jim mit mir kein Mitleid hatte. Und mein Magen knurrt fürchterlich, ich habe in meinem ganzen Leben keinen solchen Hunger gefühlt. Komm, wir fragen Samuel, ob er mir irgend etwas Gutes zu essen geben kann, sonst sterbe ich noch.»

«Du bist schon gestorben», entgegnete Jessy, «aber vielleicht kann dir Samuel trotzdem helfen.» Der Fernsehapparat hatte sich von selbst ausgeschaltet, und die beiden wollten eben den Raum verlassen, um Samuel zu suchen, als dieser bereits hinter den beiden Sesseln stand und offensichtlich alles beobachtet hatte.

Jim ergriff seine Hand und flehte: «Onkel Samuel, ich bin am Verhungern, bitte gib mir etwas zu essen!»

Samuel blickte ihn voller Mitgefühl an und sagte: «Du weißt ja, Jim, dass es bei mir keine Küche gibt, weil ich schon lange nicht mehr esse, und bis jetzt hattest du auch nie den Wunsch dazu. Ich genieße bloß die Früchte meiner Bäume. Wenn dir das nützt, so kannst du mit mir in den Garten kommen und ein paar Früchte pflücken.»

Jim stürmte förmlich in den Garten, so dass ihm Samuel und Jessy kaum folgen konnten, und eilte gleich zum nächsten Baum, an dem eine große violette Kugelfrucht hing. Gierig streckte er die Hand aus,

um sie zu ergreifen, erschrak dann aber furchtbar, als der Ast vor seinen Augen empor schnellte und die Frucht in unerreichbare Höhe hob.

«Onkel Samuel, komm, hilf mir!», schrie er, aber Samuel, der wieder alles mit angesehen hatte, entgegnete: «Ich darf nicht, das ist gegen das Gesetz. Und selbst wenn ich es versuchte, würde es nichts nützen. Der Baum selber entscheidet, wem er die Früchte geben will. Wenn er sich zurückzieht, gehorcht er dem Gesetz.»

«Aber was soll ich denn gegen meinen schrecklichen Hunger tun? Ich sterbe ja fast!», klagte Jim weinerlich.

«Du bist schon gestorben, Jim, begreif das endlich!», warf Jessy ein, und Samuel antwortete: «Du kannst nichts gegen diesen Hunger tun als warten, bis er von alleine wieder weggeht. Er dauert genau so lange an, wie ihn damals Felix ertragen musste. Vielleicht hatte jemand Mitleid mit ihm, oder er erhielt nach der Schule ein gutes Mittagessen. Wenn du willst, kannst du im Fernsehapparat nachsehen, wie es mit Felix damals weiterging.»

«So komm!», sagte Jessy entschlossen und fasste Jim an der Hand, der ohne zu widerstreben mit ihr zurück in ihren Gemeinschaftsraum ging. Dort drückte er sofort auf den roten Knopf, worauf die Frau Ansagerin erneut erschien. Jim war so begierig zu vernehmen, wie die ganze Geschichte ausging, dass er gleich vor dem Bildschirm stehen blieb.

«So setz dich doch!», drängte Jessy und nötigte ihn auf einen der beiden Sessel. Da begann die Ansagerin zu sprechen: «Ich hatte noch gar nicht Zeit, mich vorzustellen. Ich sehe zwar aus wie ein Mensch, habe aber nie auf der Erde gelebt. Vielleicht wisst ihr, dass es in der ganzen Welt unvorstellbar viele Geistwesen gibt, die man im allgemeinen Engel nennt. Ich bin auch ...»

Aber Jim wurde zappelig und unterbrach die Frau: «Das ist ja alles gewiss sehr interessant, aber ich habe Hunger, fürchterlichen Hunger, und muss unbedingt wieder auf die Erde sehen, um zu erfahren, wie es mit Felix weiter ging.»

«Ach so, das ist der Grund, warum du so ungeduldig bist. Ja, Hunger zu haben ist sehr unangenehm, und wenn er ganz groß ist, ist es wirklich grässlich. Es leben sehr viele Menschen auf der Erde, die nicht genügend zu essen haben, und es ist erfreulich, dass es immer wieder welche gibt, die das, was sie haben, mit diesen armen Menschen teilen. – Aber du hast mich unterbrochen, denn ich wollte mich noch vorstel-

len. Also, wie ich schon sagte, gibt es in der ganzen Welt, hier in der jenseitigen und dort in der irdischen Welt, unzählige Geistwesen, die man Engel nennt. Ich selber ...»

«Das hast du alles schon gesagt. Ich muss jetzt sehen, was mit Felix passierte und ob er endlich etwas zu essen bekam.»

«Nur nicht so zappelig, mein Junge!», sagte die Frau etwas strenger. «Das kommt schon noch. Zuerst will ich mich vorstellen. Mein Name ist ...»

«Kann ich jetzt Felix sehen? Bitte, bitte, zeige mir Felix!»

«Also, mein Name ist Memorita, und wenn ihr mit mir reden möchtet, drückt einfach nur auf einen der beiden Knöpfe.»

«Das habe ich ja schon getan, Minorita.»

«Memorita, Jim, Me-mo-ri-ta.»

«Ja, Mem..., Memorika.»

«Nein, nicht Memorika, sondern Memorita. Wir Engel achten genau auf die Namen und dulden da keine Unsauberkeiten.»

«Also, Memo..., Memorita, ich habe ja schon den roten Knopf gedrückt und möchte jetzt endlich Felix sehen.»

«Du meinst den armen Knaben, der keinen Vater hatte und fast jeden Tag Hunger litt? Ja, das sollte möglich sein, warte bitte einen Augenblick.» Mit diesen Worten verschwand Memorita, und auf der Scheibe blieb nur ein unbestimmtes Flimmern. Jim rutschte ungeduldig von einer Seite seines Sessels auf die andere und hatte nicht einmal bemerkt, dass Jessy ihn schon eine ganze Weile an der Hand hielt.

«Nicht wahr, Jim, es tut dir fest weh», sagte sie und sah ihn mitfühlend an.

«Gut, dass du hier bist, Jessy», antwortete er. «Aber wann endlich gibt es wieder ein Bild auf dem Bildschirm?»

Da trat Jakob in den Raum und rief den beiden zu: «Ah, da seid ihr ja und habt gewiss etwas Spannendes auf dem Apparat! Kommt und seht, was ich euch mitgebracht habe!» Dann stellte er einen prächtigen Kristall auf ein Tischchen, das unweit des Fernsehers stand, und sprach: «Ihr müsst wissen, das Kristallsammeln und Kristallsuchen ist gegenwärtig meine größte Leidenschaft. Während ihr mit Memorita schwatztet, kam mein Freund Josue vorbei und hat mir diesen kostbaren Fund gebracht. Schaut nur: Er ist sehr klar, so dass man ganz hindurchsehen kann, aber seine Grundfarbe ist ein sanftes Violett. Wenn man ihn ans Licht hält ...»

«Onkel Jakob, der Kristall ist gewiss sehr schön, aber ich muss unbedingt weiter am Bildschirm bleiben, denn ich habe entsetzlichen ...» Und dann begann Jim zu schluchzen.

«Was hat er nur, Jessy?», wandte sich Jakob an das Mädchen. «Glaubst du, dass er sich nicht für meine Kristalle interessiert?»

«Das ist es nicht», erklärte Jessy, «aber er leidet sehr, weil ihm Memo-rita gezeigt hat, wie er damals ...»

Genau in diesem Moment erschien wieder eine Szene auf dem Bildschirm. Jim hatte es bemerkt und hörte sofort auf zu weinen. Alle blickten gespannt hin: Felix hatte sich nach der Pause wieder an seinen Schultisch gesetzt, und die Lehrerin hatte begonnen, der Klasse etwas über den Unterschied zwischen den indischen und afrikanischen Elefanten zu erzählen. Alle Kinder hörten aufmerksam zu, nur Felix schien vor sich hin zu träumen. «Felix, hör bitte auch zu! Bist wohl mal wieder mit dem Kopf ganz woanders», mahnte die Lehrerin verärgert, aber Felix schwieg, und er schwieg auch weiter, als die Lehrerin ihn aufforderte, einen Unterschied zwischen den beiden Elefantenarten zu nennen. «Also, so geht das nicht!», schimpfte die Lehrerin. «Du bist verstockt und gibst dir überhaupt keine Mühe. Wenn das so weiter geht, muss ich dir eine schlechte Note geben.» Da begann Felix leise zu schluchzen, und die Lehrerin blickte ihn betroffen an. Es wurde ganz still im Klassenzimmer. «Ich glaube, der hat Hunger», platzte plötzlich Jasmina heraus, «in der Pause hat er alle angebettelt. Aber Paps hat mir gesagt, Bettler solle man links liegen lassen.» Da fing sie an, laut zu lachen, und war erstaunt, dass niemand mitlachte.

Jessy hatte Jim wieder an der Hand gefasst, und er spürte, wie sie seine Finger fest drückte. Jakob hatte einen Stuhl in die Nähe des Apparates gezogen und sich ebenfalls gesetzt. «Ja, jetzt verstehe ich, weshalb du kein Interesse an meinem wunderschönen Kristall gezeigt hast», sagte er leise, und aus seiner Stimme klang Mitgefühl. Es war Mitgefühl mit Jim und mit Felix zugleich.

Auf dem Bildschirm war nun zu sehen, wie die Lehrerin nach der Stunde alle Schüler verabschiedete und wie Felix seinen Schulweg unter die Füße nahm. Er führte zwischen mehreren Einfamilienhäusern durch, und im Garten eines kleinen Holzhauses stand ein Apfelbaum. Felix blieb stehen und suchte verstohlen, ob irgendwo eine reife Frucht im Rasen liege. Er wusste, dass es immer einige wurmstichige Äpfel gab, die ein bisschen früher reif wurden und von selbst zu Boden

fielen. Tatsächlich entdeckte er jenseits des Zaunes einen solchen Apfel im Gras. Er blickte sich kurz um, und als er glaubte, unbeobachtet zu sein, überkletterte er behende den Zaun, hob den Apfel auf und steckte ihn in die Hosentasche. In diesem Moment rannte kläffend ein Hund heran, so dass sich Felix beeilen musste, von ihm nicht gebissen zu werden. Im Hause wurde ein Fenster aufgerissen, und ein älterer Mann rief hinaus: «Pass bloß auf, dir will ich, du vermaledeiter Apfel-dieb!» Sofort wurde das Fenster wieder zugeschlagen, und da Felix ahnte, was ihn erwartete, rannte er, so schnell es eben ging, davon.

«Schnell, Felix, schnell!», rief Jim. «Schneller, sonst erwischt er dich!» Er schien ganz erleichtert, als er sah, wie Felix schon beim übernächsten Haus anlangte, als der Besitzer des Apfelbaumes seine Haustüre aufriss und dann zornig feststellte, dass es unmöglich war, den Knaben noch einzuholen. Felix bog um eine Ecke, setzte sich auf ein Gartenmäuerchen und zog den Apfel aus der Tasche. Er drehte ihn mehrmals in der Hand und biss dann vorsichtig hinein.

«Du, der ist ja ganz faul», sagte plötzlich eine Stimme hinter ihm. Es war ein Mädchen, offensichtlich jünger als er, und er spürte gleich, dass er keine Angst vor ihm zu haben brauchte. «Das macht nichts», erwiderte er, «der Apfel ist nur zur Hälfte angefault, und so esse ich eben bloß die gute Seite. Ich habe fürchterlichen Hunger.»

«Nichts da, das ist dummes Zeug! Wirf den weg!», forderte ihn das Mädchen auf. «Sieh, hier habe ich einen besseren!» Dann öffnete sie ihre Tasche und streckte Felix eine herrliche rote Frucht entgegen. «Und zu einem Apfel gehört auch ein gutes Stück Brot», sagte sie weiter. «Die Mutter hat mir ohnehin zu viel eingepackt. Hier, du kannst das haben!»

«Endlich!», rief Jim erleichtert. «Endlich! Gott sei Dank hat ihm das Mädchen ...»

Wie hergezaubert stand mit einemmal Archas da. Ruhig fragte er Jim: «Hast du auch gesehen, wer dieses Mädchen war?» Da blickten alle auf den Bildschirm und erkannten – Jessy. Jetzt konnte sich Jim nicht mehr zurückhalten und umarmte seine Freundin, und als die beiden einander obendrein auch küssten, blinzelte Archas Jakob zu und verschwand unbemerkt, und ebenso leise verließ auch Jakob den Raum.

«Der Hunger ist plötzlich weg», sagte Jim erstaunt.

«Und du bist wieder ein bisschen älter geworden», sagte Jessy.

«Du übrigens auch», sagte Jim.

34 Jakobs Schatzkammer

Samuel und Jakob waren glücklich darüber, dass sich Jim nun wieder gut fühlte. Am glücklichsten aber war Jessy, denn es hatte ihr sehr wehgetan, wie Jim derart hatte Hunger leiden müssen. «Nächstes Mal, wenn wir wieder den Fernseher einschalten, drückst du die grüne Taste», sagte sie, «und ich drücke dann die rote, sonst ist es ungerecht.»

Samuel saß in einem Lehnstuhl und las, aber er hatte Jessys Worte gehört und sprach: «Fast hätte ich gesagt ‹Du bist ein gutes Kind, Jessy›, doch wenn ich dich so ansehe, kommst du mir gar nicht mehr wie ein Kind vor. Aber richtig erwachsen bist du auch noch nicht. So sage ich eben: ‹Du bist ein gutes Mädchen, Jessy›.»

Jessy schwieg, ein wenig beschämt, und Jim fasste sie an der Hand.

«Ich denke, nach dieser bedrückenden Erfahrung tut euch etwas Abwechslung gut», fuhr Samuel fort und legte sein Buch beiseite. «Wie wär's, wenn wir unserem Jakob einen kleinen Besuch abstatteten? Da gibt es Dinge zu sehen, von denen keines von euch eine Ahnung hat.»

Samuel schob Kalo und Kulo, die sich an ihn geschmiegt hatten, zur Seite, stand auf und ging hinüber in jenen Flügel seines Palastes, wo sein Bruder einen eigenen Raum bewohnte, wenn er hier zu Besuch weilte. Jessy und Jim folgten ihm in gemessenem Abstand. Jakob hatte bereits gespürt, dass er gleich Besuch bekommen werde, öffnete die Tür und bat alle drei zu sich in sein eigenes kleines Reich.

«O Himmel!», rief Jessy. «Wie das hier strahlt und schillert und glitzert! Gibt es sowas überhaupt?»

«Wie du siehst, gibt es das», erwiderte Jakob ruhig. «Die Mineralien, Kristalle und Edelsteine haben hier drüben eben einen ganz anderen Glanz als auf der Erde. Das kann man überhaupt nicht miteinander vergleichen. Bedenke auch, dass alles, was hier so leuchtet und funkelt, wirklich lebendig ist. Diese Mineralien zeigen ihr Leben dadurch, dass sie mehr oder weniger intensiv oder dann in einer anderen Farbe oder Farbkombination strahlen. Sie antworten auch auf unsere eigenen Gefühle. Sieh, hier, dieser große Bergkristall zum Beispiel, der scheint im Moment zu schlafen. Wenn ich aber mit den Fingern fein über seine Flächen streiche, verändert sich seine Farbe.»

Jakob fuhr mehrmals mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand über die vielen Flächen und Kanten der großen Kristallstufe, und tat-

sächlich begannen die einzelnen Kristalle mehr und mehr in einem wundervollen Blau zu leuchten. Dabei wurde deutlich, dass sie nicht fremdes Licht brachen oder widerspiegelten, sondern aus ihrem eigenen Inneren heraus strahlten.

Während sich Jessy und die beiden Onkel noch am meerblauen Bergkristall erfreuten, hatte sich Jim weggeschlichen, denn auf einem Tisch hatte er eine riesige halbkugelförmige Steinschale entdeckt, die ihn in ihren Bann zog und aus der Tausende sehr lange, feine Kristallnadeln emporragten. «Seht nur!», rief er voll Verwunderung. «Die färben sich alle rot!»

«Ein gutes Zeichen», meinte Jakob zufrieden. «Lass sehen, ob sich ihre Rötung noch steigern lässt. Komm, Jessy, fass deinen Jim an der Hand.»

Jessy, die längst gemerkt hatte, dass in diesem jenseitigen Land niemand seine Liebe zu verstecken brauchte, fasste Jim bei der Schulter und drückte ihn an sich. In diesem Moment leuchtete die ganze Kristallchale in einem tiefen Violettrot auf, und zwar so durchdringend, dass augenblicklich der ganze Raum von rotem Licht durchflutet war und Samuel sogar mit einer Hand die Augen abschirmte, um nicht geblendet zu werden.

«Ein wirklich gutes Zeichen», wiederholte Jakob, «denn dies ist ein Liebeskristall. Je stärker die Liebe im Herzen eines Menschen, der sich ihm nähert, desto freudiger antwortet er. Und wie ihr seht, wird er ganz närrisch, wenn zwei Verliebte bei ihm stehen.»

«Erzähl doch den beiden, wie du zu diesem seltenen Stück gekommen bist!», warf Samuel ein.

«Oh, das hat mich viel Arbeit gekostet. Wie lange es her ist, weiß ich nicht mehr so genau, da wir hier ja keine Uhren haben und auch keine Tage und Jahre zählen. Jedenfalls besuchte ich einmal eine Ausstellung von wohl zehntausend Kristallen und Edelsteinen. Auf einem erhöhten Tisch in einer Ecke des großen Raumes lag diese Schale. Ich war sehr verwundert, der Einzige zu sein, der bei ihr stehen blieb und sie bestaunte. Hinter dem Tisch stand ein Mann in einem schneeweißen Gewand, und als ich näher hinsah, spürte ich deutlich, dass es ein richtiger Engel war. Er sprach: ‹Wundere dich nicht, dass du allein hier stehst, denn niemand von allen anderen kann dies hier sehen. Du darfst diese Schale mit den Kristallen haben, aber ich bitte dich um einen Gegendienst: Von der Erde her ist das Gebet einer Frau zu uns

gekommen. Ihr Mann hat sein ganzes Leben hindurch gottlos gelebt und liegt jetzt schon seit Wochen im Sterben. Und nun bittet uns die Frau, jemand möge sich die Mühe nehmen, ihm während seines Dahindönsens und Träumens gute Gedanken einzuflößen, damit er sich noch vor seinem Ende bessere. Jakob, bitte sei so lieb und übernimm du diesen Auftrag.» Dabei sah mir der Engel so innig bittend in die Augen, dass ich auf keinen Fall nein sagen wollte.»

«Und dann bist du auf die Erde zurückgegangen und hast dich an sein Bett gesetzt?», fragte Jim, ganz zappelig vor Neugierde.

«Ja, genau. Und immer, wenn er einschlief und zu träumen begann oder so halb wach, halb schlafend vor sich hin döste, habe ich ihm gesagt, dass ich ihn liebe, dass auch seine Frau ihn liebe und dass es ein allumfassendes Wesen gebe, das ihn am meisten liebe.»

«Du meinst den lieben Gott?», unterbrach ihn Jessy, und augenblicklich erschien Archas und erzählte die Geschichte weiter: «Ja, und so ist Jakob geduldig dagesessen, hat dem kranken Mann Trost und Zuversicht zugesprochen und nicht geruht, bis sich in seinem Herzen gute Gedanken zu regen begannen und er, kurz vor seinem Sterben, seiner Frau sagen konnte, er wisse, dass er schlecht gelebt und schlecht gehandelt habe, und er hoffe, dies irgend einmal in einem anderen Leben wieder gut machen zu können.»

Mit diesen Worten verschwand der Engel wieder, und über längere Zeit schwiegen alle Anwesenden und atmeten den feinen Duft ein, den er zurückgelassen hatte. Endlich vermochte sich Jim nicht mehr zurückzuhalten und fragte: «Wie lange hat denn dies alles gedauert?»

«Auf der Erde vergingen dabei gut drei Monate, aber das war für mich nicht das Problem. Schwieriger war es, all die Freuden des jenseitigen Lebens bereits zu kennen und trotzdem in dieser einsamen Schlafkammer zu verharren. Und am schwierigsten war es, wenn der Kranke ganz erwachte und sogar Besuch da war. Da brach oft sein ganzer Hass auf alle Menschen und insbesondere auf seine eigene Frau aus ihm heraus, er schimpfte dann über alles und jedes und steigerte sich schließlich in ein solches Schreien und Toben, dass er mehrmals fast an einem Herzschlag gestorben wäre. – Aber reden wir nicht weiter darüber, schließlich habe ich dann diese wunderschöne Kristallschale erhalten.»

«Nur noch eines, bitte», fragte Jim. «Geht es dem Mann nun im jenseitigen Land gut?»

«Ja, bis jetzt sieht es ganz danach aus», antwortete Jakob. «Wie ich hörte, ist er am Ende recht friedlich eingeschlafen, jedoch seit seiner Ankunft in unserer Welt noch nicht erwacht. Es sind jetzt andere da, die sich um ihn kümmern.»

35 Rotschopf

Während Jakob Jims Frage beantwortete, warf Jessy einen Blick aus dem Fenster und stellte verwundert fest: «Seht, dort schleicht Jochen im Blumengarten umher!»

Überrascht eilte Samuel ebenfalls ans Fenster, denn Ähnliches hatte er noch nie erlebt. Nach einer Weile sagte er: «Nein, Jochen schleicht keineswegs umher, sondern er möchte zu uns kommen. Doch die Strahlung unseres Hauses ist für ihn noch zu stark, weshalb er trotz seiner vielen Versuche nicht näher kommen kann. Ich werde ihm entgegen gehen.» So verließ er rasch Jakobs Schatzkammer, während dieser mit den beiden Jugendlichen am Fenster stehen blieb. Bald darauf sahen sie, wie Samuel auf den Knaben zuschritt, ihn an der Hand fasste und sich mit ihm auf eine der vielen Gartenbänke setzte. Dort hieß er Jochen die Augen schließen, während er ihm beide Hände auf den Scheitel legte.

«Damit wird Jochen mit zusätzlicher Kraft aufgeladen», erklärte Jakob. «Die braucht er, damit er in unser Haus eintreten kann.» Tatsächlich erhoben sich die beiden nach kurzer Zeit und begaben sich in Richtung Eingangstor. Jessy, Jim und Jakob verließen den Raum und warteten in der Eingangshalle, bis Samuel mit Jochen erschien.

«Was führt dich zu uns? Habt ihr etwa Sorgen, oder ist irgend etwas nicht gut?», fragte Samuel den Jungen.

«Doch, es geht uns ganz gut, nur gelegentlich fängt Lena an, mit meiner Mutter zu zanken. Aber für mich ist das lustig, denn es passiert dann immer etwas Besonderes, und Schneuli macht dazu seine Sprüche. Kürzlich sagte er zu Lena:

«Du hast nun gut gelernt zu danken,
doch neigst du immer noch zum Zanken,
drum schenk ich dir als Gast im Haus
zum Spaß und Ärger diese Maus.»

Sofort rannte das Tierchen in der Stube herum, und Lena schrie Zeter und Mordio, weil sie solche Angst vor kleinen Mäusen hat. Schließlich rief sie meiner Mutter, die ihr dann half, die Maus einzufangen und in den Park zu tragen. Mit der Zeit fand auch Lena diese Mäusejagd lustig, die beiden lachten immer mehr, und schließlich sagte sie: «Wir dummen Kinder!», und umarmte meine Mutter.»

«Also nichts Alarmierendes», bemerkte Samuel beruhigt. «Darum nochmals meine Frage: Was möchtest du hier?»

«Lena hat mir bereits eine Menge beigebracht beim Geigenspiel, und nun möchte ich fragen, ob Jessy oder Jim zu mir hinüber käme, um auf einer Flöte mit mir zusammenzuspielen.»

Jessy war sofort begeistert: «Natürlich bin ich gerne dabei, denn wir haben alle in der Schule das Flöteblasen gelernt! Kommst du auch mit, Jim?» Aber Jessy sah es seiner Miene an, dass sie besser nicht gefragt hätte, und fuhr gleich selber fort: «Nun gut, dann gehe ich eben allein. Samuel, darf ich eine deiner Blockflöten mitnehmen?» Der Onkel nickte, und bald darauf sah man die beiden das Grundstück durch den Garten verlassen.

Jim sah ihnen missmutig nach. Niedergeschlagen schlich er sich in sein Zimmer und ließ sich in einen Polsterstuhl fallen. Wie gerne hätte er mit Jessy zusammen Musik gespielt! Aber nein! Nun kam dieser Rotschopf und nahm ihm Jessy weg! War das etwa Treue? Hatte nicht Jakobs Kristall so wundervoll gestrahlt, als Jessy ihn an sich drückte? Und jetzt dies! Sogar gemeinsam mit ihm Musik machen wollte sie! Jim hätte schreien mögen. Aber er schrie nicht, sondern starrte verbissen gegen die Wand. Dass dort ein großer Spiegel hing, war ihm zuvor gar nicht aufgefallen. Aber jetzt konnte er ihn nicht übersehen, denn er erblickte darin sich selbst, wie er schlaff im Polsterstuhl lag und die Beine weit von sich streckte. Jochen – Jochen! Wie konnte Jessy nur Gefallen finden an so einem. Und dann noch einer mit roten Haaren! Nur Dummköpfe oder Bösewichte haben rote Haare!

«Was soll ich nur tun?», sprach Jim leise vor sich hin. Er erhob sich und schritt im Zimmer auf und ab. Dann ergriff er ein Buch, das auf dem Tisch lag, und blätterte ein wenig darin. Aber es war ihm nicht ums Lesen, und so warf er es wieder weg. Neben dem großen Fenster stand auf einem breiten Tisch seine Eisenbahn, die ihm Onkel Jakob kürzlich mitgebracht hatte. Zuerst wollte er die Anlage einschalten, aber dann ließ er es doch bleiben. Ziellos irrte er im Raum umher

und machte schließlich vor dem Spiegel Halt und sah sich an. Dabei erschrak er entsetzlich, und beinahe hätte er laut aufgeschrien: Nein, nein, nein, das durfte doch nicht wahr sein! Aber er konnte es nicht leugnen, so sehr er sich auch darum bemühte: Seine schwarzen Haare hatten sich verfärbt und waren nunmehr rot, genau so rot wie Jochens Haare! Jim wäre am liebsten im Boden versunken vor lauter Scham und Ärger. Dann fiel er wieder in den Polsterstuhl, schlug die Hände vors Gesicht und ließ seinen Tränen freien Lauf.

Nicht lange danach öffnete sich die Türe. Samuel trug drei Oklamandas in der Hand und wollte Jim zu einem kleinen Fruchteszen am geblumten Marmortisch einladen. «Ach, du bist es, Jochen!», sagte er erstaunt. «Ich glaubte, du seiest mit Jessy weggegangen. Aber ich suche eigentlich Jim. Weißt du etwa, wo er ist?»

Jim blickte auf und flehte: «Lieber Onkel Samuel, sieh doch, ich bin's, der Jim! Ich bin nicht Jochen!» Da gewahrte Samuel, was mit Jim vorgegangen war und dass er ihn bloß der roten Haare wegen mit Jochen verwechselt hatte. Sachte legte er die drei Früchte auf den Tisch, setzte sich neben Jim und fasste ihn an der Hand. Jim sah ihn dabei nicht an, sondern schluchzte unaufhörlich weiter.

Samuel wartete, bis Jim sich ausgeweint hatte. «Wie gut, dass man bei uns immer genügend Zeit hat», dachte er. «Jim soll weinen, so lange er es will und bis alle Tränen weggeweint sind.» Schließlich sagte er leise: «Deine roten Haare machen dir Sorgen.»

«Onkel Samuel, rote Haare – das ist scheußlich! Nur Dummköpfe oder Bösewichte haben rote Haare! Das passt zu diesem Jochen, aber doch nicht zu mir!», schrie es aus Jim heraus.

«Ich muss dir leider mitteilen, dass deine Haare just in diesem Moment noch ein bisschen röter geworden sind», sprach Samuel.

«So hol bitte eine Schere und schneide sie mir ab oder reiße sie mir meinetwegen auch aus. Ich will keine roten Haare – nie, nie und nimmer!» Mit diesen Worten griff Jim wie wild in seine Haare und versuchte sie sich selber mit aller Kraft auszureißen.

«Ich könnte sie dir schon abschneiden», fuhr Samuel fort, «aber es würde nichts nützen, denn sie würden ebenso rot wieder nachwachsen.»

«Aber nur Dummköpfe oder Bösewichte haben rote Haare!», schrie Jim in seiner Verzweiflung erneut.

«Woher hast du diese Weisheit?», fragte Samuel, und er hätte dabei

gewiss ein wenig gelächelt, wenn ihm Jim nicht so sehr Leid getan hätte.

«Das weiß man doch einfach! In der Schule hatten wir einen mit roten Haaren, und alle sagten es», antwortete Jim.

«Tja, und wenn du jetzt in den Spiegel blickst, dann siehst du ja, ob dieser Spruch wahr ist oder falsch.»

Jim schwieg nachdenklich. Auch Samuel sagte kein weiteres Wort, und beide saßen eine ganze Weile stumm da. Plötzlich wurde die Türe aufgerissen und Jessy stürmte herein: «Sieh, Jim, was mir Jochen für dich mitgegeben hat! Das wird dir bestimmt große Freude ... – Ja, hallo, Jim? Willst du etwa zu einer Modenschau? Toll, wie hast du das bloß gemacht? Komm, lass dich ansehen! Ja, wirklich, feuerrot! Fein, wie dir das steht! So sag mir doch endlich, wie du das fertig gebracht hast! Onkel Samuel, hast du sie ihm rot gefärbt? Wirklich toll, diese Idee! Komm Jim, ich muss dir einen Kuss geben!»

Jessy ging auf Jim zu, und erst jetzt sah sie in seinen Augen, dass er geweint hatte. Sie besann sich einen Augenblick, und dann fuhr sie ihm liebevoll durchs Haar und küsste ihn auf die Stirne. Jim sagte noch immer kein Wort. Am liebsten hätte er Jessy umarmt, aber er blieb sitzen und spürte, wie er sich weit innen schämte. Dann sah er, dass Jessy eine kleine Dampflokomotive in der Hand hielt. Eine solche hatte er sich für seine Modelleisenbahn schon lange gewünscht, und nun wurde ihm diese von Jochen geschenkt, ausgerechnet von diesem Rotschopf, der ihm Jessy wegnehmen wollte.

Onkel Samuel schien zu spüren, was in Jims Herzen vorging. Er stand auf, nahm die drei Früchte und sprach: «Wir wollen vorerst nicht mehr über rote Haare reden. Kommt bitte an den geblumten Marmortisch und lasst uns ein wenig feiern!»

Jessy überreichte Jim Jochens Geschenk. Jim wagte nicht, ihr in die Augen zu blicken, sondern ging wortlos zum Tisch neben dem Fenster und stellte die Lokomotive auf ein Gleis. Daraufhin schritt er zum Schrank und entnahm ihm jenes Gewand, das er immer trug, wenn ihn der Onkel zu einem Fruchtesten am geblumten Marmortisch einlud. Er blickte in den Spiegel, doch das leicht gegen das Violett ziehende Rot an seinem Gewand wollte einfach nicht so recht zu seinen orange-roten Haaren passen. Trotz seiner schlechten Laune setzte er sich im Salon an seinen Platz. Samuel sah sehr wohl, dass Jim immer noch sehr bedrückt war.

Der Onkel hatte zuvor drei Oklamandas gepflückt, denn er hatte seinen Bruder Jakob und Jim zum Mahl einladen wollen. Nun, da auch Jessy da war, fehlte eine Frucht. Daher wandte sich Samuel an Jim und bat ihn: «Auch Onkel Jakob wird an unserer kleinen Feier teilnehmen. Geh doch bitte in den Garten und bringe für ihn ebenfalls eine reife Frucht.»

Jim spürte, dass dies für ihn eine große Ehre war. Noch nie hatte er selber eine Oklamanda pflücken dürfen. Doch seine schlechte Laune verdarb ihm die Freude, die ihm Samuel machen wollte. Missmutig schlich er zwischen Samuels Bäumen hin und her und suchte nach einer passenden Frucht. Ganz in der Nähe hätte er eine pflücken können, aber da sie genau so rot war wie seine Haare, ging er an ihr vorüber und bettelte den Baum daneben an. Doch der ließ sich nicht erweichen und zog den Ast in die Höhe. Dies geschah auch beim nächsten mit einer gelben und beim übernächsten mit einer grünen Frucht. So blieb Jim schließlich nichts anderes übrig, als die rote Oklamanda zu pflücken und sie in den Salon zu bringen.

Samuel hatte alles mit angesehen und lächelte seinem Neffen entgegen, als er zurückkam und mit säuerlicher Miene die rote Frucht auf den Marmortisch legte. Auch Jakob hatte sich inzwischen an den Tisch gesetzt und sah wohl, was mit Jim vorgegangen war und dass er unter seinem neuen Aussehen litt.

«Seht!», rief unvermittelt Jessy. «Als Jim seine Frucht zu den anderen dreien legte, begannen sich diese zu verfärben. Jetzt leuchten sie alle in derselben Farbe – schön hell rot wie Jims und Jochens Haare!»

«Tatsächlich!», bestätigte Samuel. «Es sieht ganz danach aus, als sollten bei diesem Früchtemahl Jim und Jochen besonders gefeiert werden.»

«Jim und Jochen, Jim und Jochen!», dachte Jim verärgert. «Sogar Jessy hat mich mit ihm in einem Atemzug genannt!» Und laut sagte er: «Jochen ist gewiss ganz nett, sonst hätte er mir die Lokomotive nicht geschenkt, aber das ist noch lange kein Grund, dass Jessy und Jochen immer ...» Mitten im Satz schwieg er, da er nicht so richtig wusste, wie er sich ausdrücken sollte.

Auch alle anderen schwiegen. Samuel hielt die Zeit für gekommen, nun zu den Früchten zu greifen. Jakob und Jessy taten es ihm gleich, und alle drei ließen mit geschlossenen Augen das köstliche Fruchtfleisch auf ihrer Zunge zerfließen. Wäre Jim nicht so missmutig

gewesen, hätte er sehen können, wie sich Jessy und die beiden Onkel jetzt vollkommen glücklich fühlten.

Nach längerer Zeit öffneten alle drei gleichzeitig die Augen und sahen, dass Jim seine Frucht nicht angerührt hatte.

Jessy begann zu weinen.

36 Professor Schneuli

«Deine Musik klingt schon richtig gut», sagte Brigitte und stellte die Blume, die sie von ihrem Spaziergang zurückgebracht hatte, in ein blaues Kristallglas.

«Danke für das Kompliment», erwiderte Ellen freudig, «ich habe auch gehörig geübt. Seit ich die Harfe erhalten habe, bin ich ganz vernarrt in dieses Instrument. In meinem Erdenleben habe ich Klavier gespielt, und das ist auch schon eine herrliche Sache. Aber da drückt man eben doch immer nur Tasten, während man bei der Harfe die schwingenden Saiten direkt mit den Fingerspitzen berührt. Beim Anzupfen der Saiten kann ich viel besser als beim Klavierspiel das ausdrücken, was ich gerade fühle. – Aber sieh mal in den Garten, dort beguckt jemand deine Blumenbeete! Ich glaube, es gibt Besuch.»

«Ja, es ist Grete, die Blumenmalerin», bestätigte Brigitte. «Sie scheint auf der Suche nach neuen Ideen zu sein.»

Ellen hatte ihre Harfe inzwischen an die gläserne Wand gelehnt und winkte ihrer Freundin: «Komm, gehen wir ihr entgegen!»

«Du scheinst Gefallen zu finden an unseren Blumen, liebe Grete», sprach Ellen die Besucherin an. «Sei begrüßt und willkommen in unserem kleinen Reich.»

«Ja, wirklich, hier wachsen die reinsten Traublumen, etwas ganz Neues, wie ich es noch nie gesehen habe», antwortete Grete. «Herzlichen Dank für deinen Willkommensgruß. Und schön, auch dich, Brigitte, hier zu treffen.»

Ellen wies der Besucherin einen Platz am Gartentisch an, während Brigitte bereits unterwegs war, um im Haus einen würzigen Tee zu bereiten.

«Ich kann mich an euren Blumen gar nicht satt sehen», begann Grete das Gespräch wieder, «und ich habe bereits hundert neue Bilder im Kopf. Das wird ein Malfest geben! – Doch dies ist natürlich nicht der Grund meiner kleinen Reise zu euch ...»

«Bist du zu Fuß gekommen?», warf Ellen ein, und Grete bemerkte: «Nein, natürlich nicht, das wäre viel zu weit. Den größeren Teil des Weges bin ich mit Hilfe des inneren Lifts geschwebt. Einige Male freilich habe ich mich in besonders gepflegten Blumengärten niedergelassen, denn wo ich auch hinkomme – immer entdecke ich wieder neue Formen und neue Farben. Wie wird das wohl sein, wenn wir erst in die noch lichtvolleren Gegenden kommen? Es ist nicht auszudenken ...»

«Einstweilen sind wir hier, und das wohl noch eine ganze Weile», entgegnete Ellen, «denn hier haben wir es so schön, und unser Leben ist so interessant, dass wir es noch lange in dieser Gegend aushalten können.»

«Ja, auch ich bin vollkommen glücklich mit meiner Lage hier. Nur können das leider nicht alle von sich sagen», meinte Grete, und man sah ihrem Gesicht an, dass es etwas gab, das sie trotz ihres eigenen Glücks traurig stimmte.

Nun trat Brigitte wieder heran, stellte drei reich mit Gold verzierte Tassen auf den Gartentisch und füllte sie mit dampfendem Tee. Die beiden anderen warteten, bis sie sich gesetzt hatte, und dann hielten alle drei ihre Hände über die Tassen, so dass der Dampf sachte an deren Innenflächen empor strich.

«Ein ganz feines Gemisch, das du da gebraut hast», sagte Grete, «mein Kompliment! Ich spüre Silbermantel, Goldmelisse, Tausendgüldenkraut und Ehrenpreis. Diese Pflanzen kenne ich noch von meinem Erdendasein her.»

«Gut erkannt!», nickte Brigitte ihr zu. «Ich habe allerdings noch drei weitere Kräuter hineingemischt, die nur in unseren Gegenden vorkommen und die du deshalb nicht erspüren konntest.»

«Lass mich raten», sprach Ellen und hielt ihre Handflächen noch ein bisschen näher über die dampfende Tasse. «Wenn ich mich nicht täusche, gibt's da drin auch noch Amorose, Veraminthe und ...»

«Richtig! Und das letzte Kraut, das ich beigemischt habe, ist Deospirit», sagte Brigitte. «Deospirit findet man hier überall, wenn man nur die Augen öffnet, und seit ich seine wohltuende Wirkung entdeckt habe, würze ich damit jedes Getränk. – Nun aber ist genug gerätselt, lasst uns jetzt Gemeinschaft feiern!»

Die drei Frauen wurden ganz still, schlossen die Augen und führten die goldverzierten Tassen behutsam an ihre Lippen. Sie ließen jeweils nur wenig Flüssigkeit in den Mund fließen und genossen den Tee, ohne

ihn zu schlucken. An ihren Gesichtszügen aber konnte man erkennen, dass sie rundum glücklich waren.

«Liebe Freundinnen, leider muss ich nun meine und eure Gefühle herunterholen», unterbrach Grete nach einer Weile die Stille, «und unsere Aufmerksamkeit hinablenken in fast die tiefste Tiefe. Ich habe Archas versprochen, mich meines Bruders Horst, Jochens Vater, anzunehmen. Ich weiß nur so viel, dass er schrecklich leidet und nicht aus seiner Finsternis herauskommen will. Archas meinte, dass ein Besuch bei ihm nichts nützen würde und dass es derzeit auch ganz unmöglich sei, mit ihm vernünftig zu sprechen.»

«Wie ist es denn überhaupt so weit gekommen mit ihm?», wollte Ellen wissen.

«Das hat schon früh angefangen in unserer Familie», begann Grete zu erzählen. «Mutter und Vater haben sich schon vor ihrer Heirat täglich gestritten, und danach gab es fast nichts anderes mehr als Streit und Schläge. Auch Horst und ich wurden geschlagen, und bei mir war es einmal so schlimm, dass ich ins Krankenhaus gebracht werden musste und fast daran gestorben wäre. Der Arzt setzte sich dafür ein, dass ich den Eltern weggenommen und in eine Pflegefamilie gegeben wurde. Ich hatte großes Glück, denn dort erfuhr ich Liebe und Güte und durfte später den Beruf als Lehrerin ergreifen und ausüben. Horst jedoch blieb zu Hause und entwickelte sich zu einem bösen Jungen, der Tiere quälte, nicht lernen oder arbeiten wollte, am Stehlen Gefallen fand und sich mit Lügen und Betrügen durchs Leben zu schlagen versuchte. Dann begegnete er Elfriede, seiner Frau, und jeder, der ihn kannte, hoffte, er werde nunmehr ein besseres Leben führen. Er gab sich auch tatsächlich ein paar Wochen lang Mühe, aber bald war alles wieder beim alten, und Elfriede und der kleine Jochen erlebten die Hölle auf Erden. Schließlich hat Elfriede in ihrer Verzweiflung Horst vergiftet, den Jochen über eine hohe Brücke gestoßen und dann auch ihrem eigenen Leben ein Ende gemacht. Entsetzlich!»

«Ja, Elfriede kennen wir, sie wohnt hier zusammen mit Jims Mutter Lena», sagte Ellen.

«Wie wir hören», ergänzte Brigitte, «geht es ihr jetzt schon recht gut. Das Schlimmste scheint sie überstanden zu haben.»

«Gott sei gedankt!», sprach Grete laut – und wie aus dem Nichts gekommen, stand Archas vor ihnen und strahlte in seiner ganzen Herrlichkeit. «Ihr habt ja gehört», sagte er, an Brigitte und Ellen gewandt,

«dass dem armen Horst die Liebe fehlte, und so ist er immer tiefer gesunken, so tief, dass er es im Moment für völlig ausgeschlossen hält, selber irgendwann einmal glücklich zu sein. Daher treibt ihn nur dieser eine Wunsch an: auch alle anderen Menschen unglücklich zu machen. So bitte ich auch euch beide, Brigitte und Ellen: Helft ihm, denn auch er ist erschaffen, um glücklich zu werden!» Dann verschwand Archas, und die drei Frauen empfanden dies fast so, als hätte jemand ein helles Licht gelöscht.

«Archas hat nun für mich ausgesprochen», sagte nach einer Weile Grete, «worum ich euch bitten wollte. Ich habe dem Engel zugesagt, meinem Bruder immer wieder Kraft zu senden, aber allein bin ich zu schwach. Wenn ihr beide mich unterstützt, werden wir gewiss mehr erreichen. Zudem verfüge ich leider noch immer nicht über das innere Licht. Dabei möchte ich gerne mit eigenen Augen sehen können, wie es ihm geht.»

Ellen und Brigitte schwiegen. Nach einer Weile wandte sich Ellen an ihre Freundin: «Es scheint, dass du ähnliche Gedanken hast wie ich. Ich habe mich eben gefragt, ob wir in unsere Lichtkapelle gehen und versuchen sollten, mit dem inneren Licht Horst ausfindig zu machen und zu sehen, wie er lebt.»

«Tatsächlich, genau dasselbe habe ich ebenfalls erwogen», bestätigte Brigitte, «doch weiß ich nicht so recht, ob wir es wagen sollen. Ich befürchte, dass wir in eine sehr düstere und schlimme Gegend sehen würden. Aber vielleicht könnten wir danach Grete einen Rat geben, wie ihrem Bruder am besten zu helfen ist.»

«Wir können es ja versuchen. Kommt, gehen wir also in unsere Kapelle!», sagte Ellen, doch ihre Stimme klang nicht so entschlossen, wie man es von ihr gewohnt war. Die drei Frauen verließen ihren Gartenplatz und traten in die Eingangshalle. Nach leisem Zögern schickte sie sich an, die zwölf Edelsteine am Eingangsportal zur Kapelle zu berühren, um eintreten zu können. Doch dann fragte sie die beiden anderen nochmals: «Wollen wir es wirklich probieren?»

Grete und Brigitte sahen einander an, wiegten leise den Kopf hin und her, nickten dann schließlich Ellen zu, worauf sie die Türe langsam öffnete. Kaum hatten sie den Raum betreten, hörten sie eine Stimme, die rief: «Nun sieh mal an, die drei kleinen Kinder sind neugierig geworden!» Auf der Lehne des mittleren Thrones sahen sie einen weißen Vogel sitzen, den Brigitte und Ellen sehr wohl kannten.

«Was machst denn du da, lieber Schneuli?», fragte Ellen überrascht. «Wie bist du hereingekommen? Und was führt dich zu uns? Ist irgend etwas nicht gut?»

«Ein bisschen viel gefragt auf einmal», entgegnete Schneuli und schlug ein paarmal mit seinen Flügeln, so dass es aussah, als wollte er etwas abschütteln. Dann sprach er im Ton eines alten Professors: «Meine Damen, bitte setzen Sie sich!»

Überrascht nahmen alle drei Platz und erwarteten gespannt eine Erklärung des Vogels. Nach einer längeren Pause sagte dieser: «Zu deiner ersten Frage, Ellen: Ich bewahre euch vor Schaden. Dann zur zweiten: Meine Gedanken tragen mich überall hin, wo ich sein soll. Zur dritten Frage, was mich zu euch geführt habe: Die Liebe zu euch und zu allen anderen. Und schließlich zur vierten Frage: Tatsächlich ist etwas nicht gut. Mit dem inneren Licht dürft ihr euer eigenes Land erkunden, und das ist ja gewaltig groß. Aber hinabsteigen in das Reich der Finsternis oder hinauf ins Reich des hohen Lichtes, das dürft ihr nicht. Denkt ihr an leidende Menschen in der Finsternis, so sendet ihnen einfach eure Liebe. Und denkt ihr an die Erhabenen im hohen Licht, so bittet sie um Hilfe und Segen. Nur durch diese Gedanken dürft ihr die Grenzen eures eigenen Landes überschreiten. Der innere Blick in jene untere oder jene obere Welt aber ist nur möglich, wenn ein Engel ihn euch schenkt.»

Schneuli schwieg und schloss seine Augen. Die Musik, die hier stets von selbst erklang, erfüllte den Raum, und alle drei Frauen schlossen ebenfalls die Augen und verharrten in der Stille, so lange, bis Schneuli wieder das Wort ergriff: «Beschauen dürft ihr Horsts Elend nicht, aber etwas wissen davon, das dürft ihr. Denn Schauen und Wissen sind zweierlei Dinge. Wer etwas schaut, wird von dem, was er schaut, umhüllt. Wer aber etwas weiß, der umfasst das, was er weiß.»

«Du redest in Rätseln», wandte Ellen ein, «aber du wirst wohl recht haben, auch wenn ich nicht genau verstehe, was du sagst.»

«Die Zeit löst die Rätsel», antwortete Schneuli, worauf Brigitte einwarf: «Diese Antwort ist wieder ein neues Rätsel!»

Schneuli schien diese Bemerkung zu überhören und fuhr fort: «Ich werde euch gerne sagen, wie es um Horst steht. Jede von euch hat eine Frage frei.»

Wieder schwiegen alle, und in allen drei Frauen ging dasselbe vor: Wenn man bloß eine einzige Frage stellen kann, dann will sie wohl

überlegt sein. Als erste wagte sich Brigitte vor: «Wie sieht die Gegend aus, in der Horst wohnt?»

«Also, von <wohnen> kann man da nicht reden», begann Schneuli, «zutreffender wäre <herumtoben>. Die Gegend ist finster, weshalb man nur wenig sieht, das Firmament lastet schwarzgrau über der Landschaft, und die ist entweder sumpfig oder felsig schroff. Die Luft ist kalt, feucht und stinkig. Pflanzen gedeihen kaum, und die Tiere, die sich dort aufhalten, fallen den Bewohnern zumeist zur Last, angefangen von stechenden Insekten, über Ameisen, Schlangen und Ratten bis hin zu scheußlichen Krokodilen. Es gibt dort aber auch eine Menge von Tieren, deren Namen ihr nicht kennt und die nur in jener Finsternis existieren können. Die Bewohner dieser Gegend hausen in feuchten, dunkeln Höhlen oder ziehen ruhelos übers Land.»

Wieder schwiegen alle. Schneulis Worte hatten in ihnen ein Bild wachgerufen, das sie erschütterte und sehr, sehr traurig machte.

«Womit ist Horst beschäftigt?» Das war Ellens Frage.

«Er hat eine Gruppe Gleichgesinnter um sich geschart, und er kämpft darum, ihr Chef zu bleiben. Gemeinsam ziehen sie gegen andere Banden in den Kampf, drohend, fluchend und wild brüllend. Aber jeder ist verzweifelt, weil er den anderen nicht bezwingen kann. Ist ein Kampf vorüber, vergräbt sich jeder hinter seinen Fäusten und brütet dumpf vor sich hin, und wenn ...»

Da konnte sich Grete nicht mehr halten und unterbrach Schneuli: «Aber wie, ums Himmels willen, ist es möglich, dass da ein Mensch je wieder herauskommt? Sag mir das, lieber Schneuli, sag mir das!»

«Ich spüre dein Mitgefühl», sagte Schneuli, «und alle guten Menschen und alle guten Geistwesen tragen dieses Mitgefühl in sich. Doch sage ich dir: Jeder dieser unglücklichen Menschen kann jederzeit aus seinem Leiden herauskommen, sobald er nur will. Tausende und Abertausende von Engeln warten darauf, bis einer von ihnen ruft und um Hilfe bittet. Sobald einer dieser Unglücklichen das tut, geht ihm ein Licht auf, man führt ihn heraus und zeigt ihm den Weg, wie auch er glücklich werden kann.»

«Ich verstehe», sagte darauf Grete, «und deshalb sollen wir ihnen unsere Liebe zusenden, damit in ihnen die Einsicht, die Entschlossenheit und die Kraft wächst, um Hilfe zu rufen.»

Wieder schwiegen alle, wieder schlossen alle ihre Augen, und wieder erklang die Musik, und als sie nach langem – keine Uhr maß die

Zeit – ihre Augen wieder öffneten, alle in demselben Augenblick, da war der Thron, auf dessen Lehne Professor Schneuli gesessen hatte, wieder leer.

37 Die Dampflokomotive

«Jessy hat es offensichtlich nicht sehr lange ausgehalten bei dir», bemerkte Lena.

«Ja, wir haben bloß zwei Stücke durchgespielt, eines mit Geige und Flöte und eines mit zwei Flöten, und da wollte sie schon wieder zurück zu Jim», antwortete Jochen.

«Sie wird sich wohl gelangweilt haben. Und ehrlich gesagt glaube ich auch, dass dich Jim nicht so recht mag», fuhr Lena fort, «sonst wäre er auch mit zu dir hinüber gekommen.»

«Ich habe Jessy meine neue Lokomotive für ihn mitgegeben, vielleicht stimmt ihn das etwas milder.»

Lena schaute Jochen wie versteinert an: «Jochen, wie ist das möglich – deine Dampflokomotive? Das war richtig dumm! Die hast du dir doch hart verdient! Es war ein kostbares Stück!»

«Ja, schon. Aber ich wollte ihm eben eine Freude machen, und da fiel mir nichts Besseres ein», verteidigte sich Jochen.

«Einer deiner Güterwagen hätte auch gereicht, davon hast ja ein ganzes Dutzend.»

Jochen spürte, wie ihm sein Herz schwer wurde. Es tat ihm schon weh, dass Jim ihn mied, aber noch mehr schmerzte es ihn, wie Lena jetzt zu streiten versuchte und seinen Geiz anstachelte. Daher schwie er und legte das Buch über den Aufbau des Weltalls, das er vor sich aufgeschlagen hatte, zur Seite. Er wollte hinüber in die Wohnung seiner Mutter und dann von jener Seite her sein Zimmer betreten. Noch immer schien seine Wohnung, in welcher er sich wohl fühlte und die ihm so viele Möglichkeiten für interessante Tätigkeiten bot, wie verzaubert: Wenn er von Lenas Seite her eintrat, war die Wand gegen Elfriedes Wohnraum verschlossen; trat er aber von Elfriedes Räumen aus in sein Zimmer, gab es in der Wand gegen Lenas Wohnung keinen Durchgang.

Kaum war er ins Freie getreten, hörte er, wie Lena ihm noch etwas nachrief. Zuerst verstand er nicht, was sie sagte, weshalb er nochmals in ihren Raum zurückkehrte. Da sah er mit Erstaunen, wie sie im

Wandschrank alle Schubladen herausriss und sie gierig durchwühlte.

«Fehlt irgend etwas», fragte er, «dass du so heftig suchst?»

«Und ob etwas fehlt! Oder ist meine Halskette zufällig in *deine* Tasche gerutscht? Nein, ich will dich nicht verdächtigen, aber sie ist wirklich weg, ich kann suchen, so viel ich will! Du weißt doch, wie mühsam ich sie mir verdienen musste. Sie war das Wertvollste und Liebste, was ich besaß.»

Jochen erinnerte sich, wie Archas ihr vor einiger Zeit ein herrliches Geschenk versprochen hatte, wenn sie bis zu seinem nächsten Besuch keinen Streit anfinde. Tatsächlich hatte sie sich in der Folge große Mühe gegeben, und Elfriede und er erlebten es mehrmals, wie sie einen Satz anfang, ihn aber mittendrin abbrach, weil sie merkte, dass ein wenig Streitsucht darin lag. Und dann, als die beiden Frauen und er einmal friedlich um den Tisch saßen, erschien Archas wieder und hängte ihr wortlos ein mit schönen farbigen Steinen verziertes goldenes Collier um den Hals. Und nun war dieses Collier also verschwunden, das liebste Ding, das sie besaß!

Lena ließ sich entmutigt in einen Sessel fallen und begann zu weinen und zu jammern: «Was habe ich bloß wieder angestellt! Eben ist mir klar geworden, dass ich vorhin wegen Jim und der Lokomotive mit dir zu zanken versuchte, ich dumme Nudel, und nun ist's aus mit der Herrlichkeit!»

Jochen sagte leise: «Mich dünkt, es war nicht nur das Streitenwollen. Kann es sein, dass du ein wenig geizig bist? Ich habe nämlich die Dampflokomotive gerne weggegeben, weil ich Jim wirklich eine Freude machen wollte.» Er war überrascht, dass Lena still zuhörte und nichts erwiderte. «Ich gehe jetzt meine Mutter rufen, damit du nicht mehr so alleine bist», sagte er dann ebenso leise, verließ den Raum und wollte drüben Elfriede alles erzählen.

Draußen blickte er gegen Samuels prächtigen Palast und sah, wie Jessy gerade durch den Blumengarten schritt und offensichtlich auf ihr Haus zustrebte. Die Vorstellung, dass Jessy zum erstenmal von sich aus ihn besuchen würde, stimmte ihn freudig, und er rief seine Mutter herbei, sie möchte kommen und Jessy begrüßen. Als Elfriede das Mädchen erblickte, ging sie auf sie zu, umarmte sie und führte sie mit vielen herzlichen Worten in ihre Wohnung. Ein Mädchen, das man lieben konnte, bei sich zu haben – das war seinerzeit auf der Erde ihr großer Traum gewesen, aber statt dessen musste sie mit Horst die

Hölle erleben. Doch ihr Traum blieb wach, und nun wurde ihr diese Freude mit Jessy schon zum zweiten Mal zuteil.

«Wie schön du bist, Jessy!», sagte sie eins übers andere Mal. «Komm bitte herein und bleib ein wenig bei uns! Jochens Raum kennst du ja. Gewiss hast du wieder die Flöte bei dir. Oh ja, spielt zusammen! Was gibt es Schöneres als Kinder, die miteinander Musik machen?»

«Wollte Jim nicht auch kommen?», fragte Jochen. «Und was hat er zur Lokomotive gesagt?»

Jessy wurde ein bisschen verlegen. «Ich habe ihn gar nicht gefragt», sagte sie, «er liest gerade in einem dicken Buch, und ich wollte ihn nicht stören.»

Elfriede bemerkte, dass Jessy die Lokomotive nicht erwähnte, und hakte nach: «Die Dampflokomotive war Jochens liebstes Spielzeug. Spielt Jim oft damit?»

«Jim will seit kurzem meist allein sein, und deshalb bin ich nicht mehr so oft bei ihm», antwortete Jessy, «aber ich glaube schon. Zuerst stellte er sie irgendwo auf ein Geleise, aber jetzt steht sie im Hauptbahnhof seiner großen Eisenbahnanlage.»

«Nicht wahr, Jessy», sagte Jochen nach einer Weile, «Jim mag mich nicht? Lena hat es auch gemerkt. Aber ich würde so gerne mit ihm befreundet sein. Kannst du ihn nicht bitten, er möge auch kommen?»

«Das ist schwierig», murmelte Jessy, «er schämt sich.»

Kaum hatte Jessy dies gesagt, bereute sie es wieder. Es wäre wohl besser gewesen, dies zu verschweigen.

«Er schämt sich?», fragte Elfriede sofort. «Aber weshalb denn? Er ist doch ein solch intelligenter Bursche! Ich verstehe das nicht. Und hübsch ist er auch mit seinem schwarzen Wuschelkopf. Sag ihm doch bitte, er solle ruhig kommen. Wir wollen es zu fünft schön haben miteinander.»

Jessy schwieg lange und gestand schließlich: «Seine schwarzen Haare sind weg.»

«Was sagst du – weg? Hat sie ihm denn jemand abgeschnitten?», fragte Elfriede entrüstet.

Als Jessy schwieg, drängte Jochen: «Komm Jessy, sag doch, was ist passiert?»

«Sie sind jetzt rot», sagte Jessy kaum hörbar.

«Na und? Das ist doch auch schön. Jochen hat ja auch rote Haare! Ist er etwa nicht schön?», ereiferte sich Elfriede.

«Das sagst *du*, Mama», wandte Jochen ein, «aber es gibt viele, die es hässlich finden. Ich weiß das aus eigener Erfahrung. Mein Lehrer zum Beispiel hat mich nur meiner Haarfarbe wegen nicht gemocht. Und der Kurt, der immer mit den Fäusten auf die Schwachen losging, hat sogar einmal gesagt, nur Dummköpfe oder Bösewichte hätten rote Haare, und nachher haben es ihm die anderen nachgesagt. Oft habe ich mir gewünscht, die hätten auch einmal rote Haare.»

«So kannst du dir ja vorstellen, weshalb Jims Haare plötzlich rot geworden sind», sagte Jessy, und es traten wieder Tränen in ihre Augen.

Elfriede sah es und sagte: «Es scheint, dass sie dir auch nicht gefallen.»

«Ich weine nicht deswegen», rechtfertigte sich Jessy. «Mir gefallen rote Haare genau so gut wie schwarze, blonde oder braune. Aber ich bin traurig, weil Jim diesen dummen Satz ebenfalls nachgesagt hat. Und das tut er nur, weil er eifersüchtig ist. Ich verstehe einfach nicht, warum ich nicht mit Jochen spielen sollte, wenn ich Jim liebe.»

«Darum bist du also zu mir gekommen – um dem Jim eine Lektion zu erteilen?» Jochen schien sehr bedrückt, als er dies sagte.

«Keineswegs!», entgegnete Jessy. «Ich bin zu dir gekommen, weil ich gerne bei dir bin und gerne mit dir spiele. Das ist alles. Aber es bedrückt mich, dass Jim darunter leidet.»

Da fasste Jochen Jessy an der Hand und zog sie in seinen Raum, wo auf einer großen Fläche am Boden seine Eisenbahnanlage ausgebreitet war. Jessy wusste nicht, welche von beiden die schönere war, jene von Jim oder jene von Jochen. Jochen fragte sie: «Was meinst du, welcher von den angehängten Wagen mir der liebste ist?»

Jessy besah jeden einzelnen Wagen und ließ sich von Jochen alles erklären. Nach längerem Abwägen sagte sie schließlich: «Ich glaube, dieser Speisewagen hier ist dir der liebste.»

«Getroffen!», bestätigte Jochen. «Den habe ich erst kürzlich bekommen, und zwar im Karusselltal, das du ja kennst.»

«Hu, das Karusselltal! Hör bloß auf damit! Es war ein fürchterlicher Ritt, als die beiden Rösser ausrissen!»

«Denk jetzt nicht mehr daran!», bat Jochen. «Du weißt ja, wieviel glücklicher wir beide seither sind, meine Mutter und ich.»

«Das ist wahr, es ist alles gut herausgekommen. – Bist du seither je wieder mit den Karussellpferden geritten?»

«Nein. Die beiden Pferdchen waren ja ziemlich lange weggeblieben,

so dass sich der arme Karussellbesitzer große Sorgen machte. Wie war er dann erleichtert, als sie endlich wieder auf sein Häuschen zugetrotet kamen! Kaum hatten sie sich hingestellt, standen sie wieder wie zuvor als gewöhnliche Karussellpferde an ihrem Platz. Aber sie wieder im Kreise drehen zu lassen, daran war erst einmal nicht zu denken! Du hättest sehen sollen, in welchem betäublichen Zustand sie zurückkehrten: Das Zaumzeug war zerrissen, der Sattel teilweise zerfetzt, die Schweifhaare und die Mähne schmutzig und verklebt, und ihr Leib zerschunden, so dass beide gestriegelt, gewaschen und von Kopf bis Fuß neu gestrichen werden mussten.»

«Das wäre die rechte Strafe für dich gewesen!», meinte Jessy scherzhaft.

«Genau das hat der Karussellbesitzer auch gedacht und meine Mutter gebeten, sie möge mich hinüberschicken. Aber es war für mich gar keine Strafe, denn ich machte das sehr gerne. Ich ruhte nicht, bis beide Pferde wieder blitzsauber waren und in ihrem neuen Farbanstrich glänzten. Und zu guter Letzt hat mich der Karussellmann auch noch belohnt. Er kramte ziemlich lange in einer Schachtel, die hinter seinem Schrank lag, zog dann diesen Speisewagen heraus und sagte: «Hier, nimm den, er wird dir Freude machen!» Du kannst dir ja denken, wie mein Herz hüpfte.»

«Wer hat dir denn die anderen Wagen und die Anlage geschenkt?», wollte Jessy wissen.

«Einiges habe ich von Tante Grete erhalten, die letzthin bei uns zu Besuch war», antwortete Jochen, «aber das meiste habe ich mir verdient. Es haben mir nämlich im Karusselltal viele Leute zugeschaut, während ich die beiden Pferde restaurierte. Der Besitzer einer großen Reitschule hat mich danach angestellt, um bei ihm wieder alles in Ordnung zu bringen. Von Zeit zu Zeit hat er mir einen Eisenbahnwagen geschenkt, weil er wusste, dass ich eine Anlage habe und gerne damit spiele. Am meisten gearbeitet habe ich für die Dampflokomotive, die ich Jim geschenkt habe.»

Als Jessy dies hörte, sagte sie: «Du bist lieb.» Dann schwiegen beide eine Weile. Jochen nahm die Anlage in Betrieb und ließ die beiden Züge, die er besaß, über die verschlungenen Geleise fahren. Dann stoppte er den einen Zug und hängte den Speisewagen ab.

«Weil du erraten hast», sagte er zu Jessy, «dass der mir der liebste ist, möchte ich ihn deinem Freund Jim schenken. Bitte, bring ihn ihm!»

Jessy überlegte. «Nein», sagte sie nach einer längeren Besinnung, «besser ist es, wenn du ihm dein Geschenk selber bringst.»

«Das finde ich auch!», rief Elfriede, als sie vom Nebenraum her auf die beiden zutrat. Ohne dass Jochen und Jessy es bemerkten, hatte sie ihrem Gespräch zugehört. Jessy sah, dass sie stolz auf ihren Sohn war. «Am besten wird es sein», fuhr sie fort, «wenn ihr gleich jetzt den Jim aufsucht. Und pack den Wagen hübsch ein, Jochen! Was wäre ein Geschenk ohne eine schöne Verpackung?»

«Du kannst das besser, Mama», entgegnete Jochen und war froh, dass sich die Mutter nicht lange bitten ließ. Mit großer Gewandtheit verpackte sie den Wagen in eine passende Schachtel, wickelte diese in ein sternverziertes Buntpapier, verschnürte es mit einer golden schillernden Kordel und drückte es Jochen in die Hand.

Als die beiden Jugendlichen das Haus verließen, sahen sie, wie Lena auf der Bank vor Elfriedes Haus saß. Sie hatte den Kopf in die Hände gestützt und blickte gelegentlich hinüber gegen den Palast, in welchem Samuel und die Seinen lebten. Auch sie hatte mitgehört, was drinnen gesprochen worden war. Jochen weiterhin wegen seiner Großzügigkeit zu tadeln, war ihr vergangen, seit ihr die Halskette wieder weggenommen worden war. Im Gegenteil: Als Jochen an ihr vorbeiging, fasste sie seine Hand, sah ihm tief in die Augen und sprach: «Ich weiß, du bist besser als ich.» Dann traten Tränen in ihre Augen.

Jessy sah sie verständnislos an, da sie ja nicht wusste, was vor ihrem Besuch vorgefallen war.

Nun schritten die beiden beherzt auf Samuels Palast zu. Jessy fasste Jochen an der Hand und sagte: «Falls du wie neulich nicht mehr weiterkommst, werde ich wieder Samuel rufen, damit er dir genügend Kraft spendet, um bei uns eintreten zu können.»

Jochen schwieg. Sie kamen dem Haus immer näher. Schon längst hatten sie jene Stelle überschritten, wo Samuel bei Jochens letztem Besuch den Kraftspender gespielt hatte. «Merkwürdig», sagte Jessy, «letztes Mal konntest du dich doch dem Haus nicht nähern. Wie es scheint, ist Samuels Zusatzkraft mittlerweile nicht mehr nötig.»

Kaum hatte sie das gesagt, trat Samuel aus der Eingangshalle und rief den beiden zu: «Schön, dass wir euch beide bei uns haben! Und noch schöner, dass du den Gang zu unserem Heim nun alleine schaffst, Jochen! Lass sehen, was du für einen Zauberstab in deinem Sternepaket hast!»

«Das ist kein Zauberstab», erwiderte Jochen, «das ist ein Speisewagen, den ich dem Jim bringen möchte.»

«Verrate doch nicht gleich alles!», tadelte Jessy ihren Spielgefährten. «Das Auspacken eines Geschenks ist immer so spannend.»

«Da hast du recht», bestätigte Samuel. «Kommt herein in die Halle, Kinder, ich gehe inzwischen zu Jim.»

Jochen hatte alle Zeit, um in der Eingangshalle all die herrlichen Dinge zu betrachten, die Samuel seit seiner Ankunft in diesem Land gesammelt und hier auf geschmackvolle Weise angeordnet hatte. Jessy hatte sich in einen Sessel niedergelassen und war besorgt, weil Samuel so lange nicht mehr zurückkam. Sie stand mehrmals auf, sprach mit Jochen ein paar Worte über die Kunstgegenstände oder die Bilder, die er betrachtete, setzte sich dann wieder und begann Kalo oder Kulo zu streicheln, die um ihre Beine strichen. Ihre Ungeduld wuchs. Am liebsten wäre sie in Jims Zimmer gestürmt und hätte ihren Freund am Arm gepackt und zu Jochen hinaus gezogen. Aber sie wusste, dass Samuel dies nicht geduldet hätte. Schließlich schüttelte sie den Kopf und ließ ihrer Erregung freien Lauf: «Mein Gott!», rief sie. «Wie lange soll denn das noch ...?»

Aber sie konnte den Satz nicht beenden, denn wie hergezaubert stand Archas im vollen Lichte vor ihnen. Jessy stand unwillkürlich auf, und Archas fasste beide an den Händen und sprach: «Jochen, lass dein Geschenk hier auf dem Tisch und kehre zurück in dein Heim! Und du, Jessy, begleite ihn!» Allerdings verschwand Archas nach diesen Worten nicht wie sonst, sondern sah den beiden nach, bis sie die Grenze ihres weiten Gartens überschritten hatten. Dort wandte sich Jessy um und sah von weitem, dass Samuel mit Jim in die Eingangshalle trat und Archas kurz zu den beiden sprach. Dann erlosch sein Licht, und Jim ließ sich betrübt in jenen Sessel fallen, in dem kurz zuvor Jessy auf ihn gewartet hatte.

38 Jessy und Jochen

Lena saß immer noch auf der kleinen Bank vor dem Eingang zu Elfriedes Haus, den Kopf in ihre Hände gestützt. Von Zeit zu Zeit seufzte sie und blickte wehmutsvoll hinüber zu Samuels Palast. Es stieg in ihr wieder die Erinnerung an jene unglückliche Ankunft hoch, als sie noch geglaubt hatte, ihren Brüdern befehlen und über Jim verfügen zu

können. Ja, ja, Samuel und Jakob hatten nur allzu recht: Das Leben hier war anders als drunten auf der Erde, wo Millionen von Menschen aus Unkenntnis oder Bosheit die Gesetze missachteten und anscheinend straflos davon kamen. Hier aber hatte offensichtlich alles seine Richtigkeit, und wenn ihre Brüder so prachtvoll wohnten und in strahlenden Gewändern umhergingen, hatte dies seinen guten Grund. Wie oft hatte sie schon versucht, ihre Streitsucht zu bemeistern! Und nun war sie schon wieder in die alte Falle getappt – und wurde prompt bestraft! Da half alles Lamentieren nichts. «Jochen ist wirklich ein besserer Mensch als ich», sagte sie noch einmal leise zu sich. «Er denkt beim Schenken nicht an sich selbst, sondern an den, den er beschenken möchte. Er meint es ehrlich, wenn er jemandem eine Freude machen will.»

«Bitte sei nicht traurig!», hörte sie plötzlich eine Stimme hinter sich sagen. Es war Elfriede, die sich nun zu ihr setzte und ihr den Arm um die Schulter legte. «Wir haben es doch schön hier, und wir wollen zusammenhalten.»

«Ja, ja, ihr habt es schön, wenn ihr nur wollt!», krächzte unvermittelt Schneuli von hinten. «Und noch viel schöner ist es, dass Dummerchen zur Einsicht kommt.» Beide Frauen sahen sich nach Schneuli um, worauf Lena rief: «Elfriede, sieh nur, er hat meine Kette im Schnabel!»

«Ja, ja, deine Kette!», schnarrte Schneuli und flog Lena auf den Kopf. Sie erschrak und wollte ihn mit den Händen abwehren, doch ehe ihr dies gelang, hatte der flinke Vogel ihr die Kette bereits wieder um den Hals gehängt und sich auf den kleinen Baum vor dem Haus gesetzt. Lena strahlte übers ganze Gesicht, schaute zu Schneuli hinüber und rief: «Danke, danke tausendmal!»

«Ja, ja, einmal hätte genügt», bemerkte Schneuli, «aber Tausend ist auch eine schöne Zahl.»

«Sieh, Lena!», rief gleich darauf Elfriede überrascht. «Jessy kommt mit Jochen wieder zurück! Was ist bloß vorgefallen?»

Jessy hatte Elfriedes Frage gehört und beantwortete sie gleich selbst, als sie bei den beiden Frauen ankam: «Eigentlich sehr wenig. Ich war ungeduldig, weil Jim so lange auf sich warten ließ, und da ist Archas erschienen und hat uns beide wieder weggeschickt. Er hat auch mit Jim gesprochen, mehr weiß ich nicht.»

«Es ist schön, dass du wieder da bist», sagte Elfriede. «Jochen ist dir gewiss ein ebenso guter Freund wie Jim. Geht nur hinein in Jochens Reich, es wird euch dort sicherlich nicht langweilig werden.»

Jochen ging voran, und als er mit Jessy in sein großes Zimmer trat, schlug er ihr vor, mit ihr noch einmal gemeinsam Musik zu machen. Jessy schwieg und blickte die Flöte, die ihr Jochen in die Hand gelegt hatte, traurig an. Unterdessen stimmte Jochen seine Geige und begann eine fröhliche Melodie zu spielen. Als Jessy immer noch schweigend dastand, sagte er: «Jetzt bist du dran, komm zeig, was du kannst!»

Da setzte Jessy die Flöte an ihren Mund und blies eine wunderschön geheimnisvolle Weise, ganz leise und voller Wehmut. Jochen hörte eine Weile zu, setzte dann seine Violine ans Kinn und stimmte ein. Er spielte, ebenso wie Jessy, frei aus seinem Herzen heraus. Bald führte er mit seiner Stimme, und Jessy untermalte die Melodie mit einer Begleitung, bald aber überließ Jochen der Flöte die Führung und unterstützte sie mit leisem Geigenklang. Ihr Spiel klang fast so, als würden zwei Möwen im Winde über dem Wasser spielen. Doch die wehmutsvollen Klänge schienen Jochen nicht länger zu behagen, weshalb er versuchte, immer fröhlicher zu spielen. Er machte sogar ein paar lustige Hüpfchen, doch Jessy folgte ihm nicht und blieb bei ihren traurigen Tönen. Und als Jochen auf seiner fröhlichen Melodie beharrte und immer übermütiger geigte, brach Jessy ihr Spiel plötzlich ab und legte die Flöte wortlos beiseite. Jochen spielte noch eine Weile alleine weiter, als hätte er es nicht bemerkt, und beendete dann seine Weise mit ein paar kräftigen Akkorden.

Als Elfriede das gemeinsame Musizieren der beiden vernahm, strahlte sie übers ganze Gesicht und sagte zu Lena: «Klingt das nicht wunderschön? Die beiden würden doch genau so gut zusammenpassen wie ihre Musik. Und um wieviel reicher und angenehmer wäre unser Leben, wenn Jessy zu unserer Familie gehörte!»

«Du meinst also, Jochen und Jessy würden ein schönes Paar abgeben?», fragte Lena zurück, und als Elfriede als Antwort bloß vielsagend lächelte, fuhr Lena fort: «Du scheinst dabei zu vergessen, dass Jim mein Sohn ist. Das, was dein Junge gewinnen würde, würde der meine verlieren.»

Elfriede lächelte plötzlich nicht mehr, weil sie spürte, dass sich in den Herzen der beiden Mütter ein Kampf anbahnte. Beide gewahrten erst jetzt, dass die Musik verstummt war.

«Ja, ja, jetzt haben wir plötzlich zwei Dummerchen!», tönte es vom Baum herunter. Die beiden Frauen blickten betroffen zu Schneuli hinüber. «Was verstehst du schon von einem Mutterherzen?», wagte

Lena dem Vogel zu entgegnen, und als der sich dies offensichtlich gefallen ließ, traute sich auch Elfriede vor: «Du wirst doch wohl bemerkt haben, dass Jessy eine ungewöhnliche kleine Dame ist, und wirst es mir daher nicht verübeln, dass ich sie gerne an Jochens Seite sähe.» Die Frauen waren überrascht, dass Schneuli weiterhin schwieg, dann mehrmals den Ast wechselte, worauf er saß, und sich schließlich mit einer Kralle leise eine Träne aus den Augen wischte. Doch er schwieg weiterhin.

Da traten Jochen und Jessy ins Freie. «Seid ihr einverstanden damit», fragte Jochen, an die Frauen gewandt, «dass wir beide einen Ausflug ins Rutschbahntal machen? Wir wollen dort alte Erinnerungen auffrischen.»

Sofort antwortete Elfriede: «Natürlich sind wir einverstanden! Geht nur und vergnügt euch nach Herzenslust! Uns beiden wird es auch ohne euch nicht langweilig. Und wenn ihr heim kommt, habt ihr eine Menge zu erzählen.»

Darauf fasste Jochen Jessy an der Hand und zog sie mit sich. Dies versetzte Lena einen Stich ins Herz. Hätte sie ihre Blicke nicht so schnell abgewandt, hätte sie bemerken können, dass Jessy schon nach wenigen Schritten Jochens Hand wieder losgelassen hatte.

«Ich möchte jetzt ein wenig allein sein», sagte Lena nach einer Weile zu Elfriede und ging hinüber in ihre eigene Stube. Elfriede blickte ihr verlegen nach.

Derweil war Jochen bei guter Laune. Schon letztes Mal hatte es ihm Spaß gemacht, mit Jessy unterwegs ins Karusselltal zu sein; allerdings war damals Tante Grete noch mit dabei. Nun aber waren Jochen und Jessy inzwischen selbständiger, kräftiger und sicherer geworden. Rüstig und voller Abenteuerlust schritt er aus, so dass Jessy ihm kaum zu folgen vermochte.

«Sieh mal, wie schön hier alles ist!», sagte Jochen, als sie einen Waldsaum auf einer kleinen Anhöhe erreicht hatten. Sie setzten sich auf einen bemoosten Stein und blickten hinaus auf das weite Land. Nicht weit unter ihnen lag, eingebettet zwischen üppigen Wiesen und einem Birkenwäldchen, ein kleiner See. Am Ufer saßen mehrere Gruppen von Menschen, und zwei Segelboote waren ausgefahren. In der Wiese grasten wohl ein Dutzend niedliche Ponys, und eine Schar Kinder spielte mit ihnen.

«Ja, es ist schön», sagte Jessy.

«Aber deine Stimme klingt traurig», bemerkte Jochen enttäuscht. «Was ist los mit dir?» Jessy antwortete lange nicht. Jochen blickte zu ihr hinüber, sah Tränen in ihren Augen und fragte dann leise: «Bist du denn nicht gerne bei mir?»

«Das ist es nicht», antwortete Jessy. «Ich bin bedrückt wegen ...» Mehr sagte sie nicht. So schwiegen sie wieder und schauten dem Treiben unten am See zu.

Von beiden unbemerkt, hatte sich ein Tier herangeschlichen und stieß mit der Nase an Jessys Hände. Erschrocken blickte sie hin und rief dann voll Freude: «Oh, bist du auch da, lieber Kimi? Kommst du bloß zu Besuch oder bist du auch gestorben? Hat dich etwa ebenfalls ein Auto überfahren?» Jessy setzte ihren Spielgefährten aus der Erdenzeit auf ihren Schoß und strich sanft über sein seidiges Fell. Kimi begann zu schnurren, genauso, wie er es seinerzeit immer getan hatte, wenn er sich an Jessy schmiegte.

Jochen bat Jessy, Kimi auch streicheln zu dürfen, was sie ihm gerne gestattete. Dankbar blickte er seiner Begleiterin in die Augen und sah, dass ihre Traurigkeit schon fast verfliegen war. Dann fragte er: «Was machen wir bloß mit dem Kätzchen, wenn wir auf die Rutschbahnen gehen?» Aber Jessy sah darin kein Problem. Sie war bereits aufgestanden, ihren Liebling auf dem Arm, und schmiegte von Zeit zu Zeit ihre Wange an Kimis Köpfchen, so, wie man es auf der Erde bei liebevollen Müttern sehen kann, die ihr Baby herzen.

Auch Jochen machte sich wieder auf den Weg. Beide warfen einen letzten Blick hinab auf den See und traten dann in das Wäldchen auf der Anhöhe, um hinüber ins nächste Tal zu wandern.

«Glaubst du», sagte nach einer Weile Jochen, «dass wir so überhaupt ins Rutschbahntal kommen? Ehrlich gesagt, kenne ich den Weg dort hin gar nicht genau.»

«Ich bin diesen Weg auch noch nie gegangen», gab Jessy zur Antwort, «und doch kommt er mir bekannt vor. Jedenfalls habe ich keine Sorge, dass wir den Weg ins Rutschbahntal verfehlen könnten. Du wirst gleich sehen, wenn wir wieder aus dem Wald kommen, dass wir in einen weiten Talkessel hinab sehen, wo sich viele Leute tummeln.»

Nicht lange danach traten sie tatsächlich aus dem Waldesdunkel hinaus, und als Jochen hinabblickte und alles bestätigt sah, wandte er sich an Jessy und sagte bewundernd: «Meine Hochachtung! Du bist ja eine kleine Wahrsagerin.»

«So klein bin ich jetzt auch wieder nicht», entgegnete Jessy keck, worauf sich Jochen verteidigte: «Ich meinte natürlich nicht, Jessy sei klein; ich meinte, du seiest als Wahrsagerin klein.»

«Da magst du recht haben», pflichtete sie ihm bei. «Ich erlebe dies ja auch zum erstenmal. Aber wenn Kimi mich hier finden konnte, wie sollte ich dann den Weg ins Rutschbahntal nicht finden können? Mach es einfach so wie ich und vertraue fest darauf! Bei mir hat es jedenfalls funktioniert.»

Jochen war richtig stolz darauf, mit einer kleinen Wahrsagerin auf Reisen gehen zu dürfen und sich von ihr belehren zu lassen. Nun aber suchten sich die beiden wieder einen angenehmen Platz, um dem Leben und Treiben in der weiten Talsenke zuzusehen. An einer erhöhten Stelle stand eine kleine Ruhebänk. Hier setzten sie sich und nahmen Kimi in ihre Mitte.

«So, du kleine Wahrsagerin», begann Jochen das Gespräch wieder, «sag mir bitte, was hier unten los ist, dass so viele Leute von allen Seiten her heran spazieren und in vielen Gruppen beisammen stehen oder um Tische herum sitzen.»

«Du sagtest ja selber, ich sei bloß eine kleine Wahrsagerin. Ich weiß nur den Weg, den wir gehen müssen, das ist alles», entgegnete Jessy. «Aber sieh, dort kommt ein älterer Herr! Den wollen wir fragen.»

Der Mann schien die letzten Worte gehört zu haben und setzte sich ohne Umstände zu ihnen. «So, so, ihr möchtet also wissen, weshalb hier so viele Leute zusammenkommen? Gewiss kennt ihr das Rutschbahntal mit der orangenen Begegnungsbahn. Die benutzen vor allem Kinder und junge Leute, um irgendeinem unbekanntem oder auch erwünschten Menschen zufällig zu begegnen. Wenn man einmal vom Hinabruttschen genug hat, aber trotzdem jemandem begegnen will, geht man zumeist hierher in dieses Begegnungstal. Hier ist immer sehr viel los, und man kommt leicht mit Leuten ins Gespräch, die man noch nie zuvor gesehen hat. Zumeist knüpft man da neue Freundschaften, was unser Leben sehr bereichert. Viele kommen auch ins Begegnungstal, um einen Partner zu finden. Ich zum Beispiel bin hier vor sehr langer Zeit meiner Kathrin begegnet, und seitdem bin ich noch viel glücklicher als zuvor. Seht, dort auf der linken Seite, neben dem größeren Haus, steht eine grüne Bank, und genau da saß Kathrin und wartete, um jemandem zu begegnen. Als ich sie sah, wusste ich gleich, dass es an mir war, mich zu ihr zu setzen. Ja, ja, so hat alles angefangen.»

«Und trotzdem sind Sie jetzt wieder hier unterwegs? Wo ist denn Kathrin?», fragte Jessy.

Da sprach der Mann: «Wenn man ein Paar ist, heißt das noch lange nicht, dass man ständig beisammen sein muss. Ich suche dort unten auch gar nicht eine Partnerin, sondern sehne mich nach Geselligkeit und Freundschaft. Das ist etwas anderes.»

Damit erhob er sich, strich Kimi liebevoll übers Fell und drückte den beiden Jugendlichen die Hand. Schon bald war er zwischen den Bäumen verschwunden, und kurz darauf sah man ihn unten auf einem schmalen Weg einer Gruppe junger Männer zustreben.

«Und? Wie geht unser Weg nun weiter?», fragte Jochen.

«Wir müssen gut rechts halten. Es ist noch ziemlich weit», antwortete Jessy und stand auf. Lange gingen die beiden schweigend nebeneinander her. Von Zeit zu Zeit blickte Jochen hinüber zu Jessy und sah, wie sie sich, in Gedanken versunken, immer wieder an Kimi schmiegte. Was mochte wohl in ihr vorgehen?

Endlich durchbrach er die Stille und fragte: «Soll ich Kimi eine Weile lang tragen?» Jessy nickte und überließ das Kätzchen ihrem Begleiter. Der Weg führte die beiden an herrlich blühenden Wiesen vorbei. Immer wieder blieb Jessy stehen, um eine besonders seltene Blume zu bestaunen.

«Auf welche Bahn gehst du?», fragte sie nach einer Weile.

«Ich weiß es noch nicht. Das wird sich zeigen. Und du?»

«Ich gehe auf die Wahrsagbahn. Ich möchte herausfinden, was mit Kimi passiert ist», sagte Jessy mit Bestimmtheit und schritt entschlossen aus. Jochen merkte, dass sie allmählich immer schneller ging. Er hatte ja wirklich flinke Beine, und trotzdem konnte er ihr kaum mehr folgen. Nach einer Weile rief er: «Deine Schritte werden immer länger, da komme ich kaum mehr mit! Und ich muss ja auch auf Kimi aufpassen. Warte bitte auf mich!»

Doch Jessy achtete nicht darauf. Sie war plötzlich von einem seltsamen Gefühl durchdrungen worden, das sie nicht mit Worten zu beschreiben wusste. Wenn sie sich mit den Zehenspitzen leicht abstieß, spürte sie, dass sie eine kleine Strecke über den Boden schwebte und so ihre Schritte verlängern konnte. Zuerst war es bloß eine kleine Spanne, aber schon bald betrug der Weg, den sie schwebend zurücklegte, einen ganzen Schritt, wenig später sogar zwei Schritte. Kein Wunder, dass ihr Jochen da nicht mehr zu folgen vermochte.

«Ist das jetzt der innere Lift?», dachte Jessy. «Welch wunderbares Geschenk!» Sie hätte laut jubeln können, doch sie traute der Sache noch nicht so recht. War es vielleicht bloß ein Traum? Oder würde ihre neue Kunst gar nach kurzer Zeit wieder verschwinden? Sie wollte sie unbedingt weiter erproben. Eben führte ihr Weg an einem kunstvoll gebildeten Gartenzaun vorbei. Er stand bloß da, weil es dem Bewohner in dem kleinen Häuschen, das dahinter stand, Freude machte, eine zierliche Begrenzung um sein Anwesen zu zimmern. Aber für Jessy kam dieser Zaun ganz gelegen. Sie hielt mit ihren Schwebehüpfnern inne, blickte angestrengt auf die obersten Latten und dachte mit aller Kraft: «Ich werde ganz leicht, so leicht wie eine Vogelfeder, und kann über den Zaun schweben, schweben wie eine Möwe.» Tatsächlich hob sie, ohne mit den Zehen abzustoßen, eine oder zwei Handbreit vom Boden ab – und sank dann langsam wieder zurück.

«Also nochmals: Ich werde federleicht, leichter als eine Seifenblase und schwebe so leicht wie eine Sommerwolke über den Zaun», dachte sie mit aller Kraft – und jetzt geschah das Wunder! Jessy schwebte hoch, höher als ein Mann, streckte beide Arme seitwärts aus und schwebte so leise wie ein Gasballon hinüber. Im Gefühl höchsten Glückes ließ sie sich auf dem fein gepflegten Rasen nieder.

«Bravo, bravo!», rief der Bewohner des Häuschens, der still auf der Bank gesessen und alles mit angesehen hatte. Jessy erschrak nicht wenig, aber als sie dem bärtigen Alten in die gütigen Augen blickte, fasste sie gleich Zutrauen zu ihm und frohlockte: «Damit hatte ich nicht gerechnet! Ich weiß nicht, wie es dazu kam, dass ich es plötzlich konnte. Niemand hat es mir gezeigt, und doch ist es gelungen. Ich könnte der ganzen Welt tausendmal danke sagen!» Dann sah sie Jochen näher kommen und rief ihm entgegen: «Stell dir vor, Jochen, ich habe den inneren Lift erhalten! Sieh hier diesen Zaun! Über den bin ich hinweggeschwebt. Versuch es doch auch! Denk einfach, du seiest eine Vogelfeder oder eine Seifenblase oder vielleicht ein Gasballon.»

Jochen stand eine Weile vor dem Zaun, und man sah ihm an, wie er sich in Gedanken sehr anstrengte. Aber er blieb auf dem Boden und brach irgendwann den Versuch entmutigt ab.

«Glaube eben nicht», sagte der Mann zu Jessy, «dass andere das auch können, was dir soeben geschenkt wurde. Alles hat seine Zeit.» Und an beide gewandt fuhr er fort: «Kommt, setzt euch doch zu mir und macht es euch gemütlich. Hier, an meinem Gartentisch, ist Platz für

alle, und euer Kätzchen kann ein wenig im Rasen liegen. Wohin des Weges?»

Während sich alle setzten, antwortete Jochen, sie seien unterwegs ins Rutschbahntal, worauf Jessy bemerkte: «Ja, und ich will auf die Wahrsagbahn, damit ich nachher weiß, was mit Kimi passiert ist.»

«Das kannst du bei mir einfacher haben», sagte darauf der alte Mann ruhig. «Mit meinen beiden Fernrohren kann man fast alles in Erfahrung bringen, was auf der Erde gerade passiert oder bereits geschehen ist.»

«Als ich hier ankam», bemerkte Jessy, «durfte ich auch durch ein Fernrohr gucken und sah Vater, Mutter und Kimi. Ellen nannte den Ferngucker «Röhri», und man konnte mit ihm sprechen.»

«Ich kenne Röhri gut», sagte der Alte, «er steht oben auf einem Turm. Wenn ihr mein Häuschen genau betrachtet, seht ihr auch hier einen kleinen Aufbau. Dort oben stehen meine beiden Rohre, und wenn jemand etwas von der Erde erfahren will, führe ich ihn hinauf. Ihr müsst wissen: Überall verteilt im ganzen jenseitigen Land gibt es solche Guckrohre, teils in speziellen Häusern wie hier, teils auf Türmen oder Bergspitzen. Damit haben alle Bewohner unserer Gegend eine leichte Möglichkeit, am Leben auf der Erde Anteil zu nehmen.»

«Weshalb braucht es dazu zwei Röhren?», wollte Jochen wissen.

«Anfangs besaß ich auch bloß ein einziges Fernrohr», erklärte der Alte, «und damit konnte ich stets mit ansehen, was genau zu der Zeit, in der ich hindurchblickte, an einem bestimmten Fleck auf der Erde geschah. Erst viel später wurde mir das zweite Rohr geschenkt, und mit dem kann ich auch in die Vergangenheit schauen. Ich war nämlich auf der Erde Geschichtsprofessor, und deshalb ist der Blick durch das Vergangenheitsrohr für mich besonders interessant. Aber ich will nicht verschweigen, dass ich nach einem solchen Durchblick meistens sehr bedrückt bin.»

«Das kann ich mir gut vorstellen», bestätigte Jessy, «es ist gewiss sehr traurig, all das Elend zu sehen, das passiert ist, und sogar die blutigen Schlachten mitzerleben.»

«Ach, das ist nicht trauriger als das, was jetzt auf der Erde geschieht», entgegnete der Alte. «Nein, ich bin immer dann ganz besonders bedrückt, wenn ich das, was ich in den Geschichtsbüchern gelesen habe, mit dem vergleiche, was tatsächlich passiert ist. Da ist vieles verschwiegen, verdreht und hinzugedichtet worden. Leider habe ich sogar selber

zwei Geschichtsbücher verfasst, und wenn ich nun genau mit ansehen muss, was damals wirklich geschah, dann könnte ich mir die Haare mitsamt dem Bart ausreißen und gäbe viel darum, wenn irgend jemand meine beiden Bücher verbrennen würde. Aber leider geht das nicht, und so lernen die Studenten all den Unsinn auswendig, den ich damals selber geglaubt habe.»

Der Alte schüttelte mehrmals den Kopf, atmete tief durch und verbarg dann das Gesicht in seinen beiden Händen. Jessy und Jochen sahen einander verlegen an und wussten nichts zu sagen. Als sie dann bemerkten, dass sich der Mann sogar mit dem Handrücken die Tränen aus den Augen wischte, schwiegen sie erst recht. Schließlich gab sich der Alte einen Ruck, erhob sich und forderte die beiden auf, mit ihm zu den zwei Rohren hochzusteigen.

Doch Jochen meinte: «Geh du allein, Jessy, ich bleibe bei Kimi.»

Jessy nickte ihm zu und verschwand dann mit dem Mann im Innern des Hauses. Auf dem Ausguckturm angekommen, sagte der Professor: «So, nun wähle – Gegenwart oder Vergangenheit?»

«Zuerst die Vergangenheit! Ich wundere mich, weshalb Kimi hierher gekommen ist», antwortete Jessy. Da zeigte der Alte auf das blau gestrichene Fernrohr, und Jessy stieg auf das kleine Podest und sah ein paar Augenblicke hindurch. «Ja, jetzt weiß ich es: Es ist Kimi gleich ergangen wie mir, er ist von einem Auto überfahren worden. Gut, dass er mich hier gefunden hat.»

Dann stieg Jessy vom Podest hinunter und wandte sich dem anderen Fernrohr zu. «Ich möchte sehen, wie es Papa, Mama und meiner Schwester Linda gerade geht», sagte sie.

Nun stellte der Alte das andere Fernrohr, das in allen Regenbogenfarben schillerte, leicht tiefer auf Jessys Größe ein, worauf sie das Rohr beinahe gierig packte und gleich zu rapportieren begann: «Oh, ich sehe Linda im Zimmer der Abschlussklasse! ... Die treiben ja nur Dummheiten! ... Pass auf, Linda, Konrad schleicht sich mit einem Maikäfer heran! Ei, wie die schreit! Konrad hat ihr den Maikäfer von hinten her unter das T-Shirt gesteckt. Das ist aber gemein! ... Nun hat's der Lehrer gemerkt und ... Doch nein, jetzt schrillt die Schulglocke, und alle rennen aus dem Zimmer.»

Jessy schaute plötzlich vom Fernrohr auf und wandte sich an den Alten: «Linda ist sehr gewachsen. Als ich verunglückte, war sie erst in der zweiten Klasse, und jetzt ist sie schon in der neunten. Bin ich

wirklich schon sieben Jahre hier drüben? Ich kann es fast nicht glauben.»

«Ja, ja, die Zeit! Die verwirrt viele», antwortete der Alte. «Da wir hier keine Uhren haben und auch keinen Wechsel zwischen Tag und Nacht, da wir somit auch keine Wochen, Monate und Jahre und auch keine Abfolge der vier Jahreszeiten kennen, merken wir kaum, wie die Zeit verstreicht. Dazu kommt, dass wir bei allem, was uns gefällt, beliebig lange verweilen können. So kann es ohne weiteres vorkommen, dass jemand ganz versunken eine schöne Blume betrachtet, während dessen auf der Erde eine ganze Woche verstreicht.»

Jessy schwieg und besah sich in einem der drei hohen Spiegel, die hier an den Wänden standen. Schließlich bemerkte sie: «Ich sehe, dass auch ich mich verändert habe. Als ich hier ankam, war ich etwas mehr als neun Jahre alt ...»

«... und jetzt bist du schon eine kleine Dame», ergänzte der Professor, «und erst noch eine, die wie ein Vogel durch die Lüfte schweben kann.»

«Das ist aber gewaltig übertrieben», wandte Jessy lachend ein, «ich bin gerade erst ein einziges Mal über einen Gartenzaun geschwebt.»

Der Professor erwiderte ebenso lachend: «Ja, erst wird gehüpft, dann wird geflogen – das kennen wir!»

Während dieses kleinen Wortwechsels war Jessy auf ein drittes Podest aufmerksam geworden und fragte den Alten: «Gehört hierher etwa ein weiteres Fernrohr?»

«Erraten!», bestätigte dieser. «Durch dieses werde ich irgendwann auch noch in die Zukunft blicken können. Aber das wird einzig für mich da sein und bei keinem meiner Besucher funktionieren. Ich bekomme es allerdings erst, wenn ich meine beiden fehlerhaften Geschichtsbücher abgeübt habe.»

«Abgeübt? Das verstehe ich nicht», bemerkte Jessy.

«Tatsächlich: abgeübt! Es ist für mich wirklich eine Buße, jeden Satz, den ich damals geschrieben und für wahr gehalten habe, mit der Wirklichkeit zu vergleichen. Damals, als mir ein Engel das Vergangenheitsfernrohr brachte, freute ich mich ganz gewaltig. Aber jetzt wird mir das Herz jedesmal schwer, wenn ich mich wieder an ein neues Kapitel meines Buches wage und durchs Fernrohr die volle Wahrheit sehen muss. Oft würde ich mich am liebsten in ein Mauseloch verkriechen, aber es nützt nichts. Meine beiden Bücher müssen durchge-

arbeitet werden, bis ich die ganze Wahrheit der Erdengeschichte kenne.»

«Wie weit sind Sie denn schon?», fragte Jessy.

«Sag mir bitte «du» und nenn mich einfach Balthasar. Ich bin es so gewohnt. – Wie weit ich sei? Demnächst werde ich mit dem ersten Band zu Ende sein und dann den zweiten in Angriff nehmen. Ich muss aber zwischendurch immer wieder längere Pausen einlegen, um mich zu erholen. – Aber reden wir jetzt nicht mehr davon», sagte Balthasar, «du wolltest ja noch wissen, wie es Mama und Papa geht.»

Jessy war einverstanden und neigte sich wieder zum Rohr, und Balthasar schaute ihr schweigend zu. Schließlich stieg sie vom kleinen Podest herunter und sagte traurig: «Meine Mutter ist wahrscheinlich krank. Der Vater stand neben ihrem Bett und begleitete dann den Doktor zur Haustüre. Dort sprachen sie eine Weile, und als der Arzt ins Auto gestiegen war, wischte sich der Vater die Tränen aus den Augen. Wenn ich nur helfen könnte! – Ich möchte zurück zu den Meinen.»

Balthasar wandte ein: «Du wolltest doch mit deinem Freund ins Rutschbahntal ...»

Aber Jessy fiel ihm ins Wort: «Er ist nicht mein Freund, bloß mein Spielkamerad. Jim ist mein Freund, aber ihm geht es gerade ziemlich schlecht.»

«Was fehlt ihm denn?», wollte Balthasar wissen.

Jessy dachte eine Weile nach und sagte dann leise: «Es schmerzt ihn, weil ich mit Jochen spiele. Aber ich finde nichts Schlechtes dabei. Mehr weiß ich nicht.»

Dann stiegen beide wieder hinab und traten ins Freie. Dort saß Jochen im Gras und spielte mit Kimi. «Ich möchte nun zurück zu Samuel, Jakob und Jim», sagte Jessy zu ihm, «meiner Mutter geht es schlecht. Und überhaupt: Mich dünkt, das Hinunterrutschen passt nicht mehr so recht zu mir. Magst du allein hingehen?»

Jochen schwieg. Er hatte sich so auf das Spiel im Rutschbahntal gefreut. Dass dies nicht mehr zu Jessy passen sollte, wollte ihm nicht so recht einleuchten. Und jetzt wieder umkehren, bloß weil Jessy lange Zeit nach Jim hatte – das wollte ihm auch nicht behagen. Und wenn er mit ihr zurückkehrte, würde sie bestimmt über dem Boden schweben wollen, und er hätte Mühe, ihr zu folgen. Schließlich sagte er: «Ja, ich gehe allein, ich denke, dass ich den Weg finde. Nimm hier den Kimi – und schweb gut!» Dann gab er Jessy und dem Professor die Hand,

schwung sich über den Gartenzaun und war bald hinter den nächsten Büschen verschwunden.

Jessy sah ihm eine Weile nach, nahm dann ebenfalls von Balthasar Abschied und versuchte sich in ihrer neuen Kunst: Sachte hob sie vom Boden ab, nur wenig, so dass sie aufpassen musste, mit ihren Füßen nicht an Balthasars Kopf anzustoßen. Dann glitt sie geräuschlos in jene Richtung, aus der sie mit Jochen gekommen war. Balthasar sah ihr nach und hörte, wie Kimi miaute. War es Freude oder ein wenig Angst? Jessy jedenfalls stieg immer höher, zuletzt noch höher als die höchsten Wipfel der Tannen, die oben auf dem Bergrücken standen.

39 Rot oder schwarz?

Jochen war verwundert, dass er auch ohne Jessy den Weg ins Rutschbahntal fand, obwohl er ihn noch nie zuvor gegangen war. Er hatte es nicht sehr eilig, denn er genoss es, zum erstenmal ganz allein über Land zu gehen und das zu tun, wozu er gerade Lust hatte. Einmal setzte er sich an den Rand eines kleinen Weihers, wo sich im und am Wasser Enten, Gänse und andere Schwimmvögel tummelten. Seine Gedanken kehrten zurück in sein Heim, zu seiner Mutter, die sich freute, dass er mit Jessy auf einen Spaziergang ging. War es recht, seine Begleiterin einfach ziehen zu lassen? Hätte er überhaupt die Erlaubnis erhalten, allein auszugehen? Wäre es nicht besser, nach Hause zurückzukehren und mit der Eisenbahn zu spielen?

Dann kam ihm wieder Jim in den Sinn, der zur Strafe rote Haare erhalten hatte. Unwillkürlich stand er auf und blickte in den klaren Spiegel des Wassers. Ja, ja, seine Haare waren rot, feuerrot! An und für sich war das ja ganz schön, aber wie oft hatte er darunter gelitten! «Jetzt könnte man ja tauschen», dachte er, «Jim hat nun die roten Haare, und da könnten doch meine schwarz werden.» Jetzt erinnerte er sich daran, wie er Jim zweimal sein liebstes Spielzeug geschenkt hatte und dass der ihn trotz allem ablehnte. Wie gerne hätte er Jim als guten Kameraden gehabt! Aber offenbar befürchtete Jim, er wolle ihm Jessy wegnehmen. Ja, genau so war es! Gut, dass Jessy sich von ihm getrennt und den Rückweg angetreten hatte, sonst würde Jim nur noch eifersüchtiger.

«Was heißt da ›Rückweg?‹», sagte er laut vor sich hin. «Es ist ja vielmehr ein ›Rückflug!‹» Es war ihm ein Rätsel, wie schnell Jessy schweben gelernt hatte. Ihm schien, sie habe etwas Geheimnisvolles an sich, das

er nicht benennen konnte und das ihm fast ein wenig Angst machte. Nein, er und Jessy zusammen, das würde niemals klappen! Spielen, gemeinsam das Land durchstreifen, vielleicht auch miteinander Musik machen – das schon, aber nicht mehr. «Vielleicht würde es Jim helfen, wenn ich ihm sagte, dass er und Jessy sich meiner wegen keine Sorgen machen müssen», murmelte er wieder halblaut vor sich hin.

«Ja, das ist eine gute Idee!»

Jochen erschrak. Da hatte doch hinter ihm jemand geantwortet, zwar leise und mit einem hohen Stimmchen, aber doch ganz deutlich. Neugierig wandte er sich um und sah zwischen zwei Steinen ein kleines Menschlein sitzen, das sich den Bauch hielt vor Lachen. «Ein Gartenzwerg!», rief Jochen überrascht: «Gibt es denn so was?»

«Nein, ›so was‹ gibt es hier nicht», wisperte der Kleine, noch immer lächelnd. «Bitte beleidige mich nicht! Ich bin doch kein Gartenzwerg, ich bin ein ganz gewöhnlicher Gnom. Tu doch nicht so, als hättest du noch nie einen Gnom gesehen!»

Jochen kam nicht aus dem Staunen heraus. «Nein», sagte er, «das ist das erste Mal, dass ich jemanden wie dich sehe.»

«Dann bist du noch nicht allzu weit herum gekommen und hast noch viel zu lernen», entgegnete der Gnom und schritt auf Jochen zu. Dann sagte er: «Komm, setz dich zu mir ins Gras. Ich heiße Omiel, nicht etwa Omiil, sondern Omi-eeel. Ich will dir etwas erzählen.»

Jochen gehorchte zögernd, aber er fürchtete sich nicht, da Omiel ihn so gütig anblickte.

«Früher», begann der Gnom seine Rede, «waren wir auch auf der Erde tätig. Wir lebten zusammen mit Elfen und anderen Naturgeistern in dunkeln Wäldern, in Felsspalten, in Sümpfen, an einsamen Seen oder hoch oben in den Bergen. Die Menschen konnten uns meistens nicht sehen, weil sie ihre Augen verdorben hatten. Es machte uns Spaß, sie zu necken und allerlei Schabernack mit ihnen zu treiben, manchmal aber auch, ihnen auf wundersame Weise zu helfen. Aber die Menschen und ihre Maschinen haben uns immer mehr vertrieben mit ihrem Lärm, mit ihrem Gift und ihrem Gestank. Hier, im jenseitigen Lande, dürfen wir leben und tun, was unser Herz begehrt. Manchmal ist es uns auch gestattet, irgend jemandem einen Wunsch zu erfüllen. Das wäre doch etwas für dich.»

«Ich habe im Moment nur einen Wunsch», sagte Jochen schnell. «Ich möchte, dass mir Jim gut gesinnt ist.»

Da strich sich Omiel den Bart, wiegte den Kopf hin und her, atmete ein paarmal tief durch und sagte dann kleinlaut: «Nein, das geht leider nicht. Das Herz eines Menschen zu ändern, ist uns nicht erlaubt und auch nicht möglich. Das wäre zu schwer, viel zu schwer.» Beide schwiegen.

«Aber du hast doch gewünscht, deine roten Haare gegen schwarze einzutauschen», begann der Gnom wieder, «das wäre etwas, das ich fertig brächte. Was meinst du? Warte, ich hole in meiner Wohnung rasch den Zauberstein.» Jochen konnte sich das Lachen nicht verbeißen, als er sah, wie der Gnom mit größter Behändigkeit gegen eine kleine Baumgruppe trippelte und dort in einer kleinen Öffnung zwischen zwei Wurzeln verschwand.

Jochen saß derweil sinnend im Gras. Fort mit den roten Haaren? Dafür – schwuppdwupp – einen schwarzen Wuschelkopf? Wollte er das wirklich? Es waren doch bloß die anderen, die seine roten Haare hässlich fanden, aber ihm selber gefielen sie. Und auch die Mutter hatte ihm immer gesagt, rote Haare seien schön. Und was würde Jim denken, wenn er ihm plötzlich mit schwarzen Haaren begegnen würde? «Aha», würde er wohl denken, «nun hat sogar Jochen selber gemerkt, dass rote Haare hässlich sind.» Und wenn er dann im Spiegel wieder seine eigenen roten Haare sähe, würde Jim noch trauriger werden, und dann könnte Jochen wohl niemals sein Freund sein. «Wenn ich ihm schon mein liebstes Spielzeug geschenkt habe», dachte er, «so will ich ihm jetzt nicht mit schwarzen Haaren wehtun.»

Inzwischen war Omiel zurückgekehrt und trug in der Hand einen großen, in allen Farben funkelnden Stein. «Den brauche ich», sprach der Gnom, «wenn ich jemandem einen Wunsch erfüllen will. Zuerst kommt der Wunsch, dann der Zauberspruch. Also, pass auf:

Verswinde, rote Farb, verschwinde,
es komme schwarze Farb geschwinde,
hokus, pokus, schnucklackbei
wenn ich zähle eins zwei drei,
sei der Farbentausch geschehn,
Schwarz soll kommen, Rot soll gehn.
Wenn ich zähle, bleibt's dabei,
drum zähl ich eins und zwei und ...»

«Nein, halt, nein!», rief Jochen plötzlich ganz ungestüm. «Das will ich ja gar nicht! Meine Haare bleiben rot, basta!» Der Gnom blickte enttäuscht, ja sogar etwas beleidigt vor sich hin, und dann entfernte er sich mit seinem Stein langsam und verkroch sich stumm in seine kleine Höhle.

Jochen atmete tief durch. Ihm war, als hätte er eben einen steilen Hügel erklommen. «Nein», sagte er nochmals halblaut vor sich hin, «was fällt dem eigentlich ein? Meine Haare bleiben rot, und jetzt Schluss damit.»

In seine Gedanken versunken, machte er sich auf den Weg, kam dabei bald an einer hübschen Baumgruppe, bald an einem schönen oder gar prunkvollen Haus, einmal sogar an einem kleinen Wasserfall vorbei. Wenn er daran dachte, dass er seine roten Haare nicht hatte gegen schwarze eintauschen wollen, weil es sonst Jim weh getan hätte, fühlte er sich unglaublich leicht und hätte über die höchsten Zäune springen mögen, wenn es nur an seinem Weg welche gegeben hätte. Doch halt, hier vorne führte doch ein Zaun um ein Haus mit einem kleinen Türmchen! Jochen begann zu laufen, denn er glaubte, mit einem schnellen Anlauf auch höher springen zu können. Rasch erreichte er den Zaun, sprang ab und ... – das war doch nicht möglich! Er erreichte gewiss die doppelte Höhe des Zaunes und stürzte dann nicht etwa plump ins Gras, sondern schwebte langsam hinab und setzte seine Füße wieder sachte auf den Boden.

«So, so, nun bist wohl auch du soweit! Gratuliere!» Wer das gesprochen hatte, war Balthasar, der zuvor Jessy zu seinen Fernrohren geführt und so lange mit ihr gesprochen hatte.

Jochen war völlig verwirrt. Tatsächlich, ihm war ein Sprung gelungen, den er ohne den inneren Lift nicht geschafft hätte. Aber bevor er es nochmals versuchen konnte, musste er doch dem alten Manne antworten. Und zu allem hin bemerkte er erst jetzt, dass er seit der Begegnung mit dem Gnom seine ursprünglich Absicht, das Rutschbahntal aufzusuchen, völlig vergessen und wieder den Rückweg angetreten hatte.

«Ich weiß nicht, wie es kam», wandte er sich an den Alten, «ich wollte bloß wie ein Sportler über den Gartenzaun springen, aber dann ging es so hoch, dass ich fast fürchtete, mich beim Absturz zu verletzen.»

Da lachte der Alte hell heraus: «Du scheinst noch nicht lange hier zu sein, sonst wüsstest du, dass man sich bei uns durch einen Sturz nicht

verletzen kann. Hier kann man den Körper nicht mehr verletzen, bloß noch die Seele. Das allerdings schmerzt dann sehr.»

Jochen aber achtete wenig auf die Worte des Alten, sondern wollte nur das Eine: nämlich sich vergewissern, ob ihm der innere Lift wirklich geschenkt worden war und ob er nun auch so nach Hause schweben könne, wie er es bei Jessy gesehen hatte. So begann er wieder zu laufen und machte im Laufen immer größere Schritte, so dass sie zu immer höheren und weiteren Sprüngen wurden, und schließlich entschloss er sich, die Füße gar nicht mehr auf den Boden zu setzen. Und tatsächlich: Jetzt schwebte er in einem kleinen Abstand über dem Boden, und wenn er sich wünschte, die freie Fahrt möge auf die eine oder andere Seite abbiegen, so gehorchte ihm sein Körper genau so, wie er es einmal auf der Erde bei einem ferngesteuerten kleinen Modellflugzeug gesehen hatte. Der Alte lächelte verständnisvoll, schaute ihm nach, winkte ihm sogar, aber als er sah, dass Jochen ihn gar nicht mehr bemerkte, setzte er sich wieder vor sein Haus auf die Bank und las weiter in seinem Buch.

Jochen versuchte, genauso wie Jessy ebenfalls die Höhe der höchsten Baumwipfel zu erreichen, aber er merkte bald, dass ihm dies einstweilen noch nicht möglich war, so sehr er auch seinen Willen anstrebte. Aber dass er nun bereits in einem kleinen Abstand über den Boden hin schweben konnte, machte ihn so glücklich, dass er sicher war, noch gar nie ein so gewaltiges Glücksgefühl erlebt zu haben. Vergessen war das Rutschbantal, vielleicht für immer, und jetzt wollte er nur noch eines: so schnell wie möglich zurück in sein Heim! Denn er wusste wohl: Eine größere Freude könnte er der Mutter und auch Lena nicht machen.

40 Jims Leiden

Samuel wusste zum ersten Male nicht, wie er sich Jim gegenüber verhalten sollte. Seit dessen Haare rot geworden waren, war im Haus eine lustlose, oft sogar gedrückte Stimmung aufgekommen. Jim war kaum für eine Unternehmung zu begeistern, sei es ein Spiel, sei es ein Ausflug oder sei es eine Begegnung mit bekannten lieben Menschen. Als Samuel den Jungen in seinem Raum hatte abholen wollen, damit er Jochens Geschenk entgegennehmen könne, war er wie versteinert in seinem Sessel gegenüber dem Spiegel sitzen geblieben, hatte auf seine

roten Haare gestarrt und zu weinen begonnen. Es hatte ziemlich lange gedauert, bis sich Jim von Samuel dazu bewegen ließ, zu Jochen und Jessy zu gehen, die beide draußen im Vorraum auf ihn warteten. Und als dies dem Onkel dann endlich doch gelungen war und Jim missgelaunt sein Zimmer hatte verlassen wollen, wurden sie beinahe geblen-det, weil draußen Archas erschien und die beiden Wartenden wieder wegschickte. Der Engel hatte anschließend zu Jim nur wenige Worte gesprochen, dann hatte sich der Junge in den Sessel fallen lassen, und seither war nichts mehr mit ihm anzufangen. Nur ab und zu wandte er seinen Kopf und blickte auf den Tisch, wo Jochen sein Geschenk hingelegt hatte, oder streichelte mit einem Finger eine der beiden Katzen.

In seiner Ratlosigkeit suchte Samuel seinen Bruder Jakob auf. Dieser hatte sich in seine Schatzkammer mit den kostbaren Kristallen zurückgezogen, saß dort in einem bequemen Sessel und studierte ein Buch, in welchem die Kristalle beschrieben waren, die auf dem Planeten Jupiter zu finden sind.

«Lieber Jakob», sprach ihn Samuel an, «ich brauche deine Hilfe. Jim ist todunglücklich und würde gewiss vor Eifersucht sterben, wenn er nicht schon gestorben wäre. Und seit Archas zu ihm gesprochen hat, ist gar nichts mehr mit ihm ...»

Jakob unterbrach ihn und fragte: «Was hat denn Archas zu ihm gesagt?»

«Das würde ich auch gerne wissen», antwortete Samuel, «aber ich konnte nicht verstehen, was der Engel zu dem Jungen sprach. Am besten wäre es wohl, wir könnten Jim dazu bewegen, uns dies zu verraten. Ich habe es bereits leise versucht, aber leider ist Jim so abweisend, dass ich nicht mehr weiter in ihn dringen mochte.»

Jakob überlegte lange und sagte schließlich: «Mir fällt im Moment nichts Gescheiteres ein, als dass ich jenen Liebeskristall in die Vorhalle stelle, der damals so gewaltig gestrahlt hat, als sich ihm Jim und Jessy näherten.»

«Du denkst», meinte Samuel, «dadurch könnte sich Jim wieder an seine Liebe erinnern, und dies könnte ihn aufheitern?»

«Ja, vielleicht», antwortete Jakob. «Ich weiß im Grunde selber nicht genau, weswegen ich auf diesen Gedanken kam. Aber probieren kann man es ja.»

Jakob legte also sein Buch beiseite und schickte sich an, die kostbare

Kristallschale zu ergreifen. In diesem Augenblick bimmelten die feinen Hausglocken – ein Zeichen, dass jemand Einlass begehrte. Samuel eilte in die Halle, um den Gast zu empfangen.

«Du kommst nun wirklich im richtigen Augenblick!», rief er, als er sah, dass Brigitte draußen stand. «Doch sag, was führt dich zu uns?»

«Das ist schnell gesagt», antwortete seine Freundin: «Ellen und ich waren mit dem inneren Licht ein wenig auf Erkundungen aus, und da erschrecken wir beide, als wir sahen, dass dein Haus, das sonst so geheimnisvoll strahlt, wie umhüllt ist von einem düsteren Schleier. Da dachten wir, es sei wohl etwas Ungutes geschehen. Kann ich irgendwie helfen?»

«Ja, ganz gewiss kannst du helfen, denn ich bin ziemlich am Ende mit meinem Latein», antwortete Samuel sofort. «Aber komm bitte erst einmal mit mir in den Salon, hier in der Vorhalle ist nicht der rechte Ort, um solche Dinge zu besprechen.» Er warf einen Blick auf Jim, der seinen Kopf in die beiden Hände gestützt hielt und bewegungslos in seinem Sessel vor sich hin brütete, fasste dann Brigitte am Arm und führte sie in den Salon.

Während hier Samuel seiner Freundin alles Geschehene erzählte und sie ratschlagten, wie dem armen Jungen in seiner Seelennot am besten zu helfen wäre, trug Jakob die kostbare Kristallgruppe in die Vorhalle und stellte sie mit äußerster Vorsicht und Sorgfalt auf den Tisch neben Jim, wo bereits Jochens noch ungeöffnetes Geschenkpaket lag. Jim wendete seinen Kopf und sah dem Onkel zu, wie er die Gruppe mehrmals drehte, damit sie sich von Jims Stelle aus am vorteilhaftesten präsentierte. Schließlich blickte Jakob seinen Neffen liebevoll an, sprach aber nichts und entfernte sich wieder so still wie nur möglich. Jim atmete tief durch, vergrub zuerst seinen Kopf wieder in seinen Händen, schien es sich dann aber doch anders zu überlegen, worauf er sich im Sessel zurücklehnte und auf die Kristalle blickte, ohne dabei eine Miene zu verziehen.

Wie anders war es doch damals, als er sich zum erstenmal mit Jessy diesem wundersamen Kristall näherte und dieser beinahe aufjauchzte vor Freude über ihre gegenseitige Liebe! Und nun das! Nichts wurde lebendig, nichts begann zu strahlen, die Kristallnadeln schienen wie tot. Ja, beim genauen Hinsehen entdeckte Jim, dass sich einzelne Nadeln von der Spitze her allmählich dunkelgrau zu verfärben begannen. Nun musste er wieder leise vor sich hin weinen. Ihm schien es,

als hätte ihn die ganze Welt verlassen und als könne er niemals wieder glücklich werden. Wenn doch bloß Jessy endlich zu ihm zurückkäme! Sprechen würde er jetzt nicht mit ihr können, das war ihm klar, aber so wäre sie wenigstens nicht bei Jochen! Und dann überfiel ihn wieder das ganze Elend, sein Schluchzen schüttelte ihn, und er wusste weder aus noch ein.

«Immer dasselbe, diese dumme Eifersucht!», seufzte Brigitte, als sie sich im Salon gesetzt hatten. «Wieviel Unglück hat diese unsinnige Leidenschaft doch schon über die Menschen gebracht!»

«Ja, sie ist wie eine dunkle Schlange, welche die Seele gefangen nimmt, immer mehr einschnürt und schließlich oft genug erdrückt. Dann passieren die furchtbarsten Dinge», ergänzte Samuel.

«Du denkst wohl an meinen Cousin, der in seinem Wahn zuerst seine Freundin, dann den Mann, mit dem sie bloß ein paar freundliche Worte gesprochen hatte, und schließlich sich selber erschoss?», sprach Brigitte mit bedrückter Miene.

«Ja, an ihn musste ich gerade denken», bestätigte Samuel, «aber auch an all die Tausenden und Millionen, die sich und den anderen Menschen vor lauter Eifersucht völlig unnötig das Leben schwer machen. Und nun gehört leider auch unser Jim zu ihnen. Es ist nicht zum Aushalten! Wie bringen wir ihn bloß aus seinem Wahn heraus?» Samuel war richtig verzweifelt.

Brigitte saß lange in Gedanken da und sagte schließlich: «Gewiss wäre es gut, einmal mit ihm zu reden. Aber jetzt ist dazu nicht die richtige Zeit, denn er sieht bloß noch schwarz. Ich glaube, im Moment gibt es keinen anderen Weg, als dass wir ihm mit vereinten Kräften aus unseren eigenen Herzen Licht und Liebeskraft zuströmen lassen. Dann dürfen wir hoffen, dass es auch in ihm wieder heller wird und er zur Einsicht kommt, dass er auf einen Abweg geraten ist.»

Während dieser Rede nickte Samuel seiner Freundin zu und sprach: «Ich denke auch, dass dies das Beste ist. Ich will Jakob bitten, zu uns zu kommen, und dann setzen wir uns zu dritt an den geblumten Marmortisch. Zuvor gehe ich aber noch in den Garten, um drei reife Früchte zu pflücken. Sie werden unsere Liebeskraft verstärken.»

Samuel verließ den Salon und begab sich zu Jakob, um ihn um seine Mithilfe zu bitten. Dann schritt er in den Garten und suchte dort nach reifen Früchten. Schließlich kam er mit drei wunderschönen Oklamandas in den Händen zurück. Als er die Vorhalle betrat, blieb

er in der Nähe des Tisches, worauf Jochens Geschenk neben Jakobs Kristallgruppe lag, eine Weile stehen und empfand tiefes Mitgefühl mit seinem Neffen. Er bemerkte, dass Jim immerfort auf den Kristall starrte, und so konnte es seinem Neffen gewiss nicht entgehen, dass in der kurzen Zeit, in welcher der Onkel hier verweilte, der Kristall sich leicht rötete und zu leuchten begann. Dann sprach Samuel leise, mehr zu sich selber, aber doch so, dass es Jim gewiss hören konnte: «Schön, wie die Liebe wirkt.»

Samuel trat in den Salon, wo sich Brigitte und Jakob bereits an den geblumten Marmortisch gesetzt hatten. Er bemerkte, dass sich sein Bruder in sein wertvollstes Gewand gekleidet hatte, weshalb er sich ohne ein Wort zu sprechen nochmals in sein Zimmer zurückzog, um dort ebenfalls seinen Festmantel zu holen. Dann saßen also alle drei um den Tisch versammelt, und vor jedem von ihnen lag eine Oklamanda. Sie waren es gewohnt, bei einer solch feierlichen Handlung zuerst die Augen zu schließen und dann im richtigen Augenblick die Frucht zu kosten und sie so lange zu genießen, bis sich alles in ihrem Munde aufgelöst hatte. So taten sie es auch dieses Mal, da sie wussten, dass sie sich bei einem solchen Mahle immer wohlig warm und so leicht wie eine Vogelfeder fühlten und dass in ihrem Inneren auch bei geschlossenen Augen ein helles Licht leuchtete. Sie saßen also vollkommen still und in sich versunken da, vereint im Willen, dem armen Jim Licht und Liebeskraft zuströmen zu lassen und ihm auf diese Weise aus seiner dunkeln Gefangenschaft herauszuhelfen. Da es ja in dieser Gegend keine Uhren gibt, ließ sich natürlich nicht sagen, wie lange sie in dieser Seelentätigkeit verharrten, aber nach den Maßstäben der Erde dauerte dies sehr lange, viele Stunden, vielleicht auch Tage.

Jim saß derweil in seinem Sessel und starrte unverwandt auf Jakobs Wunderkristall. Er hatte es zuvor nicht übersehen können, dass dieser in Samuels Anwesenheit zu leuchten begonnen hatte. Doch jetzt gab es auch keinen Zweifel darüber, dass sich dieses Leuchten wieder deutlich verstärkte, obwohl sich Samuel zu den anderen beiden in den Salon begeben hatte. Und je heller der Kristall strahlte, desto größer wurde Jims Sehnsucht nach Jessy. Wenn sie doch bloß bei ihm wäre! Gewiss könnte er inzwischen wieder mit Reden anfangen, ja er könnte ihr sogar insgeheim anvertrauen, was Archas zu ihm gesprochen hatte: «Wenn du selber nicht aus deinem Dunkel herauskommen willst», hatte er gesagt, «dann wirst du immer drinnen bleiben.» Und gewiss

würde Jessy ihm dann helfen, aus diesem Dunkel herauszukommen.

Ohne es zu bemerken, hatte Jim mit sich selber zu sprechen begonnen: «Vielleicht müsste ich dann auch nicht mehr auf den Jochen schimpfen. Überhaupt: Jessy hat meine roten Haare sogar schön gefunden. Und es ist wahr, Jochen hat mir seine schönste Lokomotive geschenkt, und doch wollte ich nicht mit ihr spielen. Ja, gewiss könnte ich es Jessy sagen, wie es mir jedesmal einen Stich ins Herz gab, wenn ich die schöne Lokomotive sah.»

Während ihm solche Gedankenketten durch den Kopf wirbelten, wurde Jim plötzlich wieder bewusst, dass ja neben der Kristallschale ein weiteres Geschenk von Jochen lag, das er bisher gar nicht anzurühren vermocht hatte. Und wiederum ohne, dass er es selber bemerkte, stand er von seinem Sessel auf, nahm das Paket in die Hand, löste gedankenverloren die Schnur, wickelte das schmucke Papier ab und nahm den Speisewagen in die Hand. Der war noch schöner als die Lokomotive, das erkannte er im ersten Augenblick.

Jim sah nun immer Jessy vor sich und dann wieder Jochen. Klar denken konnte er nicht. Wie in einem Traum schritt er gegen sein Zimmer, öffnete die Türe und stellte den neuen Speisewagen in den Bahnhof seiner Eisenbahnanlage. Dann ließ er die Lokomotive, die ihm Jochen geschenkt hatte, auffahren, hängte den Speisewagen an und ließ dieses kleine Gespann auf all den verschlungenen Wegen im Kreise fahren. Er merkte nicht, wie er sich in den Sessel gesetzt hatte, die Fernsteuerung in der Hand, und einfach dem kleinen Zuge zusah, der immer dieselben Kreise fuhr, hinauf auf den kleinen Berg, hinein in den kleinen Tunnel, hinüber zum kleinen See und zurück zum kleinen Bahnhof, immerfort, fast ohne Ende.

Derweil hatten die beiden Onkel und Brigitte ihre Feier beendet und verließen schweigend den Salon. «Du siehst», begann Brigitte wieder zu sprechen, «unser Kraftspenden hat gewirkt. Jim ist wieder tätig geworden. Sieh, hier auf dem Tisch liegt noch das Papier von Jochens Geschenk! Gewiss ist er spielen gegangen.»

«Etwas Besseres könnte ich mir nicht wünschen», entgegnete Samuel, und Jakob wies mit der Hand auf seine Kristallschale und fragte: «Habt ihr gesehen, wie lebendig mein Kristall geworden ist und wie hell er strahlt? In Jim ist das Leben zurückgekehrt.» Man spürte, dass er befriedigt, ja sogar ein bisschen stolz war auf diese Kristallgruppe und auf seinen Einfall, sie in Jims Nähe zu stellen.

Während dieser Rede waren sie ins Freie getreten, denn sie spürten das Bedürfnis, sich draußen beim Teich, inmitten des Blumengartens auszuruhen und durchzuatmen. Aber sie kamen nicht dazu, sich zu setzen, denn plötzlich rief Samuel: «Seht, seht, das ist doch nicht möglich, da kommt Jessy!» Die anderen beiden blickten unwillkürlich durch die Öffnung zwischen den beiden Baumgruppen, von woher sich die Besucher meistens dem Hause näherten, konnten aber keine Jessy erblicken. «Nein», rief Samuel, «ihr sollt nicht dort hinsehen, sondern hinauf, über der Spitze jener Zeder!» Nun sahen auch Brigitte und Jakob, wie Jessy langsam durch die Luft heranschwebte und von oben herab rief: «Wie klein ihr seid, fast wie Gartenzwerge! Soll ich noch höher steigen?»

«Nein, gewiss nicht, wir glauben's dir», rief Jakob hinauf, «komm besser herab zu uns und erzähle, wie es dazu gekommen ist, dass du schweben kannst.»

«Ich bleibe lieber noch ein wenig hier oben. Jim soll kommen und mich so sehen.»

Jessy war überrascht, dass niemand von den dreien antwortete, sondern dass sie sich offensichtlich erst einmal berieten, was jetzt zu tun sei. Derweil drehte sie über ihren Köpfen mehrere Kreise und breitete dabei die Arme aus wie ein segelnder Adler, obwohl dies zum Schweben natürlich nicht nötig war. Endlich rief Samuel: «Jim ist erkrankt und kann jetzt nicht nach draußen. Komm herunter, wir erklären dir alles.» Nun ging es nicht lange, und Jessy schwebte heran, als hätte sie das schon immer getan, und setzte gekonnt im Rasen vor der Gartenbank auf, worauf sich Brigitte und das Bruderpaar gesetzt hatten.

«Erkrankt?», fragte Jessy erstaunt. «Das verstehe ich nicht. Ich dachte, hier könne man nicht mehr krank werden.»

«Er ist an der Seele erkrankt», entgegnete Samuel, «und du kennst seine Krankheit ganz gut. Aber es scheint, dass er jetzt auf dem Weg der Besserung ist. Er ist in sein Zimmer gegangen und hat Jochens Geschenk mitgenommen.»

«Dann will ich zu ihm!», sagte Jessy bestimmt, eilte entschlossen dem Hause zu und verschwand in der Vorhalle.

Die drei sahen ihr nach, und niemand versuchte, sie von ihrem Entschluss abzuhalten. Sie erhoben sich wieder und begannen einen Spaziergang durch den Blumengarten. Lange sprach niemand etwas, bis Jakob die Stille unterbrach: «Vielleicht ist das für euch auch eine

gute Nachricht: Nicht nur Jessy hat den inneren Lift erhalten, sondern auch Jochen. Er war nicht mehr zu Fuß unterwegs, sondern schwebte über den Boden, ja, er machte sogar allerlei Flugübungen. Weshalb ich das weiß? Selbst hier gilt eben das alte Sprichwort: Aller guten Dinge sind drei.»

«Das heißt: Auch du bist beschenkt worden», fiel Brigitte ein, «beschenkt mit dem inneren Licht?»

«So ist es», bestätigte Jakob und strahlte vor Glück.

41 Jochens Rückkehr

Jochen war wie närrisch, als er sich vergewissert hatte, dass er tatsächlich schweben konnte. Eine solche Freude hatte er in seinem ganzen Leben noch nie empfunden, da war er sich ganz sicher. So hatte er es wirklich nicht eilig, wieder zurück zu seiner Mutter zu kommen, denn zuerst wollte er all die neuen Möglichkeiten gründlich ausprobieren. Er traute nämlich der Sache immer noch nicht ganz. Wer weiß, vielleicht träumte er ja nur? Oder wenn er zu Fuß weiter ginge, kam ihm vielleicht seine Fähigkeit zu schweben wieder abhanden! Das galt es als erstes zu erproben. Dabei führte er immer wieder Selbstgespräche, fast so, wie man es auf der Erde gelegentlich bei alten Menschen antrifft.

«So, jetzt also hundert Schritte zu Fuß, dann die gleiche Strecke über dem Boden», sprach er zu sich selbst. Er begann laut zu zählen und stampfte bei jeder Zahl mit aller Kraft auf den Rasen, auf dem er schritt, denn er befürchtete, er könnte vielleicht das Gehen auf dem Boden verlernt haben. «Ja, das also geht noch», stellte er befriedigt fest und gab sich dann selbst den Befehl: «Und jetzt – ho hopp, so hoch wie möglich!» Sehr hoch kam er nicht, vielleicht etwa auf fünffache Mannshöhe, aber das genügte ihm einstweilen. Er versuchte abzuschätzen, wie weit er zuvor zu Fuß gegangen war, und wollte nun seinen Flug auf die genau gleiche Strecke bemessen. Als er aber etwas unsanft gelandet war, stellte er leicht verärgert fest, dass das Stück seines Fluges viel weiter war. Also galt es zu üben, und er übte wie ein richtiger Sportler, bis ihm das genau gelang, was er sich vorgenommen hatte.

«So, das habe ich jetzt im Griff», sprach er wieder zu sich selbst. «Nun ist das Steuern im Flug dran.» Er stieg wieder so hoch, wie es ging, nur wenig höher als zuvor, und stellte sich dann willentlich auf die

Richtung ein, die sein Flug nehmen sollte. Dabei war es ihm wichtig, dass er den Moment der Richtungsänderung selber genau bestimmen konnte. So sagte er sich, dass er jeweils genau dann abbiegen wolle, wenn er den Befehl mit dem Wort «Marsch!» gebe. Etwas Ähnliches hatte er einmal zu seinen Lebzeiten auf der Erde gesehen. Da übten Soldaten auf einem großen Platz bei einem großen Haus, genau miteinander im Schritt zu marschieren, und wenn sie die Richtung ändern sollten, schrie ihnen ein Mann das so laut zu, dass er sich damals fast die Ohren hatte zuhalten müssen. Aber die marschierenden Soldaten führten die Wünsche des Befehlshabers jeweils erst aus, wenn er noch viel lauter «Marsch!» geschrien hatte. So wollte er dies nun bei sich anwenden. Er gab sich selber die Befehle ebenfalls laut und schrie dann am Schluss so laut es ging «Marsch!». Das klang dann etwa so: «Dort auf der linken Seite steht ein Baum. Jetzt soll mein Flug in diese Richtung abbiegen – Marsch!» Oder: «Ich will jetzt wieder genau in jene Richtung schweben, aus der ich gekommen bin – Marsch!» Oder: «Ich will im Zickzack fliegen, zuerst ein Stück nach rechts, dann gleichviel nach links und dann geradeaus – Marsch!»

Jochen war so versunken in seine Übungen, dass er nicht bemerkte, wie er durch sein Geschrei und seine Kapriolen von allen Seiten her Menschen anlockte, die sich in der Nähe befanden. Sie standen in Gruppen zusammen, schauten zu ihm hinauf und ergötzten sich an diesem Jungen, der offensichtlich seine ersten Schwebversuche machte. Ein Mann, der schon sehr lange in dieser Gegend wohnte, sagte zu den Umstehenden: «Ich habe ja schon vieles erlebt, aber so etwas nun wirklich nicht. Eine solche Vorstellung bekommt man nicht so leicht wieder geboten.»

Bei jeder Übung, die Jochen vornahm, lachten alle von Herzen, aber das Lachen klang so, dass man spüren konnte, wie gut ihnen dieser junge Rotschopf gefiel. Einige schlugen sogar vor, sie könnten doch nachher auch noch solche Übungen machen, aber dann gemeinsam, wie seinerzeit im Militärdienst. Die meisten waren von dieser lustigen Idee begeistert, außer zwei Frauen, die bei diesem Vorschlag ein wenig abschätzig das Gesicht verzogen. Einer der Umstehenden meinte darauf, die beiden könnten ja das Kommando übernehmen, das wäre gewiss eine Riesengaudi. Und wieder lachten alle.

Inzwischen hatte Jochen eine neue Übungsreihe begonnen. «Wenn ich mich in freier Luft vorwärts und auf beide Seiten bewegen kann,

so sollte es doch auch rückwärts gehen.» Und so wurden die immer zahlreicheren Zuschauer Zeuge der lustigsten Übungen. Einmal befahl Jochen laut: «Vier Atemzüge vorwärts, dann eine ganze Drehung linksherum, dann zwei ganze Drehungen rechts herum und das Ganze nochmals, jetzt aber rückwärts – Marsch!» Und wieder brachen die Zuschauer in schallendes Gelächter aus, aber Jochen bemerkte nach wie vor rein nichts.

Aber das war immer noch nicht alles, denn jetzt verstieg sich der Junge auf den Gedanken, Überschläge und ganze Drehungen vorwärts und rückwärts zu machen, so dass den Zuschauern bei diesen tollen Kapriolen, die Jochen in luftiger Höhe vollführte, beinahe schwindlig wurde. «Und jetzt kommt die Abschlussprüfung, der Höhepunkt», sagte Jochen weiterhin zu sich selber. Mit dieser letzten Übung wollte er die volle Gewissheit erlangen, dass er in hohen Lüften sein eigener Herr und Meister war. Beinahe feierlich und so laut er konnte rief er: «Zehn Meter vorwärts, Salto rückwärts, fünf Meter nach rechts, um zwei Meter senkrecht absinken, fünf Meter nach links, zwanzig Meter rückwärts, dann mit Kopf unten fünfzig Meter vorwärts, vier Salto vorwärts, zwei Meter senkrecht aufsteigen, siebzig Meter vorwärts und gleichzeitig zwanzig Saltos vorwärts – Marsch!»

Die Zuschauer standen mit offenen Mündern da und staunten nicht schlecht, als Jochens Körper offensichtlich genau das ausführte, was er sich zuvor befohlen hatte. Aber mit den siebzig Metern vorwärts hatte er den Mund etwas zu voll genommen und nicht bemerkt, dass in seiner vorgesehenen Bahn eine weit ausladende Eiche stand. Und da er für den Abschluss seiner Übung diese siebzig Meter mit sage und schreibe zwanzig Saltos gewürzt hatte, konnte er in diesem Herumwirbeln nicht sehen, wie er geradewegs auf diese Eiche zuschwebte und sich schließlich in deren Zweigen verfang. Nun lachten die Zuschauer derart laut, dass es wirklich unmöglich war, dass Jochen sie nicht hörte. Und tatsächlich: Als er sich, in der Krone der Eiche angekommen, an einer Astgabel halten sah, bemerkte er die vielen Zuschauer und hörte ihr Gelächter, so dass sein Gesicht beinahe röter wurde als seine Haare.

Da in der jenseitigen Welt die Gefühle eines Menschen nicht verborgen bleiben können, merkten natürlich alle Zuschauer sofort, dass sich Jochen schämte, weshalb sie augenblicklich zu lachen aufhörten. Der ältere Mann, der schon sehr lange in dieser Gegend wohnte, rief ihm

zu: «Junger Mann, gut gemacht! Danke vielmals, wir hatten großen Spaß. Du brauchst dich deswegen nicht zu schämen. Wir haben uns wirklich gefreut. Komm, schweb zu uns herunter, wir wollen es schön haben miteinander.»

Der Mann hatte diese Worte mit so viel Wärme gesprochen, dass Jochen sofort zu ihm und all den Umstehenden Vertrauen fasste und von seinem Baum zu der Menschengruppe hinabschwebte, diesmal, ohne sich einen lauten Befehl zu geben. Alle nahmen ihn sehr herzlich auf. Sie ließen sich im Gras nieder und forderten ihn auf, sich zu ihnen zu setzen und ihnen zu erzählen, wer er sei, wie er auf der Erde gelebt habe und wo er jetzt wohne. So etwas hatte Jochen in seinem ganzen Leben noch nie erlebt, auf der Erde nicht und hier nicht. Auf der Erde war er meistens ausgestoßen gewesen, und seit er hier war, hatte er erst Gelegenheit, einige wenige Menschen näher kennen zu lernen. Und nun saß er da, mitten unter bislang fremden Menschen, die ihn gern hatten und ihm zuhören wollten. Ein größeres Glück konnte sich Jochen nicht vorstellen.

So erzählte er ihnen von seinem Leben, und er bemerkte, wie ihn alle bedrückt ansahen, als er von seiner Kindheit berichtete, aber auch, wie sie alle froh waren, dass es ihm inzwischen besser, ja sogar richtig gut ging. Bei all dem fühlte er den Gedanken immer stärker, er möchte nun in sein Haus zurückkehren, denn seine Mutter und Lena wussten ja von seinem neuen Glück noch gar nichts. Auch seine Zuhörer schienen dies zu spüren, und so fiel es niemandem schwer, Jochen zu verabschieden. Alle wünschten ihm zu seinem neuen Leben viel Glück, alle drückten ihm die Hand, und dabei dankten ihm auch alle für seine lustigen Kapriolen, womit er ihnen so großen Spaß gemacht habe.

Es war für Jochen beinahe Ehrensache, sich nicht etwa zu Fuß zu entfernen, sondern aufzusteigen und im Wegschweben noch einige Wendungen und Überschlüge einzulegen. Dabei sah er, wie die anderen ihm glücklich zuwinkten.

Wie er nun allein so dahinschwebte und nur noch gelegentlich eine Kapriole einlegte, um sicher zu sein, dass er es wirklich konnte, wurde er von einem tiefen Gefühl von Glück erfüllt, wie er dies zuvor nicht gekannt hatte. Und dieses tiefe Glücksgefühl drängte ihn, zu danken, auch wenn er nicht wusste, wem. Dabei gewahrte er plötzlich, dass er ziemlich ziellos übers Land geschwebt war und keine deutliche Vorstellung davon hatte, in welcher Richtung das Haus seiner Mutter

liegen könnte. Dieser Gedanke beunruhigte ihn ein wenig, aber er versuchte sich zu helfen, indem er sich den Befehl erteilte: «Die Richtung auf unser Haus nehmen – Marsch!» Dies rief er aber nicht mehr laut, sondern er sagte es bloß noch ganz leise, so dass dies niemand außer ihm hätte hören können. Wie erstaunte er da, als sich seine Flugrichtung sehr deutlich gegen die rechte Seite hin änderte. Noch mehr aber staunte er, als er ganz in der Nähe Gretes Wabenhaus entdeckte. «Ja, Grete», sagte er leise zu sich, «mein Glück ist ihr Verdienst. Sie hat sich um mich gesorgt und war geduldig mit mir.» Es schien ihm nun ganz selbstverständlich, zuerst ihr einen Besuch abzustatten, bevor er nach Hause schwebte.

So setzte Jochen im Garten vor Gretes Haus auf. Es war noch fast alles so, wie er es seinerzeit erlebt hatte, als er noch in Gretes Obhut war. So wusste er auch, wie man hier Einlass begehren konnte. Aber so oft und so lange er auch klingelte, es kam niemand heraus. Grete war vermutlich irgendwo unterwegs. So blieb ihm nichts anderes übrig, als wieder abzuheben und dem eigenen Hause zuzustreben.

Der Flug dauerte nicht sehr lange, und Jochen war erleichtert, als er von weitem sein Heim erblickte. Lena und seine Mutter standen im Garten und sahen gegen den Himmel. So entdeckten sie Jochen sehr bald und winkten ihm zu.

«Was haben wir uns um dich gesorgt!», rief ihm die Mutter zu, noch bevor er mit den Füßen den Boden berührte. «Und wie glücklich bin ich, dass du endlich wieder da bist!»

«Ich habe viel erlebt», sagte Jochen begeistert, «ich will euch ...»

«Wir wissen es, wir wissen es», erwiderte die Mutter. «Wir hatten uns nämlich solch große Sorgen um dich gemacht, dass wir Jakob oder Samuel rufen wollten. Aber du weißt ja, dass wir uns ihrem Hause immer noch nicht nähern können. Glücklicherweise aber hat Jakob gesehen, wie wir um Hilfe winkten, und dann ist er zu uns gekommen und hat uns erzählt, wie er dir dank seines inneren Lichtes bei deinen Flugübungen zugesehen hat.»

42 Wer zusammengehört

Wie sie es gewohnt war, klopfte Jessy an Jims Zimmertüre. Niemand antwortete. Da drückte Jessy ihr Ohr an die Türe und hörte nun deutlich, dass die Eisenbahnanlage in Betrieb war. So klopfte sie ein zweites

Mal, diesmal etwas kräftiger. Wieder keine Antwort. Nach einer längeren Pause versuchte sie es zum dritten Mal und rief: «Jim, möchtest du mich hereinlassen? Ich bin's, Jessy.»

Sofort riss Jim die Türe auf, sah sich kurz um, ob sonst jemand in der Nähe sei, und umarmte dann Jessy stürmisch und küsste sie mehrmals auf beide Wangen. Jessy war zwar etwas überrascht, ließ es aber geschehen.

«Denk dir, Jim», sagte sie darauf und setzte sich mit ihm auf sein Sofa, «bei mir ist etwas passiert, etwas Wunderschönes, ja, das Schönste, das du dir vorstellen kannst: Ich kann fliegen, richtig in der Luft herumschweben, sobald ich nur will. Das solltest du unbedingt auch lernen. Stell dir vor, so einfach hinauf, hoch hinauf schweben und dann hinabsehen auf die Leute, die Häuser, die Bäume und alles, was es da so gibt – wie im Traum!»

Jim hatte Jessys Hand gefasst und sagte dann traurig: «Ja, du steigst hinauf, wundervoll, und ich stürze ab, grauenhaft.»

«Komm, Jim, sag mir, was dich quält», antwortete Jessy mitfühlend, «ich möchte nicht, dass es dir schlecht geht.»

«Ehrlich gesagt, geht es mir jetzt schon wieder viel besser», gestand Jim, «aber als mir Jochen wieder ein Geschenk brachte und sogar mit dir zusammen, da gab es mir einen fürchterlichen Stich ins Herz. Onkel Samuel hat mich dann überredet, zu euch in die Halle zu kommen, aber da sah ich euch wieder miteinander weggehen, und da wurde es in mir schwarz, schwarz, so schwarz, wie du es dir gar nicht vorstellen kannst. Ja, und dann wandte sich noch Archas zu mir ...»

«Hat er mit dir gesprochen?», unterbrach ihn Jessy ungeduldig.

«Mit mir gesprochen? Das wäre zu viel gesagt. Er sagte bloß einen Satz – und dann begann sich in mir alles zu drehen.»

Lange sagten beide kein Wort. Dann fragte Jessy ganz unvermittelt: «Gefällt dir der Speisewagen, den du von Jochen bekommen hast?»

«Ja, er gefällt mir», antwortete Jim sehr leise, «ich habe nichts Schöneres in meiner Anlage.»

«Und was denkst du jetzt über Jochen?», fragte Jessy ebenso leise.

Wieder trat eine lange Pause ein. Dann klopfte jemand leise an die Tür, und Jim rief kaum hörbar: «Herein!». Die Türe wurde nur wenig geöffnet, und im Türspalt erschien Jakobs Gesicht. «Ich will euch nicht stören», sagte er, «ich wollte bloß eine Neuigkeit überbringen: Auch Jochen kann jetzt fliegen.» Und schon schloss sich die Türe wieder.

Wieder eine Pause, eine ziemlich lange. Endlich sagte Jim noch leiser als zuvor, fast unhörbar: «Ja, was soll ich denn anderes über Jochen denken, als das, was wahr ist? Du siehst es ja selber: Er ist lieb, und jetzt hat er dafür auch den Lohn.»

«Tut es dir weh?»

«Dass er jetzt fliegen kann? Er hat es sich verdient. Nein, das tut mir nicht weh.»

Nach einer Weile fragte Jessy: «Was schmerzt dich denn?»

Jim begann leer zu schlucken, sein Gesicht verzog sich, und dann sprach er mit weinender Stimme: «Du kannst fliegen, Jochen kann fliegen ... ich sehe, ihr beide passt besser zusammen.»

Da ergriff Jessy Jims Hand und presste sie an ihren Mund: «Jim, du dummer Bub, du dummer Bub, merkst du denn nicht, dass wir zusammengehören, du und ich?»

Jim wischte sich die Tränen von den Augen. Ihm wurde im Herzen plötzlich so leicht, er wusste nicht, weshalb. Dann sagte er: «Ich bin so froh, dass du mir hilfst, Jessy. Es war übrigens nicht recht von mir, wie ich mich Jochen gegenüber verhalten habe.»

Jessy lächelte. Jim hatte sein «übrigens» in letzter Zeit immer seltener gebraucht, aber jetzt war es wieder da und erinnerte Jessy an Zeiten, die – wie es ihr schien – schon weit, weit zurücklagen. Damals war Jim noch ein Bub, ja, aber jetzt nicht mehr, auch wenn sie ihn gerade «dummer Bub» genannt hatte. Auch junge Männer sind oft dumme Buben, und wer weiß, vielleicht auch noch die älteren. Dann fragte sie: «Was willst du jetzt tun?»

«Das ist wohl klar», antwortete er mit Bestimmtheit, «ich gehe mich bei ihm bedanken und sage ihm, dass es mir leid tut, wie ich zu ihm war.»

«Das heißt, der dumme Bub will nun wie ein Mann handeln.» Dann blickten beide einander an, lachten übers ganze Gesicht – und dann: Man weiß es ja ... Jedenfalls war in Jims Herz die Sonne wieder aufgegangen, und beide wussten, wer zusammengehörte, auch wenn Jim noch nicht fliegen konnte.

Dann klopfte es wieder an die Türe. Diesmal war es Samuel. Er nahm einen Stuhl, setzte sich neben die beiden und sprach: «Archas war eben bei mir. Er lässt dich fragen, wie du es mit deinen Haaren halten möchtest. Du könntest sie wieder schwarz haben, wie zuvor.»

Jim erschrak. Während der ganzen Zeit, die er seit seiner Rückkehr

in seinem Zimmer verbracht hatte, hatte er nicht ein einziges Mal in den Spiegel geblickt. Nun tat er es und sah seine rot leuchtenden Haare. Er hatte die Antwort schon auf der Zunge, aber dann kamen in ihm Zweifel auf. Er hatte sich schon ein wenig an die roten Haare gewöhnt, und im Grunde ärgerten sie ihn bloß, weil die Änderung der Haarfarbe so etwas wie eine Strafe war. Aber jetzt war er doch mit Jochen in seinem Inneren im Reinen. Er wusste, dass er ihn nicht zu hassen brauchte. Vielleicht tat es Jochen sogar weh, wenn er jetzt, wo er wählen konnte, die roten Haare wieder weghaben wollte. Und vielleicht konnte er ihm gerade mit den freiwillig gewählten roten Haaren beweisen, dass ihm sein früheres Ablehnen nun Leid tat.

«Bitte, Samuel», sagte Jim schließlich, «geh zu Archas und sag ihm, die roten Haare sollen bleiben.» Als Jessy dies vernahm, ergriff sie Jims Hand und drückte sie, und über Samuels Gesicht huschte ein leises Lächeln. Man sah, dass er ganz beschwingt das Zimmer verließ.

Jim atmete tief durch, als hätte er eben einen steilen Hügel erklommen. Jessy wandte sich an ihn und sagte: «Jim, hast du dir nicht einmal goldene Haare gewünscht? Vielleicht mussten sie zuerst rot werden, damit sie später golden werden können.»

Jim wischte sich eine Träne aus den Augen.

43 Auf Reisen

«Schade, dass ich Jim immer noch nicht zeigen konnte, wie ich frei herumschweben kann», sprach Jessy, nachdem sie Jim allein in seinem Zimmer zurückgelassen hatte, zu Onkel Samuel. «Wir könnten doch zu viert eine kleine Reise machen. Du und Brigitte können Jim in die Mitte nehmen, und ich schwebe frei voraus, neben euch oder um euch herum. Ich habe nämlich auf dem Heimweg kräftig geübt, nachdem ich bei Balthasars Haus den inneren Lift erhalten hatte.»

«Ich kann gut verstehen, dass es dir Spaß machen würde, uns deine neuen Fähigkeiten vorzuführen», antwortete Samuel, «und Jim täte eine Abwechslung nach den erlittenen Strapazen gewiss gut. Ich will nachfragen, ob Brigitte einverstanden ist und Jakob in dieser Zeit das Haus hüten würde.»

«Das Haus hüten?», fragte Jessy etwas überrascht. «Es gibt doch hier keine Diebe und Einbrecher.»

Samuel musste lachen. «Ja, da hast du recht», bestätigte er, «wir sind

schließlich nicht auf der Erde. Aber es ist doch immer gut, wenn jemand im Hause bleibt, weil er dann überraschende Besuche empfangen kann. Du wirst dich noch daran gewöhnen, dass man hier nicht solche Hemmungen hat wie auf der Erde, um jemanden zu besuchen. Man fühlt sich frei und weiß, dass man überall stets willkommen ist. Man kann ja auch niemandem die Zeit abstehlen, da wir davon beliebig viel haben und es darum meistens nicht eilt mit dem, womit wir gerade beschäftigt sind.» Dann wandte er sich ab, um mit Jakob und Brigitte zu sprechen. Jessy holte unterdessen Jims Einverständnis, das sehr leicht zu erhalten war, denn wenn etwas Besonderes unternommen werden sollte, war er stets mit Begeisterung dabei.

Nicht lange danach standen alle vier draußen auf dem wohlgepflegten Rasen vor Samuels Palast. Samuel und Brigitte nahmen Jim in die Mitte, wie es Jessy vorgeschlagen hatte, und Jessy hatte es sehr eilig, in die Höhe zu fliegen, um Jim ihre neue Fähigkeit vorzuführen. Alle schlossen für einen Moment die Augen und schwebten dann langsam hoch, zuerst über ihren Baumgarten hinweg und zwischen den Kronen der hohen Parkbäume durch. Dann kreisten sie einige Male über Samuels Palast und stiegen höher.

In einiger Entfernung, die man leicht auch zu Fuß hätte überwinden können, war das Haus zu erkennen, in welchem Jims Mutter zusammen mit Elfriede und ihrem Jochen lebten. «Jochen möchte ich bald einmal besuchen dürfen», sagte Jim fast unhörbar, mehr zu sich selbst. Samuel aber hatte es gehört und nickte Jessy leise zu. Sie verstanden einander.

«Sieh dort», rief Jim, «das Rutschbahntal, und dort, wenn du genau hinsiehst, kannst du den Weg erkennen, der von der grauen Treppe zur Grotte führt!»

Aber Jessy wies mit der Hand auf die andere Seite und sagte: «Dort, hinter den beiden Hügeln, ist schon das Karusselltal zu erkennen. Weißt, dort sind die beiden Pferde mit Jochen und mir ausgerissen. Es war ein richtiger Höllenritt.»

«Da nehmen wir es diesmal gemütlicher», sprach darauf Samuel, «wir müssen ja schließlich vor nichts fliehen und müssen auch nichts gierig erreichen. Wenn ihr einen Wunsch habt, so wollen wir den euch gern erfüllen.»

«Ich möchte wieder einmal das Heim der Neuankömmlinge sehen, dort, wo mich Ellen geweckt und mit mir den Ausguckturm bestiegen

hat», sagte Jessy, worauf Samuel und Brigitte die Richtung wechselten und in weiter Ferne die vielen Häuser inmitten der stattlichen Parklandschaft erschienen.

«Dort liegt jetzt also immer noch jener Mann, dem Jakob beim Sterben beigestanden ist», sagte Jessy. «Wollen wir uns erkundigen, wie es ihm geht?» Als auch Jim in diesen Vorschlag einwilligte, hielten sie auf ihrem Flug die Richtung bei. Nach einer Weile schwebten sie allmählich dem Boden entgegen und landeten im Park vor jenem Haus, in welchem Jim vor längerer Zeit seine Mutter hatte aufwachen sehen.

«Wartet bitte hier», sagte Samuel, «ich gehe nachsehen.»

Brigitte setzte sich auf eine Ruhebänk, und Jessy wies mit der Hand auf einen kleinen Hügel: «Sieh, Jim, das ist der Ausguckturm mit Röhri!»

«Wer ist Röhri?», fragte Jim überrascht.

«Es ist ein Guckrohr, mit dem man sprechen kann. Wenn man ihm sagt, was es einem zeigen soll, gehorcht es aufs Wort. Aber man muss es anständig sagen, sonst bockt es.»

Da kehrte Samuel bereits wieder zurück mit der Nachricht, dass der arme Mann noch sehr tief schlafe. «Der Betreuer sagte mir, nach irdischen Maßstäben gehe das noch mindestens ein Jahr, wir sollten später wieder vorbeikommen. – Aber wir könnten doch den beiden jungen Leuten Ellens Kristallhaus zeigen, was meinst du, Brigitte?»

«Das ist eine gute Idee!», antwortete sie. Jessy war ganz außer sich, als sie sich vorzustellen begann, Ellen in ihrer eigenen Wunderwelt begegnen zu dürfen.

Brigitte und Samuel wollten eben Jim wieder an der Hand fassen und abheben, als sie auf einen ungewohnten Lärm am Ausgang eines der Heime aufmerksam wurden. Ein junger Mann, der offensichtlich nicht lange geschlafen hatte und in Anwesenheit von zwei Betreuerinnen erwacht war, schlug sich ohne Unterlass an die Stirne und schrie: «Das ist nicht wahr, das kann nicht wahr sein, und ich will nicht, dass es wahr ist! Es gibt nichts, wenn man tot ist! Das ist alles bloß Traum, und ich habe nicht recht getroffen mit der Kugel.» Dann rannte er wie von Sinnen mit dem Kopf gegen die Wand und konnte es nicht fassen, dass er sich dabei nicht verletzte. Die beiden Betreuerinnen versuchten so liebevoll, wie es eben ging, ihm klar zu machen, dass all das, was er hier sehe, Wirklichkeit sei, eben eine neue Wirklichkeit, und dass es ganz gleichgültig sei, ob er in seinem Leben auf der Erde daran

geglaubt habe oder nicht, er sei jetzt eben hier und täte gut daran, diese Tatsache anzuerkennen. Aber es schien, wie wenn er keine Ohren hätte, denn er schrie pausenlos: «Es ist nicht wahr, ich will nicht, dass es wahr ist! Ich will tot sein, mausetot, und ich bin tot!»

«Kommt», sagte Brigitte, «wir wollen hier nicht neugierig zusehen. Besser ist es, ihm zu helfen.» Dabei fasste sie Jim an der einen und Jessy an der anderen Hand und zog sich mit ihnen und mit Samuel in einen versteckten Winkel des Parks zurück, wo sie sich alle auf eine bequeme Bank setzten.

«Wie können wir dem Mann helfen?», fragte Jessy. «Er hört ja nicht einmal auf die beiden Betreuerinnen.»

«Ich will es euch zeigen», antwortete Brigitte. «Wir schließen jetzt alle die Augen und erwecken in uns drin unsere Liebeskraft und unser Liebeslicht. Man spürt dies daran, dass es uns warm wird ums Herz und ein Licht leuchtet, obwohl wir die Augen geschlossen halten.»

«Bei mir geht das prima», sagte nach einer Weile Jessy, «ich muss nur an Jim denken.»

«Und ich koche fast vor lauter Hitze», bemerkte darauf Jim und konnte es nicht lassen, mit geschlossenen Augen Jessys Hand zu suchen und zu fassen. Samuel und Brigitte vermochten sich ein Lächeln nicht zu verkneifen.

«Jetzt ist es aber wichtig», fuhr Brigitte fort, «dass ihr diese Wärme und dieses Licht zu diesem armen Mann hinlenkt. Das ist viel schwieriger als beim eigenen Geliebten. Versucht es zuerst mit dem Mitleid, denn dieses bahnt die Liebe an.»

«Und damit soll dem Mann geholfen sein?», fragte Jim ein bisschen skeptisch. «Ich kann mir nicht vorstellen, wie das gehen soll.»

«Wenn du es wissen willst: Wir haben dir auch so geholfen», sagte Brigitte, worauf Jim zuerst sie, dann Samuel mit großen Augen anstarrte.

«Ja, was glaubst du denn?», fragte Samuel. «Wie sonst hätten wir dich aus deinem schwarzen Loch herausholen sollen? In solchen Fällen können nur die höheren Kräfte helfen. Wir verstehen das Ganze auch nicht, wir wissen bloß, dass dieses Liebe-Spenden nützt. Früher oder später wird es bewirken, dass auch dieser Mann zur Einsicht kommt und guten Willen entwickelt. – Also, ganz still jetzt, damit wir alle ihm unsere Liebe zusenden können.»

Eine Weile lang war es vollkommen still, und eine Frau, die vorüber-

ging und die vier mit geschlossenen Augen ruhig dasitzen sah, blickte rasch zur Seite und entfernte sich, ohne ein Geräusch zu verursachen.

«Schade, dass man das nicht schon auf der Erde praktizieren konnte», platzte plötzlich Jim heraus, worauf alle die Augen öffneten.

Da atmete Samuel tief durch und sprach: «Nein, schade ist, dass die meisten Menschen auf der Erde nicht wissen, dass man das praktizieren kann. Es gibt Gesetze, die gelten nur auf der Erde, und andere, die gelten nur hier. Aber es gibt auch Gesetze, die gelten überall, ob hier oder dort. Und dass man einander beistehen und unterstützen kann, indem man einander Liebeskraft und Liebeslicht zusendet – das ist ein Gesetz, das im ganzen Weltall gilt, ohne jegliche Ausnahme.»

Samuel hatte dies so feierlich gesprochen, dass eine Weile lang niemand mehr etwas zu sagen wagte. Dann sagte er: «Kommt, wir setzen nun unsere Reise fort.» Sie erhoben sich, fassten einander an der Hand und schwebten hoch, und hätte Jim noch eine Hand frei gehabt, so hätte er von hoch oben dem armen Mann zugewinkt, der jetzt nicht mehr tobte, sondern viel ruhiger zwischen den beiden Betreuerinnen auf einer Parkbank saß und, vornüber gebeugt, den Kopf in beide Hände gestützt hielt. Man sah aber deutlich, dass er ihnen zuhörte.

Der ruhige Flug führte die Gruppe über einige wenige Gebirgszüge, zwischen denen weite, anmutige Täler lagen. Da und dort waren kleine Siedlungen zu entdecken, dann wieder einzelne Häuschen oder Paläste. Die Wiesen wechselten mit Gärten und Parkanlagen oder geschlossenen Waldflächen, durch die Talgründe schlängelten sich silbern glänzende Bäche und mündeten in den breiteren Fluss, und da und dort hatte sich das Wasser zu glitzernden Seen gesammelt, die mit Schilf und Gebüsch umsäumt waren. Alles war belebt mit Tieren, die in den Lüften schwebten, auf den Wiesen grasten oder im und auf dem Wasser schwammen. Und überall waren Menschen zu sehen, teils vereinzelt, teils paarweise, teils in größeren Gruppen.

«Wenn du gute Augen hast, Jim», sprach nach einer Weile Samuel, «dann siehst du dort am sanften Abhang ein durchsichtiges Haus. Das ist Ellens Kristallheim.»

«Fahrt mit uns dort hin, bitte!», rief Jessy begeistert. «Ich möchte Ellen wieder sehen.» Bereitwillig schlugen Brigitte und Samuel diese Richtung ein. Beim Abbiegen bemerkten sie, wie eine Frau mit zwei Jugendlichen von links her in großer Eile heran schwebte und beinahe mit ihnen zusammenstieß.

«Hoppla!», rief Samuel. «Man scheint es eilig zu haben. Wo brennt's denn? Wäre ein irdischer Reporter in der Nähe, so stünde morgen in der Zeitung ›Verkehrsunfall in den Lüften des Jenseits‹ oder etwas dergleichen.»

Alle lachten herzlich, und die Frau sagte: «Tatsächlich, wir haben es eilig, denn im großen Balletthaus im Tal der Universitäten beginnt gleich die Schlussvorstellung der Jugend-Tanzgemeinschaft, und meine Tochter und ihr Freund wollen dies auf keinen Fall verpassen. Nächstens beginnt nämlich wieder ein neuer Kurs, und an dem wollen sie unbedingt teilnehmen. Sie sind ganz versessen auf den Ballett-Tanz.»

«Oh, das wäre auch etwas für Jim und mich!», rief Jessy, aber Samuel wollte doch lieber wie vorgesehen Ellen besuchen. Die drei Vorüber-eilenden waren auch gleich weitergezogen, so dass keine Zeit für längere Verhandlungen blieb. So erreichten die vier denn nach kurzer Zeit Ellens Kristallpalast und sahen von oben, dass sie anwesend war. Sie saß im Empfangsraum und war in ein Buch vertieft. Aber als sich die Gruppe über den Kronen der Parkbäume befand, verließ Ellen das Haus und nahm die Besucher gleich draußen auf der Eingangstreppe in Empfang.

Brigitte stellte sich beim Landen etwas ungeschickt an, da sie auf Jim aufpassen wollte. Samuel nutzte die Gelegenheit, ihr zu Hilfe zu kommen, und konnte es so geschickt einrichten, dass er sie nur mit einer Umarmung vor einem Sturze retten konnte. Jim versuchte, es seinem Onkel gleich zu tun, und half mit einer etwas komischen Umarmung Jessy bei ihrer Landung. Dabei flüsterte er ihr ins Ohr, so dass es – wie er glaubte – niemand sonst hören konnte: «Jedesmal, wenn ich dich ansehe, bist du ein bisschen schöner.» Jessy lächelte bloß, und auch die Erwachsenen lächelten, denn auch sie hatten selbstverständlich Jims leises Liebesgeflüster mitgehört.

Jim wurde dabei ein wenig verlegen, aber Samuel sagte: «Daran wirst du dich in unserer Welt gewöhnen. Hier kann man nichts verbergen, nichts Gutes und nichts Schlechtes. Aber man muss auch nichts verbergen, am allerwenigsten die Zeichen und die Sprache der Liebe.» Diese Worte schienen Jessy zu beflügeln und zu ermutigen, denn ohne Umstände gab sie Jim mitten auf den Mund einen herzlichen Kuss.

«Ihr wäret doch ein richtiges Tanzpaar», sprach darauf Ellen. «Wie ich höre, beginnt nächstens in der Tanzuniversität wieder ein Kurs, da könntet ihr vielleicht teilnehmen.»

«Das würde ich natürlich sehr gerne, wenn es der Onkel erlaubt», antwortete Jim und sah Samuel bittend an. Auch Jessy war auf seine Entscheidung sehr gespannt. Samuel schaute zuerst in die Runde, und als ihm Brigitte und Ellen zunickten, sagte er: «Gut, von uns aus dürft ihr teilnehmen. Wisst aber, dass auch wir zuerst Archas um Erlaubnis bitten müssen. Und wenn er es gestattet, werdet ihr dann auch nicht mehr bei uns wohnen. Im Tal der Universitäten gibt es eigene Heime für alle Jugendlichen, die dort studieren oder irgendwelche Kurse besuchen.»

Jim wurde nachdenklich, als er aber in Jessys Gesicht blickte und sich vorstellte, wie er jeden Tag mit ihr tanzen dürfte, sprach er entschlossen: «Nicht wahr, Jessy, das nehmen wir in Kauf?»

Jessy nickte ihm leise zu.

44 Im Liebesgarten

Ellen hatte gesehen, wie Samuel und Brigitte einander an den Händen hielten und sagte: «Kommt, Kinder, ich will euch mein Heim zeigen. Hier gibt es manches zu bestaunen, das ihr noch nie zuvor gesehen habt. Gewiss geht Brigitte in dieser Zeit gerne mit ihrem Freund in den Garten zu ihren neuen Blumen in der Nähe des Weihers.» Damit fasste sie Jessy und Jim an der Hand und trat durch das Hauptportal in ihr Kristallhaus.

Derweil führte Brigitte ihren Freund zwischen Blumenbeeten und blühenden Sträuchern in einen Winkel des Gartens, wo jene Pflanzen wuchsen, die sie jeweils auf ihren weiten Wanderungen ausgrub und heimbrachte. Hier hatte sie zwischen duftenden Holunderbüschen zwei kleine Ruhebänke hinstellen und so gegeneinander anordnen lassen, dass sich zwei Menschen mit leicht ausgestreckten Armen an den Händen fassen konnten.

«Liebespaare auf der Erde würden über diese Anordnung gewiss lachen», sagte sie zu Samuel, «denn dort wird eher Wert darauf gelegt, dass man ganz nahe Seite an Seite sitzen kann.»

«Ich will es nicht verschweigen, dass ich auch jetzt noch dieses Seite-an-Seite-Sitzen schätze, besonders wenn der Mensch nebenan Brigitte heißt», sagte Samuel lächelnd.

«Und ich will nicht verschweigen, dass mir das Einander-gegenüber-Sitzen noch viel größere Freude macht, besonders, wenn mein Gegen-

über Samuel heißt», ergänzte ebenso lächelnd Brigitte.

«Es ändert sich eben das eine oder andere, wenn man die Welten wechselt», fuhr Samuel weiter, «und hier liebt man sich doch meistens auf eine andere Art, als es auf der Erde üblich ist.»

«So ganz richtig ist das nicht, was du sagst, denn unsere Art des Liebens wäre auf der Erde auch möglich», wandte Brigitte ein.

«Ich weiß, ich weiß», erwiderte Samuel. «Aber das ist dann doch eine Sache für sehr feine Seelen.»

«Nun aber hast du hier freie Wahl: Willst du dich zu mir auf die eine Bank setzen, oder wollen wir einander gegenüber Platz nehmen?», fragte Brigitte.

«Wie kannst du fragen! Du weißt doch, was zur feinen Brigittenseele passt», antwortete Samuel. So setzten sie sich also einander gegenüber hin, richteten sich dabei gerade auf und sahen einander still und freudig in die Augen. Keines sprach mehr ein Wort. Und irgend einmal – keine Uhr maß die Zeit – streckten beide die Hände so weit aus, dass ihre Finger sich leicht berührten.

Drinne im Kristallpalast hatte derweil Ellen den beiden Jugendlichen ihr Reich gezeigt mit all seinen Schätzen und Schönheiten. Dass die Wände durchsichtig waren und man in jedem Raum trotzdem das Gefühl der Geborgenheit empfinden konnte, fand Jessy besonders aufregend. Als sie das obere Geschoß betraten, wies Ellen mit der Hand auf den weiten Garten vor der Hauptfassade, der in voller Blüte stand.

«Sieh, dort hinten sitzen Samuel und Brigitte!», bemerkte Jim. «Was tun sie nur?»

«Lasst uns warten und sehen», antwortete Ellen. Alle drei setzten sich und blickten lange hinüber auf Brigittes Gartenplätzchen.

«Ich glaube nicht, dass ich mich täusche», sagte auf einmal Jessy, «denn seit wir hier sitzen, sind rings um die Gartenbank tatsächlich viele Blumen neu aufgeblüht, und über den leuchtenden Blüten flattern immer mehr Schmetterlinge.»

«Tatsächlich, erst jetzt fällt es mir auf, wo du es sagst», sprach Jim, «und sieh, jetzt fangen Brigitte und Samuel selber ein wenig zu leuchten an!»

«Ja, und es strahlt auch rings um sie herum», ergänzte Jessy. «Wie machen die das nur?»

«Das geschieht in unserer Welt immer so oder ähnlich, wenn zwei

Menschen einander liebend begegnen», sagte Ellen. «Und alles, was ihr ringsum gesehen habt, ist für uns ein Zeichen, dass die beiden jetzt unendlich glücklich sind.»

«Geht das bei uns auch?», fragte Jim ungestüm. «Jessy und ich sind doch auch ein Paar.»

Aber Jessy wehrte ab: «Du, das ist jetzt noch zu früh, aber später sicher, ganz sicher.» Dann fasste sie seine Hand und drückte sie an ihre Brust. Jim hatte den Eindruck, dass dabei irgend etwas ein wenig anders war, und zog die Hand verlegen zurück.

45 Ellens Welttheater

«Kommt, wir wollen die beiden ihrem Liebesglück überlassen und uns noch ein wenig in meinem Hause umsehen», sagte Ellen nach einer kleinen Weile und ging voran in ein Zimmer, das sie «mein kleines Welttheater» nannte. Auch hier war vieles mehr oder weniger durchsichtig und leuchtete und glitzerte wie der teuerste Schmuck in einem irdischen Juweliergeschäft.

Aber es standen da auf den kristallinen Tischen auch einige seltsame Gegenstände, die aus Holz, Metall oder Stein gearbeitet schienen. Alle hatten die Form eines mehr oder weniger großen Kästchens, das auf der vorderen Seite entweder mit einem Vorhang oder dann mit zwei schwenkbaren Türchen verschlossen war. Eines war geöffnet, und bei genauem Hinsehen entdeckte man drei kleine Menschenpüppchen, die in einer gewöhnlichen Stube versammelt waren.

«Das sieht ja aus wie ein kleines Puppentheater!», rief Jessy voller Begeisterung. «Lassen sich die Figuren auch bewegen?»

«Ja, wenn man es sich wünscht, tun sie das. Du weißt ja, dass hier alles lebendig ist», erwiderte Ellen. «Aber es ist doch kein gewöhnliches Puppentheater, wie man es auf der Erde kennt, denn dort muss jemand entweder die Fäden ziehen oder die Puppen selber bewegen. Hier aber kann ich bloß einen Knopf drücken, und dann spielen die Figuren irgendeine kleine Szene.»

«Darf ich hier drücken?», fragte Jim, der sich einem der größeren Kästchen genähert und den Finger bereits auf den Knopf gelegt hatte.

«Hab noch ein wenig Geduld, es wird gleich losgehen», beruhigte ihn Ellen. «Lest zuerst, was auf den Schildern der Kästchen steht.»

Jessy war flinker als Jim und las schön der Reihe nach: «Bosheit, Eigennutz, Eifersucht, Genuss-Sucht, Machtgelüste, Ruhmsucht, Besitzgier, Maßlosigkeit, Neid, Tobsucht, Trägheit, Dummheit, Hochmut, Argwohn, Streitsucht, Besserwisseri, Eigensinn, Sturheit, Respektlosigkeit, Verlogenheit. – Das klingt ja, als wenn wir noch auf der Erde wären!»

«So ist es», antwortete Ellen. «Diese Kästchen sind kleine Bühnen, auf denen immer wieder neue Stücke zu den immer gleichen Themen gespielt werden.»

«Dann lasse ich hier aber besser den Knopf wieder los, denn er gehört zur Eifersuchts-Bühne», sagte Jim und begann zu lachen.

«Ich sehe, dass du lieber nicht in einen Spiegel blickst», entgegnete Ellen, ebenso lachend. «Aber Eifersucht ist nicht besser als alle anderen Laster, die hier vorgeführt werden.»

«Aber weshalb sind es gerade zwanzig?», fragte Jessy.

«Es mag ja noch weitere Unarten geben, womit sich die Menschen auf der Erde das Leben vermiesen. Aber die zwanzig, die hier dargestellt werden, sind doch die häufigsten. Könnten die Menschen diese überwinden, würde Platz frei für das Wichtigste.»

«Du meinst die Liebe, nicht wahr?», sagte Jessy.

«Ja, die meine ich, und all das Falsche, das sich hier vorführen lässt, hat stets dieselbe Wirkung: Es lässt die Liebe nicht aufkommen oder tötet sie ab.»

Während Ellen dies sagte, suchte sie mit dem Zeigefinger den Knopf beim Eifersuchts-Kästchen und blickte Jim lächelnd an: «Soll ich oder soll ich nicht?»

«Natürlich sollst du!», rief Jessy schnell. «Erteil dem lieben Bengel eine Lektion!»

Jim gab nun seinen Widerstand auf und nahm wie Ellen und Jessy auf einem Stuhl vor dem Kästchen Platz. Kaum hatte Ellen auf den Knopf gedrückt, betraten zwei junge Männer und eine Frau die Szene. Zuerst verneigte sich die Frau vor den Zuschauern und stellte sich vor: «Mich nennt man die schöne Gundula». Seht, und da kommt Gunther, mein Geliebter!»

«Ja, richtig», sagte darauf der Mann, der ebenfallsorgetreten war und sich verneigte, «ich habe meine Gundula zum Fressen gern. Sie ist mein Ein und mein Alles. Ich hüte sie wie meinen Augapfel, und wehe, wenn sich ein anderer in sie vergafft! Der bekommt es mit mir

zu tun!» Dann riss er eine kleine Pistole aus seinen roten Hosen und knallte in die Luft, worauf der Mündung des Laufes ein kleines Räuchlein entwich.

Daraufhin traten die beiden zur Seite, und es begann die dritte Figur im Hintergrund zu sprechen: «Ich habe viele Namen. Oft nennt man mich den lustigen Kasper, oft den listigen Pfiffikus und oft auch nur den armen Peter. Manchmal heiÙe ich auch Sanktamorus, manchmal Meister Kluge und dann wieder Lumpazi Vagabundus – wie's halt eben kommt. Diesmal bin ich der arme Peter.» Dann ging das Licht aus, und die Bühne blieb für einen Moment dunkel.

Als sich der kleine Raum wieder erhellte, saÙ Gundula auf einer Gartenbank und strickte an einem Jäckchen für ein Bébé. Aus dem Hintergrund tauchte Gunther auf und schwenkte in jeder Hand einen gewaltigen BlumenstrauÙ. «Sei gegrüÙt!», rief er in schönstem Tone. «Sei gegrüÙt, o du mein Herzenskäfer, du süÙes Zuckerpüppchen, du treustes aller Erdenwesen! Nimm hier, was ich auf dem Weg zu dir auf den Feldern gepflückt habe!»

«Oh, die Blumen sind wirklich schön, herzlichen Dank dafür!», antwortete Gundula. «Aber im Augenblick habe ich die Hände nicht frei. Am besten stellst du sie gleich selber ein in eine passende Vase.»

«Aha, wie es aussieht, sind dir deine Nadeln wichtiger als meine Blumen», murzte darauf Gunther leicht beleidigt.

«Natürlich sind mir deine Blumen wichtig, ich werde sie in den nächsten Tagen bestimmt immer wieder ansehen, aber jetzt stricke ich eben für unser Kind, das bald zur Welt kommt, ein Jäckchen.»

«Aha, das Kind! Auch das scheint dir wichtiger zu sein als dein geliebter Mann. Dabei ist es noch nicht einmal zur Welt gekommen! Wie kommt das erst heraus, wenn der kleine Wurm später alle Augenblicke schreit? Dann wird der Gunther bloÙ noch Luft sein ...»

«Ach, red doch nicht so dumm! Ich habe beide lieb, dich wie einen Geliebten, und das Baby eben wie ein Kind. Das kann man nicht vergleichen.»

«Das brauchst du auch nicht, ich spüre es deutlich, wie du mich schon jetzt auf die Seite schiebst.» Darauf wandte sich Gunther erbost ab, und Gundula blieb allein auf der Bühne. Sie atmete tief durch und sprach: «Der Gunther treibt mich mit seiner Eifersucht noch zum Wahnsinn! Was soll ich bloÙ tun?»

«Das frage ich mich auch immer», vernahm sie aus einer Ecke der

Bühne, und als sie hinblickte, sah sie, wie sich ihr der arme Peter näherte. «Ja, ja, auch ich weiß nicht, was ich tun soll», wiederholte Peter. «Gewiss war ich ein guter Schreiner, aber der Meister hat mich weggeschickt, weil das Geschäft nicht lief, und jetzt schreien meine drei Kinder schon seit drei Tagen nach Brot. Dabei sind die Vorratskammern leer, und vor lauter Kummer ist meine Frau auch noch krank geworden», klagte er so schrecklich, dass sogar der Gartenzwerg, der in der Nähe in den Blumen stand, zu weinen begann. «Ach ja, was soll ich bloÙ tun? Wenn ich das nur wüsste!»

Dann sank er vor Gundula in die Knie, legte seinen Kopf in ihren SchoÙ und weinte wie ein Kind. Gundula versuchte ihn zu trösten: «Du armer Peter, hör auf zu weinen, komm, setz dich neben mich, wir wollen beraten, was für euch das Beste ist.» Dabei strich sie ihm verständnisvoll über die struppigen Haare.

In diesem Moment kehrte Gunther zurück. «Du ungetreues, verruchtes Weib!», schrie er, außer sich vor Zorn. «Was schäkerst du mit diesem hergelaufenen Laffen? Jetzt erkenne ich deine Falschheit! Mich stößt du von dir, und diesem Lumpenhund kraulst du die Haare!» Dann zog er wieder die Pistole aus den Hosen und rief: «Leider habe ich nur noch eine Kugel! Drum weiß ich nicht, wen ich dran nehmen soll – dich, du verworfenes Weibsstück, oder dich, du gemeiner Ehebrecher!»

«Keines von beiden, du Trottel!», schrie Jim, der während der Szene immer nervöser auf seinem Stuhl hin und her gerutscht war. Und Jessy rief: «Vorhang zu, Vorhang zu!»

Ellen drückte auf einen Knopf, aber statt dass sich der Vorhang schloss, traten alle drei Schauspieler an die Rampe der Bühne, hielten sich an den Händen und sprachen im Chor: «Alles nicht so schlimm, es war ja bloÙ Theater, bloÙ Theater wie auf der Erde!» Und dann winkten sie zum Abschied, gaben einander je einen Kuss und verschwanden im Dunkel des Hintergrundes.

Ellen hatte ein neckisches Lächeln in den Mundwinkeln, während Jessy und Jim einander lange in die Augen blickten. Dann sagte Jim: «Jessy, wann gehen wir zu Jochen?»

Jessy gab keine Antwort, sondern umarmte Jim und gab ihm einen herzhaften Kuss. Nach einer Weile fragte sie: «Ellen, wie oft hast du dieses Stück denn schon gesehen? Das muss doch ein bisschen langweilig sein.»

«Ja, glaubst du wirklich, dass die zweimal dasselbe Stück spielen? Ganz und gar nicht! Es ist eben wie auf der Erde: immer das gleiche und doch immer wieder anders. Die drei Figuren sind auf Eifersuchts-Szenen spezialisiert, hätte ich aber zum Beispiel diese Bühne hier daneben gewählt, wäre uns irgendeine Szene vorgespielt worden, in der die Menschen einander mit Sturheit ärgern. Aber auch da kommt nie dasselbe Stück, sondern stets eine neue Form von Sturheit. Eben – ganz wie auf der Erde.»

Bei dieser Rede waren Jim und Jessy nachdenklich geworden und spürten offensichtlich keine Lust, eine neue Schauspielertruppe auftreten zu lassen. Statt dessen fragte Jim: «Bitte sag uns, Ellen, wie du zu diesen Kastenbühnen gekommen bist und wozu sie nütze sind.»

«Das ist eine lange Geschichte», fing Ellen an. «Hergestellt hat sie ein Einsiedler, der vor etwa vierhundert Jahren die Erde verlassen hat. Dort war er ein richtiger Philosoph, der mit seinem Wissen und seinem wachen Geist wohl hätte hundert Bücher schreiben können. Aber er verbarg seine Klugheit und seinen Erkenntnisreichtum und zog un-erkannt als verlumpter Bettler durch alle Länder der Erde. Er wollte nur eines: die Menschen kennenlernen. War Markt, mischte er sich unter die Leute oder spielte in einer Schenke auf seiner Flöte um ein paar Heller. Gelegentlich suchte er ein Bad in einem Fluss, putzte sich den Bart und nahm Arbeit an als Bote, Matrose, Hirte oder Schlosser-gehilfe. Alles, was er entdeckte und erduldet, bewahrte er in seinem Herzen, ohne je eine Zeile aufzuschreiben. Er erreichte ein Alter von weit über hundert Jahren, und als er ins jenseitige Land kam, beschaffte er sich vielfältiges Werkzeug und zog sich zurück in ein einsames Tal, wo er in geduldigster Arbeit all diese Kästchen herstellte. Beim Formen der Figuren war es ihm, als würde er jedem von ihnen tausend Menschenleben einhauchen, um sie fähig zu machen, das große Welt-theater auf immer neue Weise aufzuführen.»

«Dann steht hier gewissermaßen so etwas wie das Lebenswerk eines jenseitigen Einsiedlers?», sagte plötzlich eine Stimme hinter den dreien, die immer noch vor dem Eifersuchtskästchen saßen. Sie wandten sich um und sahen Samuel, der leise eingetreten und Ellens Erzäh-lung zugehört hatte.

«Ein gewaltiges Werk», bestätigte Ellen, «in der Tat die Ernte eines langen Erdenlebens. Und hätten wir hier Uhren, müsste ich beifügen: und eines noch viel längeren Jenseitslebens.»

«Und wie bist du zu diesem einmaligen Schatz gekommen?», wollte Jim wissen.

«Jessy, gewiss erinnerst du dich, nach dem Eintritt in unsere Welt ge-glaubt zu haben, dies sei der Himmel», begann Ellen ihre Antwort. «In-zwischen habt ihr erfahren, dass der aber noch weit weg ist. Doch wir alle sind dazu bestimmt, ihn irgend einmal zu erreichen. Der Einsied-ler, der dieses Werk hier geschaffen hat, war zum Eintritt in jene unbe-kannte neue Welt reif und hat darum alles zurückgelassen, was er hier besaß oder erschuf. Es war fast Zufall, dass ich ihm auf einem meiner Ausflüge in die Einsamkeit begegnete. Wir kamen miteinander ins Ge-spräch, wobei er erfuhr, dass ich mich gerne als Kursleiterin betätige. «Dann wird dir das nützen», sagte er und bat mich, sein Lebenswerk als Geschenk anzunehmen. Und so steht es also hier, dieses Welttheater, und in meinen Kursen können sich Menschen ihre Lieblings-Unarten in immer neuer Weise ansehen. Meistens tun sie dies so lange, bis sie darüber lachen können oder müssen.»

«Wie oft haben es denn deine Schützlinge in deinen Kursen schon benutzt?», fragte Jim wiederum voller Neugierde.

«Nicht sehr oft. Aber das macht nichts. Wenn bloß ein einziger Mensch durch dieses Werk zur Selbsterkenntnis kommt, hätte sich alles, was der Mann auf der Erde und hier erdachte, erschuf und erlitt, reichlich gelohnt.»

Dann trat eine Pause ein. Eine sehr lange Pause.

«Nun möchte ich euch beide zum Aufbruch mahnen», sprach dann Samuel zu Jessy und Jim. «Fast hättet ihr vergessen, dass wir ja mitein-ander die jenseitige Welt erkunden und nur so nebenbei kurz bei Ellen vorbeischaun wollten. Brigitte ist auch aus dem Garten zurück. Ich kann dir sagen, Ellen, sie verlässt ihn in sehr gutem Zustand. So schön hat er selten geblüht und geleuchtet.» Dabei lachte er verschmitzt.

Dann ging Samuel den beiden jungen Menschen voraus, Brigitte folgte, und alle trafen sich auf der breiten Stiege vor dem Hauptportal des Kristallhauses, wo der Abschied gefeiert wurde.

46 Jenseitsstädte

Brigitte und Samuel hatten Jim wieder in die Mitte genommen, wäh-rend Jessy die kleine Gruppe umkreiste. Da von allen dreien ein war-mes Leuchten ausging, sah es fast so aus, als flöge ein Falter um eine

Lampe und könne sich wegen ihrer wärmenden Strahlen nicht nähern. Einmal mehr kamen sie ob all der Schönheiten, die sich ihnen während ihres Fluges darboten, nicht aus dem Staunen heraus. Meist schwebten sie ruhig dahin, Jessy flog voraus, Samuel und Brigitte folgten und hielten Jim in der Mitte an beiden Händen.

Einmal steuerten sie auf einen Hügelzug zu, der höher war als alle anderen und Jessy neugierig machte, was sich wohl jenseits des dunklen Waldes befände, der sich weit über dem Bergesrückten ausbreitete. Nicht lange danach blickten sie in ein gewaltiges Tal, dessen ganze Länge und Breite bedeckt war von einer Stadt. Sie war größer als alles, was Jim und Jessy je gesehen hatten oder sich hätten vorstellen können.

Als Jessy dies gewährte, hielt sie inne, und auch die anderen drei blieben stehen und blickten, überwältigt von diesem Eindruck, hinab in das Meer von Häusern, kleinen Palästen, Straßen und Parkanlagen. Offensichtlich hatte es den beiden Jugendlichen die Sprache verschlagen, denn sie starrten unverwandt hinab und schüttelten nur den Kopf, als wollten sie sagen: «So etwas ist doch gar nicht möglich. Wie klein ist doch die Welt, die wir bis jetzt kennengelernt haben!»

«Ja, da staunt ihr», sagte Samuel nach langem Schweigen. «In einer solchen Stadt ...»

«Ja, gibt es denn mehrere solche Städte?», unterbrach ihn Jessy.

«Was für eine Frage!», gab Samuel zur Antwort. «Man sieht, dass ihr immer noch ganz am Anfang seid. Alles, was ihr je gesehen habt, gibt es hier tausendfach, millionenfach, denn das jenseitige Land nimmt nirgends ein Ende. Auch solche Städte gibt es wohl Hunderttausende, und jede ist wieder anders, bewohnt von anderen Menschen, anderen Rassen und Bewohnern anderer Weltgegenden. Und in solchen Städten werden all die Dinge hergestellt, die man auch in unserer Welt noch braucht.»

«Also keine Seifen, WC-Schüsseln und Personenlifte», stellte Jim scherzhaft fest, und Jessy ergänzte: «... und keine Parfüms, Spülmaschinen und Kehrichtverbrennungsanlagen.»

«Ich sehe, ihr habt das Prinzip verstanden», bemerkte Samuel erfreut, «obwohl es auch hier immer wieder Leute gibt, die Dinge herstellen, die überflüssig wären.»

«Aber weshalb lässt man denn diese Leute hier arbeiten?», fragte Jim. «Die sollten es doch auch schön haben und nicht arbeiten müssen,

als wären sie noch auf der Erde.» Und wiederum ergänzte Jessy: «Und man könnte doch auch hier Fabriken bauen und diese Dinge maschinell herstellen lassen.»

«Nur nicht so viel auf einmal!», wehrte Samuel ab. «Alles schön der Reihe nach: Erstens muss hier niemand arbeiten, denn alle Menschen, die eine solche Stadt bevölkern, arbeiten freiwillig, einfach deshalb, weil ihnen ihre Tätigkeit Freude bereitet. Und zweitens gibt es auch Leute, die entweder allein oder in kleineren Gruppen Maschinen bauen, doch auch dies tun sie aus Freude. Und da kann es dann schon mal vorkommen, dass eine solche Maschine das Herstellen von Gebrauchsgegenständen erleichtert. Aber im allgemeinen stellt man alles lieber in Handarbeit her. Nimm als Beispiel eine Blumenvase: Es ist ziemlich langweilig, einer Maschine zuzuschauen, die ohne Unterlass Vasen ausspuckt, eine exakt gleich wie die andere. Aber es ist eine zutiefst erfüllende Tätigkeit, solche Gefäße mit eigenen Händen zu formen, sie zu bemalen und jedesmal neue Formen und neue Farbmuster zu ersinnen. Auf diese Weise wird auch unsere jenseitige Welt immer vielfältiger und abwechslungsreicher.»

«Können wir nicht miteinander in die Stadt hinabschweben und den Leuten ein wenig zusehen, wie sie all diese Dinge herstellen?», fragte Jim.

«Jetzt nicht. Vielleicht ist das später einmal möglich», entschied Samuel, «denn einfach zusehen, ohne selber Hand anzulegen, kann man zumeist nicht. Ist man aber selber tätig, sind auch die anderen gerne bereit, ihre Tätigkeiten vorzuführen und ihre Produkte zu zeigen.»

So setzten alle vier sich also wieder in Fahrt, änderten jedoch die Richtung und verloren auf diese Weise die Stadt allmählich aus ihren Blicken.

Sie waren aber noch nicht sehr lange unterwegs, als Jim plötzlich auf einer weiten Anhöhe eine völlig andere Stadt erblickte. Jedes einzelne Gebäude war groß und erhaben, glänzender als die herrlichsten Kathedralen. «Seht dort, das ist ja unglaublich!», rief er begeistert und merkte gar nicht, dass er, als er mit der Hand nach dem Hügel wies, Samuels Hand losgelassen hatte. Doch der Onkel hatte es bemerkt und lächelte Brigitte zu. Diese verstand den Wink, ließ Jims Hand ebenfalls unbemerkt los und zeigte mit ihrem Arm auf eine Prozession von wohl tausend Leuten, die sich betend und laut singend jener Tempelstadt näherten.

«Was mag das nur sein?», fragte Jim. «Gehen die zur Kirche?»

«Vielleicht kann man dem so sagen», erwiderte Samuel. «Diese Leute machen eine Wallfahrt. Es sind alles Menschen, die sich auf der Erde bekriegt haben, weil sie verschiedene Meinungen über das Jenseits und den lieben Gott ...»

Samuel konnte den Satz nicht beenden, denn schon erschien Archas und setzte die Rede fort, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt: «... ja, ganz unterschiedliche Meinungen über Gott und die jenseitigen Welten hatten. Alle behaupteten, nur sie allein besäßen die volle Wahrheit, und darum hassten und bekriegten sie alle anderen. Sie wussten eben nicht, dass man die Wahrheit überhaupt nicht besitzen kann. Die Wahrheit kann man nur suchen, und wenn man glaubt, sie gefunden zu haben, entschlüpft sie einem wieder, und man muss weiter suchen, immer weiter. Es ist mit der Wahrheit fast wie mit einem schillernden Regenbogen: Wie sehr man sich ihm auch nähern will – immer weicht er zurück. Und doch lässt er niemanden unberührt und weckt in allen Menschen die Sehnsucht, in seine wundersame Farbenpracht einzutauchen.» Nach diesen Worten verschwand Archas ebenso schnell, wie er gekommen war. Nur der bekannte wohltuende Duft erinnerte noch an seine Anwesenheit.

Jim war plötzlich ganz verwirrt und drehte sich nach allen Seiten. Inzwischen hatte auch Jessy bemerkt, dass er beide Hände losgelassen hatte, und wollte ihn darauf ansprechen, aber Brigitte hielt sich den Finger auf den Mund. Jessy verstand, und alle drei nickten einander zu. Sie waren sich einig, einfach abzuwarten, bis Jim es selber bemerkte.

«Ja, und jetzt?», fragte Jim. «Hassen sie einander jetzt nicht mehr?»

«Ganz gewiss nicht», sprach Samuel, «sonst wären sie nicht in dieser Gegend. Sie alle haben gelernt, dass man den Allmächtigen auf viele Arten im Herzen suchen kann. Als Zeichen ihrer Eintracht haben sie beschlossen, ihre Dome, Kathedralen, Kirchen, Tempel, Synagogen, Moscheen und dergleichen auf derselben Anhöhe zu bauen. Sie ordneten sie so harmonisch und geschickt an, dass alle das Gefühl haben können, ihr eigener Bau komme auf diese Weise am besten zur Geltung.»

Aber Jims Neugier war noch nicht gestillt. «Doch woher kommen diese vielen Menschen?», wollte er wissen.

Diesmal antwortete Brigitte: «Jenseits des Hügels, von hier aus kann man es nicht sehen, liegt ein großer Park. Dort finden sich immer wie-

der Menschen ein, die nicht mehr an ihren alten und starren Glaubenssätzen festhalten wollen. Sie möchten daher mit solchen Menschen Gespräche führen und sich versöhnen, die sie auf der Erde abgelehnt, gehasst und sogar verfolgt haben.»

Jim schien allerdings nicht mehr so recht zugehört zu haben und rief: «Sieh dort, in der Prozession schwenken sie Tücher, und hinten spielt sogar ein Musikverein!»

Da ergriff Samuel das Wort: «Jim, wenn du etwas fragst und dir Brigitte darauf eine Antwort gibt, so solltest du erst einmal zuhören. Später kannst du dann wieder über deine neuen Entdeckungen berichten.»

«Es ist eben alles so aufregend hier», verteidigte sich Jim und besann sich dann auf das, was Brigitte gesagt haben könnte. «Du erzähltest etwas von einem Park und von Gesprächen, aber so genau weiß ich es tatsächlich nicht mehr», gab er kleinlaut zu.

«Ich will dir aus der Patsche helfen, Jim», sagte Jessy. «Die Menschen, die sich jenseits des Hügels im Park treffen, wollen hier mit jenen reden, auf die sie im Erdenleben geschossen haben.»

«Ach so», sagte Jim, «sogar geschossen. Ja, davon haben wir in der Schule gehört.»

«Und wenn sich nun eine größere Gruppe im Park eingefunden hat und auch Vertreter von allen Religionen und Glaubensbekenntnissen dabei sind», fuhr Brigitte fort, «dann machen sie sich gemeinsam auf und ziehen singend, musizierend und Fahnen schwingend in die Stadt der Kathedralen, Synagogen, Moscheen und Tempel. Dort feiern sie ein gewaltiges Fest zu Ehren des großen Schöpfers, und sie können sich kaum genug darüber freuen, dass sie nun gemeinsam mit jenen Menschen feiern, auf die sie früher mit Schwertern oder Gewehren losgegangen sind.»

«Lasst uns bitte in die Stadt hinabschweben», rief Jim, «dann können wir ihnen beim Feiern und Festen zusehen! Das wäre doch wirklich aufregend!»

Doch Jessy erwiderte: «Ich weiß im Moment etwas viel Aufregenderes, das du noch gar nicht bemerkt hast, Jim.»

«Ja, was könnte das wohl sein, Jim?», sagte auch Samuel. «Du darfst raten.»

Jim drehte sich nach allen Seiten: «Ich sehe nichts Neues, nein, das Spannendste hier ist die Prozession in die Stadt.»

Da begann Jessy zu lachen, und als Jim zum Onkel und dessen Freundin blickte, konnten auch sie es nicht mehr verwinden und lachten aus vollem Herzen, so dass Jim ganz verdutzt vom einen zum anderen blickte und nichts mehr verstand. Schließlich sprach Samuel: «Komm, Jim, gib uns beiden wieder die Hand, sonst stürzest du noch ab!»

In diesem Moment wurde Jim gewahr, dass er offensichtlich schon seit längerer Zeit die beiden Flughelfer nicht mehr an der Hand gehalten hatte. Voller Freude stürzte er auf Jessy zu, umarmte sie zuerst, fasste sie dann an beiden Händen, drehte sich in einem tollen Tanz und rief ohne Unterlass: «Jessy, ich kann fliegen, ich kann schweben! Welch ein Glück! Ich bin ein Flieger, ein Segelflieger, ein Vogel, ein Adler – die ganze Welt gehört mir!»

Brigitte und Samuel blickten einander lächelnd an, aber als Jims Freudentanz kein Ende nehmen wollte, wischte sich Samuel doch noch eine kleine Träne aus dem Auge. Doch Jim sah es nicht, denn er setzte sich bereits in Richtung der Stadt auf dem Hügel in Fahrt und rief: «Kommt, kommt, wir wollen uns das Spektakel ansehen!»

«Halt, halt!», rief Samuel nun. «So schnell wird auch hier nicht geschossen. Jetzt bleib mal hübsch stehen, Jim, und höre, weshalb das so nicht geht.»

Jim machte ein enttäuschtes Gesicht, aber als dann Samuel seine Rede begann, hörte er doch aufmerksam zu:

«Wir sind hier nicht auf der Erde, und hier geht niemand andere Menschen aus bloßer Neugier oder Sensationslust begaffen. Das sagte ich schon bei der großen Handwerkerstadt, und hier an diesem Wallfahrtsort gilt dies erst recht. Die Menschen in unserer Welt sind nicht da, damit andere ihre Neugier befriedigen können. Diese Begafferei ist ein für allemal vorbei, auch für solche Leute, die seinerzeit als Touristen den ganzen Erdball abgeklopft haben. Wenn man hier einen anderen Teil des Jenseits besucht, muss man dort entweder etwas zu tun haben, man muss Anteil am Leben der Menschen nehmen oder sogar mit ihnen zusammenleben, mit ihnen sprechen und etwas unternehmen. Nur auf diese Weise lernt man einen anderen Teil des Jenseits richtig kennen.»

«Dann hätten wir ja seinerzeit auch nicht nach Amerika fliegen sollen», sagte Jim und machte dazu eine sehr kluge Miene.

«Das kannst du nicht miteinander vergleichen», warf Brigitte ein. «Auf der Erde spielt eben die Zeit eine große Rolle. Aber hier kannst

du dir stets genügend Zeit nehmen und auf diese Weise so viele Welten kennenlernen, wie es dir beliebt.»

«Da bin ich beruhigt», meinte darauf Jim und wandte sich wieder an Samuel: «Also, was soll nun geschehen?»

«Wenn ihr alle bereit seid, euch der Wallfahrt anzuschließen, machen wir uns auf in Richtung Tempelstadt», entschied Samuel, und als alle mit dem Kopf nickten, schwebten sie sanft gegen die Stadt hinab. Jim sah, dass Samuel seine Freundin an der Hand gefasst hatte, worauf auch er beherzt Jessys Hand ergriff und gemeinsam mit ihr die kleine Reise antrat.

Doch bald darauf rief Samuel den beiden zu: «Wartet, dort hinten kommt jemand auf uns zu. Ich spüre, dass er mit uns reden will.»

«Es ist Jakob», stellte Brigitte fest, «offenbar will er uns etwas Wichtiges mitteilen.»

Jakob hatte sich der Gruppe in großer Geschwindigkeit genähert und rief schon von weitem: «Neuigkeiten, gute Neuigkeiten!»

«Wären wir noch auf der Erde, würde ich fragen, ob du etwa das große Los gezogen hast», bemerkte Samuel und reichte seinem Bruder, als er angekommen war, die Hand. Dann wandte er sich an Jessy: «Nicht wahr, Jessy, wenn jemand stirbt, den wir lieben, so ist das für uns hier drüben eine gute Nachricht.»

«Ist etwa meine Mutter angekommen?», fragte Jessy voller Begeisterung. «Und können wir sie besuchen?»

«Du hast mir ja erzählt, dass du deine Mutter beim Blick durch Balthasars Guckrohr krank gesehen hast», antwortete Jakob. «Damals war sie am Sterben und kam kurz darauf hierher, um erst einmal tüchtig auszuschlafen. Aber das hat sie nun schon hinter sich, und die Betreuerin meldet mir, sie werde demnächst erwachen und wir sollten uns aufmachen, um ihr einen würdigen Empfang zu bereiten.»

«Da hast du mehr Glück als ich mit meinem Papa, dieser Schlafkappe», bemerkte Jim.

«Ja, aber auch Schlafkappen erwachen irgend einmal», sagte Jakob, «und nun ist es auch mit George so weit. Wir können also gleich doppelt feiern. So kommt, damit wir ihr Erwachen nicht verpassen!»

Die Stadt war wie vergessen, und in großer Eile schwebten alle miteinander ins große Tal der Empfangsheime.

47 Unterwegs zum Empfangsheim

«Weshalb spielst du immer allein auf deiner Geige, Jochen?», fragte Elfriede, «du hast doch so nette Nachbarn drüben. Und seit du dich ohne Mühe dem Haus nähern kannst, hindert dich doch nichts, Jessy oder vielleicht auch Jim zum Zusammenspiel einzuladen.»

«Ich habe es schon mehrmals versucht», entgegnete Jochen, «aber die beiden sind vor langem mit Samuel weggeschwebt und bisher nicht zurückgekehrt.»

«Ach so, ich verstehe», meinte die Mutter, «deshalb sehe ich nur immer Jakob, der dort ein- und ausgeht und seinen Gedanken nachhängt.»

In diesem Augenblick erschien unter der Tür eine Gestalt in einem hell leuchtenden Kleid. Jochen erkannte sie sogleich: «Oh, wie schön, Tante Grete, dass du uns besuchen kommst! Hoffentlich bist du mir nicht mehr böse, dass ich mit den Pferden ausgerissen bin, oder?»

«Was für eine Frage, Jochen», begann Grete, «hier ist es gar nicht möglich, einander böse zu sein. Nein, nein, ich bin glücklich, dass du deine Mutter gefunden hast und ihr fortan beisammen sein dürft.»

«Also Grete, komm, setz dich», mischte sich Elfriede ein, «wir haben letzthin zum erstenmal die gelben Strauchfrüchte geerntet, und da könnten wir alle gemeinsam mit Lena ein kleines Festmahl abhalten.»

«Aha, du meinst die Granuschen», sagte Grete, «ja, das sind herrliche Früchte. Ich habe ihre Blüten sogar schon mehrmals gemalt. Ich habe zwar alle Bilder wieder verschenkt mit Ausnahme des einen, das ich für später aufbewahre. Es soll ein ganz spezielles Geschenk werden.»

«Ich glaube, ich weiß, wem es bestimmt ist», sagte Elfriede leise. «Du hast also immer noch Hoffnung.»

«Elfriede, liebe Elfriede, sei bitte nicht so kleingläubig», ermahnte Grete ihre Schwägerin, «wir alle tun unser Bestes. Wir sollten Geduld haben.»

Jochen war ganz still geworden. In seinem Innern sah er immer noch den schwarzen Mann auf dem schwarzen Wolf, der ihn gefangen nehmen wollte.

«Nun aber kommt», ermahnte Elfriede die beiden anderen, «wir wollen hinüber gehen zu Lena und sie einladen.»

So traten sie ins Freie und fanden Lena im Gespräch mit Jakob. Als dieser die beiden Hausbewohner und Tante Grete erblickte, wandte

er sich gleich an sie und sprach: «Wie gut, dass ihr da seid! Gewiss würde es euch Freude machen, Lena ins Tal der Ankömmlinge zu begleiten. Archas war eben bei mir und hat mir eröffnet, dass George, Lenas Mann, bald erwachen werde, und da sollten wir beim Empfang dabei sein.»

Elfriede blickte zu Lena und sah, wie sie übers ganze Gesicht strahlte, aber auch Lena sah ihrer Freundin in die Augen und spürte ihre Trauer über Horsts Schicksal. «Nicht verzweifeln, Elfriede», sagte Lena, «gewiss kommt auch er einmal aus seiner Hölle heraus.»

Jakob sah, was in den beiden vorging, und sprach: «Freuen wir uns nun erst einmal über Georges Ankunft. Wer weiß, vielleicht darf er irgendwo in der Nähe wohnen oder sogar bei dir, Lena. Lassen wir uns überraschen! Und jetzt geht hin, ich selbst muss noch Samuel, Jim und Jessy benachrichtigen, denn, wie mir Archas sagt, ist auch Jessys Mutter so weit.» Damit erhob er sich etwa auf die Höhe der Baumkronen und winkte den drei Frauen und Jochen zum Abschied mit der Hand.

Lena bat die anderen um eine kleine Weile Geduld, denn sie wollte das bessere Kleid anziehen. Kurz nach ihrer Ankunft in ihrer einsamen Behausung hatte sie ja nur ihre schmutzigen und zerrissenen Lumpen am Leibe gehabt, aber der allmähliche Wandel in ihrem Herzen zeigte sich immer mehr auch in ihrem Äußeren. Und einmal, als sie sich ganz der trauernden Elfriede angenommen und ihr voller Anteilnahme zugehört hatte, was sie an Horsts Seite hatte durchmachen müssen, erschien Archas und brachte ihr ein zweites Kleid. «Das ist für den Ausgang», hatte er gesagt, «es kleidet dich besser.» Prunkvoll war auch dieses neue Gewand nicht, und mit Samuels oder Jakobs kostbaren Gewändern ließ es sich schon gar nicht vergleichen. Wie überrascht war sie darum, als sie nun den Schrank öffnete und darin einen Umhang erblickte, dessen Schönheit sie sich nicht im Traume hätte ersinnen können! Sie schloss kurz die Augen, und wer sie kannte, wusste, dass sie in diesem Augenblick einen innigen Dank an den Spender richtete.

Jochen war schon ganz zappelig und begann in den Lüften herum zu schweben, obwohl er natürlich wusste, dass seine Mutter und Lena noch nicht über den inneren Lift verfügten und den langen Weg ins Tal der Ankömmlinge zu Fuß zurücklegen mussten. Die drei Frauen und Jochen hatten sich kaum vom Haus entfernt, als sie hinter sich die feine Stimme eines Kätzchens hörten. «Da folgt uns Kimi!», rief Jochen. «Er ist drüben bei Samuel ausgerissen.»

«Das ist wohl verständlich», bestätigte Grete, «der möchte eben beim Erwachen von Jessys Mutter auch dabei sein.»

Jochen zögerte nicht lange und hob die Katze auf seinen Arm. «Komm, Kimi!», raunte er ihr zu. «Du darfst ein wenig mitfliegen. Aber entwisch mir nicht, sonst stürzest du ab.» Dann stieg er hoch, weit über die Wipfel der gewaltigen Parkbäume, die den Weg hin ins Tal der Ankömmlinge säumten, und blickte über die ungeheure Weite des jenseitigen Landes.

«Ihr solltet bitte ein wenig nach links halten», rief er plötzlich hinunter, «es ist nur ein kleiner Umweg. Ich sehe dort Balthasars Häuschen mit dem Ausguckturm. Jessy und ich sind einmal dort vorbeigekommen, und Kimi war ebenfalls dabei.» Jochen wartete die Antwort nicht ab und schwebte in die angezeigte Richtung, so dass den drei Frauen nichts anderes übrig blieb, als sich seinem Wunsch zu fügen.

«Typisch Jochen!», meinte Elfriede nur. «Was der im Kopf hat, muss immer gleich in Szene gesetzt werden.»

Lena lächelte ihr zu und sagte: «Wenigstens hat er immer etwas im Kopf, und das ist doch das Wichtigste.» Grete sah, wie diese Anerkennung Jochens Mutter freute, und fügte bei: «Ja, so kenne ich ihn auch. Er ist ein Typ, der weiß, was er will. Anfänglich war es zwar bloßer Eigensinn, aber nun wird daraus richtiger Eigenwille, und das ist ja wirklich etwas ganz anderes.»

Inzwischen hatten sie die kleine Anhöhe erreicht und blickten hinab in ein liebliches Tal, durch dessen Grund sich ein klares Wässerchen schlängelte. Sie sahen auch das Haus, das sie bereits aus Jochens früheren Erzählungen kannten. «Ja, der Balthasar», sagte Grete, «der liebt noch immer seinen kleinen Gartenzaun. Man sieht, dass es ihm in seinem Alleinsein wohl ist.» «Und trotzdem ist er gastfreundlich», wandte Elfriede ein, «sonst hätte er seinerzeit Jessy und Jochen nicht so bereitwillig aufgenommen.»

Beim Näherkommen sahen sie, dass Balthasar auf der Bank vor dem Häuschen saß, wie immer in seine Gedanken vertieft. «Hallo, Balthasar!», rief Grete, als sie auf ihn zutrat. «Immer in Gedanken?»

«Ja, was soll es Besseres geben, als in Gedanken zu sein?», entgegnete er lächelnd, worauf Grete ergänzte: «Ja, sofern es gute und kluge Gedanken sind.»

Balthasar hatte sich erhoben und fragte: «Wohin des Weges?»

«Ins Tal der Ankömmlinge», antwortete Jochen rasch. «Du, Jessy hat

doch letztes Mal durch dein Fernrohr sehen dürfen. Diesmal möchte ich dies auch, bitte.»

«Wir möchten aber nicht versäumen, wenn George und Jessys Mutter erwachen», wandte Lena mahnend ein.

Balthasar trat auf die Eingangstüre zu und sagte: «Kommt rasch herein, wir wollen sehen, wie weit es mit ihnen schon ist.» Damit ging er den anderen voran, und als sie in den Raum mit den beiden Fernrohren kamen, schritt er entschlossen auf jenes zu, das in allen Regenbogenfarben schillerte, blickte hinein und sagte: «Es eilt nicht, und die beiden sind in guten Händen. Wie ich sehe, handelt es sich bei der Frau um die Mutter jenes Mädchens, das bei mir war.»

«Ja, das war Jessy», erklärte Jochen, «und sie hat mir gesagt, sie habe ihre kranke Mutter gesehen.»

«Dann wollen wir sehen, wie es ihrem Mann geht», sprach Balthasar, und ohne eine Antwort abzuwarten, richtete er das Rohr auf jene Stelle, auf die Jessy seinerzeit geblickt hatte.

Die drei Frauen waren überrascht, dass Balthasar ziemlich lange durchs Guckrohr blickte, und sie sahen auch, wie sich sein Gesicht verdüsterte. Schließlich sagte er: «Kommt, seht selber. Jessys Vater ist ganz verzweifelt und sitzt in einer Bar bei einem Glas Bier.»

Grete fühlte sich angesprochen und blickte lange durchs Rohr. Schließlich sagte sie: «Ja, so kommt es eben, wenn man nichts vom jenseitigen Leben weiß.»

«Du sprichst in Rätseln», erwiderte darauf Lena. «Komm, erzähl bitte, was genau du sahst.»

Grete bedankte sich bei Balthasar und ermahnte die anderen zum Aufbruch. «Ich will es euch unterwegs sagen», sprach sie und ging ihnen voran. Balthasar winkte, bald darauf verschwanden die drei Frauen mit Jochen hinter der nächsten Wegbiegung.

«Charles, Jessys Vater», begann Grete nach einer Weile, «ist völlig verzweifelt und weiß nicht mehr aus und ein. Er hat seine Stelle aufgegeben und sitzt meistens in einer Bar und trinkt Bier. Als ich ihm zusah, saß er zuerst allein an einem Tischchen, aber gleich darauf setzte sich ein Mann zu ihm und sprach ihn an. «He du, ist dir was über die Leber gekrochen?», fragte er, worauf Charles sagte: «Was heißt da über die Leber gekrochen? Ein Unglück ist's, eine Katastrophe. Zuerst Jessy, und jetzt meine Frau. Ja, und dazwischen auch noch Kimi, aber das ist nicht so schlimm. Und Linda, meine andere Tochter, hat ihre

eigenen Sorgen und wohnt weit weg. Mein Leben hat einfach keinen Sinn mehr.» Da legte der andere Mann das Geld für sein Bier auf den Tisch, erhob sich, gab Charles einen Klaps auf die Schulter und sagte, fast nebenbei: «Mann, dann musst du ihm eben einen Sinn geben.»

«Der hat klug gesprochen», sagte Elfriede nachdenklich, und Grete ergänzte: «Kein Wunder – es war ein Engel.»

«Ein Engel?», fragten gleich alle anderen wie auf einen Schlag.

«Ja, ein Engel», bestätigte Grete, «er ging durch den Hinterausgang, und als er allein im Hof stand, sah ich plötzlich nur noch eine gleißend helle Lichtwolke, und dann war er weg.»

Die drei Frauen schritten schweigend durch die liebliche Landschaft und waren ganz mit ihren Gedanken beschäftigt. Für Grete war es natürlich nichts Neues, dass auf der Erde die Engel unerkannt wirken, aber Lena und Elfriede hatten dies zum erstenmal gehört und riefen sich nun viele Stationen ihres Lebens in Erinnerung, um zu prüfen, ob vielleicht auch dann und wann ein Engel seine Hände im Spiel gehabt haben könnte.

«Wenn ich nur erfahren könnte», brach endlich Elfriede das Schweigen, «ob auch in meinem Leben einmal ein Engel eingegriffen hat.»

«Auch da muss man eben Geduld haben», entgegnete Grete, «wie mir Archas einst verriet, wird es uns allen später einmal möglich sein, unser ganzes verflissenes Leben zu verstehen. Aber bis dahin ist wohl noch ein weiter Weg.»

Wieder schwiegen alle und hatten fast vergessen, weshalb und wozu sie überhaupt unterwegs waren. Schließlich erwachte Elfriede wieder aus ihrem tiefen Nachdenken und blickte in die Höhe, um sich zu vergewissern, dass Jochen ihnen folgte. Aber er war weit und breit nicht zu sehen. Erschrocken rief sie: «Jochen fehlt! Ein Unglück!»

«Nicht doch», antwortete Grete rasch, «was soll das für ein Unglück sein, wenn Jochen seine eigenen Wege geht? Übrigens weiß ich, was los ist, denn er hat es mir zugerufen. Aber ihr beide wart so in eure Gedanken versunken, dass ich euch nicht stören wollte. Er ist rasch ins Haus zurückgekehrt, um seine Geige zu holen, denn er möchte mithelfen, Georges Empfang etwas zu verschönern.»

Lena atmete tief durch. «Ja, ja, Geigenklang, das war auch bei mir so», sagte sie kleinlaut, «aber ich habe mit meiner Kritiksucht alles wieder verdorben. Ich könnte mich ohrfeigen.»

«Das wäre doch allzu komisch, wenn du das tätest», erwiderte Grete

lächelnd, «aber es wäre auch ganz unnütz und überflüssig. Was geschehen ist, ist geschehen, und es ist unklug, sich deswegen zu zerreißen. Was zählt, ist einzig, wie du jetzt bist und welche Lehren du aus deinen früheren Fehlern gezogen hast.»

Wieder schwiegen alle, und als sie aufblickten, sahen sie vor sich die vielen Empfangsheimen für Neuankömmlinge, harmonisch und sinnreich angeordnet in einem weitläufigen Park.

«In welchem Haus werde ich meinen Mann wohl finden?», fragte Lena etwas besorgt und erschrak daher ein wenig, als jemand hinter ihr antwortete: «Geht nur hier gleich rechts, ihr findet George im zweithintersten Haus mit den zwei Türmen.» Lena wandte sich um und erblickte hinter sich Jakob, Samuel und Jim.

«Wo ist Jessy?», fragte Elfriede.

Samuel wies mit der Hand in die andere Richtung und sprach: «Sie wartet gemeinsam mit Brigitte auf das Erwachen ihrer Mutter und möchte bei deren Empfang mitwirken. Auch Ellen ist bei ihnen.»

In diesem Moment landete Jochen neben ihnen. In der einen Hand hielt er die Geige und den Bogen, und auf dem anderen Arm trug er Kimi. Doch kaum hatte er mit den Füßen den Boden erreicht, entwichte ihm das Kätzchen und rannte jenem Gebäude zu, in welchem Jessys Mutter erwartet wurde. «Lass es», flüsterte Samuel Jochen zu, «es wird den Weg schon finden.»

«Schön, dass du kommst!», sagte Lena zu Jochen. «Du solltest aber etwas Lustiges spielen, denn George ist ein richtiger Spaßvogel, und am wohlsten ist es ihm, wenn man Witze macht.»

«Aber gewiss ist ihm das Witze machen gelegentlich vergangen», sagte Jakob spitzbübisch lächelnd, «wenn dich wieder einmal deine Streitlust überfallen hat.»

Lena lächelte leicht säuerlich, ließ dann aber diese kleine Neckerei gut sein. Schließlich ergänzte sie Jakobs Seitenhieb selber und sprach: «Ja, ich glaube wirklich, er hätte nicht überlebt, wenn er nicht alles hätte mit Humor nehmen können.»

Unter diesen Gesprächen erreichten sie das Empfangsheim mit den beiden Türmen.

48 Stille Ankunft

«Yolanda hat uns wirklich überrascht», sprach die Betreuerin zu Ellen, «verglichen mit anderen Frauen hat sie nach ihrem Sterben nur kurz geschlafen. Manchmal ist sie zwischendurch leicht aufgewacht und hat drei Namen geflüstert: Charles, Linda und Jessy. Das sind wohl ihr Mann und ihre Töchter.»

Da trat Jessy einen Schritt vor. «Ja, sie ist meine Mutter», sagte sie, «mein Vater heißt Charles und meine Schwester Linda. Aber beide sind noch auf der Erde. – Geht es wohl noch lange, bis Mama erscheint?»

Wortlos entfernte sich die Betreuerin und öffnete die Tür zum Liege-
raum einen Spalt breit. «Nur noch ein paar Augenblicke», antwortete sie, «sie will noch ein wenig ihre Haare in Ordnung bringen.»

Sie hatte den Satz kaum beendet, als Yolanda am Arm einer anderen Betreuerin erschien. Diese wandte sich an Ellen, Brigitte und Jessy: «Gut, dass ihr da seid, Yolanda will immer noch nicht glauben, dass sie in eine neue Welt eingetreten ist, und hält dies alles für einen Traum.» Dann sagte sie zu Yolanda: «Die beiden Frauen kennst du noch nicht, aber diese junge Dame dort dürfte dir bekannt sein.»

Es herrschte eine fast unerträgliche Stille. Yolanda stand ohne die geringste Bewegung da und blickte bald auf die beiden Frauen, bald auf Jessy, ohne nur ein einziges Wort zu sagen.

Endlich fasste sich Jessy ein Herz und sagte leise: «Mama, kennst du mich nicht mehr? Ich bin Jessy.»

«Sie? Sie sollen Jessy sein?», sagte Yolanda fast tonlos. «Jessy gibt es schon lange nicht mehr, sie kam als Kind unter ein Auto.» Dann erblickte sie ein paar Sessel, schritt auf sie zu und setzte sich geräuschlos.

Dies taten auch die zwei Betreuerinnen und forderten Jessy und die beiden Freundinnen mit einem leisen Kopfnicken auf, ebenfalls Platz zu nehmen. Alle schwiegen, während Yolanda begann, sich im Raum umzusehen. Endlich sagte eine der Betreuerinnen: «Ja, Jessy kam unter ein Auto, aber das bedeutet eben nicht, dass es sie nicht mehr gibt. Sieh, Yolanda, hier sitzt sie! Sie hat sich sehr gefreut, dass du nun auch hierher gekommen bist.»

«Ja, Mama, ich hatte lange Zeit nach dir», bestätigte Jessy. Dann wies sie mit der Hand auf Ellen und fuhr weiter: «Dies hier ist Ellen. Sie hat mich nach dem Erwachen in Empfang genommen und mir das Leben hier im jenseitigen Land erklärt.»

Yolanda blickte wie in eine weite Ferne. Endlich sagte sie sehr leise, mehr gehaucht als gesprochen: «Jessy, meine kleine Jessy, sie war so lieb.»

«Mama, ich bin eben inzwischen gewachsen», erwiderte Jessy. «Auch im Jenseits kann man nicht immer Kind bleiben.»

Dann sah ihr Yolanda ins Gesicht, sie sah sehr genau hin, kniff sogar die Augen und sprach: «Ja, so könnte sie vielleicht ausgesehen haben, wenn sie hätte älter werden können. Aber dann wurde sie ausgelöscht, einfach ausgelöscht, versunken ins Nichts ...»

Wieder schwiegen alle, aber schließlich fragte eine der Betreuerinnen: «Und du, Yolanda, bist du auch ausgelöscht, auch versunken ins Nichts?»

«Fragen Sie nicht so einfältig», antwortete sie rasch und beinahe unwirsch, «ich sitze ja hier und sehe euch.»

«Eben!», sagte Jessy. «Auch ich sitze hier und sehe dich, Mama.»

Wieder trat eine Pause ein. Yolandas Blick blieb an einem Blumenarrangement haften, das auf dem Tisch stand. Sie hatte nicht bemerkt, dass sich die tiefblauen Enzianbecher seit ihrer Ankunft im Empfangsraum allmählich geschlossen hatten. Aber nun staunte sie sehr, als sie sah, wie sich die Blütenkelche vor ihren Augen wieder öffneten und sich alle ihr entgegenneigten. Endlich fragte sie: «Wo bin ich eigentlich? Man hat mich doch ins Krankenhaus gebracht. Aber es sah dort ganz anders aus.»

«Du warst eben sehr krank und bist daran gestorben», erklärte Jessy, «und jetzt bist du hier und lebst weiter in einer neuen Welt.»

«Solcherlei hat mir der Pastor auch erzählen wollen, aber das waren bloß Kindermärchen ...»

«Alle guten Märchen sind wahr», fiel ihr Jessy ins Wort, «das weiß ich ganz sicher.»

«Ja, wenn ich Sie genau betrachte, könnten Sie tatsächlich Jessy sein. Aber sie besaß dunkle Haare, und Ihre haben einen silbernen Schimmer. – Was soll ich bloß denken?»

«Mama, bitte glaub es mir doch endlich: Ich bin Jessy und freue mich, dass du nun bei uns sein darfst.» Mit diesen Worten stand Jessy auf, ergriff die Hände der Mutter und küsste sie auf die Stirn.

Im selben Augenblick öffnete jemand die Eingangstür einen Spalt breit und sagte: «Ihr habt aber schlechte Ohren! Das Kätzchen schreit schon die längste Zeit und begehrt Einlass.»

«Kimi! Schön, dass du da bist, komm, heiße Mama willkommen!», sagte Jessy erfreut. Dann hob sie das Kätzchen auf und legte es der Mutter in den Schoß. Yolanda streichelte Kimi gedankenverloren, dann erhob sie sich langsam, stellte die Katze auf den Stuhl, sah Jessy tief in die Augen und fiel ihr endlich in die Arme. «Jessy, ist es denn möglich? Meine liebe kleine Jessy, dass ich das erleben darf!»

Ellen, Brigitte und die beiden Betreuerinnen hielten es für schicklich, sich zu entfernen, so dass Jessy mit ihrer Mutter allein sein konnte. Die beiden sprachen kein Wort, aber sahen einander sehr lange in die Augen. Dann sagte Jessy: «Komm, Mama, wir gehen zu Ellen und Brigitte, die werden wohl wissen, was nun zu geschehen hat.» Sie hob Kimi auf, fasste die Mutter an der Hand, verließ mit ihr den Raum und trat in die weite Vorhalle. Ellen und Brigitte eilten den beiden voller Freude entgegen.

«Komm, Yolanda!», sprach Ellen. «Wir gehen in mein Haus und wollen dort abwarten, bis uns gesagt wird, wo du wohnen sollst.» Dann schritt sie voran, trat ins Freie, hinaus in den prächtigen Park, und die anderen folgten ihr wortlos.

Jessy hätte ihrer Mutter gerne den Ausguckturm mit Röhri gezeigt und ihr von ihrer eigenen Ankunft erzählt, aber Yolanda war so in Gedanken vertieft und von allem, was sie umgab, so in den Bann gezogen, dass Jessy nicht zu reden wagte. So schritten sie denn schweigend über den üppigen Rasen, vorbei an prachtvollen Blumenbeeten und kleinen Weihern, in denen sich die buntesten Wasservögel tummelten. Schließlich kamen sie auf einen bequemen Weg, der sich irgendwo in weiter Ferne hinter einer Biegung in einem Wäldchen verlor.

«Ist das der Himmel?», fragte Yolanda unvermittelt.

«Du findest die Gegend hier offensichtlich schön», erwiderte Brigitte.

«Ja, wunderschön!», antwortete Yolanda. «Schöner als alles, was ich je gesehen habe.»

«Nur ist das nicht der Himmel», belehrte sie Ellen. «Bis zum Himmel ist es noch ein weiter Weg, und wie es dort aussieht, weiß hier niemand genau. Alle, die von dort her zu uns zu Besuch kommen, sagen stets dasselbe: Man könne sich das nicht vorstellen ...»

«Mir genügt dies hier vollkommen», sagte Yolanda, und fügte nach einer Pause hinzu: «Da hatte also der Pastor, dieser einfältige Tropf, doch recht. Schade, dass ich das nicht früher gewusst habe. Wenn ich

es bloß Charles sagen könnte. Ist vom Sterben die Rede, sagt der stets dasselbe: aus, Schluss, fertig – Krematorium, Feuer, Asche!»

«Das wird sein weiteres Leben sehr erschweren», bemerkte Brigitte, «aber leider werden die Menschen oft nur durch Leiden klüger.»

Wieder schwiegen alle und hingen ihren eigenen Gedanken nach. Endlich sprach Ellen: «Yolanda, bis zu meinem Haus ist es noch weit. Komm, halte dich mit den Händen an mir und Brigitte fest, wir wollen den Weg etwas abkürzen.» Yolanda sah sie verständnislos an, gehorchte aber ganz selbstverständlich. Wie erschrak sie, als sich zuerst Jessy erhob und sie selbst dann an den Händen der beiden Frauen in die Höhe schwebte. Eins übers andere Mal rief sie: «Ist das möglich! Ist das möglich!» Mehr brachte sie nicht über die Lippen.

Nicht lange danach rief Jessy: «Mama, sieh dort hinten steht Ellens Kristallhaus! Da wirst du staunen.»

Doch im gleichen Augenblick erschien Archas und strahlte so hell, dass Yolanda die Augen schließen musste, um nicht geblendet zu werden. «Seht, dort unten bei der Baumgruppe die zwei Bänke», sprach er. «Steigt ab und setzt euch, ich muss mit Yolanda reden.»

Zum erstenmal seit ihrer Ankunft spürte Yolanda ihr Herz schlagen. Es pochte so heftig, als wollte es zerspringen. Der Abstieg zu den Bänken war nur kurz, und als sich Jessy und die beiden Freundinnen entfernen wollten, sprach Archas: «Bleibt, was ich Yolanda zu sagen habe, sollt ihr auch hören.»

«Jetzt kommt das Gericht», dachte Yolanda, «und mit der ganzen Herrlichkeit ist's aus.»

«So ganz unrecht hast du nicht», bestätigte Archas, der ihre Gedanken gelesen hatte, «aber zum großen Teil ist es doch falsch. Höre mir gut zu: Wie das Gericht sein soll, bestimmst du selber. In jedem Fall dauert es lange. Alle, die hier ankommen, lernen zuerst ihr verflorrenes Erdendasein bis in die kleinste Einzelheit kennen. Und erst, wenn sie gefühlt haben, was sie den Mitmenschen bedeuteten – Freude und Schmerz –, ist das Gericht zu Ende. Jeder kann sich so lange Zeit dazu nehmen, wie er will. Und auch dieses musst du wissen: Wie herrlich der Platz ist, an dem ein Mensch hier wohnt, hängt ganz von seinem Herzen ab. Vollkommen glücklich sind jene mit einem reinen Herzen. Ellen und Brigitte sind so weit, und auch Jessy ist bald am Ziel. Aber du bist noch nicht so weit und kannst daher nicht in Ellens Kristallhaus wohnen und auch nicht bei Samuel, wo Jessy und Jim leben.»

Yolanda blickte traurig vor sich hin, wagte aber nicht aufzubegehren oder zu widersprechen.

Archas fuhr fort: «Nimm jetzt Kimi zu dir und folge mir. Schlecht wirst du es nicht haben, und ob du glücklich bist oder glücklich werden willst, hängt allein von dir ab.» Dann erhob er sich, Yolanda gab den beiden Frauen die Hand und umarmte Jessy. «Jessy darf dich besuchen, so oft sie will», entschied Archas, «aber du kannst einstweilen noch nicht auf Reisen gehen.» Dann schritt er voran, und Yolanda folgte ihm ohne Widerrede.

49 Laute Ankunft

«In diesem Haus hier wohnt ihr also», sprach George, «nicht übel für bloß drei Leute. Und du, meine getreue Lena, meinst also, da solle ich ebenfalls einziehen. Dann hätte ich also zwei Frauen und einen Sohn, der nicht mir gehört. Eine lustige Vorstellung von dir, wirklich lustig. Einen Tag bei Lena, den nächsten bei Elfriede, und zwischendurch ein Schnäpschen trinken mit Ziehsohn Jochen. Lustig, wirklich lustig, zum Platzen lustig!»

«Hier gibt es keine Tage, und Schnaps erst recht nicht», bemerkte Lena, worauf George einhakte: «Also nur Nächte, auch gut, mit Frauen sind Nächte ohnehin schöner als Tage, meinst du nicht auch, Jochen, und statt Schnaps trinken wir eben ein Bierchen, oder dann zwei Bierchen, ein helles und ein dunkles, eins für Lena und eins für Elfriede.»

«Ach, mit dir ist nichts anzufangen!», rief Lena recht verzweifelt. «Schon im Ankunftsheim machtest du über alles bloß Witze und zogst alles ins Lächerliche ...»

«Und wer hat denn Geige gespielt, dass alle ringsum in helles Lachen ausbrachen, wer war das, gnädige Frau Lena?», wehrte sich George.

«Ja, und wer hat sich vor allen, die auf dich warteten, verneigt wie ein Zirkusclown und ihnen allen beide Hände dreimal geküsst?», entgegnete Lena. «Wir sind hier nicht im Kabarett, wir sind im Jenseits.»

«Aha, im heiligen Jenseits sind wir hier, und da soll ich also eine Ewigkeit lang auf den Knien rutschen und Halleluja singen!», sagte George in gespielter Entrüstung. «Nein, das ist kein Fall für den lustigen George. Ich machte auf der Erde immer Witze und werde es auch im Jenseits tun!»

«Du kommst schon noch auf die Welt!», rief es in einer fremden Stimme vom Granuschenbäumchen herab.

«Witzig, wirklich witzig!», gab George zurück, einigermaßen überrascht. «Wo hast du denn diesen lustigen Papagei her?»

Da verlor Lena endgültig die Geduld: «Mann, du verstehst von allem hier überhaupt nichts, rein gar nichts, und der Vogel dort ist unser Schneuli, der ist intelligenter als alle Professoren zusammengenommen. Zuerst vertriebst du mit deinen dummen Sprüchen unsern Sohn Jim, dann Grete, Samuel und Jakob, und jetzt wagst du es, unsern Schneuli zu beleidigen.»

«Also, der Samuel und der Jakob, die sahen ja aus wie die heiligen Apostel persönlich und trugen Gewänder wie im Theater ...»

«Bitte entschuldige, George», mischte sich Jochen ein, «keiner der Apostel hieß Samuel.»

«Mag sein, mag sein. Ich kenne nicht alle vierzehn ...»

«Zwölf, George, zwölf ...», bemerkte Jochen.

«Dann eben zwölf, meinewegen, aber da hätte doch einer Samuel heißen können ...»

«Ja, hätte», sagte Lena, «aber es hieß keiner so. Doch darum geht es gar nicht. Witzig sein ist ja gut und recht, aber wenn du nichts ernst nehmen kannst, ist es nicht zum Aushalten.»

«Gut gesprochen», rief George, «sehr gut gesprochen! So siehst du also selber, dass es mit mir hier nicht zum Aushalten wäre. Endlich sind wir beide einer Meinung. Komm, Jochen, spiel eins dazu, das ist das erste Mal, dass wir uns einig sind. Das muss gefeiert werden!»

Doch Jochen rührte sich nicht.

«Na, dann singe ich eben selber», murrte George und sang darauf so laut er konnte:

«Der George, im Jenseits angekommen,
gehört noch nicht zu jenen Frommen,
die Witze als ne Sünd betrachten
und Späßemacher schnöd verachten.
Drum bleibt der George für sich allein,
zieht nicht in Lenas Wohnung ein.
Er ist und bleibt ein freier Mann,
der, was er will, auch machen kann.»

«Der kommt schon noch auf die Welt!», tönte es jetzt zum zweitenmal vom Baum herunter, und im gleichen Augenblick erschien Archas und sprach: «Hier scheint es ja lustig zuzugehen. Aber wahr ist, dass es bloß einer lustig findet. George, so ganz frei bist du jetzt noch nicht. Komm mit, du wirst in einer anderen Gegend wohnen. Du wirst es nicht schlecht haben, sofern du es schaffst, mit der Frau, die im selben Haus wohnt und eben eingezogen ist, vernünftig zusammenzuleben.»

George hatte Archas mit offenem Mund angestaunt. Die Lust, über seine Rede einen Witz zu machen, war ihm vergangen. Reumütig blickte er seine Frau Lena und Elfriede an und folgte dann Archas ohne Widerrede.

Lange sprach niemand ein Wort. Schließlich fragte Elfriede: «Was ist denn mit Jim passiert, plötzlich war er weg.»

«Das ging ohne sein Zutun», antwortete Lena, «hier wirkt das Gesetz. Ich kenne das gut seit meiner Ankunft hier: Wenn jemand einen anderen angreift oder beleidigt, wird der Angegriffene einfach versetzt, womit die Auseinandersetzung beendet ist.»

«George hat Jim wegen seiner Haare beleidigt», erklärte Jochen, und Lena fügte hinzu: «Als sich Jim vorstellte, rief George mit theatralischer Stimme: ‹Du bist nicht mein Sohn, Rotschopf, der George zeugte keinen roten Sohn!› Vermutlich fand er auch das lustig, aber es hat Jim getroffen, und deshalb wurde er versetzt. Ich denke, er ist jetzt drüben bei Samuel und Jakob. Die beiden Brüder und Grete empfanden Georges Benehmen als unpassend und geschmacklos, weshalb auch sie sich unbemerkt entfernten.»

Bei diesem Gespräch blickten die beiden Frauen und Jochen unwillkürlich hinüber zu Samuels Palast und sahen tatsächlich Jim mit den beiden Onkeln im Garten sitzen und angeregt mit ihnen plaudern.

«Es wäre wohl schief herausgekommen», bemerkte Lena nach einer Pause, «wenn George hätte hier wohnen wollen. Wie konnte ich es bloß aushalten, mit einer solchen Nervensäge verheiratet zu sein! Komm, Elfriede, freuen wir uns über unsere Freiheit!»

Bald darauf saßen alle drei in Lenas Stube um den Tisch herum und machten es sich bei einer frisch gepflückten Granusche gemütlich.

50 Bei Memorita

«Du kommst allein?», rief Samuel Jessy entgegen, als sie herangeschwebt kam. «Deine Mutter wohnt jetzt offenbar bei Ellen.»

«Seid alle begrüßt!», sagte Jessy und fuhr fort: «Nein, leider nicht. Archas hat ihr in einer anderen Gegend eine eigene Wohnung angewiesen, und auf Reisen gehen darf sie noch nicht. Sie hat noch viel zu lernen. Aber ich darf sie besuchen, so oft ich will.» Dann wandte sie sich an Jim: «Kommst du mit? Ich möchte nicht allzu lange warten.»

«Jim muss sich zuerst von seinem Schreck erholen», erklärte Samuel. «Er wurde versetzt, weil sein Vater unflätige Bemerkungen machte.»

Jessy sah Jim fragend an, worauf dieser Auskunft gab: «Ich wollte mich ihm vorstellen, aber er hat wohl nicht geglaubt, dass ich sein Sohn sei. Meine Haare passten ihm nicht.»

«Wieder einmal das!», rief Jessy. «Hat ihn der Goldschimmer geärgert?»

«Was heißt hier ‹Goldschimmer?›», entgegnete Jim. «Meine Haare sind knallrot. Ich habe das ja selbst so gewollt.»

Jessy war bei dieser Rede ins Haus gegangen und kehrte mit einem schmucken Handspiegel zurück. «Da, guck hinein», sagte sie, «und sei nicht farbenblind.»

Jim blickte lange hinein, hielt den Spiegel bald in der linken, bald in der rechten Hand und gab ihn schließlich Jessy zurück. Er hatte Tränen in den Augen.

Jakob und Samuel bemerkten es, entfernten sich unauffällig und setzten sich bei einem der vielen Gartenteiche auf eine Bank.

Jessy ergriff Jims Hand und ging mit ihm in ihren gemeinsamen Raum. Dort setzten sie sich aufs Kanapee und schmiegteten sich aneinander. Kalo und Kulo waren mit wenigen Sprüngen bei ihnen und legten sich schnurrend an ihre Seite.

«Schön, wie deine Haare anfangen, allmählich golden zu werden», sagte Jessy nach langem Schweigen. «Was könnte wohl der Grund dafür sein?»

«Schwer zu sagen. Vielleicht hängt es mit dem Fernseher zusammen.»

«Hast du wieder in dein verflossenes Leben geblickt?»

«Ja, du hast drüben gelesen, und da wollte ich es nochmals versuchen.»

«Und hast du dieses Mal den grünen Knopf gedrückt?»

«Nein, wieder den roten, das nützt mir mehr.»

Jessy drückte Jims Hand fester. «Willst du mir sagen, was dir Memorita gezeigt hat?»

«Ich habe dem Klaus das Taschenradio geklaut.»

«Und? Was hast du gefühlt?»

«Was man bei sowas eben fühlt. Ich war ganz verzweifelt. Klaus hatte mehr als ein Jahr lang alles Taschengeld gespart, um sich das Apparatchen leisten zu können. Und schon am ersten Tag verschwand es. Er weinte die ganze Nacht lang. Es war fürchterlich, das mitansehen zu müssen. Und zu allem Elend bekam er von seinem Vater auch noch Schelte. Er solle besser auf seine Sachen aufpassen und sie nicht so einfältig herumliegen lassen. – Ich hätte alles in der Welt gegeben, wenn ich es ihm jetzt hätte zurückbringen können. Liebe Jessy, du kannst dir gar nicht vorstellen, wie man sich da fühlt. Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn Klaus gekommen wäre und mich verdroschen hätte. Die härtesten Schläge wären erträglicher gewesen als dieser Schmerz in meiner Brust. Und dazu wollte und wollte dies alles kein Ende nehmen. Du hast gewiss in dieser Zeit ein ganzes Buch gelesen.»

«Und hast du ihm damals sein Radio zurückgegeben?»

«Ich wünschte, ich hätte es getan. Aber nein, selbst als mich Klaus fragte, ob ich sein Radio gesehen habe, stritt ich es ab. Ich weinte, wie du mich noch nie hast weinen sehen. Da erschien Memorita, weshalb, weiß ich nicht. Ich flehte sie an, sie möchte mich zurück auf die Erde bringen, damit ich alles wieder gut machen könne, aber sie antwortete bloß: «Was geschehen ist, ist geschehen.»»

«Da wäre es dir gewiss lieber gewesen, du hättest doch den grünen Knopf gedrückt.»

«Ganz ehrlich, Jessy, nein. Das hätte mir nichts genützt, das wusste ich. Und es ist gut, dass ich alles wieder erlebt habe, diesmal so, wie es damals Klaus zumute war. Ich hatte nämlich alles vergessen.»

Jim atmete tief durch, und Jessy spürte, dass er sich seiner Tat mutig gestellt hatte. Schließlich sagte sie: «Wir könnten es jetzt gleich nochmals wagen. Aber diesmal beginne ich und drücke, wie ich es dir früher versprochen habe, auch den roten Knopf.» Ohne Jims Antwort abzuwarten, schritt sie auf den Fernseher zu, überprüfte die beiden trichterförmigen Antennen und drückte beherzt auf den roten Knopf. Sogleich erschien Memorita.

«Schön, dass ihr wieder da seid. Zu zweit geht es ohnehin besser. Nun also etwas für Jessy. Vorhang auf für eine Szene auf dem Schulhof!»

Doch im selben Moment klopfte jemand an die Tür, und als Jim öffnete, stand Jakob da und sagte: «Das muss ich euch unbedingt sagen: Dein Vater, Jim, und deine Mutter, Jessy, wohnen im selben Haus. Archas war eben hier und hat uns informiert und uns gebeten, ein Auge auf die beiden zu haben. Da helft ihr doch gewiss gerne mit.»

Jim und Jessy blickten einander verblüfft an und wussten nicht, sollten sie weinen oder lachen. Schließlich lachten sie, weshalb, wussten sie auch nicht genau. Nachdem Jakob wieder gegangen war, richteten sie ihre Blicke erneut auf den Fernsehschirm, wo Memorita in Ruhe auf sie gewartet hatte. Wortlos entfernte sie sich, und nun erschien Jessy. Sie saß auf einem Mäuerchen und verzehrte ihr Pausenbrot. Da kam Karin auf sie zu und fragte: «Kommst du spielen?» Jessy schüttelte den Kopf, und Karin wandte sich an eine andere Kameradin. Kurz danach trat Katja zu ihr und fragte ebenfalls: «Kommst du spielen?» Wieder schüttelte Jessy den Kopf. Dann versuchte es Myriam, doch auch sie wurde von Jessy abgewiesen. Schließlich trat Selina auf sie zu und fragte wiederum: «Kommst du spielen?» Zwar hatte Jessy mittlerweile ihr Brot völlig aufgegessen, aber trotzdem schickte sie jetzt auch Selina weg.

«Hattest du denn keine Lust zum Spielen?», fragte Jim.

Jessy wurde sehr still, griff sich an die Brust und sprach nach langer Pause: «Doch, ich hätte gerne gespielt.»

«Und?», fragte Jim. «Was hat dich daran gehindert?»

«Meine Eitelkeit», hauchte Jessy.

«Eitelkeit?» – Jim sah sie mit großen Augen an.

«Ja, ich habe es genossen, von allen so begehrt zu sein. Und ich spürte, wie ich immer begehrt wurde, indem ich jede zurückwies. Das war auch bei dir so.»

«Du hast also bemerkt, dass ich gerne mit dir gesprochen ...»

«Natürlich wusste ich dies, und ich blickte immer absichtlich zur Seite und war stolz darauf, dass du mir nachsahest.»

«Mir gab es jedesmal einen Stich ins Herz.»

«Ich habe es sogar genossen, dich auf diese Weise zu quälen. Ich wollte, dass du mir immer wieder nachsehen solltest, wenn ich in deine Nähe kam.»

Unvermittelt erschien Memorita auf dem Bildschirm und sagte mit sanfter Stimme: «Jessy, die Szene ist noch nicht zu Ende.»

Wieder sahen die beiden den Schulhof, wo Kinder spielten und Jessy auf dem Mäuerchen saß. Die Kamera war jetzt deutlich auf Ulla gerichtet, die von einem zum anderen ging und stets dieselbe Frage stellte: «Spielst du mit mir?» Alle schüttelten den Kopf oder drehten ihr den Rücken zu. Zuletzt versuchte es Ulla auch bei Jessy.

«Gewiss hast du nun mit ihr gespielt», warf Jim ein, doch Jessy bemerkte kleinlaut und traurig: «Warte nur, du wirst es gleich hören.»

In diesem Moment erschien wieder Memorita und sprach: «Du scheinst dich wieder daran zu erinnern, darum sagst du es Jim am besten gleich selbst.»

«Jim, bitte sei lieb zu mir», sagte Jessy leise und suchte seine Hand. «Ich schäme mich fürchterlich. Und mein Herz schmerzt wie schon lange nicht mehr. Ich sagte: «Mit dir schon gar nicht!» Dann begann Ulla zu weinen.»

Memorita wartete eine Weile und sagte dann mit trauriger Stimme: «Die Szene ist immer noch nicht zu Ende.»

Auf dem Bildschirm erschien jetzt die kleine Stube einer engen Wohnung, die Ullas Mutter im Schatten hinter der Stadtmauer gemietet hatte. Die Mutter war nicht zu Hause, da sie tagsüber an der Arbeit war. Seit ihr Mann sie verlassen hatte, versuchte sie sich ihren Lebensunterhalt mit Putzen und Waschen zu verdienen. Ulla hatte den Wohnungsschlüssel immer um den Hals gehängt und fand so allein Einlass in die Wohnung. Jetzt sah man auf dem Bildschirm, wie Ulla in der dunkelsten Ecke des Zimmers saß und sich mit der einen Hand ein Kissen ins Gesicht drückte. Neben ihr lag die Katze, und Ulla fuhr ihr mit der anderen Hand gedankenverloren über den Rücken. «Wenn ich dich nicht hätte ...», flüsterte ihr Ulla zu, und dann wurde es wieder sehr still. Nach einer Weile trat die Mutter in den Hausflur, hängte den regennassen Mantel auf, hob ihre Arbeitsgeräte keuchend auf ein Gestell und sah dann durch die offene Stubentür Ulla traurig in ihrer Ecke sitzen.

«Ist's wieder nicht gut gegangen?», fragte die Mutter, als sie die Stube betrat.

«Niemand will mich!», schrie Ulla heraus, und dann immer lauter und immer verzweifelter: «Niemand, niemand!»

«Mein Gott, was habe ich bloß angerichtet ...!» Jessy konnte nicht

ausreden, denn schon stand Archas da, leuchtend und erhaben wie immer, und sprach: «So ist es auf der Erde: Die einen sind beliebt und begehrt, sie sind schön, und alle umschwärmen sie, und die anderen werden abgelehnt, und alle gehen ihnen aus dem Weg. Die ersten genießen, die zweiten leiden.» Und wie Archas gekommen war, so verschwand er wieder und hinterließ bloß noch seinen wohligen Duft.

«Wenn ich doch nur noch einmal zurück könnte!», sagte Jessy nach einer Weile, und Jim sah, dass sie Tränen in den Augen hatte.

«Das ist der Satz, den ich am meisten höre», antwortete Memorita, die wieder auf dem Bildschirm erschienen war.

Jessy blickte traurig vor sich hin, und Jim spürte, dass er jetzt nichts sagen durfte. Er ließ unmerklich ihre Hand los und zog sich leise in sein eigenes Zimmer zurück. Dort begann er zu lesen und wollte so lange auf Jessy warten, bis sie der Schmerz wieder verlassen hatte.

51 George und Yolanda

Es schien weit und breit das einzige Haus zu sein. Archas hatte George in ein verlassenes Tal geführt, dann mit der Hand auf das Gebäude am Abhang gezeigt und nur einen einzigen Satz gesprochen: «Yolanda ist schon eingezogen.»

George blickte sich um. «So übel ist das gar nicht», sagte er zu sich, als er über die sanften Abhänge, die kleinen Wälder und die grünen Wiesen sah, «auf jeden Fall genügend Platz zum Spazieren.» Dann entdeckte er den Garten hinter dem Haus. «Donnerwetter, da gibt's aber Arbeit!» Er hatte rasch begriffen, dass da schon lange niemand mehr Hand angelegt hatte, denn Unkraut hatte die meisten Blumen überwuchert. Dann nahm er das Haus ins Visier. Groß war es nicht, aber drei, vier Zimmer mochte es wohl haben, und das sollte ja für zwei Personen genügen. Er kratzte sich im Haar und verkniff die Augen. «Hier wohnt also meine künftige Gesellschafterin. Donnerwetter, wie war bloß ihr Name? Ja, ich glaube, ich hab's – Calanda. Nicht übel! So heißt ein Berg, höher als der Eiffelturm. Den Calanda wollte ich mit Lena besteigen auf unserer Schweizer Reise. Aber wir konnten uns nicht einigen, von welcher Seite her, und so blieben wir unten. Donnerwetter – Calanda, ein hübscher Name!»

Dann näherte er sich dem Haus, sah, dass eines der Fenster im oberen Geschoß offen stand, und rief mit lauter Stimme:

«Hallo, hallo, Calanda!
Der George ist ja schon lang da.
Calanda, Schatz Calanda,
komm her auf die Veranda!»

Aber nichts rührte sich, worauf George sein Selbstgespräch fortsetzte:
«Donnerwetter, jetzt sehe ich, es ist ja gar keine Veranda da, kein Wunder, dass der Goldschatz nicht erscheint. Also nochmals:

Hallo, hallo, Calanda!
Was meinst du wohl: Wer sang da?
Es ist der George, der Witzereißer,
glaub nicht, er sei ein Hosen...

Nein – das geht doch zu weit. Es haben eben nicht alle Menschen Sinn für Humor.» Dann entdeckte er rechts neben der Eingangstüre eine kleine Sitzbank, schritt auf sie zu und reimte:

«Du gute Bank,
hab tausend Dank!»

Umständlich nahm er Platz und streckte die Beine von sich. «So», sprach er entschlossen zu sich und atmete mehrmals tief durch, «jetzt ist mal Zeit, um zu rekapitulieren, was alles geschehen ist. Ich muss das schön ordnen, sonst braust und surrt es in meinem Kopf wie in einem Bienenstock, und ich kenne mich nicht einmal mehr bei mir selber aus. Also: Da flogen wir nach Amerika und bumm – harte Landung, sehr harte, spitze Landung. Flugzeug futsch, alles futsch. Und dann sei ich also, sagt man mir, ins Jenseits schlafen gegangen. Anders habe ich's mir auch nie vorgestellt: schlafen, immer schlafen, nie mehr erwachen. Aber dann kam es doch anders: Die beiden Gouvernanten – oder was sie waren – rissen mich ständig wieder aus dem Schlaf, lästig war das, sehr lästig. Und dann der missglückte Empfang mit meiner Angetrauten und dem Rotschopf, der mein Sohn sein will! Aber Glück hab ich gehabt, dass man mich davor verschont hat, wieder mit Lena im selben Haus zu wohnen. Die ewige Streiterei hätte ich nicht mehr länger ausgehalten. «Bis der Tod euch scheidet», hatte der Pastor bei

der Hochzeit gesagt, und so lange habe ich es ja auch durchgestanden, auch wenn es der Pilot mit seinem Pfuscher tüchtig abgekürzt hat. Dafür gebührt ihm eine Ehrenmedaille. Aber nun sei ich gestorben, haben mir die Schlafantenn – oder was sie waren – beigebracht. Also hat uns der Tod geschieden und ich bin ein freier Mann. Meine streitsüchtige Lena mag streiten, mit wem sie will. So, und jetzt wollen wir mal sehen, wie es sich mit Calanda anlässt. Irgendwie schafft das der George schon. Humor hilft immer weiter.»

George horchte. Alles blieb still. Das war ganz neu für ihn, denn wenn er bisher seine Sprüche geklopft hatte, gab es immer irgend jemanden, der lachte.

«Ja, das scheint hier so zu sein, niemand in der Nähe, der lacht, das Jenseits ist wohl dünn besiedelt. Dann sind die meisten anderen vermutlich in der Hölle und braten einander an langen Eisenspießen, ha-hahaha. – Ich muss eben selber lachen, wenn niemand sonst lacht. Sonst wären mein Witz und mein Humor zu gar nichts nütze. Alleinunterhalter nennt sich das. Von jetzt an reiße ich hier auf der Bank einen Witz, dann stehe ich auf und spiele das Publikum, das hinterher lacht. Immer hin und her, einmal Witzbold, einmal Publikum, hahahaha...»

Auf diese Weise ging es weiter, und George gab noch und noch seine Sprüche von sich. Auf der Erde war er überzeugt gewesen, weit und breit der witzigste Mensch zu sein, und war nie glücklicher, als wenn sich die anderen ringsumher die Bäuche hielten vor Lachen und kaum noch Atem fanden. Und so hoffte er auch hier, bei allen gut anzukommen, solange ihm seine witzigen Sprüche nicht ausgingen.

Irgendwann erinnerte er sich wieder, dass ja noch eine Frau im Hause wohne. Er erhob sich, blickte wieder zum offenen Fenster hoch und rief:

«Frau Nachbarin Calanda,
es ist schon lang ein Mann da!
Komm, zeig doch endlich deinen Kopf,
sonst fühl ich mich als armer Tropf!»

George erschrak. Tatsächlich erschien im offenen Fenster der Kopf einer Frau. Diese blickte ihn unverwandt an, steif, traurig, bewegungslos.

«Bist du Calanda?», fragte George nach einer Weile.

«Sie», wenn ich bitten darf», sagte sie in abweisendem Ton.

«Hier sprächen sich alle mit «du» an, hat man mich gleich nach dem Erwachen belehrt», entgegnete George, «aber wie Sie wollen, man kann ja auch mal eine Ausnahme machen. – Also: Sind Sie Calanda?»

«Nein», war ihre kurze Antwort.

«Dann gibt es also da doch noch eine weitere Frau?»

«Nein.»

«Wer sind Sie denn?»

«Yolanda.»

«Sagte ich doch!»

«Nein.»

George schüttelte den Kopf, als wollte er eine lästige Fliege verscheuchen.

«Hören Sie, Herr – wer Sie auch sind –, Calanda ist ein Berg, und mein Name ist Yolanda, vielleicht gelingt es ihnen, diesen Unterschied zu machen.»

«Ja, ja, schon», versuchte sich George zu rechtfertigen, «man sollte nicht alles so genau nehmen.»

«Du kommst schon noch auf die Welt», ertönte es als Antwort von der Föhre, die neben dem Haus stand. Beide sahen gleichzeitig hoch und erblickten auf dem Geäst einen weißen Vogel.

«Den kenn ich bereits», sprach George, «das ist Lenas Papagei.»

«Glaub ihm das nicht, Yolanda, aber ihr beide werdet mich schon noch kennenlernen.» Dann flatterte er weg.

«Das ist aber unheimlich!», sagte Yolanda ängstlich. «Das ist ja reine Zauberei – ein Vogel, der sprechen kann ...»

«Darum behaupte ich ja auch, es sei ein Papagei. Der verstellt sich bloß und hat sich aufgemotzt, als wäre er eine Schnee-Eule», erwiderte George.

«Das glaube ich Ihnen nicht», entgegnete Yolanda und schloss das Fenster.

«Hoppla, da heißt es aufgepasst mit dieser Dame!», knurrte George vor sich hin. «Die nimmt nichts auf die leichte Schulter.» Dann schritt er auf dem Vorplatz hin und her, die Hände auf dem Rücken, und sonnte sich im Gefühl, Mitbesitzer dieses Hauses zu sein. Nach einer Weile begann er darüber nachzudenken, wie er wohl wieder Kontakt mit – wie hieß sie gleich? – ach ja, mit Yolanda aufnehmen könnte. Aber

auch sie schien dasselbe Bedürfnis zu empfinden, denn unerwartet erschien sie unter der Tür und sagte: «Wollen wir uns nicht setzen?»

«Wie's der gnädigen Dame beliebt», antwortete George in betont gestelzter Sprache.

Die beiden nahmen Platz auf der Bank, Yolanda am linken, George am rechten Rand, so dass zwischen ihnen beiden ein großer Abstand klaffte. Beide sahen geradeaus und warfen gelegentlich einen verstohlenen Blick hinüber zum anderen, stets in der Hoffnung, dass dies nicht bemerkt würde.

Endlich streifte sich George den linken Ärmel zurück und wollte auf die Uhr schauen. Als er da nichts vorfand, murmelte er vor sich hin: «Die haben mir die Gouvernanten – oder was sie waren – geklaut. Die müssen schon eine nette Sammlung haben. Aber wir sind hier eben im Jenseits, und da ist man nie vor Überraschungen sicher.»

«Erste kluge Erkenntnis!», tönte es sogleich von der Föhre herunter.

«Hallo, Papagei!», rief George ungeniert, aber der Vogel wehrte sich und sprach mit scharfer Stimme: «Wenn du mich noch einmal als Papagei beschimpfst, werde ich nie mehr kommen. Ich bin eine Schnee-Eule, und mein Name ist Schneuli. Verstanden oder nicht verstanden?»

«Verstanden», antwortete George kleinlaut. Dann blickte er zu Yolanda hinüber und beklagte sich: «Wie der mit mir spricht, forsch wie ein General, da kommt man gleich ins Zittern.»

«Er hat ja schon einmal gesagt, er sei kein Papagei, und deshalb habe ich es Ihnen auch nicht geglaubt», sagte Yolanda und fügte hinzu: «Ich möchte auf keinen Fall, dass Sie den Vogel vertreiben, denn das Wenige, was er bisher sagte, schien mir durchaus nicht dumm.»

Dies war für George ein Grund, wieder zu einer pathetischen Rede anzusetzen, die er selber als lustig empfand: «Wie klug, wie außerordentlich klug, meine verehrte Yolanda, dass Sie dem Vogel geglaubt haben. Auch ich bin vollkommen Ihrer Ansicht, den Vogel nicht zu vertreiben. Hier sind wir uns einig, und diese Einigkeit hat uns einander bereits einen Schritt näher gebracht.» Dann stand er in einer großen theatralischen Bewegung auf, machte einen Schritt nach links und setzte sich wieder auf dieselbe Weise auf die Bank, womit der Abstand zwischen ihnen tatsächlich um einen Schritt kleiner geworden war.

Yolanda schaute ihm ruhig zu und lächelte ein wenig säuerlich. Schließlich fragte sie: «Finden Sie das lustig?»

George blickte sie verblüfft an und sagte dann mit Bestimmtheit: «Das ist lustig, meine Gnädigste!»

«Ich nehme es zur Kenntnis», erwiderte Yolanda trocken, «und werde daher pflichtgemäß lachen: Ha!»

«Was heißt hier <Ha!>?», fragte George erbost.

«Eben – es ist lustig, und darum nochmals: Ha!», gab Yolanda zurück.

«Sie verspotten mich!», murrte George beleidigt.

«So ist es.»

«Und darf ich fragen weshalb?»

«Sie sind eine Witzfigur.»

«Darf man denn keine Witze machen?»

«Doch, aber zur rechten Zeit», tönte es nun von der Föhre herab.

«Aha, Herr Schneuli», stellte George sofort fest, aber der Vogel erwiderte: «<Schneuli> genügt vollauf.»

«Also, Schneuli», fuhr George fort, «aber witzige Menschen sind doch geschätzt und beliebt.»

«Ja», antwortete Schneuli, «Witzfiguren hingegen gehen einem auf die Nerven.» Und ehe George weiterfragen konnte, schien der Vogel wieder verschwunden.

Dann begann George mit sich zu hadern und murmelte vor sich hin: «Also, ich bin eine Witzfigur – solch eine Gemeinheit!»

«Sagen Sie lieber <Wahrheit>», bemerkte Yolanda und blickte ihn durchdringend an.

Das stachelte Georges Selbstmitleid noch mehr an, und er sagte weinerlich: «Ich geschlagener Tropf, niemand nimmt mich ernst.»

«Zweite kluge Erkenntnis!», tönte es wieder von der Föhre herab.

«Und darf ich fragen, weshalb?», rief George zurück. Aber der Vogel war schon wieder weg, und als sich George an Yolanda wenden wollte, um ihr dieselbe Frage zu stellen, sah er, dass sie aufgestanden war und eben unter dem Eingangstor verschwand.

George fühlte sich mit einemmal völlig allein, so einsam, wie er sich im ganzen Erdenleben niemals gefühlt hatte. Tränen stiegen in seine Augen, er begann zu schluchzen, und er weinte und weinte, niemand kann sagen, wie lange.

52 Das Konzert

«Hast du das auch schon mal bemerkt», fragte Jakob seinen Bruder, «dass Lenas und Elfriedes Haus sich unserem Anwesen immer mehr angenähert hat? Jetzt ist es schon so nah, dass wir sagen können: Es steht in unserem Park, zwar nicht mitten drin, aber doch am Rande.»

«Ja, es ist mir auch schon aufgefallen», bestätigte Samuel. «Jetzt können wir schon Jochen durch das Fenster seines Zimmers beim Geigenspiel zusehen.»

«Ich sehe ihn nicht bloß, ich höre ihn sogar», ergänzte Jakob, «und er hat sehr schnell Fortschritte gemacht.»

«Wirklich, er hat nicht bloß flinke Finger und fiedelt gewandt über alle Saiten, sondern er spielt vor allem auch sehr gefühlvoll, mit Kraft und Ausdruck», fuhr Samuel fort, und Jakob fügte hinzu: «Ja, deshalb sieht man auch deutlich die farbigen Schwingungen, die bei einem solchen Geigenspiel entstehen. Manchmal sind sie nur schwach zu sehen, aber sieh, jetzt im Moment füllen sie den ganzen Raum!»

Beide hörten ihm eine Weile zu, bis Samuel bemerkte: «Ich kann das auch beobachten, wenn Jim oder Jessy Flöte spielen, und am vielfältigsten sind die Farben jeweils beim Zusammenspiel.»

«Kein Wunder!», sagte Jakob augenzwinkernd. «Liebe und Musik sind einander eben sehr eng verwandt, ja vielleicht sogar dasselbe.»

Wieder lauschten die beiden den Tönen aus Jochens Geige. Schließlich schlug Samuel vor: «Wir könnten doch Jochen zu einem Konzert einladen. Gewiss würden auch Jim und Jessy mitspielen.»

Sinnend gingen die beiden Brüder in der Eingangshalle von Samuels Palast auf und ab. Da trat Jim aus seinem Zimmer. Das Buch hatte er zugeklappt.

«Und? Wie steht's? Ist Jessy noch immer allein?», fragte Samuel.

«Ja, sie nimmt es sehr schwer», antwortete Jim. «Ich habe in dieser Zeit mein Buch schon zweimal durchgelesen.»

Da wies Jakob mit der Hand hinüber auf Lenas Haus und sagte: «Sieh, dort spielt Jochen Geige, so gewandt und schön, dass mein Bruder und ich dachten, wir könnten euch zu einem Konzert einladen. Möchtest du mit Jochen zusammenspielen?»

Ein Lächeln huschte über Jims Gesicht. Dann sagte er verschmitzt: «Ich sehe, du möchtest mich prüfen, ob ich meine Eifersucht überwunden habe.»

«Daran habe ich zwar nicht gedacht», erwiderte Jakob wahrheitsgetreu, «aber wenn du den Beweis liefern willst – um so besser.»

Jim drehte sich um und klopfte sachte an die Türe von Jessys Raum. Nach einer Weile öffnete sie. Ihre verweinten Augen zeigten, wie sehr es sie schmerzte, dass sie Ulla damals abgewiesen und verletzt hatte. Jim fand es besser, nicht mehr davon zu reden, und fragte sie daher: «Würdest du auch mitmachen? Jakob hat vorgeschlagen, mit Jochen ein Konzert zu veranstalten. Zwei Flöten und eine Geige, das klänge gewiss sehr schön, und Samuel könnte uns am Cembalo begleiten.»

Da ging ein Lächeln über Jessys Gesicht, und sie schlug vor, dass sie gleich die Instrumente holen und die Noten behändigen sollten. «Wartet», sagte daraufhin Samuel, «ich habe euch etwas ganz Neues, das ihr noch nie gehört oder gar gespielt habt. Es ist etwas vom Schönsten, das je erklungen ist. Justus hat mir letzthin die Noten gebracht.» Dann holte er die Notenhefte aus der Bibliothek und überreichte sie den beiden.

Nicht lange danach waren Jim und Jessy unterwegs ins Nachbarhaus. Die beiden Brüder traten hinaus in den Vorgarten und sahen ihnen zufrieden nach. Drüben öffneten sich zwei Türen, und Lena und Elfriede traten beide ins Freie, um Jim und Jessy zu empfangen.

«Na hallo!», sagte Jakob lachend. «Du siehst, lieber Samuel, wie wir beobachtet werden, seit das Haus so nah herangekommen ist.»

«Schaden kann dies ja nicht», bemerkte Samuel, «und es zeigt immerhin, dass Lena allen Neid abgelegt hat.»

«Ja, soviel ist sicher», bestätigte Jakob, «sonst hätte sich ihr Haus ja immer mehr entfernt.»

Jim und Jessy hatten sich inzwischen mit Jochen verständigt, und bereits war zu hören, wie die drei jungen Musiker das Werk mit viel Gefühl und Verständnis durchspielten. Samuel und Jakob setzten sich auf eine Parkbank und hörten den dreien beim Üben zu. Die farbigen Schwingungen, die bei Jochens Geigenspiel zu beobachten gewesen waren, hatten sich verstärkt, was die beiden Brüder offensichtlich genossen.

«Sieh, da kommt Grete!», sagte Jakob nach einer Weile zu Samuel, als diese zwischen den Parkbäumen auf das Haus zugeschwebt kam. Beide erhoben sich und gingen ihr entgegen.

«Was führt dich zu uns?», fragte Samuel. «Gibt's ein Problem oder kommst du einfach auf ein Schwätzchen vorbei?»

«Diesmal keins von beiden», antwortete Grete, «ich möchte mich ganz einfach zum Konzert anmelden.»

Die Brüder sahen einander verdutzt an. Dann trat Samuel auf Grete zu, gab ihr die Hand und sprach: «Herzliche Gratulation! Offensichtlich hast du das innere Licht empfangen, sonst hättest du nichts vom Konzert wissen können.»

Grete strahlte übers ganze Gesicht und bestätigte: «Ja, so ist es. Endlich habe ich es erreicht. Meine Freude ist unbeschreiblich.»

«Komm, erzähl!», sprach darauf Samuel und bat sie mit einer leichten Handbewegung, bei ihnen auf einer der Parkbänke Platz zu nehmen.

«Ich habe mich letzthin, wie ich dies ja oft mache, in die Kapelle in meinem Wabenhaus gesetzt», begann Grete mit ihrem Bericht, «und schickte dabei Horst aus meinem Herzen warme Strahlen zu. So hat es mir Archas ja auch aufgetragen.»

«Und da hast du plötzlich Horst gesehen, wie er im Tal der Finsternis leidet», vermutete Samuel.

Grete atmete tief durch und fuhr dann weiter: «Ja, genau das sah ich, aber er ist schon in einem besseren Zustand als in den schlimmsten Zeiten. Er hat aufgehört, Gleichgesinnte zu suchen, um mit vereinter Kraft gegen die anderen loszuziehen. Er sitzt allein abseits und brütet vor sich hin. In jener Gegend ist über dem Wald ein fahler Lichtschein zu sehen. Immer wieder nimmt sich Horst die Hände von seinen Augen, steht dann auf und blickt in jene Richtung. Einmal sah ich ihn sogar, wie er ein paar Schritte machte gegen diesen Lichtschimmer hin, aber dann setzte er sich entmutigt zurück auf seinen Stein und drückte sich wieder die Fäuste in die Augen.»

«Da ist aber doch Entscheidendes passiert», bemerkte Jakob erleichtert. «Du siehst also, dass dein Wirken Erfolg hat.»

«Daran habe ich nie gezweifelt», entgegnete Grete, «und so bin ich denn auch überzeugt, dass mein Bruder irgend einmal den Willen aufbringen wird, sich dem Licht zuzuwenden.»

Samuel fand, es sei jetzt genug darüber gesprochen, und sagte: «So, und nun hast du dank des inneren Lichts auch gesehen, dass wir uns zur Veranstaltung eines Konzerts entschlossen haben.»

«So ist es!», bestätigte Grete. «Und hört, da drüben spielen die drei – ja ›Kinder‹ kann ich mittlerweile gewiss nicht mehr sagen; sie sind ja bald erwachsen.»

«Nein, schon noch nicht ganz», berichtete Samuel, «da braucht es dann doch noch einiges mehr. Aber es stimmt: Kinder sind sie alle drei auch nicht mehr. Kein Wunder, dass Jessys Mutter und Jims Vater die eigene Tochter und den eigenen Sohn zunächst nicht erkannt haben.»

«Wie ich höre, wohnen die beiden weit weg von hier im selben Haus», sagte Grete.

«Ja, Archas hat es so verfügt», bestätigte Jakob, «und uns hat er aufgetragen, ein Auge auf sie zu haben. Wer weiß, vielleicht können wir sie bei Gelegenheit besuchen oder dies Jessy und Jim überlassen.»

«Aber zuvor gibt es das Konzert», stellte Samuel fest, «und daher habe ich eine Bitte an dich, Grete: Geh doch bitte zu Ellen und Brigitte und sag ihnen, sie möchten sich zur rechten Zeit hier einfinden, um ebenfalls an der Konzertveranstaltung teilzunehmen.»

Grete nickte, erhob sich, winkte den beiden zu und verschwand zwischen den Parkbäumen ebenso schnell, wie sie gekommen war.

Jakob war aufgestanden und schritt sinnend hin und her. Immer wieder blickte er hinüber zu Lenas und Elfriedes Haus.

«Du denkst, wir sollten die beiden auch einladen», sprach Samuel nach einer Weile und erhob sich ebenfalls.

«Ja, das auf jeden Fall, aber ...»

«Du meinst, sie könnten sich unserem Haus wegen der starken Strahlung noch nicht nähern.»

«Möglicherweise geht es schon, Jochen kann es ja auch, aber vielleicht müssen wir ihnen beistehen.»

«Das denke ich auch, aber dann haben wir immer noch das Problem, ob sie es in unserem Hause aushalten werden.»

«Wenn Ellen und Brigitte sie an den Händen halten, sollte es wohl möglich sein.»

«Ja. Jedenfalls gehe ich nun hinüber und lade die beiden zum Konzert ein.» Damit entfernte sich Samuel und schritt auf das Nachbarhaus zu.

Lena war freudig erregt, als sie Samuel auf sie zukommen sah, Elfriede dagegen verschwand so schnell wie möglich in ihrer eigenen Wohnung. Doch Samuel bat seine Schwester, sie möge Elfriede herbeirufen, und sagte dann zu ihnen: «Ihr hört ja, wie sich die drei jungen Musiker auf ein Konzert vorbereiten. Jakob und ich laden euch hiermit beide ganz herzlich dazu ein. Wenn es so weit ist, werden wir euch abholen.»

Lena drückte Samuel still die Hand, und auch Elfriede blieb stumm und blickte ihn bloß dankbar an. Als sich Samuel wieder seinem Palast zuwandte, umarmten die beiden Frauen einander und setzten sich auf die Bank vor dem Haus. Sie schwiegen lange. Endlich sagte Lena: «So glücklich wie eben jetzt war ich noch nie, auf der Erde nicht, und auch hier nicht.» Elfriede nickte und sagte leise zu sich selber: «Womit habe ich das alles verdient?»

Die drei jungen Musiker hatten inzwischen ihre Probe beendet, die Instrumente wieder eingepackt und das Zimmer verlassen. Jessy und Jim hielten sich an den Händen, als sie das Haus verließen. Lena und Elfriede sahen ihnen versonnen nach, wie sie drüben durch den Park schritten und in Samuels Haus verschwanden.

«Es hat herrlich geklungen», sagte Samuel zu ihnen bei ihrem Eintritt in die Halle.

Jessy antwortete: «Für mich war es phantastisch, mit Jim und Jochen gemeinsam zu spielen.» Und dann richtete sie sich an Jim: «Aber im Ernstfall darfst du mich nicht immer ansehen, statt auf die Noten zu achten, sonst fällst du aus dem Takt, und wir sind alle blamiert.»

«Nun, ‹blamiert› ist doch etwas viel gesagt», beschwichtigte Jakob, «aber natürlich ist der Genuss größer, wenn ihr keine Fehler macht. Und nun helft bitte mit, in der Bibliothek alles bereitzustellen, damit das Konzert beginnen kann.» Dann schritt er voran und wies die beiden an, die Polsterstühle in die Nähe des Cembalos zu rücken und die Notenständer so anzuordnen, dass genügend Licht auf die Noten fiel.

Jim zählte in Gedanken die geladenen Gäste durch und wunderte sich daher sehr, dass Samuel weitere Sessel herbeitragen ließ. «Ich weiß, du erlebst das zum erstenmal», erklärte der Onkel, «aber wenn irgendwo ein Konzert angesagt ist, spricht sich dies rasch herum, und dann kommt, wer gerade Lust dazu verspürt. Niemand nimmt daran Anstoss, im Gegenteil, alle freuen sich, wieder neuen Gesichtern zu begegnen und miteinander Erfahrungen, Erinnerungen und Erlebnisse auszutauschen.»

«Auch ich möchte das Konzert nicht verpassen», ertönte eine Stimme vom Fenstersims her, und als Jim hinsah, erblickte er einen weißen Vogel, der es sich dort gemütlich gemacht hatte.

«Nun sieh mal an! Komm Jessy, schau, hier hat sich ein Vogel niedergelassen!», rief Jim überrascht. «Und das Konzert besuchen will er auch noch.»

«Ja, kennst du ihn denn noch nicht? Das ist doch Schneuli, der drüben bei Lena und Elfriede wohnt und dort den Hofnarren spielt», antwortete Jessy.

Aber Schneuli erhob gleich Einspruch: «Hofnarr, nun ja, das lasse ich dir durchgehen, aber <wohnt> und <spielt> ist falsch. Du müsstest sagen <wohnte> und <spielte>.»

«Du bist also weggezogen?», wollte Jessy wissen.

«Umgezogen», berichtigte Schneuli, «zu George und Yolanda.»

«Zu meinem Vater?», rief Jim, und gleichzeitig rief auch Jessy: «Zu meiner Mutter?»

Schneuli nickte bloß und flog wieder weg.

«Ich möchte wissen, was der von Musik versteht», bemerkte Jim etwas abschätzig, doch Schneuli musste es gehört haben und kehrte nochmals aufs Fensterbrett zurück: «Nur nicht so hochmütig, kleiner Gernegroß. Wir Vögel waren die ersten Sänger der Schöpfung, und wenn die Menschen diese Gesänge verstünden, bildeten sie sich nicht so viel auf ihre Musik ein. Was meint man denn, wenn man sagt <gut Geige spielen> oder <gut Flöte blasen>? Doch gar nichts anderes, als <sie bringen die Geige oder die Flöte zum Singen>. Und wir Vögel sind es schließlich, die den Gesang erfunden haben.» Dann war er wieder weg.

Unbemerkt war Jochen eingetreten, die Geige und den Bogen in der einen Hand und die Noten unter den Arm geklemmt, und hatte Schneulis Zurechtweisung mitbekommen.

«Eine solch lange Rede habe ich Schneuli noch nie halten gehört», sagte er und nickte den anderen zur Begrüßung zu.

«Jim, es scheint, dass du ihn beleidigt hast», meinte Jessy, «sonst wäre er geblieben.»

«Wieder falsch!», tönte es erneut vom Fenstersims herunter, wo Schneuli wieder Platz genommen hatte. «Ein Schneuli ist niemals beleidigt, das ist gar nicht möglich. Mir tut es nicht weh, wenn jemand dumm daher redet.» Und erneut flog er weg.

Während die drei Musikanten noch die letzten Vorkehrungen trafen, gingen Jakob und Samuel hinüber ins Nachbarhaus, um Lena und Elfriede abzuholen. Wie sie vermutet hatten, bereitete es den beiden keine besondere Mühe, sich Samuels Palast zu nähern, und die Brüder brauchten bloß wenig mit Kraftspenden nachzuhelfen. Als sie dann aber in die Halle traten, wurde es den beiden Frauen beinahe

schwindlig, und sie waren daher heilfroh, dass Ellen und Brigitte, die eben eingetroffen waren, sie an der Hand fassten und ihnen die nötige Kraft zuströmen ließen. Sie fühlten sich immer wohler und sperrten nun beide Augen weit auf ob all der Herrlichkeiten, die in Samuels Palast zu bestaunen waren.

Als die vier Frauen die Bibliothek betraten, in der das Konzert stattfinden sollte, waren hier Samuel und Jakob in ein Gespräch mit Justus vertieft. Er wollte die Gelegenheit nutzen, mit Samuel ein paar Bücher zu tauschen. Auch Grete war anwesend und diskutierte mit Balthasar über seinen Fortschritt beim Durcharbeiten seiner Geschichtsbücher. Alle freuten sich, dass sich der Geschichtspräsident, der sonst die Einsamkeit bevorzugte, dieses Konzert der Jungmusiker nicht entgehen lassen wollte. Schneuli war wieder zum Fenster herein geflogen, blieb aber diesmal nicht auf dem Sims sitzen, sondern postierte sich hinten auf einem der goldverzierten Büchergestelle.

Jessy, Jim und Jochen standen vorne bereit, und Samuel trat auf das Cembalo zu. Doch bevor er sich setzte, hielt er eine kleine Ansprache:

«Liebe Gäste, ehe wir uns den Klängen hingeben, wollen wir daran denken, dass nichts selbstverständlich ist. Auch dass es überhaupt Musik gibt, ist ganz und gar nicht selbstverständlich. Die meisten glauben, die Menschen hätten die Musik erfunden, aber sie irren wie so oft oder fast immer. Musik gab es, längst bevor es Menschen gab und auch» – jetzt richtete er seinen Blick hinauf auf das Büchergestell – «bevor die Vögel zu singen anfangen.»

«Ich hab nie etwas anderes behauptet», bemerkte Schneuli trocken, und erst jetzt wurden die meisten Konzertbesucher gewahr, dass sich auch eine Schnee-Eule eingefunden hatte.

«Ach, hier bist du, Schneuli!», rief Lena überrascht. «Kehrst du nicht mehr zurück?»

Schneuli gab dienstfertig Antwort: «Bloß noch besuchsweise. Mich brauchen jetzt andere. Aber hört jetzt bitte weiter Samuel zu.»

«Danke, Schneuli», sagte Samuel und fuhr dann fort: «Musik gab es sogar schon, bevor die Sterne erschaffen wurden. Und als der Schöpfer die Milliarden von Sonnen erschuf, sprach er zu ihnen: <Begeht euch auf eure Bahn und hört dabei auf die Musik, so dass kein Stern seinen Weg verfehle.> Niemand von uns ist fähig, diese erste Musik zu hören. Doch die Töne, Melodien und Akkorde, die wir erzeugen und

hören können, sind Kinder jener unhörbaren Musik, die am Anfang von allem Geschaffenen stand.»

Mit diesen Worten setzte sich Samuel ans Cembalo. Auf der Erde hätten jetzt die Zuhörer geklatscht, aber hier empfanden es alle als unpassend, Samuels Rede durch solchen Lärm wieder zu vertreiben.

Es herrschte eine Zeitlang eine wohltuende Stille. Dann machten sich die vier Musiker bereit, Samuel nickte mit dem Kopf zum Einsatz, und die Musik erklang. Nie gehörte Töne fanden ihren Weg in die Seele der Zuhörer. Einer nach dem anderen erhob sich von seinem Sessel. Auch Lena und Elfriede hatten die Hände ihrer Begleiterinnen unbenutzt losgelassen und gaben sich ganz diesem neuen Musikgenuss hin. Zu ihrer Überraschung begann der ganze Raum allmählich zu leuchten, zuerst in einem hellen Blau, dann golden und schließlich in allen schillernden Farben. Alle wünschten, das Stück möge nie enden. Als es verklungen war, blieb es vollkommen still. Die Zuschauer blickten einander in die Augen, und jeder hatte das Gefühl, sein Gegenüber auf eine ganz neue Weise kennengelernt zu haben.

Lange schwiegen alle. Schließlich hielt es Lena nicht länger aus und flüsterte: «Das ist jetzt aber der Himmel!»

Sofort antwortete Schneuli: «Nicht so vorlaut, mein Dummerchen! Schön ist das, sehr schön, ja wundervoll, vielleicht himmlisch – aber der Himmel selber bleibt unbeschreiblich und übersteigt tausendfach alle Herrlichkeiten unseres Landes.» Doch Lena war so außer sich vor Glück, dass sie kaum hörte, was ihr der Vogel antwortete.

Nach und nach verebbte der farbige Lichtglanz, der den kleinen Konzertsaal erfüllt hatte, und die Gäste verließen still den Raum. In der großen Vorhalle bat Samuel alle, um den geblumten Marmortisch herum Platz zu nehmen. Er selber begab sich in den Garten und kam mit einer prachtvoll gereiften Oklamanda zurück. Er zählte die Gäste und zerschnitt die Frucht in entsprechend viele Teile. Immer noch verharren alle in besinnlichem Schweigen. Dann reichte Samuel jedem Gast seinen Anteil, alle schlossen die Augen und kosteten die Frucht, bis sie sich in ihrem Mund aufgelöst hatte.

Einzig Schneuli hatte an dem Gemeinschaftsmahl nicht teilgenommen, sondern war durchs offene Fenster weggefliegen. Nun kehrte er zurück und trug in seinen Krallen drei glitzernde, mit Rubinen und Perlen geschmückte Döschen. Alle schauten ihm überrascht zu, wie er je eines den drei Jungmusikern in die Hand gleiten ließ. Jessy, Jim

und Jochen wagten aber nicht, es zu öffnen, sondern blickten Schneuli nur fragend an.

«Das ist gegen die Einsamkeit», sprach dieser mit ernster Stimme. «Wenn ihr allein seid und das Döschen öffnet, werdet ihr die Musik, die ihr soeben gemeinsam gespielt habt, von neuem hören.» Dann zwinkerte er mit den Augen und flog in den Garten.

Nun erhoben sich alle von ihren Sesseln, und allmählich kam das Gespräch wieder in Gang. Lena und Elfriede schienen die glücklichsten Wesen des Jenseits zu sein. Sie sprachen mit allen Gästen und bemerkten dabei, dass sie längst die Hände von Ellen und Brigitte losgelassen hatten und dieses Kraftspenden überhaupt nicht mehr benötigten.

Schließlich entfernte sich ein Gast nach dem anderen, und Elfriede forderte Jochen auf, mit ihr zusammen den kurzen Heimweg anzutreten. Lena umarmte die Brüder und schloss sich den beiden an. Als sie auf den Vorplatz traten, rief Lena in höchster Begeisterung: «Ein Wunder ist geschehen! Samuel, Jakob, kommt her, ein Wunder, ein richtiges Wunder!»

Samuel, Jakob und die verbliebenen Gäste eilten ins Freie und gewahrten, dass sich Lenas und Elfriedes Haus, obwohl es immer noch aus bloß drei Räumen bestand, in ein kleines Schösschen verwandelt hatte, das sich harmonisch in den Park von Samuels Palast einfügte. Elfriede wusste sich nun wirklich nicht mehr zu helfen und weinte wie ein Kind.

53 Balthasar und Grete

Balthasar war ganz zappelig. So etwas hatte er schon lange nicht mehr erlebt, er, der ruhige und meistens in sich gekehrte Herr Geschichtsprofessor. Er hatte wieder einmal am zweiten Band seines Geschichtswerks arbeiten wollen und das Kapitel über Fallas, einen Draufgänger im zwölften Jahrhundert, mehrmals durchgelesen. Es schien ihm gut gelungen, denn es zeigte einen Helden, der mutig für sein Vaterland kämpfte und die christliche Religion verteidigte. Mit großer Kühnheit besiegte er die Feinde, und seine Kriegsgesellen waren ihm bedingungslos ergeben. In anderen Geschichtsbüchern war kaum etwas über diesen Helden zu lesen, und deshalb war Balthasar auf dieses Kapitel ganz besonders stolz gewesen. Er hatte viele handschriftliche Angaben in der Bibliothek eines fast verlassenen Klosters

ausgegraben und die Lücken, die da und dort offen blieben, mit Phantasie auszufüllen verstanden. In den Papieren befand sich auch ein Bericht eines Landpfarrers, der den Ritter offensichtlich hasste, denn er schrieb ihm die größten Untaten zu. Er behauptete, Fallas hätte aus lauter Übermut ganze Dörfer in Brand gesteckt, jeden, der ihm in die Quere kam, erbarmungslos niedergehauen und nur gekämpft, um möglichst große Beute zu machen. Aber dieser Bericht passte nicht zu der Geschichte, die Balthasar in seinem Buch hatte aufzischen wollen, weshalb er diese vergilbten Papiere einfach zur Seite geschoben hatte.

Und da war plötzlich Archas bei Balthasar erschienen und sagte ihm unumwunden: «Das ist vielleicht die größte Lüge in deinem Buch.» Und dann verschwand er wieder und ließ Balthasar allein.

Und jetzt galt es also, die Wahrheit über Fallas zu erfahren. Balthasar stieg in seinen Ausguckturm und bat jenes Fernrohr, womit er in die Vergangenheit blicken konnte, es möge sich auf Fallas' Leben und Taten einstellen. Aber es war wie verhext: Sobald er das Auge an die Linse halten wollte, begann das Rohr zu zittern, so dass es unmöglich war, irgendein Bild zu erkennen. Was war nur mit diesem verflixten Fernrohr los? Wäre er noch auf Erden gewesen, so hätte er jetzt wohl geflucht, aber in dieser Gegend passte das nicht so recht. Es blieb Balthasar nichts übrig, als sein Forschen auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben.

So setzte er sich auf seine Bank vor dem Häuschen, wie er es gewohnt war, und versuchte seine Gedanken zu ordnen. Aber es gelang ihm nicht, den Kopf bei der Sache zu halten. Immer wieder stiegen in seinem Inneren die Bilder vom Konzert empor, das er in Samuels Haus erlebt hatte. Es war ja nicht nur die Musik der drei jungen Menschen, die ihn dort gefesselt hatte ... Immer wieder hatte er zum weißen Vogel geblickt, der im Büchergestell saß, aber bloß zum Schein, denn jedesmal, wenn seine Blicke nach hinten schweiften, verweilten sie ein wenig auf Gretes schönen Gesichtszügen.

«Sie war doch einmal hier bei mir», sagte er zu sich selber. «Ja richtig – in Begleitung von Lena, Elfriede und Jochen. Wo hatte ich da bloß meine Augen? Tja ja, soviel steht fest: Dieser edlen Dame mit den schönen Augen werde ich nächstens einen Besuch abstatten. – Aber nun wieder zurück zu meinem Geschichtsbuch!»

Dann stand er auf und schritt, die Hände auf dem Rücken, in seinem Garten hin und her. Vor seinem inneren Auge sah er Fallas, wie er

sein Pferd bestieg und dann mit seinen Kämpfern voranstürmte, um das Vaterland zu schützen und die Religion gegen die Ungläubigen zu verteidigen. «So, so, dies alles soll also eine Lüge sein?», sprach er vor sich hin. Er war es gewohnt, mit sich selbst zu sprechen, da er ja meist allein war und nur selten unter die Leute ging.

Und dann setzte er sich wieder auf seine Bank und stützte den Kopf in die Hände. Der Haudegen Fallas und seine Spießgesellen hatten sich bereits wieder in Luft aufgelöst, und vor seinem inneren Auge erschien erneut Grete, wie sie still da saß und sich ganz den zauberhaften Klängen hingab. «Mein Gott!», rief er. «Wie soll da ein Mensch vernünftig forschen ...?»

Aber ehe er den Satz zu Ende gesprochen hatte, stand Archas vor ihm und sprach: «Lieber Balthasar, lass das Grübeln und folge deinem Herzen. Grete wird dich, früher als du ahnst, auf den Pfad der Wahrheit führen.»

«Du sprichst in Rätseln», wollte Balthasar einwenden, aber Archas war bereits wieder weg.

«Folge deinem Herzen», wiederholte Balthasar leise und setzte dann hinzu: «Ja nun, wenn's denn sein soll, so tue ich das eben. – Grete wohnt im Wabenhaus, hat sie mir nach dem Konzert anvertraut. Seltsam, dass ich das noch nie gesehen habe, aber das kommt eben davon, wenn man immer zu Hause bleibt. Tja ja, ich bin ein rechter Stubenhocker, und vor lauter Erdengeschichte weiß ich kaum, was rings um mich her so alles passiert.»

Gedankenverloren kraulte er sich seinen Bart, dann erhob er sich langsam, trat in die Stube und holte aus dem Schrank sein schönstes Gewand. Archas hatte es ihm einst geschenkt, als er den ersten Band seines Geschichtswerks umgearbeitet hatte. «Wie lange mag das wohl her sein, seit ich das zum letztenmal trug?», ging es ihm durch den Kopf. «Schade, dass wir hier keine Zeitmaße haben. Wäre ich noch auf der Erde, würde ich wohl sagen, ich hätte es seit vielen Jahren nicht mehr benutzt.»

Dann stellte er sich vor den Spiegel, strich mit den Fingern nochmals über seinen Bart und lächelte verschmitzt. «So übel sehe ich gar nicht aus, beinahe wie der Prinz von Hindustan. Grete wird Augen machen!»

Er stieg langsam die Treppe zum Ausguckturm hoch und bat sein bunt schillerndes Fernrohr, es möge ihm das Wabenhaus zeigen. Das

Rohr schwenkte ein in die gebotene Richtung, und Balthasar sah hindurch. Grete saß tief in sich versunken in ihrer Kapelle, und so wusste er, dass sie gewiss nicht gestört sein wollte. Deshalb nahm er sich vor, den Weg zu ihr zu Fuß zurückzulegen und sich auch unterwegs für alles, was ihn interessierte, genügend Zeit zu nehmen. Er brachte noch kurz alles in Ordnung in seinen wenigen Räumen, und bald darauf trat er in den Garten, wo er an einem der Sträucher eine besonders schöne Rose abknickte. Dann zog er das Gartentor hinter sich zu und schritt gemächlich hinaus in die blühende Landschaft.

Aber es wollte ihm doch nicht gelingen, bei den vielen anmutigen Plätzen, an denen er vorbeikam, zu verweilen und sich an den lauschigen Winkeln, gepflegten Gärten oder kunstvoll erbauten Gebäuden zu erfreuen. Und mit jemandem ein Gespräch anzuknüpfen – dazu hatte er erst recht keine Lust. Schließlich stellte er mit Erstaunen fest, dass er nicht mehr zu Fuß unterwegs war, sondern in recht flüssiger Fahrt zwischen den Bäumen und kleinen Palästen dahinschwebte. Und kaum hatte er dies bemerkt, erschien in der Ferne bereits das Wabenhaus, das ihm Grete nach dem Konzert beschrieben hatte. Kurz darauf hatte er es erreicht und landete im ringsum liegenden Garten, wo er sich auf eine der vielen Bänke setzte.

«Schön, dass du gekommen bist!», rief ihm Grete entgegen, als sie von hinten auf ihn zutrat. «Archas hat mir deinen Besuch bereits angekündigt.» Sie schritt unbefangen auf den Gast zu und umarmte ihn wie einen altbekannten Freund. Balthasar brachte zuerst kein Wort heraus, sondern staunte ihr bloß ins Gesicht. Schließlich streckte er ihr die Rose entgegen und sagte leise: «Du bist seit letztem Mal schon wieder ein Stück schöner geworden.»

«Meinst du?», sagte Grete erfreut. Dabei ergriff sie Balthasars Hand und führte ihn hinein in den Salon. Dort wies sie ihm einen Sessel an und setzte sich ihm gegenüber. «Wir wollen uns nicht lange mit unbedeutenden Kleinigkeiten aufhalten», begann sie das Gespräch, «denn uns steht Wichtiges bevor.»

In diesem Augenblick wurde der Raum mit warmem Licht durchflutet, und Archas, der unbemerkt eingetreten war, setzte sich zu ihnen. «Ja, es ist für euch beide bedeutsam», bestätigte er, «denn ihr sollt in jene düsteren Täler reisen, in denen Finsternis und Kälte herrschen. Grete wird dort ihrem Bruder Horst begegnen und du, Balthasar, deinem Helden Fallas. Brecht bald auf, ich erwarte euch dort, wo ihr

selber nicht mehr weiterkommt.» Balthasar wollte noch etwas fragen, aber Archas war bereits wieder verschwunden.

«Mein Held Fallas in jenen Tälern, und dies noch nach achthundert Jahren?», wunderte sich Balthasar fassungslos. «Da habe ich mit meiner Geschichte allerdings ziemlich daneben gegriffen.»

«Von außen sieht eben manches anders aus als von innen», begütigte Grete, «und die Wahrheit zu finden war schon immer ein schwieriges Unterfangen.»

«Allerdings!», bestätigte Balthasar und atmete tief durch.

«Vielleicht kannst du ihm ein wenig helfen», bemerkte Grete, «denn bloß, um unsere Neugier zu befriedigen, hätte uns Archas diesen Auftrag nicht erteilt. Ich hoffe, dass auch Horst ...»

«Horst?» unterbrach sie Balthasar. «Was ist mit Horst?»

«Er ist mein Bruder, Elfriedes Mann und Jochens Vater, die du ja kennengelernt hast. Er ist sehr unglücklich, aber er macht sich allmählich auf den Weg.»

«Du warst schon einmal bei ihm?»

«Das nicht, aber Archas hat es mir gezeigt.»

«Mit dem schillernden Fernrohr?»

«Nein, mit dem inneren Licht. Wer das hat, braucht kein Fernrohr.»

«Ich dachte immer, ich sei besonders bevorzugt, weil man mir die beiden Rohre brachte.»

«Das bist du wohl auch. Du brauchst sie eben, um dein Leben als Forscher aufzuarbeiten. Bevor dies abgeschlossen ist, wirst du das innere Licht nicht erhalten.»

Balthasar schwieg lange. Schließlich sagte er bloß: «Aha, so ist das also.»

Grete stand auf und gab ihm die Hand: «Nun lass uns gehen. Der Weg ist weit.» Dann führte sie ihren Gefährten in den Garten, ohne seine Hand loszulassen, und ohne besondere Anstrengung schwebten die beiden in die Höhe, weit über die höchsten Baumkronen.

Ihre Fahrt führte sie über weite Ebenen, über zahllose Täler und über hügeliges und sogar gebirgisches Land, das aufs angenehmste mit silberklaren Flüssen und Bächen und spiegelnden Seen geschmückt schien. Wo sie hinsahen, erblickten sie Siedlungen, kleinere und größere Städte und ungezählte kleinere und größere Häuser oder Paläste, die harmonisch in der Landschaft lagen.

Endlich brach Balthasar das Schweigen: «Unvorstellbar, diese Millionen von Menschen, die hier ein glückliches Leben führen!»

«Ja, wirklich unvorstellbar!», bekräftigte Grete. «Aber es gibt eben auch andere, dunklere Gebiete, und das ist bedrückend. Gut, dass wir diesen unglücklichen Wesen dort ein wenig helfen können.»

«Du hilfst deinem Bruder?»

«Ja, ich habe es Archas versprochen. Deshalb schicke ich ihm Liebe zu, so oft es geht.»

«Liebe schicken? Bitte, klär mich auf, denn darunter kann ich mir nun wirklich nichts vorstellen.»

«Du musst eben zuerst deine Kopfaufgabe lösen, bevor man dir solche Herzensaufgaben anvertraut. Einstweilen musst du forschen, die Wahrheit entdecken und deine Irrtümer richtigstellen, und das wird wohl noch eine rechte Weile so bleiben.»

«Gerade deshalb möchte ich wissen und verstehen, was es bedeutet, jemandem Liebe zu schicken.»

Balthasar erkannte, dass es Grete schwer fiel, seine Frage zu beantworten. Da kam Archas wie gerufen und sprach: «Balthasar, bedränge die gute Grete nicht mit deinen Fragen. Nicht alles, was ein Mensch tut, kann er mit Worten erklären. So lass denn mich dir antworten: Die Liebe ist die Kraft, die das ganze All durchströmt. Aber viele Menschen, vielleicht sogar die meisten, haben um sich herum eine Kruste gebildet, fast so starr wie die Kruste einer Schnecke. Und solange sie in dieser Kruste eingeschlossen bleiben, spüren sie nichts von dieser allwirkenden Kraft der Liebe. Doch wer aus seinem Schneckenhaus herauskommt und die Fühler ausstreckt, um das Unbekannte auf sich wirken zu lassen, spürt das Fließen dieser Kraft, zuerst bloß als leises Rieseln, zuletzt aber als gewaltigen Strom. Dann kann er, was er empfängt, weitergeben an jene, die noch verschlossen sind. Und je mehr er weitergibt, desto mehr hat er. Für einen Kopfmenschen geht diese Rechnung nicht auf. Aber es ist kein Widerspruch, sondern ein Wunder. Und dieses Wunder geschieht im menschlichen Herzen.»

Dass Archas nach dieser langen Rede wieder verschwand, überraschte weder Balthasar noch Grete. Zu gut kannten sie seine Wortkargheit und seine Gewohnheit, zu erscheinen und zu verschwinden, wie es ihm beliebte. Beide schwiegen.

Sie mochten wohl schon wieder ein halbes Dutzend Täler hinter sich gelassen haben, als Balthasar sagte: «Ich sah dich mit meinem

Fernrohr in deiner Kapelle, still in dich versunken. Dann hast du wohl an Horst gedacht und ihm Liebe zugeleitet.»

Grete nickte bloß leicht mit dem Kopf.

54 Bei Yolanda und George

«Gut, dass wir nun beide fliegen können», sagte Jessy zu Jim, «der Weg zur neuen Heimat meiner Mutter und deines Vaters ist recht weit.»

«Ja, wirklich», entgegnete Jim, «jetzt haben wir bereits vierzehn Täler überquert, und das Haus dort in der Ferne ist noch immer weit weg.» Dann sah er zu Jessy hinüber, die er an der rechten Hand hielt und die ruhig neben ihm her schwebte, und sagte nach längerem Schweigen: «Natürlich hatte ich mich gefreut, als Samuel und Jakob davon sprachen, diesen Besuch mit uns gemeinsam zu machen. Aber offenbar fanden sie es doch besser, uns beide ein wenig allein zu lassen. Ist doch schön, dieses Vertrauen in uns, nicht wahr?»

Jessy schien nichts zu hören, so tief war sie in Gedanken versunken.

«Woran denkst du, Jessy?»

«Ich mache mir ein wenig Sorgen. Mama findet sich nicht leicht zu recht in einer neuen Welt.»

«Mir geht es fast genauso. Papa reißt immer solch blöde Witze. Mich wollte er nicht einmal als seinen Sohn erkennen; der habe schließlich keine roten Haare.»

«Er scheint blind zu sein. Deine Haare leuchten wie Gold!»

Eine Pause trat ein. Beide sahen nach unten. Ihnen zu Füßen lag ein Dorf, und auf dem Kirchplatz hatte sich eine große Menge Menschen versammelt. Gewiss wäre es reizvoll gewesen, einen kleinen Abstecher zu machen, um mitzubekommen, was diese vielen Leute beschäftigte. Aber beide strebten voran, und bald darauf lag das Dorf wieder weit hinter ihnen und verschwand hinter dem Wald, der sich sanft über einen Hügel zog.

«Deine sind übrigens silbern», sagte Jim nach einer Weile, «fast könnte man meinen, du seiest eine alte Frau, wenn du ...»

«Was, «wenn du ...?»»

«Wenn du nicht so schön wärest. Du bist für mich Prinzessin Silberhaar.»

«Und du Prinz Goldschopf.»

Tief unten stand eine Frau im Gespräch mit einem Mann. Plötzlich zeigte sie nach oben und sagte: «Schau Hans, dort küssen sich zwei! Die scheinen die ganze Welt zu vergessen.» Hans lachte sie an und sprach: «Schön, wie die uns ein gutes Beispiel geben.»

Und oben hatte sich Jim von Jessy gelöst und wies mit der Hand nach unten: «Sieh, Jessy, diese beiden dort unten! Schön, wie die uns ein gutes Beispiel geben.» Dann lachten beide und schwiegen wieder. Sie sahen nun das Haus, dem sie zustrebten, ziemlich rasch näher kommen.

«Ich freue mich auf Kimi», unterbrach Jessy das Schweigen. «Bei meiner Mutter ist er in guter Obhut.»

«Was die beiden wohl machen miteinander?», fragte Jim besorgt. Aber Jessy kam nicht dazu, ihm eine Antwort zu geben, denn schon sahen sie George in knapper Entfernung vom Haus auf einem umgestürzten Baumstamm sitzen. Er saß vornüber gebeugt und hatte das Gesicht in beiden Händen vergraben. Jessy und Jim näherten sich ihm langsam, und ihre Füße berührten wenige Schritte vor ihm den Boden. Doch George rührte sich nicht.

«Hallo, Papa!», sagte Jim leise, aber es war, als hätte sein Vater nichts gehört. Die beiden Jugendlichen sahen einander fragend an, und nach einer Weile versuchte es Jessy: «Hallo, George! Jim ist da und ich, seine Jessy.» Ein Leuchten ging über Jims Gesicht, und er drückte leise Jessys Hand.

«Ist etwas nicht gut?», fragte Jim beherzter.

«Was heißt hier «etwas»?», knurrte George leise. «Nichts ist gut, und alles ist schlecht. Wäre ich bloß nicht gestorben!»

«Gefällt dir die neue Wohnung nicht? Oder die Gegend? Ist es denn nicht schön hier?», drang Jim in seinen Vater.

«Schön, schön!», rief George verzweifelt. «Zum Teufel mit diesem Wort! Fürchterlich ist es! Nicht zum Aushalten ist es!» Unvermittelt begann er zu weinen, ja er heulte wie ein kleines Kind, und immer wieder sprach er dieselben Worte: «Wäre ich bloß nicht gestorben!»

Da wurde Jim ungeduldig: «Aber nun sag mir endlich, was los ist! Du warst doch immer so lustig. Wo ist dein Humor geblieben?»

«Das kann ich dir sagen», antwortete George nun klar und bestimmt. «Er ist gestorben, mein Humor, ein- für allemal gestorben. Niemand will hier Humor! Und mich will auch niemand!» Dann begann er wieder aufs Neue zu weinen.

Nun versuchte Jessy, ihn zu trösten: «Aber du bist doch nicht allein. Meine Mutter ist ja bei dir. Ihr könnt es doch schön haben zusammen.»

«So, so», schrie George heraus, «dieses schnöde Weib ist also deine Mutter? Nimm sie nur gleich mit, mit der will ich nichts zu schaffen haben! Die verlacht mich bloß und macht mich klein, kleiner als den kleinsten Wurm. Eine lächerliche Witzfigur sei ich, sagt sie mir eins übers andere Mal, ein Nichtsnutz, ein dummer Sprücheklopfer. Ach, wäre ich doch bloß nicht gestorben!»

«Ja, daran ist nun nichts mehr zu ändern», entgegnete Jim, und Jessy spürte, wie Schmerz und Mitleid aus seiner Stimme klangen.

«Glücklich ist, wer vergisst,
was nicht mehr zu ändern ist»,

sang nun plötzlich ein Vogel von einer in der Nähe stehenden Eiche herab und fügte dann bei: «Das hast du doch selber unzählige Male gesungen. Eine schöne Melodie, nicht wahr? Und wahre Worte dazu.»

Und als auch diese Ermunterung nichts fruchtete, bestätigte Jim: «Schneuli hat ganz recht. Du brauchst jetzt nur an das zu glauben, was du selber immer behauptet hast.»

«Mir ist Mozart im Moment völlig Wurst, piepegal, und der Beethoven und all die anderen Klimperer ebenso», trotzte George, doch von der Eiche tönte es schadenfreudig herab:

«Von Mozart sei's? Oh, welch ein Graus!
Das Lied ist doch von Johann Strauß!»

«Dann eben von Strauß, was kümmert mich das? Ich kann mir nicht alles merken! Und du, Herr Schneuli, spiel nicht immer den klugen Professor!»

Georges Worte klangen bereits etwas versöhnlicher und nicht mehr so übellaunig, was Jim besonders freute. «Siehst du, Jessy?», sagte er zu seiner Freundin. «Papa ist schon wieder ganz gut gelaunt.»

Da flog Schneuli Jessy auf die Schulter und flüsterte ihr ins Ohr, so dass es die anderen nicht hören konnten: «Der Trick ist alt, aber wirksam: Kocht einer im Selbstmitleid, so mach ihn wütend, dann nimmt er allmählich wieder Vernunft an.»

Nun wandte sich Jessy an George: «Wo ist meine Mutter? Wie geht es ihr?»

Aber George war nicht so leicht umzubiegen: «Wo die ist, kümmert mich nicht, und wie es ihr geht, noch viel weniger! Mir ist es am wohlsten, wenn ich allein bin.»

«Das ist leicht zu erfüllen», gab Jessy zurück, fasste Jim entschlossen an der Hand und schritt mit ihm aufs Haus zu.

George aber stand sofort auf und rief ihnen nach: «Das hab ich doch nicht so gemeint! So bleibt doch, oder wartet wenigstens auf mich! Ihr wollt mich doch wohl nicht schon wieder allein lassen mit dieser ...! Ja, es ist deine Mutter. Schon gut, ich hab es nicht so gemeint. Der George ist nicht so, gewiss nicht so. Also Jim, du bist doch mein Sohn, so warte doch ...!» Unter diesen Worten hatte er sich den beiden immer mehr genähert, die vor dem Haus auf ihn warteten.

Jim sprach: «So, nun setz dich, lieber Papa, und hör mir bitte zu! Ich bin schon bald nach dem Absturz hier erwacht und habe in der Zeit, als du noch schliefst, viele Regeln und Gesetze des jenseitigen Landes kennengelernt. Darum weiß ich sehr genau, dass die Art, wie du dich gerade verhältst, ganz einfach falsch ist und dich nicht weiterbringt, ja sogar ins Unglück stürzt.»

«Du willst mich also belehren, du, mein kleiner Sohn?», entgegnete George. «Wo sind wir bloß hingekommen?»

«Ja, ganz recht», fuhr Jim fort, «ich will dich belehren, denn ich bin kein kleines Kind mehr, und ich gehöre auch nicht dir. Das hat schon meine Mutter gemeint, dass sie über mich verfügen könne, bloß, weil sie mich geboren hat. Dafür hat sie teuer bezahlt, und ich möchte es dir gerne ersparen, ebenso wie sie leiden zu müssen. Hier hat das Alter, das wir auf Erden erreichten, nichts zu bedeuten, und wer sich dort als höher stehend fühlte, der hat hier für solcherlei keinen Grund mehr. Du bist hier, um zu lernen, wie man richtig lebt. Dazu gibt es zwei ganz klare und für alle verständliche Maßstäbe. Frage dich einfach immer: Ist das, was ich denke und spreche, wirklich wahr, und ist das, was ich tue, eine Tat der Liebe? Kannst du beide Fragen bejahen, dann bist du auf dem rechten Weg.»

«Bravo!», rief es von der Eiche herunter. «Klug gesprochen, sehr klug gesprochen! Aber eines fehlt noch: Hier wird den Menschen vieles geschenkt, unendlich vieles, aber bloß jenen mit einem dankbaren Herzen.»

«Natürlich – das Danken! Danke, Schneuli!», rief Jim gegen die Eiche hinauf. «Ich vergaß es, weil es mir so selbstverständlich ist.»

Als sich Jim umblickte, bemerkte er, dass Jessy nicht mehr bei ihm stand, sondern sich wohl ins Haus begeben hatte. Sein Vater versuchte nicht mehr, auf die Belehrung etwas zu entgegnen, weshalb es Jim für schicklich hielt, ihn seinen eigenen Gedanken zu überlassen.

Als Jim in die Stube trat, sah er Jessy neben ihrer Mutter sitzen. Kimi hatte sich auf ihre Knie gesetzt und ließ sich schnurrend von ihr streicheln.

«Mit Verlaub, Jim», begann Yolanda, «dein Vater ist wirklich eine Nervensäge. Gäbe es hier Tag und Nacht, würde ich sagen: Der verdirbt einem mit seinen unpassenden Witzen und Sprüchen den ganzen Tag. Und da ich selber auch nicht eben gut gelaunt bin, habe ich ihm halt reinen Wein eingeschenkt und ihm auf den Kopf zu gesagt, er sei eine lächerliche Witzfigur. Seitdem spielt er den Beleidigten und will mich mit seiner Leidensmiene weich klopfen. Aber ich habe den längeren Atem.»

«Mama, das war hart, und deine Kampfstimmung wird dich selber auch nicht weiterbringen», wandte Jessy ein, worauf Yolanda ziemlich empört aufbegehrt: «Was ist eigentlich los, Jessy, wer erzieht hier wen?»

«Das ist wohl klar», antwortete Jessy ruhig. «Im Moment bin ich es, die es mit dir versucht.»

Yolanda wollte gleich aufbegehren und ihrer Tochter sogar eine Grobheit an den Kopf werfen, aber als sie ihr ins Antlitz blickte, spürte sie plötzlich, wie daraus eine geheimnisvolle Kraft hervorstrahlte, die sie in die Schranken wies, so dass sie sich ihrer Tochter tief unterlegen fühlte. So sagte sie bloß kleinlaut: «So, so, erziehen willst du mich. Interessant. Nun denn, versuch es. Ich wünsche dir viel Glück dabei.»

«Liebe Mama», sagte Jessy nach einer langen Pause, «das kann nicht der Ton sein, miteinander zu reden. Ich spüre, wie sich dein Herz verschließt. Soll ich besser später wieder vorbeikommen?»

Als keine Antwort kam, stand Jim auf und schickte sich an, den Raum zu verlassen. Doch dann sah er, dass Yolanda die Hand auf Jessys Arm gelegt hatte, und setzte sich wieder. Alle schwiegen, nur von draußen hörte man, wie jemand die bekannte Melodie von Johann Strauß vor sich hinrällerte, ohne die Worte «Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist» auszusprechen.

Jessy nahm das Gespräch wieder auf: «Du seiest selber nicht eben gut gelaunt, sagtest du vorhin. Die neue Lebenssituation scheint dir Mühe zu bereiten.»

«Das kann man wohl sagen, ja. Ich habe Mühe, große Mühe», bestätigte Yolanda. «Ich habe wirklich nicht damit gerechnet, dass es nach dem Sterben weitergehen könnte. Jetzt muss ich mich dauernd an die unzähligen Situationen erinnern, da ich gläubige Menschen als Spinner und Phantasten bezeichnet habe, die bloß ihren Wunschträumen nachhängen möchten. Ich spielte mich als klug und gebildet auf und erweckte in den anderen das Gefühl, dumm und naiv zu sein und immer noch an Kindermärchen zu hängen. Die Pastoren, die vom Jenseits predigten, nannte ich Schmarotzer, die ihr Brot mit dem Erzählen von Lügengeschichten verdienten. Und nun muss ich eben allmählich begreifen, dass ich all diesen Menschen sehr unrecht getan habe.»

«Und das schmerzt, nicht wahr, Mama?»

«Ja, das schmerzt. Wenn ich bloß zurück auf die Erde gehen könnte! Wie gerne würde ich ihnen allen zurufen: ›Ihr habt recht gehabt, lasst euch nicht beirren! Und dass ich mich so aufspielte, das tut mir leid.‹ – Aber es geht nicht, und jetzt sitze ich hier und sehe, was ich angerichtet habe. Am meisten Leid tut es mir um meinen Mann. Als wir uns kennenlernten, hat er nämlich noch an das Weiterleben nach dem Sterben geglaubt, aber ich habe ihn so lange verlacht, bis er mir zustimmte. Mein Gott, was habe ich anger... ?»

Ein warmes Licht erfüllte den Raum, und unter der Türe stand in voller Pracht Archas, der Engel. «Es ist wahr», sprach er, «dein Mann Charles ist völlig verzweifelt und sucht Trost im Alkohol. Aber es ist dir gestattet, ihm zu helfen. Komm mit, denn Charles schläft gerade, und ich werde dir zeigen, wie du ihm in seinen Träumen die Gewissheit geben kannst, dass du noch lebst.»

Dann geschah etwas, das auch Jessy und Jim noch nie gesehen hatten: Nicht nur Archas verschwand vor ihren Augen, sondern auch Yolanda, weshalb sich die beiden erstaunt ansahen. Da trat George in die Stube und fragte mit erregter Stimme: «Donnerwetter, was ist da los? Mir war, als rauschten zwei gewaltige Vögel über meinen Kopf hinweg, und als ich aufblickte, war nichts zu sehen, rein gar nichts. – Und wo ist Yolanda? Hat sie sich etwa in jenem Schrank versteckt? Oder gar in Luft aufgelöst? So sprecht doch und sitzt nicht da wie Ölgötzen!»

«In Luft aufgelöst – so kann man es vielleicht sagen», antwortete Jessy. «Archas hat Yolanda weggeführt.»

«Und was geschieht jetzt mit mir?», fragte George erzürnt. «Soll ich von nun an ganz allein hier sitzen und das Ende der Ewigkeit abwarten? Das kann man doch mit mir nicht machen!»

«Papa, ich sehe, du vermisst Yolanda», bemerkte Jim.

«Vermissten? Nein, überhaupt nicht! Nein, nein, die vermisse ich gewiss nicht. Aber sagt mir doch endlich: Kommt sie wieder zurück, oder lässt man mich einfach allein?»

«Sie wird zurückkommen», sagte Jessy.

George atmete auf: «Wenigstens das, wenigstens das!»

Jessy und Jim blickten einander an und zwinkerten mit den Augen.

55 Bei Fallas und Horst

«Grete, unser Weg wird immer beschwerlicher. Man sieht bald nichts mehr.»

«Ja, Balthasar. Lass mich bitte nicht los, wenn wir gegen diese düsteren Täler schweben.»

«Da kannst du unbesorgt sein», beruhigte sie der Professor schmunzelnd und warf Grete einen verliebten Blick zu. Aber es war schon so dunkel, dass er nicht sicher war, ob sie es überhaupt wahrgenommen habe. Dann zog er sie etwas näher an sich und sagte: «Und kalt ist es auch, kein Wunder, dass hier fast nichts mehr wächst.»

Grete schwieg lange. Schließlich sagte sie leise: «Ich glaube, ich kann jetzt bald nicht mehr. Es schnürt mir so eigenartig den Hals zu, und auch das Schweben will mir nicht mehr gelingen.»

Tatsächlich waren beide hinabgesunken, und kurz darauf berührten ihre Füße wieder den Boden. Der Weg war übersät mit scharfkantigen Steinbrocken, und zu beiden Seiten stiegen schroffe Felsen empor. Als sie still standen, sahen sie über sich bloß noch einen schwachen gräulichen Schimmer. Nach langem Schweigen flüsterte Grete: «Wie soll hier jemand leben können?»

Dann lauschten beide in die unheimliche Stille hinein. «Hörst du es?», fragte Balthasar leise. «Von dort hinten tönt es.» Unwillkürlich setzten die beiden ihren Weg fort, aber sie kamen nur langsam voran.

«Das sind Schreie», sagte Grete leise, «lang gezogene Schreie.»

«Es scheint ein einzelner Mensch zu sein, wohl ein Mann.»

«Mir wird unheimlich», flüsterte Grete, und Balthasar spürte, dass sie am ganzen Leib zitterte.

«Ja», sagte er, «ich will es nicht leugnen: Auch ich verspüre Angst. Ich glaube, wir sollten hier auf Archas warten.»

Behutsam tasteten sich die beiden vorwärts, bis sie zu einem kleinen Felsblock kamen, der ihnen als Ruhebank diente. Wieder trat eine lange Pause ein, und immer wieder hörten sie in der Ferne die lang gezogenen Schreie eines Verzweifelten.

«Hier sein Leben fristen zu müssen, ist wahrlich grauenvoll», bemerkte schließlich Balthasar, «und ich kann einfach nicht begreifen, dass der liebe Gott ...»

Da durchbrach ein blendendes Licht die Finsternis, und vor den beiden stand Archas in voller Pracht. Sein Gesicht war ernst, und als er zu sprechen begann, erhoben sich die beiden voller Ehrfurcht.

«Niemand begreift Gott. Wir wissen nur dies: So, wie das Herz ist, ist auch die Welt, in der man lebt. Es wirkt das Gesetz.»

«Das Gesetz?», fragte Balthasar.

«Jeder erntet, was er gesät hat. Das ist der Preis der Freiheit. Gott kann keine freien Wesen schaffen, ohne in Kauf zu nehmen, dass sie ihre Freiheit missbrauchen und böse handeln. Ebenso kann er die Menschen, die böse handeln, nicht anders zum Gutsein bewegen als dadurch, dass sie die Folgen ihres Tuns am eigenen Leib erleben. Alles, was wir tun, hat Folgen, nicht bloß für andere, sondern auch für uns selber. Das ist das Gesetz der Gerechtigkeit. Ihr beide habt Liebe gespendet, und so seid ihr in Liebe aufgenommen worden. Wer aber Hass und Leid gesät hat, erntet den Schmerz, den seine Opfer erlitten haben. Auf diesem Weg erfährt der Mensch, wer er ist. Nur in der Selbsterkenntnis reinigt der Mensch seine Seele.»

«Aber der Ritter Fallas, der mutige Kämpfer», wagte Balthasar zu erwidern, «der hat doch in dieser langen Zeit gewiss all seine Schuld bezahlt.»

«Hörst du die Schreie?», fragte Archas. «Das ist Fallas. Er könnte längst im Lichte leben, wenn er bloß wollte. Denn es wirkt nicht bloß das Gesetz der Gerechtigkeit, es wirkt auch das Gesetz der Liebe.»

«Das verstehe ich nicht.»

«Niemand kommt ins Licht, der es nicht sucht. Jedoch die Liebe bewirkt, dass er zu suchen beginnt. – Aber kommt, wir gehen zu ihm.» Archas fasste die beiden an der Hand, den Professor zur Rechten, Grete

zur Linken, und erhob sich mit ihnen. Der Engel leuchtete so stark, dass man Fallas in seinem finsternen Winkel, in den er sich verkrochen hatte, sehen konnte. Er saß auf einem Stein und hatte den Kopf in beide Hände gestützt. Der lang gezogene Schrei, den er von Zeit zu Zeit ausstieß, ging den beiden Besuchern durch Mark und Bein.

Nach langem Schweigen wagte es Balthasar, ihn anzusprechen: «Fallas, komm, komm endlich ans Licht.»

«Wer bist du, der es wagt, mich zu reizen?»

«Ich will dir helfen, ich bin Balthasar, der Geschichtsschreiber.»

Da stieg ein gellendes Lachen aus Fallas' Kehle, und er schrie: «So, du bist Balthasar, der Lügenprofessor. Du hast mir gerade noch gefehlt.»

«Aber besinn dich doch: Du hast für den Glauben gekämpft und niemals ein Gotteshaus geschändet.»

«Lügen! Lauter Lügen! Ich war ein Schwein, nichts als ein Schwein, und ein Schwein bin ich auch jetzt und in alle Ewigkeit. Amen!» Das «Amen» hatte er so laut geschrien, dass das Echo von den Felswänden widerhallte.

«Und das gefällt dir so?»

«Nein, das gefällt mir ganz und gar nicht, aber die Pfaffen und ihre Märchen gefallen mir noch viel weniger. Die werden's nicht erleben, mich zu schnappen.»

«Ich bin doch kein Pfaffe ...»

«... aber du redest wie einer. Lauter Lügen, lauter Märchen! Das ganze Geschwafel von Licht und Vergebung habe ich satt. Mir genügt es, hier schreien und die ganze Welt verfluchen zu können.»

«Aber ich werde dir trotzdem helfen ... Ich komme später wieder.»

Da schrie Fallas so laut er konnte: «Fort, fort, zum Teufel mit allen Professoren!»

Während dieses Gesprächs hatte sich Grete eng an Archas geschmiegt und war froh, als dieser auch Balthasar wieder an der Hand fasste und mit ihnen dem finsternen Winkel zügig entschwebte. Als Fallas' Schreie nicht mehr zu hören waren, sanken sie zu Boden und setzten sich auf einen Stein.

Da wandte sich Archas an Balthasar: «Nun wird deine Arbeit beginnen. Grete wird dir zeigen, wie du es am besten anstellst. – Und nun kommt, wir gehen zu Horst. Da kannst du sehen, was die Kraft der Liebe bewirkt.»

Archas fasste beide wieder an der Hand, sie stiegen auf und schwebten über weite Gebiete, über Ebenen, Gebirge und Täler. Die Finsternis war einem dumpfen Licht gewichen, das fast so aussah wie ein trüber Regentag auf der Erde. Der Boden war über weite Strecken mit Gras bewachsen, gelegentlich stand ein Baum in der Gegend, und hie und da sah man sogar eine Blume. Und in der ganzen Landschaft zerstreut waren Hütten oder einfache Häuser, zuweilen auch kleine Häusergruppen zu entdecken. In einer kleinen Schlucht, die von einem wilden Bach durchflossen und mit dunklem Nadelgehölz bewachsen war, stand eine kleine Blockhütte. Archas fasste sie ins Auge und steuerte mit Grete und Balthasar auf sie zu.

Schon von weitem sah Grete ihren Bruder auf der Holzbank vor der Hauswand sitzen. Er hatte ein Stück Wurzelholz zwischen die Beine geklemmt und war daran, mit seinem Messer einen Waldschrat zu schnitzen. Als er die drei sich seiner Behausung nähern sah, legte er das Messer zur Seite und blickte ihnen unverwandt entgegen. Nicht lange danach hatten die drei Besucher den Boden erreicht und schritten auf ihn zu.

Als Horst seine Schwester erkannte, stand er auf und verschwand im Innern seiner Hütte. Da sprach Archas: «Ich lasse euch jetzt allein, und den Rückweg werdet ihr finden.» Grete hätte ihm gerne noch gedankt für seine Hilfe, aber es erinnerte bloß noch der angenehme Duft an seine Gegenwart.

Klopfenden Herzens öffnete Grete die Türe, und Balthasar folgte ihr in den Raum, in welchem Horst auf einer einfachen Holzbank vor einem Tisch Platz genommen hatte.

Endlich sagte Horst: «Du kommst zu mir?»

«Es scheint, dass du mich am allerwenigsten erwartest hast.»

Horst nickte bloß mit dem Kopf.

«Ich wollte fragen, wie es dir geht.»

«Wie es eben geht, man erträgt's, ja, ja, man erträgt's.»

«Das klingt nicht eben freudig.»

«Wie könnte es anders sein? Man ist eben traurig, einfach traurig.»

«Weil's dir nicht gut geht?»

«Das nicht, nein, das nicht. Man sieht halt, was man angestellt hat.»

«Was denn?»

«Du fragst noch? Ein Tyrann war ich, ein rücksichtsloser Bösewicht, das ist alles. Und das ändert man nicht so rasch.»

«Du glaubst, du seiest noch immer einer?»

«Das weiß ich nicht. Ich bin ja immer allein. Da kann ich niemanden mehr quälen.»

«Möchtest du?»

«Ich weiß nicht, vielleicht, vielleicht auch nicht. Aber ich möchte nicht immer allein sein. – Was macht wohl Elfriede? Weißt du etwas?»

«Sie hat es gut. Sie wohnt zusammen mit einer anderen Frau in einem schönen Haus, inmitten eines Parks, und Jochen ist bei ihr.»

«Wie kommt das? Sie hat doch mich vergiftet, und dann den Buben und sich selbst umgebracht.»

«Möchtest du es auch so schön haben?»

«Wie kannst du fragen?»

Dann zog Grete ein kleines Bild hervor, das sie in ihrem Gewand verborgen hatte.

«Sieh hier, diese Blume, die Blüte eines Granuschenbaumes, habe ich selber gemalt!»

In Horsts Augen flackerte ein leises Leuchten auf, ehe er sich eine Träne abwischte. Balthasar sah sich derweil im Raume um und fand bald, wonach er suchte: einen Nagel und einen Hammer. Kurz darauf hing das Bild an der Wand.

«Schau das Bild nur immer recht lange an, wenn du dich allein fühlst. Und denk dabei jedesmal, dass Elfriede dir verziehen hat und sich wünscht, dass es dir gut gehe. Sie und Jochen, alle beide hoffen, bald wieder mit dir zusammensein zu dürfen.»

Da legte Horst seinen Kopf auf den Tisch, geborgen in seinen beiden Armen, und weinte wie ein Kind. Grete und Balthasar verließen still den Raum.

56 Begegnung bei Samuel

«Hast du die Früchte vom Baum geholt?», fragte Jakob. «Und soll ich noch eine Schale mit Honigseim bereitstellen?»

«Ja», antwortete Samuel. «Sieh, die Schale mit den Oklamandas steht schon auf dem geblumten Marmortisch! Gewiss werden Brigitte und Ellen bald eintreffen.»

«Dort kommen bereits Lena und Elfriede», bemerkte Jakob, «und auch Jochen ist dabei. Er lacht übers ganze Gesicht. Hoffentlich ist er nicht zu enttäuscht, dass Jim und Jessy ausgegangen sind.»

«Wir können auch zu zehnt wieder einmal eine schöne Begegnung feiern», meinte Samuel, worauf es Jakob nicht unterlassen konnte, ein wenig zu spotten: «Du bist aber altmodisch! «Begegnung» sagte man doch früher – heutige Erdemenschen nennen das ein «Meeting» oder eine «Party». Man sieht, dass du unserer lieben Erde schon lange keinen Besuch mehr abgestattet hast.»

«Ich gebe zu, dass ich lieber hier bleibe, statt mir all die Tollheiten, die dort angestellt werden, anzusehen», sagte Samuel ernst. «Da fragt man sich allmählich, ob die Menschen denn von allen guten Geistern verlassen sind.»

«Kunststück!», wandte Jakob ein. «Wenn sich Leute deines Schlags zieren und auf vornehme Distanz gehen.»

«Ja, meinerwegen», gab Samuel zu, «aber mit den guten Geistern meinte ich weniger uns Verstorbene als die Engel. Es scheint, als hätten sie beschlossen, das Erdenvolk schalten und walten zu lassen, bis der Planet vollends verpfuscht ist.»

«Was sollte das für einen Sinn haben?»

«Vergiss nicht, dass der Mensch meist nur durch Schaden klug wird. Solange er in Lust und Wohlstand schwelgen kann, stellt er keine Fragen.»

«Keine Fragen?»

«Ja, keine Fragen», bestätigte Samuel. «Fragen wie: Weshalb bin ich auf der Welt? Woher komme ich, und wohin gehe ich? Welches ist meine wahre Aufgabe? Wer hat mich und alles, was mich umgibt, erschaffen? Was ist wahres Glück? – Solche Fragen eben.»

«Aber vergiss nicht», sagte Jakob ernst, «dass die Engel nicht das Recht hätten, die Erde aus eigenem Entschluss im Stich zu lassen.»

«Ja, schon, ich weiß», bestätigte Samuel, «da ist ein anderer zuständig.»

Dann schwiegen beide. Sie warfen noch einen Blick auf all die Gegenstände, mit denen sie den Raum verschönert hatten, und zogen sich anschließend in ihr Gemach zurück, um sich in den festlichsten Anzug zu kleiden. Beide traten dann fast gleichzeitig in den Salon zurück und kamen gerade recht, als auch schon die Nachbarn erschienen, eines festlicher gekleidet als das andere.

«Hallo Jochen!», sagte Jakob freudig. «Bringst du deine Mutter und unsere Schwester mit? Schön, dass ihr da seid.»

Aber er konnte die Antwort nicht abwarten, denn schon standen

Ellen und Brigitte im Garten, gekleidet in ihre anmutigsten Gewänder. Nach der allgemeinen Begrüßung fanden alle ihren Platz in irgendeinem der Polsterstühle. Jakob reichte jedem die Schale mit feinstem Honigseim, und alle genossen einige Tropfen zum Zeichen des herzlichen Einvernehmens.

Das Gespräch kam bald auf die beiden Abwesenden: Jessy und Jim. «Sie gingen Vater und Mutter besuchen», erklärte Samuel den Gästen, «und wie lange das dauert, lässt sich im Moment nicht sagen.»

«Dem Vernehmen nach gab es Probleme zwischen Jim und seinem Vater», bemerkte Jakob und blickte Lena fragend an.

«Ja, leider», bestätigte sie. «George hat sich nach seiner Ankunft ganz unmöglich benommen. Aber es war ja auch nichts anderes zu erwarten.»

«Ich habe dir eindringlich genug abgeraten, ihn zu heiraten», entgegnete Jakob lachend, «aber du warst so über beide Ohren verliebt, dass alle Ermahnungen an dir abprallten. Man weiß es ja: Liebe macht blind.»

«Da bin ich mir nicht so sicher», wandte Ellen ein. «Ich meine vielmehr: Liebe macht sehend. Aber Verliebtheit macht blind, und das sollte man nicht verwechseln.»

Da warf Samuel seiner Freundin Brigitte einen verliebten Blick zu und fragte neckisch: «Und, was bin ich jetzt? Sehend oder blind?»

«Du bist ein Spaßvogel!», begütigte Ellen. «Offenbar beides. – Auf eure Liebe!» Dann erhob sie ihr Glas, alle taten es ihr nach, und man trank wieder ein paar köstliche Tropfen auf die Liebe und die Verliebtheit von Samuel und Brigitte.

Derweil hatte Jakob in den Garten geblickt und rief nun: «Seht, da kommt unser guter Justus! – Komm, Justus, tritt herein! Du bringst wohl wieder eine ganze Bibliothek mit?»

«Diesmal nicht ganz», entgegnete der Hereintretende, «aber zuerst einmal seid alle aus vollem Herzen begrüßt! Ich wollte bloß den beiden Jungen, dem Jim und der Jessy, ein Buch bringen, aber sie scheinen nicht da zu sein.»

«Komm, setz dich», sagte Jakob, «und Sorge dich nicht. Vielleicht kommen sie noch. Unser Fest mag lange dauern.»

Und dann sprach man von Jessy, von ihrer Mutter und deren Unglauben und Verblüffung bei ihrem Erwachen. «So geht es Millionen von Menschen», sagte Samuel ernst, «sie meinen, was sie nicht sehen,

existiere nicht, und glauben nur an das Materielle. In früheren Zeiten war das noch anders, da haben auch die gescheiterten und berühmten Menschen um das Weiterleben gewusst.»

«Du denkst an Goethe», warf Justus ein, «an Schiller, an Platon, an Kant, Bach, Mozart ...»

«Du brauchst sie jetzt nicht alle zu nennen», sagte Samuel, «es wären zu viele. Aber dann kam die Lehre auf, alles, was existiere, seien bloß die Atome, und die menschliche Seele sei bloß ein Hirngespinnst. Und nun glauben dies viele Menschen ...»

Diesmal war es Jakob, der die neu Ankommenden zuerst entdeckte. Grete und Balthasar standen im Garten und waren offenbar unschlüssig, ob sie sich der Gesellschaft anschließen sollten. Jakob erhob sich rasch und trat hinaus. «Seid willkommen! Ihr kommt eben recht!», rief er. «Tranksame und Früchte gibt es hier genug, und auch gepolsterte Plätze sind noch etliche frei.» Dann nahm er sie an der Hand und führte sie in den Salon.

«Seid alle begrüßt!», sagte Grete, und auch Balthasar nickte allen freundlich zu. Dann sprach er: «Wir wissen nicht so recht, ob wir hier hineinpassen, wir sind im Grunde nicht allzu fröhlich gestimmt.»

Doch Samuel wollte davon nichts wissen: «Keine Widerrede, erzählt, was ihr auf dem Herzen habt!»

Nachdem beide Platz genommen und am Honigseim genippt hatten, berichtete Grete von ihrem Besuch bei Horst.

«Da hat ja dein Liebespenden gewaltig gewirkt», sagte Ellen, «die Hauptarbeit ist geleistet.»

«Das kann ich bestätigen», sagte Elfriede leise, «der Schritt von der Verzweiflung und Wut bis zur Trauer ist gewaltig. Im Vergleich dazu ist der Schritt von der Trauer zum Glück fast eine Kleinigkeit.»

«Mich freut eure Zuversicht», antwortete Grete, «aber für uns beide war der Besuch bei Fallas eine furchtbare Erfahrung. Ich darf nicht daran denken. Du, Balthasar, hast da eine gewaltige Aufgabe übernommen.»

«Das spüre ich wohl», bestätigte er, «aber es scheint, dass ich der Einzige bin, der zu ihm überhaupt eine Beziehung hat im Herzen. Indem ich ihm helfe, kann ich auch das Lügenmärchen, das ich in meinem Geschichtsbuch aufgetischt habe, wieder gutmachen.»

«Diese Gesinnung ehrt dich», sagte Ellen ernst, «und so schlage ich vor, dass wir Balthasar beistehen und gemeinsam einen guten Anfang machen.»

«Einverstanden», sagte Samuel, und auch alle anderen nickten, «aber zuerst erzählst du uns, was es über Fallas zu berichten gibt.»

Balthasar holte zwar in der Art des gelehrten Professors weit aus, doch sein Forschungsbericht und die Erzählung seiner Irrtümer, aber auch der Wahrheit, die der Landpfarrer überliefert hatte, waren so spannend, dass alle wie gebannt zuhörten. Als er endlich zum Abschluss gekommen war, bat Ellen, es möchten nun alle ihre Augen schließen und ihre Herzen durch göttliche Liebe erwärmen lassen. Und dann sprach sie mit sanfter Stimme in die Stille hinein: «Wir wollen nun gemeinsam diese Liebe dem leidenden Fallas zufließen lassen, damit sich sein Herz erweiche und sich seine Verzweiflung mildere.»

Allmählich öffneten alle die Augen und waren erfüllt von einem himmlischen Glücksgefühl. Dann erhob Samuel seine Stimme: «Und nun ist es wohl Zeit, dass wir gemeinsam Mahl halten. Die Oklamandas stehen bereit. Kommt, setzt euch an den geblumten Marmortisch!»

57 Yolandas Auftrag

«Sieh, dort kommt Yolanda zurück! Ich glaube, wir können dich jetzt wieder allein lassen», sagte Jim zu seinem Vater. Dabei blickte er Jessy ins Gesicht und sah, dass auch sie gerne wieder mit ihm allein sein wollte.

Nach Yolandas Verschwinden war George immer gesprächiger geworden und hatte geglaubt, die beiden jungen Menschen mit seinen Späßen unterhalten zu müssen. Aber sie fanden das meiste von dem, was er von sich gab, nicht ganz so lustig wie er selber. Oft genug war er der Einzige, der lachte.

Jessy und Jim reichten George die Hand. Gewiss war es besser, bei der neuerlichen Begegnung Georges mit Yolanda nicht dabei zu sein. Als sie ins Freie traten, war Yolanda eben am Haus angekommen. Sie blickte sehr ernst, und für Jessy und Jim war es schwierig, aus diesem Gesicht herauszulesen, was in ihrem Inneren vorging.

«Wir haben uns bereits von George verabschiedet», begann Jessy das Gespräch. «Komm, wir setzen uns hier auf die Bank und wechseln noch ein paar Worte, bevor wir gehen!»

Yolanda fügte sich, ohne nur ein Wort zu sagen.

«Ich sehe, du bist traurig», fuhr Jessy fort, «so leicht wird eben niemand mit seiner Vergangenheit fertig.»

«Ja, traurig, sehr traurig», bestätigte Yolanda, «wenn Charles bloß keine Dummheiten macht.»

«Trinkt er zuviel?»

«Gewiss trinkt er zuviel. Als mich Archas zu ihm brachte, stand eine leere Wodkaflasche neben dem Bett, und er selber war so betrunken, dass er sich nicht mehr regen konnte. Dabei sollte er am nächsten Tag wieder zur Arbeit. Auf diese Weise wird er seine Stelle ein weiteres Mal verlieren.»

«Und du bist einfach neben ihm gesessen und hast ihm zugeschaut, wie er schlief?»

«Das würde wohl nicht viel nützen. Nein, Archas hat mir gezeigt, wie ich eine Verbindung mit ihm aufnehmen kann. Aber das ist schwer, denn sie kommt nur zustande, wenn ich in mir drinnen wirkliche Zuneigung zu ihm spüre. Archas hat gesagt, es müsse sogar warm werden in meiner Brust. Das ist nicht leicht, wenn man sieht, wie ein Mensch so betrunken daliegt. Und dann kam mir eben auch immer wieder in den Sinn, dass wir uns in letzter Zeit sehr oft gestritten haben. Da empfand ich ihm gegenüber mehr Abneigung als Zuneigung.»

«So wurde also deine Mission ein Misserfolg?»

«Nicht ganz. Allmählich ist es mir schon ein bisschen gelungen, die Wärme zu spüren. Aber damit ist es noch nicht getan. Archas hat mich angewiesen, immer wieder den Satz zu denken: «Charles, hier ist Yolanda. Ich lebe weiter in einer anderen Welt.» Das habe ich mit allen Kräften versucht, bis er am Morgen erwachte. Vielleicht hat es sogar genützt, denn er hat immer meinen Namen gerufen.»

«Und wie bist du wieder zurückgekommen?»

«Archas hat mir eine versteckte Grotte ganz in der Nähe gezeigt. Dies sei ein spezieller Kraftort, sagte er, so etwas wie ein Tor zur anderen Welt. Immer, wenn Charles erwacht, werde ich ohne mein Zutun in jene Grotte versetzt und kann zu Fuß zurück in unser Haus.»

«Und wie weißt du, dass Charles schläft?»

«Das habe ich Archas auch gefragt, aber er antwortete, das könne ich nicht verstehen, weil die Zeiten hier und dort nicht zusammenpassten. Ich solle einfach immer dann in die Grotte gehen, wenn ich in mir den Antrieb dazu spüre, und alles Weitere finde sich von selbst.»

«Und das wirst du jetzt tun?»

«Ja, das werde ich tun, und zwar so lange, bis Charles überzeugt ist, dass das Leben nach dem Sterben weitergeht und dass auch ich

noch um ihm bin. Gewiss sucht er dann auch nicht mehr den Trost im Alkohol.»

Während dieses ganzen Gesprächs war Jim still dagesessen und hatte den beiden gespannt zugehört. Er staunte, mit wieviel Einfühlung und Verständnis seine Jessy mit ihrer Mutter sprach, und genoss die Vorstellung, dass sie auf alle Zeit seine Freundin sei. Als er sah, dass das Gespräch offensichtlich erschöpft war, stand er auf, und Jessy tat es ihm gleich. Sie reichten Yolanda schweigend die Hand und entfernten sich vom Haus. Erst, als dieses hinter ein paar Bäumen verschwand, fassten sie sich an der Hand, erhoben sich und schwebten ziellos über die liebliche Landschaft.

Lange sprach keines ein Wort. Endlich sagte Jim leise: «Du bist traurig, nicht wahr, Jessy?»

«Ja, schon – aber nicht nur. Ich habe auch Hoffnung. Gewiss kommt alles gut.»

«Und jetzt? Was tun wir? Gehen wir fischen?», fragte Jim lächelnd.

Jessy spürte, dass er versuchte, sie damit zu erheitern, und ergänzte: «Oder gehen wir irgendwohin in ein Dorf, vielleicht auf einen Ball?»

«Oder gibt's irgendwo ein Kino?»

«Wie wär's mit einer Bergtour?»

«Oder einem Autorennen?»

Jetzt mussten sie wirklich herzlich lachen. Die beiden überboten sich mit den ausgefallensten Vorschlägen. Schließlich umarmte Jim seine Freundin und sagte: «Jetzt weiß ich's! Ab ins Rutschbahntal!»

«Einverstanden!», rief Jessy begeistert. «Wir wollen sehen, ob's uns noch Spaß macht.»

58 Die Entscheidung

Kaum war ihr Entschluss gefasst, schwenkten die beiden scharf nach rechts und schwebten zügig voran, so dass unten die vielen Häuser und kleinen Dörfer rasend schnell vorbeiflogen.

«Gut, dass wir hier ohne Landkarte unser Ziel finden», bemerkte Jim, «sonst hätten wir wohl noch Mühe, uns in dieser weiten Landschaft zurecht zu finden.»

«Ja, ich habe bald bemerkt, als ich schweben gelernt hatte», bestätigte Jessy, «dass es einen immer dort hinzieht, wohin die Gedanken gewissermaßen voraus eilen.»

«Da haben es die armen Erdbewohner deutlich schwerer, die ihre Kompass und Satellitensysteme brauchen, um sich zu orientieren. Gut, dass wir gestorben sind.»

«Du meinst: Gut, dass wir endlich richtig leben können.»

«Natürlich. Denk dir, Jessy, wie die dort auf dem Erdenplaneten verblüfft wären, wenn sie uns jetzt hätten zuhören können.»

«Die meisten meinen ohnehin, sie hätten den vollen Durchblick, und wenn sie dann die Schwelle überschritten haben, kommen sie erst richtig auf die Welt.»

«Ja, dafür ist deine Mutter geradezu ein Musterbeispiel. Aber ich glaube, sie begreift ziemlich schnell, was hier abgeht.»

«Ja, wirklich. George hat da eindeutig noch mehr Mühe.»

«Schon, aber mein Vater wird es auch schaffen. Wir wollen beiden nach Kräften beistehen.»

Jessy schwieg und drückte Jim leise die Hand. Unten erschienen immer neue Täler, und gelegentlich überschwebten sie eine kleine Stadt oder einen glitzernden See.

«Sieh, dort hinten», sprach endlich Jim, «das muss das Rutschbahntal sein!»

«Ja, ich sehe es auch, man kann bereits die Farben einzelner Bahnen unterscheiden.»

«Unglaublich, diese Menge von Bahnen, die da in die Tiefe führen, das sind gewiss hundert Stück.»

«Das habe ich seinerzeit auch geglaubt, aber es sind genau vierundachtzig.»

«Wie kommst du darauf?»

«Ellen hat es mir erklärt. Es ist die Kombination von zwei heiligen Zahlen: Jeweils sieben Bahnen in sieben verschiedenen Farben führen von zwölf Hügeln hinunter gegen die große Arena.»

Inzwischen waren sie so nah herangeschwebt, dass sie jede einzelne Bahn in ihrem Verlauf erkennen konnten.

«Wir treffen es gut», sagte Jim, «es ist viel los.»

«Ja, wirklich, fast alle Bahnen sind besetzt, und unten in der Arena geht's fast zu und her wie auf einem Jahrmarkt. Komm, Jim, wir nehmen den Hügel gleich hier rechts und setzen uns auf jene Bank unter den drei Birken! Dann haben wir einen guten Überblick über alle sieben Eingänge.»

Kurz darauf erreichten sie den Boden und sahen sich von der Bank

aus in aller Ruhe an, wie Männer, Frauen und Kinder ihren Lieblingszugang suchten oder rätselten, welche Bahn sie nun nehmen möchten.

Sie schwiegen lange. Endlich fragte Jim: «Was denkst du, Jessy?»

«Dasselbe wie du.»

«Ein bisschen schade ist es schon, aber ich spüre einfach keine Lust mehr, da hinabzurutschen.»

«Das kommt wohl daher, dass wir jetzt über den inneren Lift verfügen.»

«Tatsächlich: Wer schweben kann, will nicht mehr rutschen», sagte Jim und machte dazu ein Gesicht, als hätte er gleich die tiefste Wahrheit ausgesprochen. Jessy lächelte verständnisvoll. Dann schwiegen wieder beide und sahen und hörten, mit welcher Begeisterung die Leute einander ihre Erlebnisse auf den Bahnen und in der Arena erzählten.

«Spannend, nicht wahr?», sagte Jim leise.

«Ja, sehr spannend! Aus jeder Stimme und aus jeder Bewegung spricht eine Seele mit ihrer eigenen Geschichte, ihren eigenen Wünschen und Hoffnungen und ihren eigenen Ängsten.»

«Und was empfindest du?»

Eine lange Pause trat ein. Dann fasste Jessy Jim an der Hand und sagte leise: «Ich liebe sie alle.»

Jim schwieg, doch sein Mund verzog sich zu einem Lächeln.

Bei den Eingängen herrschte großer Andrang, aber niemand versuchte, sich einen Vorteil zu verschaffen oder einen anderen wegzudrängen.

Endlich sagte Jim, sehr leise: «Jessy, du bist weiter als ich.»

«Ich bin mir da nicht so sicher. Deine Haare sind doch eben wieder ein bisschen goldener geworden.»

Wieder schwiegen beide, sehr lange, und vertieften sich in das Schauspiel, das die Leute hier darboten, ohne es zu wissen. Irgendwann fragte Jessy: «Was denkst du, Jim?»

«Dasselbe wie du.»

«So lass uns gehen.»

Die beiden erhoben sich, fassten einander an der Hand und schwebten hoch über dem ganzen Rutschbahntal im Kreise. Dann erblickten sie jene Stelle, wo sich die alte Grotte befinden musste, und erreichten den Boden genau dort, wo der Weg von der grauen Treppe zur Grotte abzweigt.

«Sind sie wohl lebendig», fragte Jim, «oder stehen sie wieder da wie versteinert?»

«Du meinst die Gnomen und Elfen? Ja, lass uns gehen und nachsehen.» Entschlossen schritt Jessy voran, und Jim folgte ihr.

Als sie sich der Grotte näherten, war alles in ein tausendfarbig schillerndes Licht getaucht, das sie noch nie gesehen hatten und sich auch nicht erklären konnten. Unwillkürlich fassten sie sich erneut an der Hand und schritten langsam auf den Eingang zu. Dann erkannten sie ihn: Über dem Wasser schwebte in voller Größe und Pracht Archas, der Engel.

«Kommt!», sprach er. «Ich habe euch erwartet. Setzt euch hierher.»

Jessy und Jim fanden kaum Zeit, sich umzublicken. Von den Gnomen und Elfen und anderen Elementarwesen war nicht mehr die geringste Spur zu erkennen. Die beiden setzten sich auf die Bank, die mit frischem Moos gepolstert war.

«Hört mir zu», begann Archas seine Rede, «ihr habt jetzt viele Freuden des jenseitigen Lebens in dieser lichtvollen Gegend kennengelernt. Ihr besitzt beide den inneren Lift und könnt so schon einen kleinen Teil eures Jenseitslandes bereisen. Und ihr habt in eurem Herzen erkannt, dass ihr für einander bestimmt seid.»

Jessy blickte Jim in die Augen. Sie waren feucht.

«Auch habt ihr bereits eine Aufgabe gewählt: Ihr wollt Yolanda und George helfen. Aber in euch schlummern weit größere Kräfte, und ihr könnt dereinst für viele Menschen – hier im geistigen Land und dort auf der Erde – eine starke Stütze sein. Wenn ihr das wollt, müsst ihr aber zuerst vieles lernen. Ihr seid ja beide so jung gestorben und hattet keine Gelegenheit, euch in schwierigen Lebenslagen zu bewähren. Deshalb könnt ihr nun hier im Jenseits zahlreiche neue Erfahrungen machen und werdet dabei auch manche Prüfung zu bestehen haben.»

Wieder blickten die beiden einander an und sahen in den Augen des anderen eine leise Angst.

«Aber ihr seid frei. Ihr könnt hier, wenn ich einen irdischen Ausdruck wählen soll, noch tausend Jahre verweilen und immer wieder Neues genießen. Oder ihr könnt den anderen, den beschwerlicheren Weg wählen, und dann werdet ihr stark und gewinnt die Herzen von Tausenden. Und wenn ihr dann alle Prüfungen bestanden habt, werdet ihr die zwei höchsten Freuden erleben.»

Jessy und Jim spürten beide, wie ihr Herz fast rasend pochte, so

heftig, wie sie es in beiden Leben, drüben auf der Erde und hier im jenseitigen Land, noch nie erfahren hatten.

«Die eine Freude besteht darin, nur noch eines zu wollen: den anderen Seelen helfen auf ihrem Weg zum Reich.»

Jim dachte: «Er meint wohl das Himmelreich.» Und Jessy dachte: «Er meint wohl das Gottesreich.»

«Über die andere Freude», fuhr Archas fort, «kann ich jetzt nicht sprechen. Ihr könnt sie erfahren, wenn ihr den Weg beschreitet und in der ersten Freude lebt.»

Es trat eine lange Pause ein.

«Wenn ihr diesen Weg gehen wollt, so muss ihn jedes von euch zuerst alleine gehen. Ihr müsst Abschied voneinander nehmen, nicht für immer, aber für so lange, bis ihr eure Prüfungen bestanden habt.»

Wieder blickten die beiden einander innig an, und Jim stiegen die Tränen in die Augen. Jessy drückte seine Hand mit aller Kraft.

Dann sprach Archas: «Haltet also gemeinsam Rat. Aber jedes von euch entscheide selber.» Hierauf erlosch das Licht.

Jim begann zu schluchzen, und Jessy saß still in sich versunken da. Endlich sprach Jim: «Ich schaffe es nur, wenn du es auch willst.»

Und Jessy antwortete: «Ich wusste es: Du lässt mich nicht allein. Wir wollen also nun beide unsern Weg gehen.»

Dann umarmten und küssten sie sich, so innig, wie sie es noch nie getan hatten.

59 Der geblumte Marmortisch

Alle Anwesenden hatten am geblumten Tisch Platz genommen. «Wenn ich nicht irre», sprach Samuel, «saßen noch nie so viele Menschen um dieses seltsame Möbelstück.»

«Tatsächlich», bestätigte Jakob, «wir sind bereits deren zehn, und sollten Jessy und Jim auch noch zu uns stoßen, wäre das Dutzend voll – sechs Frauen und sechs Männer.»

Da lachte Jochen: «Männer! Das ist in meinem Fall doch etwas viel gesagt.»

«Ein Kind jedenfalls bist du nicht mehr», bemerkte Elfriede stolz.

«Du hast recht, Elfriede, und auch Jessy und Jim sind keine Kinder mehr», bestätigte Lena. «Irgend einmal ist man eben auch hier drüben so etwas wie erwachsen.»

«Interessant ist aber, dass hier nicht bloß Kinder allmählich zu Erwachsenen heranreifen», sagte Balthasar mit großem Ernst, «sondern dass auch das Umgekehrte stattfindet.»

«Tatsächlich!», bekräftigte Justus. «Du, Balthasar, warst ja, als du die Erde verließest, über achtzig Jahre alt und ein recht zittriger Greis ...»

«... und jetzt bist du ein strammer Herr von vielleicht vierzig», fiel ihm Grete ins Wort.

«Sagen wir fünfundvierzig oder fünfzig», korrigierte Balthasar genüsslich, «jedenfalls kerngesund und voller Tatendrang.»

«Und so frisch wie diese Blumen in der Marmorplatte», bemerkte Jakob.

«Nun ja, genau besehen, sind sie jetzt nicht mehr frisch, diese Blumen», wandte Samuel ein, «aber sie waren einmal frisch.»

«Lieber Bruder», sagte Lena, «du sprichst in Rätseln. Sieh doch die leuchtenden Farben – alles wie echt! Das ist gewiss das Werk eines großen Künstlers.»

«Hier irrt meine liebe Schwester», widersprach Samuel. «Es ist das Werk eines frommen Einsiedlers.»

«Jetzt sprichst du wirklich in Rätseln», wandte auch Justus ein, «mach es bitte nicht so spannend und erzähl, was es mit diesem Tische auf sich hat.»

«Wie ihr meint», begütigte Samuel. «Aber lehnt euch zurück, denn allzu kurz wird meine Erzählung nicht ausfallen.»

«Wir haben Zeit in alle Ewigkeit», bemerkte Balthasar, «entscheidend ist einzig, dass wahr ist, was du berichtest.»

«Du hast eben so deine Erfahrungen gemacht, Balthasar, mit erfundenen Geschichten ...», hakte Grete ein, aber Jakob schnitt ihr das Wort etwas barsch ab: «So, gebt jetzt bitte Ruhe, damit Samuel endlich beginnen kann!»

Alle lehnten sich zurück, und Samuel machte ein bedeutungsvolles Gesicht. Man spürte, dass er etwas sehr Wichtiges zu berichten hatte.

«Gewiss Erinnerst du dich, Lena, als du hierher kamst, dass du mein Haus als Palast bezeichnetest und dich darin gleich einrichten wolltest. Inzwischen hast du ja erfahren, dass man zwar hier manches geschenkt bekommt, aber nur, wenn man sich dessen auch als würdig erweist. Glaube darum ja nicht, mir sei dieses schöne Haus gleich nach meiner Ankunft hier drüben so ohne weiteres zugefallen. Nein, bis hierhin war es ein langer, ja ein sehr langer Weg.»

«Jetzt übertreibst du aber», wandte Lena ein, «du bist ja bloß zwei Jahre vor mir gestorben. So entsetzlich lang ist das nun wirklich nicht.»

«Hier irrt meine liebe Schwester ein weiteres Mal», entgegnete Samuel sanft. «Erdenzeit und Jenseitszeit sind zwei verschiedene Dinge. Was dort streng gemessen ist in Tagen, Monaten oder Jahren, ist hier oft so kurz wie ein Augenblick und oft so lang wie ein ganzes Erdenleben.»

«Begriffen!», sagte Jakob. «Fahre bitte fort.»

«Auch mir wurde anfangs eine einfache Wohnung zugewiesen, die ich zudem nicht einmal allein bewohnte, sondern noch mit zwei weiteren Neuankömmlingen teilte. Vielleicht Erinnerst du dich, Lena, dass ich auf der Erde kleineren Streitereien und Rechthabereien durchaus nicht abgeneigt war. So verschaffte man mir hier in Gesellschaft von zwei durchaus schwierigen Herren die Gelegenheit, diese Unart allmählich abzulegen. Und ich kann euch sagen: Leicht war es mit den beiden nicht. Der eine war so stur, dass er einen damit zum Wahnsinn treiben konnte, und der andere spielte bei jeder nur erdenklichen Gelegenheit den Beleidigten.»

«Das ist mir zu allgemein», wandte Lena ein. «Erzähl uns doch bitte eine Kostprobe. Dann bin ich nicht die Einzige, an deren Unarten man sich hier am Tisch erinnert.»

Samuel spürte, dass es Lena offenbar unangenehm gewesen war, an ihre Auftritte bei ihrer Ankunft ins Jenseits erinnert zu werden. Er fuhr fort: «Nun denn, meine liebe Schwester Lena, die beiden waren nicht ganz so angriffig, wie du es warst, sonst wäre ich ja ständig irgendwohin versetzt worden und vor ihren Augen verschwunden. Aber umso lästiger war für mich ihr Verhalten. Der Sture hielt sich für vollkommen fromm und wollte von den Lehren, die man ihm seinerzeit auf der Erde beigebracht hatte, nicht um Haaresbreite abweichen. So behauptete er steif und fest, der Schöpfer habe das Universum in sechs Tagen erschaffen und habe sich dann am siebten ausgeruht. Wenn ich ihm entgegenhielt, ‹Tage› gebe es ja bloß auf dem Planeten Erde, weil sich in dieser Zeit der Erdball einmal um die eigene Achse drehe, aber für das gesamte Universum sei ein Erdentag kein brauchbares Maß, so sagte er bloß, das sei Spiegelfechterei und die einzige Wahrheit stehe in der Bibel. Und wenn ich mich über den Gedanken entrüstete, dass der Schöpfer nach seiner Schöpfungstat müde geworden sei,

entgegnete er, er habe sich eben ausgeruht, ohne müde zu sein. Und wenn ich schließlich die Unlogik dieses Schöpfungsmärchens zu knacken versuchte, indem ich ihm aufzeigte, dass Tag und Nacht ja vom Sonnenlauf verursacht werden, die Sonne aber erst am vierten Tage an den Himmel gehängt worden sei und es zuvor folglich noch gar keine Tage habe geben können, so sagte er: «Bibelwort ist Bibelwort, und Wahrheit ist Wahrheit. Und gegen göttliche Wahrheit kommt kein menschliches Denken an.» Ich versuchte ihm dann zu zeigen, dass es mit der biblischen Schöpfungsgeschichte ähnlich sei wie bei einem Märchen: Wesentlich sei nicht das äußerliche Geschehen, sondern die verborgene Wahrheit und Weisheit. Unsere Aufgabe sei es, diese innere Wahrheit, die sich in den Bildern versteckt habe, durch eigenes Denken zu entdecken. Aber davon wollte er schon gar nichts wissen und behauptete, das Denken des Menschen führe diesen nur in die Irre und weg vom rechten Weg. So ging das weiter, immer weiter, bis ich jeweils verärgert den Raum verließ und mich im nahen Wäldchen zu erholen suchte.»

«Aber hatte er denn mit dem, was er über göttliche Wahrheit und menschliches Denken sagte, nicht ein Stück weit recht?», fragte Grete.

Da entgegnete Jakob: «Liebe Grete, deine Frage führt weit, und wir kommen immer weiter weg vom Geheimnis um den geblumten Marmortisch.»

«Du hast recht, Jakob», bestätigte Samuel, «aber einen einzigen Satz möchte ich doch zu Grete sagen: Es gibt nicht zwei Wahrheiten – eine menschliche und eine göttliche. Es gibt bloß die Beschränktheit des Menschen, die Wahrheit rein genug zu erkennen. Aber die Wahrheit selber ist immer göttlich, unabhängig von der Erkenntnis des Menschen, und sie bleibt auch dann *göttlich*, wenn der *Mensch* sie erkannt hat.»

«Interessant, interessant», hakte Justus ein, «aber erstens sprachst du, Samuel, mehr als nur einen Satz, und zweitens möchte ich mich mit dir über diese Frage gerne später einmal ausgiebig unterhalten. Doch komm nun bitte zurück zu unserem Marmortisch und den angeblich nicht mehr frischen Blumen.»

«Ihr seid es ja, die mich immer wieder unterbrechen», verteidigte sich Samuel. «Wie auch immer: Irgend einmal hatte ich also meine Lektion gelernt und konnte dem Sturkopf in aller Ruhe und ohne

mich zu ärgern zuhören. Ich ließ ihn seine kuriosen Theorien ausbreiten, ohne abfällige Gedanken über ihn zu haben, und ich begann darauf zu vertrauen, dass er auch ohne meine Belehrungen früher oder später zur Wahrheit kommen werde. Und der andere, der so furchtbar viel Mitleid mit sich selber hatte und darum jede Gelegenheit nutzte, um beleidigt zu sein, hat während unseres Zusammenseins tatsächlich einige Fortschritte gemacht. Dadurch fiel es mir auch leichter, mich in seine Gemütslage einzufühlen, wenn sich bei ihm wieder einmal alles um sein eigenes Ich drehte. Kurz und gut: Nach einiger Zeit erschien Archas und zeigte sich erfreut über meine – wie er sagte – großen Fortschritte. Er ließ mich Abschied nehmen von den beiden Herren und brachte mich in dieses Haus hier, das damals allerdings noch nicht ganz so herrschaftlich und geräumig war. Das hat sich erst allmählich ergeben.»

«Also ganz ähnlich wie bei unserem Haus», bemerkte Lena, und Elfriede nickte ihr zu.

Samuel schien es zu überhören und fuhr fort: «Auch dieses Haus war zuvor von einem Mann bewohnt. Er hatte während des Dreißigjährigen Krieges in einer Waldschlucht als Einsiedler gelebt und war von einem Söldnertrupp erschlagen worden. Als er hier ankam, wollte er weiter als Einsiedler leben und einzig nach der höchsten Freude trachten.»

«Nach der höchsten Freude ...», wiederholte Ellen leise vor sich hin, und Brigitte wandte ein: «Für mich ist die höchste Freude die Liebe.» Dabei fasste sie Samuel an der Hand und blickte ihn an.

«Das sagte der Einsiedler auch», fuhr Samuel fort, «aber er fügte hinzu, wenn man einzelne Menschen lieben wolle, müsse man ihnen begegnen, wenn man aber alle lieben wolle, müsse man allein sein.»

«Er suchte also so etwas wie ..., wie – die umfassende Liebe», sinnierte Ellen vor sich hin.

«Genau! Er nannte es das Eintauchen in die All-Liebe», bestätigte Samuel.

«Und glaubst du, dass er das zustande gebracht hat», wollte Balthasar wissen.

«Zustande bringen ist wohl das falsche Wort», antwortete Samuel, «er betonte immer, man müsse bitten und sich dann beschenken lassen – und deshalb müsse man das Aufflammen der Gottesliebe erwarten.»

«Du sagst jetzt ‹Gottesliebe›», bemerkte Elfriede, die bisher dem Gespräch einfach still zugehört hatte, «aber vorher nanntest du es All-Liebe.»

«Ja, der Einsiedler hat beide Ausdrücke verwendet», erklärte Samuel. «Beides sei dasselbe und sei die größte Freude, die einem menschlichen Herzen möglich sei.»

«In meiner Lichtschule trachten wir nach genau dem selben», sagte Ellen leise, worauf Grete bemerkte: «Offensichtlich führen viele Wege zum gleichen Ziel.»

«Und schon sind wir wieder ziemlich von unserer Tischgeschichte weggekommen», wandte Jakob ein. «Bitte erzähle weiter, Samuel.»

«Als ich also in dieses Haus einzog, hieß mich der Einsiedler willkommen und sagte, er werde seine Heimstätte ohnehin bald nicht mehr brauchen. Ich blickte ihn groß an, aber ich spürte, dass er nicht weiter darüber reden wollte. Die kurze Zeit, in welcher ich mit diesem weisen Menschen zusammenleben durfte, war außerordentlich bereichernd für mich. Durch unsere tiefsinnigen Gespräche lernte ich vieles vom Leben auf der Erde, vom Dasein in unserem jenseitigen Land und auch von den Ereignissen und Zuständen in anderen Welten besser verstehen.»

«Du machst einen wirklich zappelig», unterbrach ihn Balthasar. «Auf der einen Seite möchte man gerne endlich wissen, was es mit diesem geblumten Marmortisch auf sich hat, und auf der anderen Seite bringst du immer wieder neue Themen zur Sprache, die mich ebenfalls brennend interessieren. Zum Beispiel sprichst du plötzlich so selbstverständlich von anderen Welten, als ob es mehr als die Erde und unser Jenseits gäbe.»

«Ja, was mir der Einsiedler berichtete, hörte sich wirklich phantastisch an. Lügen konnte er ja nicht, und so hatte ich keinen Grund, an seinen Berichten zu zweifeln. Einmal anvertraute er mir, es sei ihm etliche Male gestattet worden, weite Reisen ins Weltall zu machen und irgendeinen der uns unbekannt Planeten zu besuchen und ganz unerkannt die Lebensweise der dortigen Wesen zu beobachten und zu studieren.»

«Er sagte also, es existieren neben der Erde noch weitere bevölkerte Himmelskörper?» fragte Jochen mit großem Interesse.

«Nicht nur ein paar weitere, sondern eine ungeheure, unvorstellbare Anzahl. Einmal machte er mit mir die folgende Rechnung: ‹Du weißt,

sagte er, ‹dass die Erde und das ganze Sonnensystem zur Galaxis gehört, die man auf der Erde Milchstraßensystem nennt. Gewiss kannst du dir vorstellen, dass von den hundert Milliarden Sonnen, die zur Milchstraße gehören, die Sonne der Erde nicht der einzige Stern ist, um welchen ein bewohnter Planet kreist. Nimm mal an, bloß jeder milliardste Stern hätte einen bewohnten Planeten, so gäbe es in dieser Galaxis immerhin hundert bewohnte Himmelskörper. Nun gibt es aber nach neueren Erkenntnissen mindestens hundert Milliarden solcher Galaxien, und wenn man annimmt, dass in jeder dieser Galaxien hundert Planeten bewohnt sind, so ergäbe dies zehn Billionen bewohnte Himmelskörper – eine Zahl mit dreizehn Nullen. Es könnten aber ebenso gut zehn oder hundert mal mehr sein, und dann landen wir bei den Billiarden.›»

«Mir wird ganz schwindlig», wandte Balthasar ein, «wenn ich mir vorstelle, dass jede dieser Billionen von Menschheiten ihre eigene Geschichte hat und dass es kein Geist je schaffen wird, all diese mannigfaltigen Geschicke von Galaxien, Planeten, Menschheiten und einzelnen Individuen kennen zu lernen.»

«Man hört, dass hier der Geschichtsschreiber spricht», sagte Brigitte, «aber auch mir wird ganz schwindlig, wenn ich an die ungeheure Anzahl von unterschiedlichen Pflanzen und Tieren denke und daran, dass es keinem Geist je gelingen wird, diese unvorstellbare Vielfalt jemals kennen zu lernen.»

«Ich denke, es könnte jedem von uns aus einem anderen Grund schwindlig werden in Anbetracht dieser Unermesslichkeit der Schöpfung», bemerkte Justus, «und ich selber verliere fast den Verstand, wenn ich einen Schritt weiter gehen möchte, um mir den Schöpfer selbst vorzustellen, der dies alles geplant und erzeugt hat und der alles mit seiner Kraft und seinem Geist durchdringt.»

Nun ergriff Ellen das Wort: «Lieber Justus, das schafft der Verstand ewig nicht, dieses Geheimnis zu ergründen. Gewiss hat das der Einsiedler auch nicht versucht, sondern er hat den anderen Weg gewählt, um mit diesem Geheimnis zu leben: Er trachtete nach der All-Liebe, um zu erfahren, wie sich die unmessbare Vielfalt in der Einheit wieder findet.»

Nun war es Jochen, der sichtlich zappelig wurde: «Ihr redet so gescheit daher über die tausendfachen Geheimnisse, dass ich von allem überhaupt nichts verstehe, und dabei hat Samuel das einzige

Geheimnis, das es zu lüften galt, noch immer nicht gelüftet: was es mit dem geblumten Marmortisch auf sich hat.»

«Nochmals: Ihr seid es ja, die mich immer wieder unterbrechen. Also, wie gesagt, lernte ich durch diesen Einsiedler sehr vieles von sehr vielen Welten verstehen. Einmal war ich längere Zeit abwesend, weil ich Ellen und Brigitte einen Besuch abstattete. Bei meiner Rückkehr stand der Einsiedler, gekleidet in ein herrliches Festkleid, in der Halle hier und strahlte rings um seinen ganzen Leib. Auf dem Marmortisch prangte ein wirklich kaum zu beschreibender Blumenstrauß. Die seltensten Blumen waren angeordnet zu einer wahren Farbsinfonie. Als ich staunend und sprachlos davor stand, sprach der Einsiedler: «Das ist mein Abschiedsgeschenk an dich.» «Was heißt hier Abschied?», wollte ich fragen, aber er hatte meinen Gedanken erkannt und sagte: «Archas hat mich gerufen. Ich darf einen anderen Weg beschreiten und werde die beiden höchsten Freuden finden.» Ich blickte ihn fragend an, da ich seine Worte damals nicht verstand, er aber sprach noch viel geheimnisvoller: «Einmal löst sich der reife Apfel vom Zweig.» Jetzt verstand ich endgültig nichts mehr, und er fuhr fort: «Damit du meine Worte nie vergisst, schenke ich dir diese Blumen zur Erinnerung, und da alle Blumen einmal verwelken, mögen sie sich verwandeln in unzerstörbaren Stein». Dann trat er zum Tisch, nahm die Blumen aus der Vase und ordnete sie mit größtem Geschmack auf diesem damals noch weißen Marmortisch an. Ich schaute ihm verständnislos zu, spürte aber, dass es unpassend gewesen wäre, irgend etwas zu fragen oder ihm bei diesem Tun behilflich zu sein. Als alles zu seiner vollen Zufriedenheit angeordnet war, begann sich der Raum immer stärker mit einem geheimnisvollen Licht zu füllen, das letztlich so durchdringend strahlte, dass ich den Einsiedler bloß noch schemenhaft erkennen konnte. Und inmitten dieses Lichtes erkannte ich allmählich, ebenfalls schemenhaft, den Engel Archas, der den Einsiedler an der Hand nahm und sich mit ihm schweigend entfernte. Lange stand ich da, völlig leer von Gedanken, und sog das Licht in mich ein, das sich allmählich abschwächte, bis sich der Raum und alles, was darin war, wieder so darbot, wie ich es gewohnt war. Dann richtete ich meinen Blick auf den Tisch und erkannte das Wunder: Die Blumen waren alle in ihrer vollen Pracht und in ihren üppigen Farben wie eine Einlegearbeit zu einem Teil der Marmorplatte geworden.»

Während dieser Rede hatten alle rings um den Tisch Sitzenden unwillkürlich begonnen, mit ihren Fingerspitzen oder der flachen Hand behutsam über die Blumen zu streichen und die Gestalt jeder einzelnen zu bewundern. Niemand wagte mehr ein Wort zu sagen, bis Samuel schließlich das Schweigen brach und flüsterte: «Seht dort in den Park, Jessy und Jim sind zurück! Schön, dass sie auch zu uns stoßen.»

Kulo und Kalo, die beiden Katzen, die auf einem Polster geschlafen hatten, hoben die Köpfe, standen auf, reckten sich und schritten den beiden langsam entgegen.

Doch Ellen sprach besorgt: «Irgend etwas ist geschehen, seht doch ihre traurigen Gesichter! Weiß Gott, was ihnen zugest...» Ellen vermochte den Satz nicht zu beenden, denn ein gleißendes Licht erstrahlte, und in der Mitte der Halle erschien Archas, der Engel.

60 Das Mahl

Jessy und Jim standen zu beiden Seiten des Engels. Es schien, als ginge nicht bloß von Archas, sondern auch von ihnen ein feiner Schimmer aus, der in allen das Gefühl eines stillen Glückes erweckte. Archas wies Jessy und Jim ihren Platz am geblumten Marmortisch an, ergriff einen Sessel und setzte sich in die Mitte einer Längsseite.

Dann sprach er: «Als ihr die beiden kommen saht, dachtet ihr, sie seien traurig. Aber sie sind nicht traurig, sondern ihre Seele ist erfüllt von tiefem Ernst. Sie sind gerufen worden und haben Ja gesagt zu einem neuen Weg, um vollkommener zu werden. Sie werden viel zu lernen und manche Prüfung zu bestehen haben. Dann werden sie die beiden höchsten Freuden immerdar in ihrem Herzen fühlen. Jedes wird für eine gewisse Zeit einen eigenen Weg gehen, bevor sie dann auf immer vereint sein werden. Auch ihr werdet euch von ihnen für eine Zeitlang trennen und sie begleiten mit eurer Liebe und euren guten Gedanken.»

Archas nahm eine der gereiften Oklamandas in die Hand und zerlegte sie in dreizehn Teile. Dann legte er jedem seinen Teil in die Hand, nahm selber ebenfalls einen und bat alle, die sich hier am Tische versammelt hatten, die herrliche Frucht mit den innigsten Gefühlen des Dankes und der Liebe zu genießen. Niemand wagte ein Wort zu sagen, alle hielten die Augen geschlossen und ließen die süße Frucht auf ihrer Zunge zergehen.

Jetzt ergriff Archas das Gefäß mit dem Honigseim, nippte daran und gab es weiter in die Runde. Alle kosteten davon gerade so viel, dass es ihre Zungen benetzte, und gaben alsdann das Gefäß weiter, bis es die volle Runde gemacht hatte.

Dann sprach Archas: «Und nun begleitet eure Freunde Jessy und Jim hinaus in den Park und nehmt in aller Liebe und Freude von ihnen Abschied.» Hierauf entschwand er allmählich ihren Blicken.

Lange saßen alle schweigend da, jedes still in seine Gedanken versunken. Endlich sprach Samuel: «Wir wissen, dass alles, was uns göttliche Boten bescheren, von tiefster Weisheit und innigster Liebe getragen ist. So wollen wir uns denn alle freuen, dass Jessy und Jim gerufen wurden für einen Weg, auf dem sie viele Erfahrungen nachholen können, die sie auf der Erde nicht machen konnten, so dass ihre Seelen reif werden für das volle Glück des jenseitigen Lebens.»

Langsam erhoben sich alle und folgten Jessy und Jim, die den Park Hand in Hand betraten. Alle umarmten die beiden und überhäufte sie mit den besten Wünschen.

Plötzlich hörte man einen feinen Ton, ohne dass man hätte sagen können, woher er komme. Alle horchten gespannt und staunten, wie sich bald ein zweiter, dann ein dritter und schließlich immer mehr Töne dazu gesellten und zusammen einen Klang erzeugten, der sie alle fröhlich stimmte. Dann begannen sich die Töne zu bewegen, sie hüpfen und tanzten und formten sich zu einer himmlischen Musik, die schöner war als alles, was sie je zuvor gehört hatten. Aber damit nicht genug: Allmählich schienen die Töne zugleich Farben zu sein, und der Park, die Bäume, das Haus, die ganze Landschaft, ja alles war eingetaucht in himmlische Musik und in ein schillerndes Spiel wundersamster Farben. Es war wie ein Zwang: Alle mussten singen, mussten einander an den Händen fassen und miteinander tanzen, in höchster Glückseligkeit tanzen. Und alle freuten sich, wie Jessy und Jim einander in Liebe zugetan waren.

Niemand kann sagen, wie lange dieses Fest der Freude, der Schönheit und der Zuneigung gedauert haben mochte. Irgend einmal gewahrten alle, dass mitten in der tanzenden Gruppe zwei Wesen voller Licht und Erhabenheit mittanzten, die sie noch nie zuvor gesehen hatten. Ohne dass ein Wort gesprochen worden wäre, wussten alle Anwesenden: Es waren die Schutzengel von Jessy und Jim.

Da hörten sie den ersten sprechen: «Komm, Jim, ich bin Menchor,

lass uns tanzen!» Und der zweite sagte: «Komm, Jessy, ich bin Beliam, lass uns tanzen!»

Beide Paare erhoben sich nun vom Boden, beide drehten sich im Kreise, und beim Drehen strebten sie auseinander, immer weiter. Jeder der beiden Schutzengel hielt seinen Schützling an der Hand, und Jessy und Jim winkten einander zu. Dann stiegen sie höher und höher, bis sie den Blicken ihrer Freunde entschwanden.

Allmählich erlosch das Farbenspiel, es erlosch die Himmelsmusik, und die zehn Freunde, die mit Jessy und Jim Abschied gefeiert hatten, wurden wieder stille und kehrten langsam zurück an den geblumten Marmortisch.

Ende des zweiten Teils

Dritter Teil

61 Jims Ankunft

Jim öffnete die Augen. Vor ihm lag eine unbekannte Landschaft, in einer Schönheit, dass es ihm fast den Atem verschlug.

«Wie bin ich bloß hierher gekommen?», sprach er leise vor sich hin, aber niemand gab ihm Antwort.

Regungslos saß er im duftenden Gras und umfasste mit beiden Händen seine Knie. Unten im Tal glänzte ein stiller, blaugrüner See. In der Ferne glitt ein weißes Segelschiff dahin. Und am Horizont verloren sich ungezählte Ketten von Hügeln und Bergen in unendlicher Weite.

Alles war ihm fremd, und er erinnerte sich an nichts mehr. Trotzdem fühlte er in sich eine tiefe Ruhe. Er blickte hinab an den See, wo sich das Wasser kräuselte und in kleinen Wellen ans Ufer schlug. Ein sanftes Lüftchen strich über das Gras, und über den Blüten schaukelten zahllose Schmetterlinge. Jim streckte die Hand aus, um einen zu erhaschen, ließ es dann aber bleiben. Er fühlte sich zu schlaff und streckte einfach seine Beine wohligh ins Gras.

Da fiel ihm auf, dass er keine Schuhe trug. Und Kleider? Ehe er sich vergewissern konnte, was er am Leibe trug, schwebte ein Vögelchen heran, das in den leuchtendsten Farben schillerte. Jim sah ihm ruhig zu, wie es sich einer blauen Blume näherte und den feinen Schnabel tief in die Blüte tauchte.

«Komm, mein kleines Fliegerlein, solch süßen Nektar findest du nicht so bald wieder.»

Jim erschrak. Da hatte doch jemand gesprochen.

«Ja, ja, so ist es. Was gibt es hier zu staunen?»

Jim spitzte die Ohren. Sprachen die miteinander? Und wer hatte zu ihm gesprochen, der Vogel oder die Blume?

«Ah ja, ich sehe, du bist hier wohl neu?»

Wer war es wohl diesmal? Jim spähte angestrengt bald zur Blume, bald zum Vögelchen. Da verließ dieses die Blume und setzte sich Jim auf die große Zehe. Obwohl es ihn kitzelte, zog er den Fuß nicht zurück.

«Natürlich sprechen wir miteinander. Weshalb sollten wir denn nicht?», fragte das Vögelchen den verdutzten Jim. «Wir Tiere haben schließlich auch eine Seele.»

«Und wir Pflanzen ebenso», ergänzte die Blume und schüttelte ihre blaue Blüte, offenbar, um Jim zu zeigen, wer gesprochen hatte.

Jim wollte etwas fragen, aber schon war der kleine Vogel weggeflogen. Da tönte es von der Blume her: «Du wolltest wissen, wie ich sprechen kann, obwohl ich keinen Mund habe? Eine kluge Frage, wirklich. Du solltest wissen, dass in diesem Teil der jenseitigen Welt niemand einen Mund zum Sprechen braucht. Da genügen die Gedanken. Wenn du jemanden siehst – eine Blume, ein Tier, einen Menschen oder einen Engel – so kannst du einfach ihre Gedanken hören.»

Da erinnerte sich Jim, wie oft er früher in sich hatte Gedanken aufkommen lassen, die er gerne vor allen anderen verbergte.

«Ja, du hast schon recht», tönte es von der Blume her, «hier kann niemand seine Gedanken verbergen. Aber hier muss auch niemand seine Gedanken verstecken, denn hierher kommen bloß Menschen mit einem reinen Herzen.»

Ein reines Herz – diesen Ausdruck hatte Jim schon einmal gehört, das wusste er bestimmt, aber wo nur mochte das gewesen sein?

«Vermutlich war das im Religionsunterricht, mein lieber Jim.» Zuerst glaubte Jim, es hätte wieder die Blume gesprochen, aber diesmal ertönte die Stimme von hinten, weshalb er sich erhob und umwandte. Jim erschrak, denn wie aus dem Nichts war ein junger Mann erschienen, der von Kopf bis Fuß in hellem Licht erstrahlte. Dieser lachte ihn an, kam ihm entgegen und bot ihm die Hand.

«Sei gegrüßt, Melich», sprach Jim, und dabei erschrak er gerade nochmals, aber diesmal über sich selbst. Weshalb wusste er den Namen des Neuankömmlings, den er doch noch nie gesehen hatte?

«Das ist so in dieser Gegend, hier kennt jeder alle anderen. Denn hier sind wir eins. – Ja, ich weiß, das verstehst du jetzt noch nicht.»

Während Melich sprach, fragte sich Jim, weshalb er wohl gekommen sei, und nach allem, was er hier bereits erlebt hatte, überraschte es ihn nicht mehr, dass er sogleich die Antwort auf seine gedachte Frage erhielt: «Menchor hat mich gesandt. Ich darf dir beistehen, damit du dich besser zurecht findest in dieser neuen Gegend.» Dann fasste er Jim an der Hand und sprach: «Komm, wir gehen in dein Heim.»

«Du meinst wohl «wir fliegen heim»», bemerkte Jim, denn Melich hatte sich mit aller Selbstverständlichkeit vom Boden gelöst und schwebte Jim voraus. Er hatte offensichtlich nicht den geringsten Zweifel daran, dass auch Jim über den inneren Lift verfügte.

Als erstes fiel Jim Melichs Bekleidung auf. Sie hatte nichts mehr zu tun mit Hemd, Hose und Jackett, wie dies viele Männer in jener Gegend trugen, in der er sich bis jetzt befunden hatte. Es schien Jim, er hätte ähnliche Kleider auf Darstellungen von römischen oder griechischen Weisen gesehen: einen wallenden Mantel an einem Stück von der Schulter bis zu den Füßen.

Bis zu den Füßen! Tatsächlich, bis zu den nackten Füßen! Da fiel Jim wieder ein, dass er selber ebenfalls barfuß war und seine eigene Bekleidung noch gar nicht richtig wahrgenommen hatte.

«Das wird sich mit der Zeit noch ändern», sprach Melich, indem er sich kurz umdrehte, «auch du wirst allmählich reicher ausgestattet werden.» Nun erst bemerkte Jim, dass er ein fast gleich genähtes Kleid am Leibe trug, allerdings mit dem Unterschied, dass sein eigenes von oben bis unten strahlend weiß glänzte, wogegen Melichs Gewand aus mehreren Tüchern zusammengesetzt schien, deren Farben sinnreich miteinander spielten und beim Betrachter einen sehr angenehmen Eindruck hinterließen. Auch war Melich geschmückt mit einer goldenen Halskette, und das Gewand war zusammengehalten mit einem Gürtel, auf welchem geheimnisvolle Zeichen aufgestickt waren.

Während die beiden lautlos über die Täler, Hügel, Wälder, Seen und Flüsse hinschwebten, war es Jim, als erwache er aus einem Traum. Immer deutlicher stieg in ihm wieder die Erinnerung an jene Welt auf, in der er schon lange gelebt, sich wohlgeföhlt und sich mit Jessy befreundet hatte. Vor seinem inneren Auge erschienen Samuel, Jakob, Ellen und all die anderen, die mit ihm Abschied gefeiert hatten. Und plötzlich wurde er inne, dass Jessy nicht da war und dass Archas von einem Weg gesprochen hatte, den jedes von ihnen beiden alleine gehen müsse.

«Ja, das ist so», sprach unvermittelt Melich. «Zuerst lernen alle, die hier ankommen, allein zu sein. Das wird jetzt bald auch mit dir geschehen. Ich werde dich in dein Heim führen und dann verlassen.»

Jim schwieg, und sein Gesicht verfinsterte sich. Melich fuhr fort: «Glaube nicht, du seiest der erste, dem vor dieser Prüfung ein wenig mulmig zumute ist. Fast alle fürchten sich davor. Sie sind es vom Erdenleben her und auch von dem schönen Leben im Sommerland, das du ja kennst, gewohnt, immer mit anderen zusammenzusein oder jedenfalls nicht allzu lange allein sein zu müssen. Und nun lernen sie, mit sich allein auszukommen und sich dabei nicht zu langweilen.»

Jim stellte sich schon vor, wie er pausenlos und untätig auf einem Stuhl sitzen und in die unendliche Landschaft hinaus starren würde.

«So brauchst du dir das nicht vorzustellen», sagte Melich. «Allein zu sein bedeutet ja nicht, nichts zu tun. Es wird dir schon etwas einfallen. Zudem bist du natürlich nur dem Anschein nach allein, denn hier kann gar niemand verlassen sein, weil alle eins sind. Du wirst das später alles viel besser verstehen.»

Während sie so dahinschwebten, tauchte weit in der Ferne ein Berg auf, wie ihn Jim sich nie hätte vorstellen können. Am ehesten glich er jenem Vulkan, den er einmal in einem Buch über das ferne Japan abgebildet gesehen hatte. Aber dieser Berg hier, der alle anderen um das Zehnfache, ja vielleicht um das Hundertfache überragte, strahlte einen geheimnisvollen Zauber aus, den er sich nicht erklären konnte. Er war zudem nicht ganz so steil wie jener auf dem Erdenbild, und auch die Farben waren nicht dieselben.

Auf der Erde hatte Jim es nie verstehen können, dass die Erwachsenen, wenn sie auf einem Aussichtspunkt standen, immer nach dem Namen der herausragenden Berge fragten. Und wenn ihm der Vater einen Namen beibringen wollte, so wandte er sich meistens ab oder vergaß ihn schon im Handumdrehen. Da nützten auch die Scherze nichts, mit denen sein Papa dem Gedächtnis seines Sohnes nachhelfen wollte. Einmal, als sie einen Ausflug in die Schweizer Alpen machten, zog der Vater die Uhr aus der Tasche, drehte sie ein bisschen und reimte:

«Schau hier auf diesen Zeiger,
der zeigt dir klar den Eiger.»

Jim hatte ihm dann die Uhr aus der Hand genommen, den großen Zeiger auf einen kleinen Hügel gerichtet und Vaters Sprüchlein nachgeöffit, worauf dieser sich empört stellte und sprach:

«Um den Eiger gut zu sehen,
musst du erst das Uhrchen drehen.»

Ja, auch solche Späße hatten bei ihm keinen Erfolg gehabt; er verstand nicht, weshalb ein Berg überhaupt einen Namen haben sollte. Aber jetzt hatte er plötzlich den Wunsch, den Namen dieses zauberhaften, riesigen Berges zu erfahren.

«Du hast Pech», sprach unvermittelt Melich, «hier haben die Berge tatsächlich keinen Namen, denn es gibt viel zu wenige Namen. Selbst wenn man jeden Namen, der sich erfinden lässt, tausendmal verwenden würde, so würde dies längst nicht für alle Berge ausreichen. Selbst dieser Berg dort hinten, weit, weit in der Ferne, der alle anderen hundertfach überragt, hat keinen Namen, sondern alle nennen ihn nur den <Berg>.»

Jim spürte, wie er ganz in den Bann dieses gewaltigen Berges gezogen wurde und seinen Blick nicht mehr von ihm abzuwenden vermochte. Es lag nicht bloß an der Größe, auch nicht an der Form oder an den Farben, die ihn vor allen anderen auszeichneten, sondern Jim fühlte, dass von dieser ungewöhnlichen Erhebung so etwas wie eine magnetische Kraft ausging, die ihn an sich zog.

«Das fühlen hier alle so», erklärte Melich, «der Berg ist uns allen heilig, und alle streben zu ihm hin und ruhen nicht, bis sie auf seinen Höhen eine Wohnstatt finden dürfen. – Nein, wo denkst du hin, wie sollte das möglich sein, dass ich schon dort war? Nein, nein, das wird erst später möglich, und da wir ja auch hier keine Uhren und auch keine Zeitmaße haben, kann ich dir nicht sagen, wie lange dies dauern wird. Es kommen zudem nicht alle Seelen hier in gleicher Weise voran. Manche begegnen dir, leben eine Weile mit dir zusammen, aber brechen bald wieder auf, und du siehst sie entschwinden, wie sie gekommen sind.»

Jim fühlte, dass er da in eine ganz andere Welt gebracht worden war, in welcher offensichtlich andere Gesetze galten als in jener, in der er nach dem Sterben erwacht war und in der er sich so wohl gefühlt hatte. Er konnte allerdings nicht verstehen, weshalb dann, wenn so ein besonders Strebsamer erschien und weiterzog, die anderen sich nicht einfach ihm anschlossen, um den Weg zum Berg gemeinsam zu beschreiten.

«Das würde nicht klappen», sprach Melich, «denn auf dem Weg zum Berg hat jeder seine eigenen Aufgaben zu erfüllen, und die dauern mal länger, mal weniger lang.»

Da begann Jim sich vorzustellen, wie hier offenbar jeder seinen eigenen Weg zu beschreiten habe und dass es demzufolge wohl unmöglich sei, einen Freund oder gar mehrere zu haben, die man nicht mehr verlieren würde. Er spann diesen Gedanken weiter, als ihm nun Jessy einfiel und er nicht im geringsten daran zweifelte, dass sie

ihren Weg entschlossener und strebsamer gehen würde, als es ihm möglich wäre.

«Du machst dir zu viele Sorgen», wandte Melich ein. «Sobald sich Menschen einander zugehörig fühlen, stellen sie sich aufeinander ein, sie bilden Freundschafts- und Liebesgemeinschaften, die so lange Bestand haben, wie sie wollen.» Dann wies er mit der linken Hand gegen eine Anhöhe, wo inmitten eines kleinen Parks ein Gebäude zu erkennen war, und sagte: «Sieh dort, das ist einstweilen dein Heim! Du wirst dich nicht zu beklagen haben.»

Melich sah, wie sich Jims Antlitz erheiterte, denn in der Tat vermochte das Haus, das einem kleinen griechischen Tempel ähnlich sah, eines jeden Herzen zu erfreuen. Schließlich sprach er: «Geh nun hinunter, nimm es in Besitz und sieh zu, wie du dir dein neues Leben einrichtest! Mein Auftrag ist einstweilen erfüllt.» Und als ihn Jim etwas ängstlich anblickte, fügte er noch bei: «Hab keine Angst, wir werden uns später gewiss wieder sehen.» Dann umarmte er Jim, drückte ihm die Hand und schwebte so rasch weg, dass Jim vor Staunen kein Wort herausbrachte.

62 Jim, der Kunststudent

Nun war er also hier in einer neuen Welt, allein, allein hoch über einem Haus, das fortan sein eigenes sein sollte. Und weit und breit keine Menschenseele! Jim hätte am liebsten geweint, aber es ging nicht. Er verharrte zunächst einfach in völliger Bewegungslosigkeit und schaute unverwandt auf das Haus hinunter. Ja, es war sehr schön und zudem ziemlich groß, den vielen Fenstern und Säulen nach zu schließen. Und ja, auch die Umgebung war prächtig: Parkbäume jeglicher Sorte, ein sinnreich gestalteter Gartenteich, Blumenbeete, lauschige Plätzchen mit bequemen Ruhebänkchen – was wollte er da mehr?

Aber er war allein.

Endlich setzte er sich in Bewegung, sehr, sehr langsam. Er empfand die Vorstellung als beklemmend, in diesem Anwesen nun ohne irgendeinen anderen Menschen zu leben. Er überblickte das Ganze und fragte sich, von welcher Seite her er sein Heim anfliegen sollte. Da bemerkte er, dass sich in einem der Gartenbeete etwas bewegte. Er blickte gespannt auf die Stelle und spürte gleichzeitig, dass er von diesem Geschehen angezogen wurde, weil seine Neugierde gleich

einer unsichtbaren Anziehungs- oder Antriebskraft wirkte. Im Nu war er unten im Garten und setzte auf dem gekiesten Weg zwischen den Blumenbeeten auf. Dabei wunderte er sich, dass ihn die Steine nicht in seine nackte Fußsohle stachen.

«Hast du schon gehört, wer hier einziehen wird?» Ein Tierlein, das fast wie ein irdisches Eichkätzchen aussah und dem sich ringsum zahllose rote und gelbe Tulpen zugeneigt hatten, schüttelte den Kopf und antwortete: «Nein, nicht genau. Ich weiß bloß, dass es ein ganz junger Anfänger ist ...»

«Da hast du recht», fiel ihm eine Tulpe ins Wort, «der ist wirklich noch sehr jung. Er muss hier noch alle Schulen durchlaufen ...»

«Plaudertasche!», sprach nun eine andere, fast ein wenig erbost. «Du siehst doch, dass er schon hier ist ...»

«... ja, und du weißt doch, dass es uns verboten ist ...», sagte wieder eine andere, und dann sprachen alle durcheinander: «... nein, wir schweigen ... wir sagen kein Sterbenswörtlein mehr ... wir sind stumm wie ein Grab ... wir schweigen wie die Steine ... still, still, er hört uns ja ... es ist doch verboten, dass ... jetzt haltet mal endlich den Mund ... ha, ha, wir haben ja keinen Mund ... so, Ruhe jetzt!»

Dann wurde es plötzlich still, und die Tulpen, die während dieses Gesprächs heftig hin und her geschwankt hatten, bewegten sich wieder wie alle anderen bloß ganz leise im Wind. Das Eichkätzchen aber blickte unverwandt auf Jim und sagte so leise, wie es ihm möglich war: «Verzeihe, ich würde mich so gerne mit dir unterhalten, aber einstweilen darf ich nicht. Die Großen haben es uns verboten. Das war mein letztes Wort.» Alsdann setzte es zu einem Sprung an, und ehe sich Jim zu regen vermochte, hatte es sich auf seine Schulter gesetzt und kitzelte ihn mit seinem buschigen Schwanz an der Wange.

«Eine wirklich nette Begrüßung», sagte Jim zu sich selber. Dann ergriff er das Eichkätzchen, blickte ihm lange in seine dunkeln Augen, setzte es wieder ins Blumenbeet und schritt unwillkürlich gegen das Portal des Hauses, zu dem sieben Stufen einer breiten Treppe führten. Das Eichkätzchen schien sich aber damit nicht zufrieden geben zu wollen, sondern huschte an ihm vorbei und stellte sich so manierlich vor die gläserne Türe, dass Jim an den betressten Pagen erinnert wurde, den er einmal als Türhüter am Eingang eines Luxushotels gesehen hatte. Tatsächlich verneigte sich das Tierchen mehrmals und winkte ihm mit seinem Pfötchen, er möge doch bitte gleich eintreten. Jim

blieb keine Zeit zum langen Überlegen, denn als er, um den putzigen Türsteher nicht zu enttäuschen, ein wenig näher schritt, öffnete sich der Eingang, und Jim trat ein, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt.

Jetzt war er also in seinem neuen Heim angekommen – allein, denn auch das Eichkätzchen war vor dem Eingang sitzen geblieben, winkte ihm mit beiden Pfoten zu und verschwand dann mit wenigen Sprüngen im Gebüsch. Jim sah sich um im Salon, der sehr geschmackvoll, aber keineswegs überladen eingerichtet war. An einem Tisch standen zwei gepolsterte Stühle, und in einer lauschigen Nische luden zwei bequeme Sessel zum Verweilen ein. Er fragte sich, wozu wohl zwei Stühle und zwei Sessel gut sein sollten, da er ja allein in diesem Hause zu wohnen hatte. Aber allzu lange hing er diesem Gedanken nicht nach, denn nun trieb ihn seine Neugierde an, in einer ersten Übersicht sämtliche Räume zu erforschen.

Doch es gelang ihm nicht. Denn kaum war er in den ersten Raum eingetreten, nahm ihn all das, was es da zu sehen und auch zu gebrauchen gab, derart gefangen, dass er seine Absicht, das ganze Haus zu erforschen, gleich wieder vergaß. Offensichtlich hatte man ihm hier ein Mal- und Zeichenatelier eingerichtet: Im weiten, lichterfüllten Raum standen mehrere Staffeleien. Auf einigen warteten frisch auf ihre Rahmen gespannte Leinwände darauf, mittels der bereitgestellten Pinsel und Farben bemalt zu werden. An den Wänden hingen teils fertige, teils unfertige Zeichnungen und Gemälde, die auf eindrückliche Weise die verschiedenen Schritte der Malkunst und den richtigen Weg zum Erfolg darstellten. In mehreren bis zur Decke reichenden Bücherstellen standen Hunderte von Bänden, und Jim erkannte rasch, dass es sich einerseits um lehrreiche Anleitungen zur Mal- und Zeichenkunst, andererseits um eine Wiedergabe der bedeutendsten Kunstwerke, die auf der Erde geschaffen worden waren, handeln musste. Auf zahlreichen Tischen lagen Zeichenstifte und Papiere jeglicher Art bereit, und auf vielen Tablaren, Tischchen und Gesimsen standen allerlei Arrangements, dazu bestimmt, als Vorlage für Zeichnungen oder Gemälde zu dienen.

Natürlich hatte Jim seinerzeit in der Schule Ähnliches gesehen, allerdings nicht in dieser Fülle und Vollkommenheit. Hier nun fühlte er sich zu seiner eigenen Verwunderung völlig anders als damals im Zeichensaal, wo Herr Mosimann ein strenges Regiment geführt hatte

– ein Lehrer übrigens, den er damals nicht hatte ausstehen können, weil er immer so unangenehm aus dem Mund roch und zudem wegen jeder Kleinigkeit hemmungslos fluchte. Nein, hier überkam ihn plötzlich eine ganz unerklärliche, überwältigende Lust, sofort tätig zu werden. Es war ihm, als gäbe es keine größere Freude, als alles andere, was ja durchaus auch interessant ist, einfach zu vergessen und sich bloß mit ganzer Kraft und ungeteilter Aufmerksamkeit dem Zeichnen und Malen zu widmen.

So ließ er sich gleich von einer Schale gefangen nehmen, in der große und kleine Früchte von unterschiedlicher Farbe so angeordnet waren, dass das Ganze zweifellos als Vorlage für ein Bild, ein Stillleben, dienen konnte. Jim überlegte nicht lange, sondern holte sich ein großes Zeichenpapier und einen Bleistift und setzte sich an den Tisch, auf dem die Schale stand. Gleich zum Pinsel oder zu farbigen Stiften zu greifen, schien ihm noch zu früh, denn er spürte, dass er erst einmal lernen musste, genau hinzusehen, die Formen, Anordnungen und Größenverhältnisse zu erfassen und sie mit Blei- oder Kohlestift auf eine gefällige Weise festzuhalten.

Als er den Bleistift zur Hand nahm und auf das leere Blatt blickte, überkam ihn ein nie gekanntes Gefühl. Ihm war es, als stehe er vor einem offenen Tor zu einer ungeahnten Freiheit. Alles bisher Erlebte erschien ihm bedeutungslos. Zwar konnte er sich an alles, was früher gewesen war, deutlich erinnern, aber das, was ihn jetzt erwartete und was er vollbringen würde, galt ihm nun erst als das richtige Leben. Dieses seltsame Gefühl verstärkte sich in einer ungeahnten Weise, er war erfüllt von einer gespannten Erwartung und von einer Sehnsucht nach einem Dasein, in dem er immer Neues und wieder Neues würde schaffen können.

Dann löste er seinen Blick vom leeren Blatt und wollte ihn auf die Früchteschale richten. Aber diese hatte sich inzwischen verändert. Die vielen Früchte, die zuvor zum Malen eines Stilllebens aufgefördert hatten, waren bis auf eine Einzige verschwunden, und auf einem kleinen Tablett lag in vollendeter Rundung und Reife bloß ein einziger Apfel.

Jim ergriff den Stift in der Absicht, diesen Apfel samt seiner Unterlage abzuzeichnen. Doch kaum hatte er seinen Blick auf die Frucht gerichtet, war es ihm, als hätte er überhaupt erstmals richtige Augen. Bis jetzt hatte er es für selbstverständlich gehalten, dass ein Apfel einfach rund ist, eben eine Kugel, und nun wurde er zum erstenmal gewahr,

dass vor ihm eine wundervolle Form lag, die nur sehr wenig mit einer Kugel zu tun hatte. Wie auf einen Schlag erkannte er, dass es die vollkommene Form dieses einen Apfels in der ganzen Schöpfung nur ein einziges Mal gab, nur gerade hier vor seinen Augen. Dieser Gedanke und dieses Hinsehen und dieses Erkennen des ganz Einmaligen und Einzigartigen entzückten ihn derart, dass er den Stift gleich wieder sinken ließ und einfach hinsah und sich in diesem Hinsehen verlor.

Er merkte nicht einmal, dass sich dabei seine Augen schlossen und vor seinem inneren Auge ganz neue Bilder erschienen. Zuerst war es ihm, als wäre er selbst ein Apfel, der in sich selber schaute und dort, versteckt in einem Hause mit fünf Zimmern, seine eigene Seele entdeckte. Dann sah er die Samen, die den äußeren Augen tot erschienen, sich dem inneren Auge jedoch als Lebenskerne offenbarten, die lebendiger waren als alles, was er bislang gesehen hatte. Er blickte in die Samen hinein, und es erschien ein Baum, es erschienen weiße Blüten, leicht rosa überhaucht, es erschienen Insekten, die in den Blüten naschten, und es erschienen wieder und wieder neue Äpfel, jeder in derselben Weise gewachsen, aber jeder in einer Form und Farbe, die sich niemals und nirgends mehr wiederholte. Dann biss er in den Apfel hinein, er kostete den Saft, sauer und süß in angenehmster Mischung, er genoss auch Geruch und Geschmack, die nicht bloß Nase und Mund wonnevoll erfüllten, sondern auch Kraft in seine Seele einströmen ließen.

Wie lange Jim da am Tisch gesessen und in seinen Bildern als Betrachter, aber auch selber als Apfel, als Baum, als Blüte, als Same gelebt hatte, wusste er nicht zu sagen, als er die Augen wieder öffnete. Mag sein, dass sich derweil der Planet Erde einmal oder gar mehrmals gedreht hatte oder gar um die Sonne gewandert war, mag aber auch sein, dass der Sekundenzeiger einer irdischen Uhr bloß um ein winziges Strichlein vorgerrückt war – niemand war da, der es ihm hätte mitteilen oder verständlich machen können.

Endlich gelang es ihm, den Stift wieder zu ergreifen, und ohne ein einziges Mal aufzublicken, zauberte er die Form des Apfels mitsamt dem Tablett, auf dem dieser ruhte, auf das Blatt. Zufrieden überblickte er sein gelungenes Werk und tat dabei einen tiefen Atemzug. Dann suchten seine Augen die Vorlage, das Tablett mit dem Apfel, aber der Tisch vor ihm war leer. Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass er seine Zeichnung angefertigt hatte, ohne ein einziges Mal auf die Schale und den Apfel zu blicken.

Jim stand auf und befestigte sein Bild an einer freien Stelle an der Wand. Dann schritt er im Raum auf und ab und gab sich ganz seinem Glücksgefühl hin, das für ihn vollkommen neu war. Am liebsten hätte er sich selber auf die Schulter geklopft und gesagt: «Alle Achtung, du bist ja ein kleiner, nein, du bist ein richtiger Künstler!»

Jetzt suchten seine Augen wieder jene Stelle, wo er sein Werk eben erst aufgehängt hatte. Aber wie sehr er sich auch bemühte – die Wand war leer. Er suchte hastig den Raum ab, zog alle Schubladen heraus, öffnete jede Mappe und suchte in jedem Stapel von Büchern oder Papier, aber die Zeichnung blieb verschwunden. Schließlich erkannte er, dass all sein Bemühen, sein Werk wiederzufinden, aussichtslos war. Betrübt ließ er sich auf einen Sessel fallen und begann zu weinen, wie er noch nie zuvor geweint hatte.

63 Der Seelenspiegel

«Gewiss ist dir aufgefallen», sprach Beliam zu Jessy, «dass wir auf unse-rem langen Flug in eine Gegend gekommen sind, die deutlich weniger schön ist als jene, die du bisher kennengelernt hast.»

«Ja», bestätigte Jessy, «die Landschaft hier ist eher öde, und insbeson-dere die Häuser erscheinen gar nicht wohnlich.»

«Sie passen zu den Bewohnern. Die vielen Verstorbenen, die hier le-ben und teilweise schon sehr lange hier leben», erklärte Beliam, «haben noch nicht gelernt, auf andere Rücksicht zu nehmen und einander in Freundschaft und Liebe zu begegnen. Aber für dich haben wir etwas Spezielles ausgesucht: Sieh, dort in jenem Seitentälchen steht dein schmuckes neues Heim! Hier wird es dir gewiss wohl sein, und jedes-mal, wenn du nach einem Ausflug in dein Haus zurückkehrst, kannst du dich wieder am helleren und freundlicheren Licht erfreuen.»

«Darf Jim auch in einem solch schönen Haus wohnen?», wollte Jessy wissen.

«Liebe Jessy», antwortete Beliam, während er sich mit ihr dem Ge-bäude näherte, «ihr seid nicht getrennt worden, um trotzdem jede Kleinigkeit voneinander zu wissen. Ihr könnt einander später alles er-zählen, das ist immer reizvoll, wenn man einander liebt. Ausnahms-weise aber will ich dir noch einmal eine Frage beantworten: Ja, Jim hat es ebenfalls sehr schön, doch sein Haus ist viel größer.»

Jessy blickte Beliam fragend an, so dass er sich erneut erbarmte und

eine weitere Auskunft gab: «Ja, das ist so, weil er seine Aufgaben zuerst einmal im eigenen Hause meistern muss.»

«Du willst damit sagen, dass mir Aufgaben bevorstehen, die ich draußen lösen muss?»

«Vielleicht draußen, vielleicht in anderen Gebäuden, und gelegent-lich auch mal in deinem eigenen Haus. Hier sollst du dich nämlich vor allem ausruhen und deinen Liebhabereien nachgehen.»

«Und worin bestehen meine Aufgaben?», wagte Jessy zu fragen.

«Dies wird dir niemand mehr sagen», sprach Beliam, «denn nun sollst du allein für dich entscheiden, welche Aufgaben du dir stellen willst. Geh einfach mit wachen Augen und offenem Herzen zu den Menschen hier im nahen Dorf und in seiner Umgebung, dann wirst du deine Aufgaben schon finden.»

«Und wer sagt mir, ob ich es richtig oder falsch anpacke?»

«Komm herein in deine Stube», sagte Beliam und schritt entschlossen auf den Eingang zu, «hier wirst du etwas finden, das dich belehrt.»

Jessy trat ebenfalls ein und sah in der Mitte des Raumes auf einem runden Tischchen einen reich verzierten Topf aus purem Gold. Darin wuchs eine Pflanze von seltener Schönheit. Ihre lichtgrünen, zar-ten Blätter reckten sich in den weiten Raum, und die Blüten mit den weißen, leicht gelb angehauchten Kronblättern und den ungezählten Staubfäden, die beim feinsten Windhauch zu zittern begannen, er-zeugten im Betrachter ein Gefühl der Leichtigkeit und des Glücks.

«Oh, das ist eine Zimmerlinde!», rief Jessy begeistert.

«Kluges Köpfchen ist kein Tröpfchen», tönte es unvermittelt aus einer Ecke des Raumes, und als Jessy hinguckte, sagte sie überrascht: «Du, Schneuli? Was machst du denn hier? Schön, dich wieder zu se-hen!» Der Vogel schwieg, doch Beliam erkannte deutlich, dass Jessy erleichtert war, ein bekanntes Wesen in ihrer Nähe zu haben.

Dann fuhr sie fort: «Eine solche Zimmerlinde hatten wir auch ein-mal, nur war sie nicht ganz so schön. Und leider hat sie bald die Blätter verloren. Blühen wollte sie auch nicht, und alles Wassergießen nützte nichts mehr. Zuletzt warf sie der Vater weg.»

«Das ist verständlich», entgegnete Beliam, «denn Zimmerlinden sind empfindsame Geschöpfe und gehen ein, wenn sie nicht genau den richtigen Platz haben. Und diese hier ist besonders sensibel ...»

«... so dass du befürchtest, sie könnte unter meiner Pflege ebenfalls sterben?», fragte Jessy.

Doch Beliam besänftigte sie: «Ich nehme nicht an, dass sie bei dir gleich eingehen wird. Aber es ist auch nicht sicher, dass sie immer so voller Leben prangt und so reich blüht wie jetzt, denn dies hängt ganz von dir ab.»

«Mach dir keine Sorgen», antwortete Jessy. «Ich werde sie regelmäßig wässern und ihren Topf stets mit frischer Erde nachfüllen.»

«Das wird nicht genügen», wandte Beliam ein, «denn hier ist sie so etwas wie dein Seelenspiegel.»

«Mein Seelenspiegel? Das verstehe ich nicht.»

«Sieh hier die Blätter! Woran erinnert dich ihre Form?»

«In der Schule sagten wir dem herzförmig.»

«Ja, sie ähneln der Form eines Herzens. Deshalb habe ich sie auch ausgewählt, denn sie zeigt dir immer an, ob du beim Lösen der Aufgaben, die sich dir hier stellen werden, auf die Stimme deines Herzens gehört hast oder nicht.»

Jessy blickte Beliam verwundert an, worauf dieser fortfuhr: «Die meisten Menschen überhören ihre Herzensstimme und vertrauen allzu oft nur ihren Wünschen und Gedanken. Du hast zwar stets auf dein Herz gehört – sonst wärest du auch gar nicht hier –, aber bis jetzt war dein Leben ziemlich leicht, und deshalb ist es dir auch nicht schwer gefallen, das Richtige zu tun. Aber von nun an wirst du dich oft fragen: Soll ich tätig werden oder nicht? Soll ich dieses tun oder besser jenes? Soll ich reden oder soll ich schweigen? Und stets wird dir dein eigenes Herz die richtige Antwort geben.»

«Ich verstehe», sagte Jessy. «Ich werde also hier kein so leichtes Leben mehr haben.»

Beliam nickte und sprach: «Zwar wirst du schwerere Aufgaben übernehmen als bis anhin und auch Prüfungen zu bestehen haben, aber hörst du dabei auf die Stimme deines Herzens, wirst du nicht weniger glücklich sein. Die Blätter der Zimmerlinde werden sich entfalten, und sie wird reicher und reicher blühen ...»

«... und wenn ich eine Prüfung nicht bestehe, so wird sie welken, und die Blüten werden abfallen», ergänzte Jessy versonnen.

«Das kann durchaus geschehen, denn sie soll ja dein Seelenspiegel sein. Aber lass dich nicht entmutigen, denn sie zeigt dir dadurch ja auch den rechten Weg, und nach deiner nächsten guten Tat wird sie sich wieder erholen. Ihr Leben liegt also ganz in deiner Hand.»

Darauf umarmte Beliam Jessy und sprach: «Misch dich nun unter

die Leute, hör ihnen zu, beginn mit ihnen zu sprechen, und dann wirst du schon spüren, wie du handeln und ob du besser reden oder schweigen sollst.» Mit diesen Worten verließ der Engel seinen Schützling.

In Gedanken versunken blieb Jessy vor der Zimmerlinde stehen, und es befahl sie eine leise Angst. Ihr Blick suchte Schneuli, aber sie fand ihn nicht.

64 Gartenjenseits

«Soll das etwa ein Garten sein? Unkraut und Dornen, und nochmals Unkraut und Dornen!», knurrte George vor sich hin. «Was haben die hier drüben bloß für eine Ordnung! Ich sehe, da braucht's wieder einmal den George.» Er trat ins Haus, durchsuchte alle Räume im unteren Geschoß und hoffte, hier irgendein geeignetes Gartengerät zu finden.

«Schlecht ausgerüstet sind die im Jenseits, wirklich schlecht ausgerüstet!», schimpfte er weiter. «Seinerzeit hätte der George so etwas nicht akzeptiert. Aber eben – der Himmel hält nicht, was die Pfaffen vorlügen. Das ist ein veritabler Abstieg. Wenn ich es denen nur zuflüstern könnte: Es geht nicht hinauf in den Himmel, nein, es geht hinab, und die Verhältnisse sind mies, sehr mies. Offenbar aus Geldmangel, aus riesigem Geldmangel! Und wegen der veralteten Infrastruktur. Kein Wunder, dass es hier im Garten so aussieht ... Halt, sieh mal an, da steht ja eine Hacke, eine ganz irdische Hacke – allerdings verbogen, wie vom Trödler! Komm, du alte Hacke, wir nehmen dich jetzt in die Kur!»

Wiederum begann George zu suchen, und endlich schien er gefunden zu haben, wonach er begehrte: einen Hammer. Die Hacke in der linken Hand, den Hammer in der rechten, verließ er den Kellerraum und trat hinaus ins Freie. «Einen Amboss kann man hier wohl nicht erwarten», murrte er, «so muss eben dieser Stein genügen.» Dann stellte er die verbogene Hacke auf die Unterlage und schlug mit voller Kraft auf das Eisen, um es wieder in die ursprüngliche Form zu zwingen.

«Sie scheinen Arbeit gefunden zu haben», sagte plötzlich eine Stimme hinter seinem Rücken. Erschreckt drehte sich George um und sah, wie seine Mitbewohnerin Yolanda mit verschränkten Armen dastand. Sie hatte ihm offensichtlich schon längere Zeit zugesehen. George war verwirrt. Seit sie ihn als Witzfigur beschimpft hatte, war zwischen den beiden kein einziges Wort mehr gefallen. Stets war es ihnen gelungen, ohne einen Blick oder gar ein Wort aneinander vorbeizukommen.

George empfand zwar Yolandas Worte wie eine Erlösung, aber es schien ihm unklug, sich dies anmerken zu lassen. So drehte er sich um und begann wieder wie ein Rasender auf das Eisen zu schlagen und mit diesem zu sprechen: «Liebes Hackeneisen, pum, pum, das ist eine Neuigkeit, pum, pum, die Dame spricht, pum, pum, die hat die Sprache wieder gefunden, pum, pum, verloren und wieder gefunden, pum, pum, aber der George schweigt, pum, pum, er kann schweigen, pum, pum, und zwar bis ans Ende der Ewigkeit, pum, pum, pum.» Dann legte er den Hammer weg und drehte sich wieder um. Er sah gerade noch, wie Yolanda die Haustüre hinter sich schloss.

«Donnerwetter!», knurrte er. «Wie die doch alles gleich tragisch nimmt! Ein bisschen länger hätte sie wohl bleiben können, dann hätte ich bestimmt auch mal was gesagt. Aber gleich wird der Kontakt abgebrochen, wenn ihr was über die Leber kriecht. Ein diffiziles Frauenzimmer ist das, Donnerwetter, was macht denn da der George? Das soll mir einer sagen!»

«Einfach antworten», sagte jemand. Die Stimme kam aus dem Geäst des nahen Baumes.

«Donnerwetter, der Papa... – nein, nein, ich weiß, du bist nicht der Papa..., du bist der Uhu ...»

«Nicht übertreiben, George, nicht übertreiben. Ich bin bloß eine Eule, und dazu noch eine weiße – bloß der Schneuli.» Kaum hatte er dies gesagt, war er schon wieder weg.

«Auch nicht gerade anständig, der Herr Schneuli», brummte George wieder vor sich hin, «der schmeißt mir einfach etwas an den Kopf, und wenn man mit ihm sprechen möchte, ist er schon wieder verschwunden. Verhältnisse sind das hier, nicht zu glauben, einfach mies, wirklich mies!»

Dann schlurfte er hinter das Haus, wo es offenbar am nötigsten war, wucherndes Unkraut zu beseitigen und Dornengestrüpp auszuhacken. Mit einem gewaltigen Schwung holte er aus, um die Hacke so tief wie möglich in den Boden zu treiben. Gleichzeitig zitierte er einen Vers eines Gedichts, das er einmal in der Schule auswendig gelernt hatte: «Mit Wucht schlug er den Karst in die Erde ...» Doch bevor die Schneide der Hacke den Boden berühren konnte, hielt er inne und rief: «Falsch, George, ganz falsch! Erstens ist das kein Karst, denn ein Karst hat drei Zinken, und zweitens ist das gar keine Erde. Das ist Jenseitsboden, auch wenn es sich anfühlt wie normale Gartenerde. Das ist

Gartenjenseits. Daher nochmals und richtig: Mit Wucht schlug er die Hacke ins Jenseits!»

Da lachte jemand hinter seinem Rücken. «Was gibt es da zu lachen?», fragte George verdutzt, als er Yolanda hinter sich stehen sah.

«Es war lustig», war ihre einfache Antwort.

«Wirklich?»

«Ja, wirklich, jedenfalls musste ich lachen, obwohl ich gar nicht wollte.»

«Endlich versteht mich jemand! Soll ich es nochmals machen?»

«Das wäre unpassend. Es war bloß einmal lustig.»

«Also soll ich etwas anderes Lustiges machen?»

«Nein, es muss ja nicht alles lustig sein.»

George wollte etwas erwidern, aber Yolanda hatte sich schon wieder entfernt und nahm Platz auf einer Bank in der entfernten Gartenecke, wo sich Kimi auf ihren Schoß setzte. So begann George gedankenverloren ein bisschen zu hacken, bald da, bald dort, eigentlich ziellos, und lächelte dabei immerfort. «Schön, die Dame ist endlich erwacht», sprach er leise vor sich hin, «sie kann sprechen, wie es scheint. Da hat sich wieder einmal mein Witz bewährt.»

«Nicht ganz», tönte es unvermittelt vom Baum herunter, «du hast sie ja schon wieder vertrieben.»

«Aber wie denn, lieber Pa... – nein, lieber Schneuli, wie denn?», rief George fast flehend.

«Selber denken, lieber Tschortschy, selber merken», tönte es noch, während Schneuli bereits am Wegfliegen war.

Wieder hackte George weiter und sprach vor sich hin, wie man dies auf der Erde etwa bei einsamen oder älteren Menschen beobachten kann. «Die ist anspruchsvoll! Nie ein Witz zum zweitenmal. Immer Neues. Das würde ihr so passen! Das schafft auch der lustige Tschortschy nicht – ja, ja, Tschortschy, so hat mich doch Schneuli genannt. Auch nicht ganz höflich, aber lassen wir's. Also ein neuer Witz ... – Autsch!»

George schrie laut auf, denn irgendein spitzer Dorn hatte ihn wohl in die Wade gestochen. Sofort suchte er nach einem Taschentuch, denn er zweifelte nicht daran, dass er nun heftig bluten würde. Aber wo er auch hinsah, es floss kein Blut.

«Eigenartig, diese Bräuche hier. Da wird gestochen, und es fließt kein Blut. Das ist neu, ganz neu. Wenn die das dort drunten – nein,

wir sind ja unten – wenn die das dort droben wüssten. Kein Blutvergießen bei den tollsten Schlachten! Das gäbe richtig schöne Kriege, wirklich!»

Während dieses Selbstgesprächs hatte George nach einem möglichst langen und spitzen Dorn gesucht, und als er fündig geworden war, stach er sich damit in den Arm. Wieder schrie er auf, aber es floss kein Blut, und nachdem er den Dorn herausgezogen hatte, war nichts mehr von einem Einstich zu sehen. George versuchte es ein zweites und ein drittes Mal, und jedesmal schrie er auf, aber eine Verletzung war nicht auszumachen.

«Das ist ja toll!», sinnierte er. «Sowas müsste man auf die Erde bringen. Da könnte man alle Doktoren in den ewigen Urlaub schicken und alle Spitäler in die Luft sprengen. Und jeder Unfall wäre ein Event, ein richtiger Event ...»

«Was schreien Sie hier eins übers andere Mal? Ist Ihnen nicht gut?», fragte unvermittelt Yolanda, die ihren Platz am Ende des Gartens wieder verlassen hatte.

«Sehen Sie sich dies mal an: Ich steche zu, und es blutet nicht! Grandios!» George hatte dabei einen besonders langen Dorn entdeckt, ihn abgeknickt und sofort in seine Wange gesteckt. «Sehen Sie, kein Blut, kein Tropfen!», rief er in größter Begeisterung, aber Yolanda schien daran offensichtlich keinen Geschmack zu finden und drehte sich kopfschüttelnd weg.

Knurrend machte sich George wieder an die Arbeit.

65 Im düsteren Dorf

Bevor Jessy ihr neues Heim verließ, um ihre ersten Erfahrungen in der neuen Umgebung zu machen, öffnete sie den Kleiderschrank, der sich glücklicherweise nicht als leer erwies. Sie spürte, dass ihr helles Kleid in dezenten Blau- und Rottönen und mit seinen goldverzierten Bordüren nicht so recht zu dieser düsteren Gegend passte. Sie wählte daher einen ganz schlichten Umhang aus ungefärbtem Wollstoff und mit ziemlich weiten Ärmeln, der ihren Leib von oben bis unten bedeckte. Dann blickte sie nochmals auf die Zimmerlinde und war erfreut, dicht daneben Schneuli sitzen zu sehen.

«Gute Nachricht, Jessy, gute Nachricht!», sprach er unvermittelt, und als ihn Jessy fragend anblickte, fuhr er fort: «Deine Mutter hat

erstmal gelacht wegen eines Tschortschy-Witzes, ha, ha.» Dann flatterte er weg und flog zur offenen Türe hinaus.

Jessy hätte gerne noch mehr erfahren, aber sie fühlte sich trotz Schneulis Verschwinden erleichtert. Entschlossen zog sie die Tür hinter sich zu und schwebte talauswärts dem Dorf entgegen.

Schon sehr bald fiel ihr das Schweben immer schwerer, und als sie in die Nähe der ersten Häuser kam, ging es bloß noch zu Fuß weiter. Sie kam nur langsam voran, denn bei jedem Schritt steigerte sich in ihr das Gefühl der Bedrückung und der Einsamkeit. Die Häuser waren niedrig, viele von ihnen schmutzig oder beinahe am Zerfallen. In dieser Düsternis fiel es ihr schwer, alles genau zu erkennen. Aus den meisten Häusern schimmerte irgendein kümmerliches Licht, sei es ein Feuerchen, seien es Kerzen oder andere Leuchten, wie sie solche seinerzeit auf alten Bildern gesehen hatte. Viele Häuser waren mit Viehställen oder Futterschuppen zusammengebaut, und rings herum lagen Unrat, aufgeschichtete Bretter und unbrauchbar gewordenes Gerät. Gelegentlich vernahm sie Stimmen von Menschen, die sich meist heftig und angriffig anhörten.

Jessy wäre am liebsten wieder umgekehrt, aber der Gedanke, dass sie hier eine Aufgabe zu erfüllen habe, war stärker. So schritt sie weiter, und allmählich wurde der Lärm, der aus einer Werkstätte kam, immer deutlicher. Beim Nähertreten sah sie, dass es sich um eine Schmiede handelte. Im mit Rauch und Gestank geschwängerten Raum war ein älterer Mann mit zwei Gesellen damit beschäftigt, eines der dort stehenden Pferde zu beschlagen. Einer der Gesellen hielt das Pferd am Zaum, der andere hob das rechte Vorderbein hoch, und der Meister versuchte, das Eisen mit ein paar Nägeln auf den Huf zu schlagen. Dabei schimpfte und fluchte er fortwährend, und Jessy erkannte sofort, wie er damit das Pferd derart verstörte, dass es sich gegen das Beschlagen stemmte und die helfenden Gesellen abzuschütteln versuchte. Das machte den Schmied noch wütender, und als ihm beim ganzen Gerangel noch der Hammer entglitt, stürzte er sich auf einen der Gesellen, offensichtlich in der Absicht, ihn mit seinen Fäusten zu traktieren.

«Nein!», schrie Jessy. «Der kann doch nichts dafür!» Sie war selber überrascht, dass sie sich eingemischt hatte, und wollte gleich weitergehen, aber dann gewahrte sie, wie die drei Männer sie verdutzt anstarrten. Offensichtlich hatten sie so etwas noch nie erlebt.

«Nun sieh mal an!», rief der Schmied, mehr erstaunt als entrüstet. «Was fällt dir ein? Bist du etwa unser Friedensrichter?» Dann wandte er sich an jenen Gesellen, den er eben hatte schlagen wollen, und fragte ihn: «Kennst du die?» Der Angeredete zuckte bloß die Achseln, während jener, der den Zügel des Pferdes hielt, Jessy anstaunte, als käme sie von einem anderen Stern. Schließlich fragte er: «Woher kommst du, und was tust du hier?».

Jessy blieb bloß stehen und sah den dreien abwechselnd ins Gesicht. Die drei Männer hielten mit Arbeiten inne, und sogar das Pferd schien sich beruhigt zu haben. Endlich schüttelte der Schmied verständnislos den Kopf und ergriff den Hammer, während der eine Geselle wieder den Fuß des Pferdes auf sein Knie hochzog und der andere das Tier am Zügel hielt. Als das Hufeisen befestigt war, traten alle drei auf die Straße, aber Jessy war bereits um die nächste Biegung verschwunden.

Ihr Weg führte sie an einer Schenke vorbei. An einem verlotterten Haken, der an der Hauswand befestigt war und weit in die Straße hinaus ragte, hing ein zerknitterter Schuh, und über der Türe stand in kaum mehr lesbaren Lettern: «Schenke zum Stiefel». Aus dem Raum drang ein Gemisch von Lärm und Gestank, von wirren Stimmen und den Tönen einer schrillen Klarinette. Jessy wollte erst vorübergehen, aber dann entschloss sie sich mutig, einfach einzutreten.

Als sie unter der Türe erschien, verstummte der Lärm auf einen Schlag, und alle Anwesenden, vorwiegend Männer jeglichen Alters, starrten auf Jessy. Einzig der Klarinettist blies unentwegt weiter, bis ihm jener, der unmittelbar neben ihm vor einem Glas Bier Platz genommen hatte, das Instrument von den Lippen riss. Eine fast bedrohliche Stille herrschte, als Jessy ein paar Schritte vortrat, sich umsaß und dann langsam auf einen Tisch in der Ecke zusteuerte, wo sie noch einen freien Platz vermutete.

So etwas hatte Jessy noch nie gesehen. Nur wenige der Gäste trugen einigermaßen saubere Kleider, und die meisten waren in schäbige, verblichene und zerschlissene Lumpen gehüllt, die ihnen lässig über die Schultern und die Bäuche hingen. Alle trugen eine Kopfbedeckung, irgendeinen deckelartigen Hut oder eine strumpfförmige Mütze. Die meisten saßen vor gewaltigen Biergläsern oder aßen mit den Händen aus einem Topf, der in der Mitte des Tisches stand. Der Raum war vollkommen schmucklos, und in einer dunkeln Ecke balgte sich ein rüdiges Hund mit einem Kater, dem offensichtlich der Schwanz abge-

bissen worden war. Jessy spürte deutlich, dass auch sie für diese Menschen etwas ganz Außergewöhnliches sein musste, denn alle staunten sie an und besaßen offensichtlich nicht den Mut, sie anzusprechen.

Endlich löste sich die gespannte Stille, der eine oder andere begann zu husten oder sich zu räuspern. Schließlich trat eine Frau mit verrunzeltem Angesicht auf Jessy zu und sagte: «Was willst du saufen? Oder will die Dame lieber etwas fressen?»

Jessy erschrak, denn sie hatte nicht im Sinn gehabt, hier etwas zu essen oder zu trinken. Bei Samuel hatte sie ja nur ausnahmsweise eine Frucht oder etwas Honigseim gekostet, und jetzt verspürte sie weder Hunger noch Durst. Aber sie hatte nicht Zeit zum Überlegen, denn schon tönte es vom hintersten Tisch: «Das ist doch keine Dame, das ist ein Engel!»

Augenblicklich brach ein gewaltiges Geheule los, und es fiel Jessy schwer, aus den wenigen Brocken, die sie verstehen konnte, den Sinn des Tumults zu erfassen. «Jetzt kommt doch der wieder mit seinen Engeln!», rief einer, worauf alle mehr brüllten als lachten und ihm entgegen schrie: «Wenn du nicht endlich die Schnauze hältst und uns weiterhin belästigst mit deinen Märchen, dann schmeißen wir dich raus!» Aber der Mann in der Ecke wehrte sich und gab zurück: «Ich hab mal einen getroffen, der es mir gesagt hat ...» – «Der war doch besoffen!» – «Das war doch der aus dem Irrenhaus!» – «Ja, der Spinner und Gesundheitsbeter ...» – «... der mit der langen Nase ...» – «... und mit nur einem Auge ...» – «... der Teufel hat es ihm ausgeschlagen ...»

Doch der Mann in der Ecke gab nicht auf: «Und ich hab auch selber mal einen Engel gesehen, jawohl!» Aber schon schlug ihm wieder der Hass der ganzen Meute entgegen: «Jetzt aber Schluss mit deinen Hirngespinnsten! Sonst kommst du noch mit deinen Erdenmärchen.»

Jessy saß regungslos an ihrem Tisch. Offenbar plagten sie jenen Mann, weil er an Engel glaubte und sich an sein Erdenleben erinnerte. Wie ein Blitz durchfuhr es Jessy: reden oder schweigen?

Einer Frau, die in der Nähe saß und sich am ganzen Geschrei nicht beteiligt hatte, fiel es auf, dass die eben angekommene junge Dame nicht wissen konnte, worum sich der Streit drehte. So erhob sie sich und setzte sich an Jessys Tisch. «Ich habe den Eindruck, du weißt gar nicht, weshalb die streiten», begann sie, «aber jener dort hinten am Tisch, der ist nicht recht im Kopf und behauptet immer das wirrste Zeug. Er faselt von Engeln und meint sogar, er hätte früher schon

einmal gelebt, und zwar – stell dir diesen Unsinn vor! – auf einem Stern mit dem Namen Erde, und dort sei er gestorben und dann hierher gekommen. Dabei hat noch keiner von uns je einen Stern gesehen, und wir alle wissen doch, dass wir seit eh und je hier gelebt haben ...» – «Ja, und das wird auch immer so bleiben, und es ist auch noch niemand gestorben», fuhr eine andere Frau fort, die sich inzwischen ebenfalls zu Jessy an den Tisch gesetzt hatte.

«Ich habe auch auf der Erde gelebt», sagte Jessy leise, «und gestorben bin ich dort auch.»

Da brüllte einer, so laut er konnte: «Schnauze zu, das Dämchen spricht!» Dass Jessy sprechen würde, hatte offensichtlich niemand erwartet. Sofort legte sich der Lärm, und alle schauten gespannt auf Jessy.

«Ich habe auch auf der Erde gelebt», wiederholte sie, wiederum sehr leise, «und gestorben bin ich dort auch.»

Augenblicklich brach der Lärm wieder los. «Und jetzt noch so eine Spinnerin zu unserem Spinner! Sind wir denn hier in einem Irrenhaus?!», rief einer, und ein anderer hakte ein: «Komm, Spinner, nimm deine Spinnerin und verschwinde.» «Sonst fängt sie auch noch mit den Engeln an!», schrie ein weiterer, und wieder einer fuhr dazwischen: «Engel sind bloß große Vögel, das liegt doch auf der Hand!»

Wieder durchfuhr es Jessy: reden oder schweigen? Da sah sie, dass jener in der Ecke den Kopf in die Hände stützte und offensichtlich vor sich hin weinte. Jessy stand auf, worauf wiederum Ruhe eintrat und alle jeden ihrer Schritte beobachteten. Sie ließ sich dadurch jedoch nicht beirren, sondern trat auf den weinenden Mann zu und fragte ihn: «Willst du mitkommen?»

Sofort erhob sich neuer Lärm: «Lad ihn auf, trag ihn fort, Engelchen, trag ihn fort, stirb mit ihm auf den Sternen!» Und als der Lauteste von allen schrie: «Wo bleibt das Bier!», erhob sich der Mann in der Ecke und verließ mit Jessy die «Schenke zum Stiefel».

Schweigend gingen die beiden durch die Gassen des Dorfes. Endlich fragte Jessy: «Weshalb lebst du hier?»

«Ich muss», gab er zur Antwort, «wenigstens eine Zeitlang, denn ein Engel hat mich hierher verbannt.»

«Wie hast du denn gelebt?»

«Auf der Erde habe ich mein ganzes Leben lang alle bloß verlacht und verspottet, die meine Ansichten nicht teilten.» Dann begann der

Mann herzerweichend zu weinen und sagte schließlich: «Und jetzt muss ich mich hier immer und immer wieder verhöhnen lassen, weiß Gott, wann das enden ...»

Da erschien ein Engel, und ohne mit Jessy zu sprechen, nahm er den Mann an der Hand und führte ihn weg. Jessy sah noch, wie ein Lichtschimmer über dem nahen Wald leuchtete und dann allmählich verschwand.

66 Jim, der Handwerker

Nachdenklich stand Jim vor seinem Bild. Wie so oft war er im Zweifel darüber, ob er das eine oder andere ändern oder allenfalls sogar ganz von vorne beginnen sollte. Der Baum, der im Vordergrund seinen Schatten auf einen kleinen Weiher warf, wollte einfach nicht so recht zu den Bergrücken im Hintergrund passen, und die Farben der Blumen, die er linksseitig in die Wiese gemalt hatte, schienen ihm im Gegensatz zur gesamten Stimmung des Bildes zu stehen. Auch das Eichkätzchen, das auf dem Tisch neben der Staffelei Platz genommen hatte, schwenkte seinen buschigen Schwanz in langsamen rhythmischen Bewegungen hin und her, als wollte es ebenfalls seine Zweifel zum Ausdruck bringen.

«Ich sehe, du bist auch noch nicht zufrieden mit meinem Gemälde», murmelte Jim vor sich hin, und als er einen fragenden Blick zum Eichkätzchen hinüber warf, erhielt er wie immer keine Antwort. «Ja, mein lieber, kleiner, stummer Ike, wie schön wäre es doch, wenn du auch mal wieder mit mir sprechen würdest.» Aber das Tierchen ließ sich nicht erweichen und wippte mit seinem Schwanz weiterhin in aller Ruhe hin und her.

«Ich glaube, Ike, ich muss einen besseren Moment abwarten», sagte Jim und legte den Pinsel zur Seite. Dann wechselte er zur angrenzenden Holzwerkstätte hinüber, die er seit seinem Einzug in sein Haus nicht nur gründlich erkundet, sondern auch schon oft benutzt hatte. Jim wusste, dass er hier mehr Erfolg haben würde. Sägen, Hobeln, Leimen und Schleifen – das waren Tätigkeiten, die er mit großer Lust ausführte.

«Schön, dass du auch mitkommst», sprach er zu Ike. Dann zog er die Türe hinter sich zu, und Ike nahm auf einem Stapel von kleinen gehobelten Brettern Platz. Derweil beugte sich Jim bereits über seinen

Plan. Daran hatte er mit größter Sorgfalt und Ausdauer gearbeitet, denn das hölzerne Schmuckkästchen, das er für Jessy anzufertigen gedachte, sollte ein wahres Meisterwerk werden. Die Wände sollten ein kompliziertes Muster im Wechsel zwischen hellen, braunen und fast schwarzen Hölzern zeigen, und für den Deckel war eine feine Einlegearbeit vorgesehen. Diese sollte zwei Schmetterlinge darstellen, die über einer ruhigen Wasserfläche aufeinander zuflatterten. Jim hatte längst gelernt, mit den feinsten Werkzeugen umzugehen, und die Zeit, als ihn die fehlenden Maschinen betrübten, war längst vorbei.

Anfangs, als er die Werkstatt in Augenschein nahm, hatte er nämlich recht enttäuscht festgestellt, dass hier keine einzige jener Maschinen vorzufinden war, die er einst in einer benachbarten Schreinerei in Tätigkeit gesehen hatte. Aber jetzt stellte er sich vor, wie langweilig es sein müsste, einfach das rohe Holz oder die Bretter in die Maschine zu schieben und einzig darauf aufzupassen, dass man alle Finger an der Hand behielt. Zwar war ihm der angenehme Geruch der verschiedenen Hölzer schon damals aufgefallen, aber jetzt erlaubte ihm seine sehr feine Nase, sich an den geringsten Unterschieden jener Düfte zu freuen, die jedem Stücklein Holz entströmten, das er bearbeitete.

Aber es war noch etwas anderes, das seine Schaffenslust steigerte: Obwohl er sich mit größter Aufmerksamkeit seiner Arbeit hingab und sich durch nichts ablenken ließ, fühlte er sich doch in seinen Gedanken und Gefühlen mit jenem Menschen verbunden, dem er sein Werk zugedacht hatte: Jessy. Er konnte sich dabei derart in seine Arbeit fallen lassen, dass ihm war, als stünde Jessy leibhaftig vor ihm und freute sich ebenfalls, wie das Kunstwerk allmählich Gestalt annahm.

Sein unfertiges Bild und auch Ike hatte er jetzt vergessen und begann, ohne dass er dessen gewahr wurde, mit Jessy zu sprechen: «Sieh, Jessy, jetzt kommt etwas ganz Heikles! Ich muss diese Ader im Schmetterlingsflügel, weil sie dunkler ist, aus dem hellen Holz mit diesem feinen Messerchen herauschneiden. Dann muss ich ein dunkles Äderchen herstellen, das exakt in die Aussparung passt. Das muss am Ende so genau zusammenpassen wie du und ich, sonst bin ich nicht zufrieden.» Dann blickte er auf, suchte einen Moment lang Jessy, und schließlich erwachte er aus diesem Traum, um sich erneut in seine Arbeit zu vertiefen.

67 In der «Schenke zum Stiefel»

Jessy trat den Rückweg an. Je näher sie dem Seitentälchen kam, in dem ihr Häuschen stand, desto leichter fühlte sie sich in ihrem Herzen. Ihr war, als kehre sie von einem düsteren Novemberabend zurück in einen sonnigen Frühlingmorgen. Immer wieder schaute sie prüfend zurück auf das einsame Dorf, denn es fiel ihr schwer, diesen Unterschied zu begreifen. Aber ihre Schritte wurden nach und nach leichter, und so hoffte sie, bald wieder den Boden verlassen und den Rest des Weges schwebend zurücklegen zu können. Doch als sie ein letztes Mal zurückblicken wollte, sah sie, dass ihr jemand gefolgt war. Beim genaueren Hinsehen erkannte sie die Frau, die sich zuerst zu ihr an den Tisch gesetzt hatte. Sie war die Einzige gewesen ohne Kopfbedeckung, aber auch ihre fast weißen Haare und der grünliche Rock, der sie bis zu den Knöcheln hinunter bedeckte, bestätigten Jessys Vermutung.

Was wollte sie wohl? Jessy beschloss, auf sie zu warten, aber dann gewahrte sie, dass die Frau offensichtlich trotz aller Kraftanstrengung nicht vorwärtskam. Da erinnerte sich Jessy, dass auch Jochen, Lena und Elfriede anfangs Mühe bekundet hatten, sich Samuels Palast zu nähern. Offensichtlich war es den Bewohnern dieses düsteren Dorfes nicht möglich, das Tälchen zu erreichen, in dem Jessy wohnte. Sie entschloss sich daher zur Umkehr und sah der Frau die Erleichterung deutlich ins Gesicht geschrieben.

«Es wird das Beste sein», sprach Jessy die Frau an, «wenn wir uns hier setzen.» Dabei zeigte sie auf den Stamm eines Baumes, der wohl vor langer Zeit gefällt worden und dann einfach am Wegrand liegen geblieben war. Kaum hatten sie sich gesetzt, wurde Jessy überhäuft von einem Schwall von Wörtern, dem sie anfangs nur mit Mühe folgen konnte. Es war ihr auch nicht möglich, irgend etwas zu sagen oder eine der aufgeworfenen Fragen zu beantworten, denn die Frau redete unentwegt weiter. So entschloss sich Jessy, einfach so lange zu warten, bis die Frau selber auf den Gedanken käme, eine Pause einzulegen. Und tatsächlich schwieg sie, nachdem sie so etwas wie eine endgültige Frage gestellt hatte, nämlich: «Was meint die Dame dazu?»

«Zuerst einmal bin ich keine Dame, sondern Jessy, und außerdem wurde mir gesagt, dass man sich im Jenseits duzt. Also: Wenn ich dich richtig verstanden habe, werden hier alle verfolgt und für verrückt erklärt, die an ein Leben vor dem Leben glauben. Aber du selber ...»

«Ja, so ist es ...», warf die Frau dazwischen, aber Jessy fuhr unbeirrt fort: «Aber du selber bist dir fast sicher, dich an ein solches früheres Leben zu erinnern ...»

«Ganz gewiss, und ich bin nicht die ...»

«... auch wenn das schon so lange her ist, dass du kaum noch etwas Genaues weißt. Und nun ...»

«Doch eines ...»

«... und nun möchtest du von mir erfahren ...»

«Das musst du gewiss ...»

«... von mir erfahren, ob ich ganz sicher sei und du folglich ...»

«... nicht verrückt bin, oder, ich bin doch nicht verrückt?»

«Nein. Und du wolltest mir sagen, dass du in der Schenke aus Angst vor den anderen ...»

«Ja, hier haben alle Angst, und darum wagt es niemand, von seinen Erinnerungen zu sprechen. Und darum sollst du zurückkehren und es den Leuten so oft sagen, bis sie es glauben.»

Jessy überlegte. Wieder fragte sie sich: reden oder schweigen? Sollte sie die Leute einstweilen ihrem Unglauben überlassen oder zurückkehren, um sie zu belehren?

Nach langem Schweigen stand Jessy auf und fasste die Frau an der Hand. Diese erschrak, denn in diesem Augenblick wurde ihr klar, dass sie, seit sie gestorben war, niemals mehr von jemandem an der Hand genommen worden war. Zuerst wollte sie Jessys Arm zurückweisen, aber dann drückte sie deren Hand immer stärker, ja, sie fiel schließlich auf ihre Knie und begann, Jessys Hand immer heftiger zu küssen. Jessy ließ es geschehen, und nach einer Weile half sie der Frau wieder auf die Füße. Hand in Hand schritten sie gegen das Dorf und dann direkt zur «Schenke zum Stiefel».

Hier schlug den beiden der übliche Lärm und Gestank entgegen, weshalb Jessy mit der Frau eine Weile auf der schmalen Eingangstreppe stehen blieb. Endlich traten sie ein, und Jessy fühlte ihr Herz so heftig pochen, wie sie es schon lange nicht mehr erlebt hatte.

Als die beiden in der Wirtsstube erschienen, verebbte der Lärm für einen Moment, und sogar der Mann mit der Klarinette hielt einen Augenblick inne. Aber sogleich erhob sich das Getöse wieder, und einer rief in die Meute hinein: «Seht, die Schwätzerin bringt uns den Engel wieder!», und ein anderer hakte ein: «Engelchen, komm, zeig uns deine Flügelchen!» Wieder ein anderer ergänzte: «Die sind

versteckt unter ihrem Engelssack, lasst sehen, wie die Flügel ausschauen!» Dann rückte er tatsächlich vor, aber einer, der neben der Türe saß und dem Gespötte genüsslich zugehört hatte, packte ihn am Arm und zwang ihn auf den Stuhl zurück. Da schrie ein anderer: «Oho, der Herr Professor spielt den Polizisten!», und alle stimmten wieder in ein unbändiges Gelächter ein.

Die Frau, die Jessy zurückgeholt hatte, versuchte etwas zu sagen, weshalb jener, den sie eben als Professor bezeichnet hatten, die Hand erhob und rief: «So, endlich Ruhe! Die Schwätzerin will schwatzen.» Aber da brach das Getümmel wieder los, und alles schrie durcheinander: «Schwatz die doch, was sie will!» – «Verbindet ihr das Maul!» – «Werft sie raus!» – «Wir kennen ihr Gelafer!» – «Die träumt wieder einmal!» – «Alles Humbug!»

Die Frau schien derlei gewohnt zu sein und kämpfte sich durch, um sich mit Jessy an einen Tisch mit zwei freien Plätzen auf eine Holzbank zu setzen. Allmählich legte sich der Lärm, und da die Fremde noch keinen Versuch unternommen hatte, irgend etwas zu sagen oder sich gegen die Anwürfe zu wehren, kam sogar so etwas wie eine gespannte Erwartung auf. Alle blickten auf Jessy und erwarteten, dass sie spreche. Doch sie schwieg.

Da ergriff die Frau das Wort, und als gleich wieder einer rief: «Schwätzerin, halt's Maul!», stand der Professor auf und verfügte: «So, endgültig Ruhe jetzt! Schwätzerin, was ist? Aber mach's kurz!»

Deutlich eingeschüchtert begann sie zu erzählen: «Ich hatte das Gefühl, dass diese Dame hier ...»

«Deine Gefühle kennen wir», unterbrach sie der Professor barsch. «Ich sagte doch schon: Mach's kurz!»

Die Frau war dem Weinen nahe: «Es geht nicht kurz, die Dame hat, ja, sie sagte, ja, sie hat es mir gesagt, wir waren auf dem Baumstamm, sie erinnert sich auch, und ich sagte ihr, ich hatte immer Angst ...»

«Also jetzt reicht's mir!», schrie jener mit den schmutzigsten Kleidern. Empört verließ er den Raum und schlug die Türe zu, so dass die blecherne Kanne, die an einem Nagel an der Wand hing, scheppernd zu Boden stürzte und unter einen der zahlreichen Tische rollte. Jener, dem sie vor die Füße kam, schlug sie mit der Spitze seines Schuhs weg, worauf die Kanne zur Erheiterung aller Trinkgesellen so lange mit den Füßen traktiert wurde, bis sie völlig verbeult in weitem Bogen hinter der Theke verschwand. Der Wirt ging auf jenen zu, der ihr den

ersten Stoß versetzt hatte, und schlug ihm mit der Faust ins Gesicht, aber der Geschlagene schien sich daraus nichts zu machen, sondern fuhr sich bloß mit dem Handrücken ein paarmal über die Wangen.

Nun versuchte es die Frau erneut: «Also, diese Dame hier, hört ihr doch zu, sie weiß es sicher, sie hat auch schon einmal ...»

Schon wurde sie wieder unterbrochen, wieder von jenem, den sie hier den Professor nannten. Er war der Einzige mit einer Brille, und der Hut, den er immer wieder vom Kopf nahm und dann wieder umständlich aufsetzte, schien wie auf ein Brett genagelt, und vom Rand baumelte eine schwarze Quaste an einer kurzen Kordel. «Ich sehe», sagte er, «aus deinem Geschwätz wird niemand klug. Schweigen ist hier angezeigt, dumme Schwätzerin.» Und dann wandte er sich an Jessy: «Lasst hören, was uns die Neue hier zu sagen hat! Ruhe bitte!»

Tatsächlich kehrte Ruhe ein, ja, es wurde beinahe so still, dass man hätte eine Maus knabbern hören. Jessy atmete tief durch und sagte dann leise: «Ich möchte, dass ihr der Frau da zuhört.» Es erhob sich ein Murren, und einer rief: «Ihr Geschwätz kennen wir zur Genüge!», und ein anderer: «Die Schwätzerin hat einen Anwalt gefunden!» Dann wurde es wieder still, denn offensichtlich erwarteten alle, dass nun doch Jessy spreche.

Noch einmal sagte Jessy: «Ich möchte, dass ihr der Frau da zuhört.»

«Die ist beharrlich!», brummte der Professor. «Nun denn, wenn's anders nicht geht ... Also, Schwätzerin, schwatz!»

Wieder wurde es still, und diesmal wagte niemand, der Frau das Wort abzuschneiden. Sie machte es denn auch kurz und sagte bloß: «Ich bin ganz sicher, dass ich schon einmal gelebt habe, und zwar auf der Erde.» Einige wollten gleich wieder protestieren, aber der Professor, der hier offensichtlich ein gewisses Ansehen genoss, blickte streng in die Runde, so dass diesmal der Protest ausblieb. Dann wandte er sich an Jessy: «Und? Was sagt die Dame dazu?»

«Ich bin keine Dame. Mein Name ist Jessy, und ich weiß, dass sie recht hat.»

Da wandte sich einer, der sich in die hinterste Ecke verdrückt und dem ganzen Gespötte bloß zugesehen und zugehört hatte, an den Professor und fragte mit betont angriffigem Unterton: «Und? Was sagt da die Wissenschaft dazu?»

Nun fühlte sich der Professor so richtig in seinem Element. Er setzte seinen Hut umständlich auf, genehmigte sich dann aus seinem Glas

einen tüchtigen Schluck Bier und begann: «Also, begreift, ich kann ja nicht mein ganzes Buch hier wiedergeben, das ich über diesen Gegenstand verfasst habe. Wir sind hier nicht in einer Universität, sondern bloß in einer Dorfschenke, und die Leute sind entsprechend.»

«Hört, hört!», rief da einer dazwischen. «Sind wir dir etwa nicht gut genug?»

«Doch, aber nicht gescheit genug», antwortete der Professor schlagfertig, worauf ein anderer bemerkte: «So, jetzt wissen wir's.»

Der Professor tat, als hätte er es überhört, und fuhr fort: «Ich kann hier bloß das endgültige Resultat meiner Nachforschungen und Überlegungen vortragen: Alle diese so genannten Erinnerungen an ein früheres Leben entstammen unseren Träumen, und diese schieben sich dann so stark in unser Gehirn, dass wir sie für wahr halten. Böse oder dumm sind die Leute nicht, die sowas behaupten, das konnte ich nachweisen, aber das Reden von einem Leben vor dem Leben ist eine Selbsttäuschung. Somit kann man diese Frage als endgültig beantwortet betrachten.» Dann setzte sich der Professor stolz und blickte herausfordernd in die Runde.

Da wandte sich jener, der den Professor herausgefordert hatte, an Jessy und fragte: «Und, was antwortet die Dame auf diese Rede?»

Wiederum wurde es mäuschenstill in der Schenke. Endlich sagte Jessy: «Es ist mir nicht möglich, darauf zu antworten.» Mit diesen Worten erhob sie sich und verließ den Raum.

68 Bei Horst

«Seht, da kommt Grete!», sprach Samuel zu Jakob, Lena und Elfriede, die mit ihm am Gartentisch bei einem Kartenspiel saßen, das Jochen kürzlich erfunden hatte. Grete erschien diesmal nicht wie üblich zwischen den Baumkronen des Parks, sondern schwebte von Ferne so über die Blumenwiese hin, dass ihre nackten Füße beinahe die Blüten der größten Lilien berührten. In der Hand hielt sie ein Bild, und alle wussten, dass sie es selbstverständlich selber gemalt hatte.

«Sei gegrüßt!», sagte Jakob, als Grete über die Beete der Gartenblumen heranschwebte. «Und zeig uns, was du mitgebracht hast!» Grete lächelte allen entgegen, umarmte sie und nahm nach einigen freundschaftlichen Begrüßungsworten am Gartentisch Platz.

Das Bild war sorgfältig in ein bunt schillerndes Papier eingewickelt,

aber als Grete sah, wie alle begierig waren, das Gemälde zu sehen, ließ sie sich erweichen und löste die Schnur behutsam auf. Als das Bild offen dalag, war aus allen Gesichtern zu lesen, wie sein Anblick sie erfreute und wie die hohe Kunst der Darstellung alle in Erstaunen versetzte: Aus dem Zentrum des Bildes strahlte eine Blume, die ihnen allen unbekannt war und die Grete wohl an irgendeinem entlegenen Ort gefunden hatte. Die Blume selber war in ein Licht getaucht, das in ganz neuen und niemals gesehenen Farben geheimnisvoll schimmerte. Und aus diesem Licht blickten von überall her die Gesichter lieblicher Engel auf die Blüte. Es sah aus, als fühlte sich die Blume dabei selber inmitten des Glücks und als dürfte sie nun dieses Glück an alle weitergeben, die sich in dieses Bild vertieften.

«Ich muss wohl nicht lange erklären», begann Grete, «wem das Bild zudedacht ist ...»

«Horst! Ja, es ist für Horst!», warf Elfriede ein. «Ist er denn nun schon so weit?»

«Ich verstehe deine Ungeduld», erwiderte Grete, «aber ich weiß auch nichts Genaues. Archas war bei mir und forderte mich auf, Horst zu besuchen. Und da er sagte, ich solle nicht allein hingehen, bin ich gekommen, um zu fragen, ob mich jemand von euch begleiten möchte.»

«Wie kannst du nur fragen?», sagte Elfriede eilfertig. «Nichts lieber als das! Und darf ich auch Jochen mitnehmen? Immer und immer wieder fragt er mich, wie es wohl seinem Vater gehe. Schon oft habe ich ihn in seinem Zimmer angetroffen, wo er nicht, wie ich glaubte, spielte oder las, sondern mit geschlossenen Augen daran war, seinem Vater gute Gedanken zuzusenden.»

«Offensichtlich hast du ihm das gezeigt», unterbrach sie Samuel.

«Ja, er wollte es lernen, und immer wieder sagt er mir, er sei, seit er dies mache, noch viel glücklicher als früher.»

«So geh und rufe ihn!», antwortete Grete, und Elfriede eilte hinüber in ihre Behausung. «Ich sehe, ihr spielt Karten», wandte sich nun Grete an die anderen drei. «Geht es auch zu dritt?»

«Mach dir da keine Sorgen, wir unterbrechen unser Spiel gerne», beruhigte sie Jakob. Und Samuel fügte bei: «Früher haben wir sehr viel mit Karten gespielt, aber allmählich verloren wir das Interesse daran. Doch dieses neue Spiel hat Jochen erfunden ...»

«Die Regeln oder die Karten?», warf Grete dazwischen.

«Beides», antwortete Samuel. «Insgesamt sind es sechzig Karten, und Jochen hat jede einzeln gezeichnet und dann mit einem feinen Pinsel ausgemalt.»

«Ja, und dann hat er uns die Regeln erklärt», ergänzte Lena, «und ich muss sagen, es ging wirklich sehr lange, bis ich alles begriff ...»

«Aber eine solch lange Leitung wie früher hattest du nun auch wieder nicht», sagte Samuel, wobei er seinem Bruder Jakob verschmitzt zulächelte. Lena lächelte auch, aber doch ein wenig säuerlich, und versuchte sich zu verteidigen: «Der Jochen hat es aber auch kompliziert gemacht ...»

«Glücklicherweise», meinte Jakob, «sonst würden wir das Spiel schon lange nicht mehr spielen. Aber mich dünkt, wir stünden erst am Anfang und haben noch gar nicht begriffen, wie viele Möglichkeiten jeder hat, um zu punkten. Aber seht, da kommen die beiden schon!»

Tatsächlich näherten sich ihnen in großer Eile Elfriede und Jochen, beide gekleidet in ihr bestes Gewand. Grete spürte, dass sie keine Zeit mehr versäumen wollten, weshalb sie sich gleich von ihren Freunden verabschiedete und mit den beiden anderen hinwegschwebte und zwischen den Kronen der Parkbäume verschwand.

Nach längerem Schweigen, während dessen die drei manche Täler und Hügel überquert hatten, wandte sich Elfriede an Grete: «Offenbar weißt du, wo Horst wohnt. Oder können wir uns verirren?»

«Nein, verirren können wir uns nicht», antwortete Grete, «aber wo er wohnt, weiß ich auch nicht genau. Ich muss einfach auf mein Gefühl achten, das mich in jene Richtung zieht, in der sein Haus steht.»

«Ja, glaubst du, dass er bereits ein richtiges Haus bewohnt?», wollte Jochen wissen.

«Ganz sicher bin ich nicht», erwiderte Grete, «aber ich habe schon mehrmals, wenn ich meine Aufgabe machte ...»

«Du meinst, wenn du ihm Liebesgedanken zugesandt hast?», warf Jochen dazwischen.

«... ja, dann habe ich ihn schon mehrmals gesehen, wie er vor einem ungewöhnlich gestalteten Haus in einer schönen Landschaft saß oder sich in dessen Nähe mit irgend etwas zu schaffen machte. Das Gebäude, in dem ich ihn wohnen sah, muss offenbar aus vier Geschoßen bestehen. Aber eigenartigerweise ist jedes höhere Stockwerk merkbar größer als das untere, womit jede obere Etage die jeweils untere rundherum überragt.»

Kaum hatte Grete dies gesagt, wies Elfriede hinab in ein kleines Tal und sagte: «Dort steht ein solches Gebilde, könnte es das sein?»

«Nach meinem Gefühl ja, lasst uns absteigen und uns dem Haus nähern», entschied nun Grete, worauf sie alle sofort auf dieses seltsame Gebäude hinsteuerten. Sie erreichten den Boden ganz in dessen Nähe und sahen eben, wie ein Mann auf das Haus zuschritt, der auf der Schulter eine Holzaxt und in der einen Hand eine Säge trug. Als er die Gruppe bemerkte, blieb er stehen, legte die beiden Geräte auf den Boden und blickte lange und mit zugekniffenen Augen auf Elfriede. Schließlich fragte er verlegen: «Du bist hier?»

Alle spürten, dass es auch Elfriede unbehaglich zumute war. Nach einer längeren Pause sagte sie bloß: «Horst!».

Jochen hatte derweil unverwandt auf seinen Vater gestarrt, so, als wollte er sich vergewissern, ob er noch jenem schwarzen Wüstring glich, der ihn vor langer Zeit in seine Hölle hatte holen wollen. Zögernd ging er zwei, drei Schritte auf seinen Vater zu, und als ihm Grete einen aufmunternden Blick zuwarf, näherte er sich ihm mutiger und reichte ihm die Hand.

Horst schien nun noch verwirrter und wusste nicht so recht, ob er diese Hand annehmen sollte. «Du reichst mir die Hand?», fragte er leise, kaum vernehmlich. «Ich glaube, es ist schon eine Ewigkeit her, seit mir jemand die Hand gereicht hat». Dann hob er seine Hand ganz langsam, und als er jene seines Sohnes berührte, packte er entschlossen zu, und es schien den anderen, als wollte er sie überhaupt nie mehr loslassen. Endlich sprach er: «Kommt, setzt euch hierher!», und wies auf eine hölzerne Bank, die unter einer nahen Tanne stand. Dann hob er die beiden Werkzeuge auf und trug sie in den untersten Raum. Die drei Besucher warteten, und niemand sprach ein Wort.

Es dauerte ziemlich lange, bis Horst zurückkam, und alle bemerkten seine verweinten Augen. Dann setzte er sich auf einen Holzklotz den dreien gegenüber und begann: «Ich kam eben von der Arbeit.»

«Und? Tust du es gerne?», fragte Elfriede.

«Ja, sehr gerne, es war eine richtige Erlösung.»

Wieder entstand eine Pause. Dann fragte Jochen: «Arbeitest du im Wald?»

«Ja, wir roden ein Stück, damit wir Platz gewinnen für einen großen Park mit einem vornehmen Gebäude.» Man spürte, dass Horst froh war, über ganz gewöhnliche Dinge sprechen zu können.

«Und wer soll denn drin wohnen?», wollte Jochen wissen.

«Ich weiß es nicht genau», antwortete Horst, «aber wie mir der Gärtner gesagt hat, soll hier eine große Anlage für die Jünger eines berühmten Lehrers entstehen, der mit ihnen zusammenleben möchte. Meine Aufgabe ist es, mit ein paar anderen die Bäume zu fällen und wegzuräumen, die dann nicht mehr in die Anlage passen oder die jetzt dort stehen, wo das Hauptgebäude hinkommt. Wenn dann alles bereit ist, gibt man mir vielleicht eine neue Arbeit, oder dann muss ich eben aus diesem Haus ausziehen.»

«Du wohnst aber wirklich in einem ganz besonderen Haus», ergriff Grete das Wort, «jedenfalls habe ich noch nie so etwas Ähnliches gesehen.»

«Ich auch nicht», entgegnete Horst, «aber als ich hier zu arbeiten begonnen hatte, kam einmal jemand zu mir, der zwar mit mir sprach, den ich aber nicht sehen konnte. Er führte mich hierher und sagte dann bloß noch: «Dieses Haus ist wie ein Mensch. Lerne in diesem Haus, Mensch zu werden, lerne hier zu leben.»»

«Offensichtlich war er der Ansicht», bemerkte Elfriede, «dass du das noch nicht richtig kannst.»

«Ja», bestätigte Horst, «ich musste es auch so verstehen.» Und etwas leiser fügte er hinzu: «Vermutlich hatte er recht damit.» Dann stand er auf und sagte zu allen dreien: «Kommt, ich will euch das Haus von innen zeigen!»

Gespannt traten sie ins Erdgeschoß, das ganz aus Stein erbaut war. Sein Grundriss war ein exaktes Quadrat. Der Raum war fensterlos, und man konnte sich nur zurecht finden, wenn man die Türe offen stehen ließ. Überall lagen Steine in verschiedener Größe, Gestalt und Farbe.

«Ich weiß auch nicht, wie das kam», begann Horst mit seinen Erklärungen, «denn als ich erstmals in diesen Raum eintrat, wusste ich einfach, dass diese Steine da sind, um Kraftübungen zu machen. Die Treppe, die da hinauf zum nächsten Stockwerk führt, gab es noch nicht.»

«Auch das Haus, in welchem ich mit Lena lebe», warf Elfriede dazwischen, «hat sich erst allmählich zu dem entwickelt, das wir jetzt haben.»

«So? Interessant», sagte Horst. «Es scheint offenbar so zu- und herzugehen im Jenseits. Bei mir war es so, dass sich immer dann, wenn

ich wieder ausgiebige und anstrengende Kraftübungen gemacht hatte, eine Stufe jener Treppe bildete, die hier in der Mitte nach oben führt. Kommt, wir steigen gleich hinauf!»

Horst ging der Gruppe voraus, stieg die zwölf Stufen der Wendeltreppe empor und öffnete die Türe, die mitten in den oberen Raum führte.

«Ja, das hier wird dir gewiss besser gefallen!», rief Jochen freudig aus und betastete gleichzeitig die Wand des kreisrunden Raumes, der deutlich größer als der untere war. «Nicht wahr, alles aus Holz?», stellte er fest und wartete auf die Bestätigung des Vaters. Horst nickte bloß mit dem Kopf und stellte mit Befriedigung fest, wie Elfriede die vielfältigen Grünpflanzen bewunderte, die überall den Wänden nach auf Gesimsen und Gestellen gediehen.

«Die muss ich regelmäßig begießen», bemerkte Horst, «sonst werden die Blätter lahm oder hören die Pflanzen auf zu wachsen.» Grete blickte derweil aus dem Fenster, von welchem aus man einen guten Überblick über das weite Gebiet hatte, in welchem wohl Hunderte von Arbeitern daran waren, die geplante Anlage zu erstellen. Doch Jochen hatte seinen Fuß bereits wieder auf die nach oben führende Treppe gesetzt und freute sich darüber, dass ihm Horst mit einem Kopfnicken andeutete, er dürfe hinaufsteigen.

«Wieder zwölf Stufen», bemerkte Jochen, worauf Horst verwundert antwortete: «Das ist mir bis jetzt noch gar nicht aufgefallen.» Dann stieg auch er hoch, und die beiden Frauen folgten ihm.

Als sie den Raum erreichten, konnte sich Elfriede eines erstaunten Ausrufs nicht enthalten. «Wundervoll!», rief sie, und Grete bestätigte: «Ja, wirklich einzigartig! Und sieh, Jochen, hier sind die Wände wieder gerade, aber es sind nicht, wie wir es meistens gewohnt sind, deren vier, sondern ...»

«Ich habe sie schon gezählt», fiel ihr Jochen ins Wort, «es sind genau zwölf.»

«Ja, der Grundriss ist ein Zwölfeck», bestätigte Horst, «aber aus welchem Material diese Wände bestehen, weiß ich leider nicht.» Da konnte ihn Grete gleich belehren: «Das ist farbiger Alabaster, und die Platten sind so dünn, dass das Licht von außen her durchdringen kann.»

Nun begann Horst zu erzählen: «Es war wieder gleich wie unten: Immer, wenn ich eine der Grünpflanzen so gepflegt hatte, dass sie zu wachsen begann, erschien wieder eine Treppenstufe mehr, so dass ich

schließlich auch diesen Raum betreten konnte. Als ich das erste Mal eintrat, überfiel mich ein Schwindel, und ich war froh, mich gleich in jenen Polstersessel fallen lassen zu können. Dann war es mir, als fiel ich in einen Schlaf, und ich begann zu träumen, wie ich noch nie zuvor geträumt hatte. Manche Träume waren traurig, ja schrecklich, andere aber stimmten mich glücklich, weshalb ich immer wieder, wenn ich von der Arbeit zurückkehre, hier hinaufsteige, um mich diesen Träumen hinzugeben.»

«Und wie sind denn diese vielen Blumen, die hier in den Vasen stehen, in den Raum gekommen?», wollte Jochen wissen.

«Das ist mir auch ein Rätsel», erklärte Horst, «denn immer, wenn ich einen guten Traum hatte, fand ich nach dem Öffnen der Augen wieder eine neue Blume vor.»

«Und die Schmetterlinge?», fragte Jochen.

«Die kamen von selbst», gab Horst zur Antwort. «Wie ihr seht, gibt es hier rund herum in den Wänden auf allen zwölf Seiten kleine Öffnungen, und offenbar dringen sie hier herein. Oft kommen auch andere Tiere zu Besuch. Schon mehrmals fand ich einen Vogel, und einmal sogar einen kleinen Siebenschläfer.»

«Hast du den Siebenschläfer sofort erkannt?», wollte Jochen wissen.

«Tatsächlich war das so», antwortete Horst. «Ich war ja zumeist ein unaufmerksamer Schüler, aber der Tierkundeführer hat immer so interessant erzählt, dass mir in diesem Fach fast alles im Gedächtnis geblieben ist.»

Da sagte Elfriede: «Du hast da in der Mitte deines Hauses ein richtiges Treppenhaus. Das ist gut ausgedacht, denn damit bleiben ringsherum die Alabasterwände frei, und das Licht kann ungehindert durch sie in den Raum eindringen. Und auch von hier führen wiederum zwölf Stufen in das obere Stockwerk. Wie hast du dir diese verdient?»

Nach längerem Überlegen antwortete Horst: «Ich glaube nicht, dass ich sie mir verdient habe. Die einzelnen Stufen entstanden einfach dadurch, dass ich mich häufig in diesem Raum den Träumen hingab. Geholfen hat auch, wenn mich einfach starke Gefühle überwältigten. – Und übrigens, Grete, sieh hier das Bild, das du mir bei deinem ersten Besuch brachtest, ich habe es mitgenommen und hier an die Wand gehängt.»

Da erinnerte sich Grete, dass sie ja immer noch, eingewickelt in ein

schönes Papier, das neue Bild in den Händen trug. Aber sie wusste, dass es in einer ganz anderen Art gemalt war, weshalb sie beschloss, es Horst erst im obersten Stockwerk zu überreichen. So sagte sie: «Ich glaube, ich weiß, aus welchem Stoff die Wände des obersten Stockwerkes bestehen», und als Horst sie fragend und ein bisschen den Kopf schüttelnd ansah, sagte sie: «Die Wände werden gewiss aus lauterem Kristallglas bestehen, weshalb es da keine Fenster mehr braucht. Und der Grundriss des Raumes ist wohl ein regelmäßiges Sechseck, wie wir es von den Bienenwaben her kennen.»

«Getroffen!», sagte Horst erstaunt. «Wie kann man bloß so etwas wissen?» Da bemerkte Jochen: «Grete wohnt eben auch in einem Wabenhaus.»

Man sah es Horst an, dass er dies nicht verstand, dass er aber auch nicht weiter fragen mochte. Statt dessen stieg er die Treppe hoch und trat dann mit der ganzen Gruppe in den oberen Raum. Und weil in diesem Haus jeder Raum ein deutliches Stück größer war als der jeweils untere, war dieses oberste Stockwerk wirklich sehr geräumig. Daher vermisste man es nicht, dass man keine Gestelle oder Möbel an die sechs gläsernen Außenwände stellen oder Bilder daran hängen konnte. Der Ausgang der Treppe in der Mitte des Raumes war umgeben von einer Art Gehäuse, das bis an die Decke reichte, und rings herum standen zahlreiche Tische, Gestelle, Pulte und Schränke, in welche man alles Mögliche verräumen oder an welchen man verschiedenste Tätigkeiten ausführen konnte.

Elfriede schien vom Ausblick, der durch die Glaswände rings herum freigegeben war, überwältigt, weshalb sie eins übers andere Mal ausrief: «Welch großartige Sicht man von hier aus hat!»

«Ja, ich weiß», bestätigte Horst. «Aber offen gestanden: Ich war noch nicht sehr oft hier. Daher sind auch die Schränke noch fast leer. In jenem Gestell steht ein einziges Buch, aber ich hatte noch nicht die Kraft, es aufzuschlagen. Wenn ich von hier aus in die unendliche Ferne sehe, so bekomme ich zuweilen Angst, und gelegentlich friert es mich sogar ein wenig. Dort hat irgend jemand, ich weiß nicht wer, einen Fernsehapparat hingestellt. Der hat allerdings bloß zwei Knöpfe, einen roten und einen grünen, aber ich wagte noch nicht, ihn einzuschalten, weil ich nicht weiß, was die Knöpfe bedeuten. Auch sind diese Stühle hier nicht so bequem wie der Polstersessel im Alabasterzimmer ...»

«Und trotzdem finde ich, das sei der richtige Raum für das Geschenk,

das ich dir mitgebracht habe», fiel ihm Grete ins Wort und überreichte Horst das Paket. Sorgfältig löste er das Papier, und als er das Bild sah, netzten sich seine Augen, er atmete tief durch, umarmte Grete und legte dann das Bild auf das größte der drei Pulte, die in diesem Raum standen. Lange blickte er darauf und sagte dann ein wenig traurig: «Es ist wunderschön, Grete, aber ich verstehe es nicht.»

Niemand gab eine Antwort, worauf er sich anschickte, wieder die Treppe hinabzusteigen. Die anderen drei folgten ihm schweigend. Als sie unten ins Freie traten, sagte er bloß noch: «Ich sollte nun unbedingt zurück an meine Arbeit. Ich muss lange arbeiten und kann jeweils nur kurz mein Haus genießen.» Dann holte er Axt und Säge, gab allen die Hand und ging wortlos weg.

Grete und Elfriede nahmen Jochen in die Mitte, sie erhoben sich und kehrten in ihr Heim zurück.

69 In Jims Turmgemach

«So, mein kleines Kuschtierchen», sprach Jim, während er Ike in die Augen schaute, «hat dir dieses Musikstück gefallen?» Doch er wusste natürlich, dass er keine Antwort erhalten würde. Er schaltete die Hausorgel aus, schloss das Notenheft und stellte es zu den vielen anderen im Kasten nebenan.

«Ich weiß, ich hätte nicht fragen sollen», wandte er sich wieder ans Eichkätzchen, «denn Tiere deines Schlages verstehen wirklich zu wenig von Musik». Jim war nicht sicher, ob sich das Tierchen über diese Vermutung nicht doch ein wenig ärgerte, denn es versuchte sofort, ihn in die kleine Zehe zu beißen.

«Meinst du, dass ich mich täusche? Eines ist aber gewiss: Eure Kletterpfötchen könnten nichts anfangen mit diesen Tasten. Das bringt überhaupt kein Tier zustande, denn nur die Hände des Menschen sind zu solchen Bewegungen fähig.» Da sprang das Eichkätzchen auf Jims Vorderarm und begann seine Hand ganz fein zu lecken. «Es scheint, dass du damit einverstanden bist», fuhr Jim fort, «aber die wenigsten Menschen sind sich dessen bewusst, was für ein gewaltiges Geschenk ihre Hände sind.»

Das Eichkätzchen gab einen rätselhaften Laut von sich, den Jim nicht klar zu deuten vermochte, aber er vermutete, es könnte ihn getadelt haben. Daher sagte er: «Ja, ja, ich gebe es zu, das habe ich auch

nicht selber entdeckt. Aber du weißt ja, wieviel ich in letzter Zeit gelesen habe, und da nimmt man eben solche gescheiterten Gedanken auf. – Doch nun geht's hinauf ins Turmgemach.»

Ike schien darauf gewartet zu haben, denn bereits sprang er die Treppe hoch und stieß die angelehnte Türe mit seiner Schnauze auf. Das geräumige Turmgemach war seit einiger Zeit Jims liebster Aufenthaltsort geworden, denn von hier aus genoss er einen unbeschränkten Ausblick auf den Berg. Auch gab er sich in diesem Raum oft jenen Beschäftigungen hin, die nicht allzu viel Platz beanspruchten. Hatte er beispielsweise ein Bild vollendet oder war ihm eine schwierige Handwerkerarbeit geglückt, so stieg er hinauf ins Turmgemach, um irgendein spannendes Buch zu lesen. Oder wenn ihm wieder ein komplizierter chemischer Versuch im Laboratorium gelungen war, sehnte er sich danach, da oben eines der großen Werke berühmter Komponisten zu hören und kennen zu lernen. Und wenn er sich mit großer Hingabe der Pflege seiner exotischen Pflanzen gewidmet hatte, zog es ihn wieder hinauf ins Turmgemach, um ein Erlebnis aus seinen Erdentagen aufzuschreiben oder an irgendeiner selbst erfundenen Geschichte weiterzuarbeiten.

Diesmal aber hatte er etwas anderes vor: Er setzte sich in einen Stuhl, der beinahe wie ein Königsthron aussah und der die beste Sicht auf den geheimnisvollen Berg gewährte. Wenn er sich ins reine Schauen auf den Berg vertiefte, konnte er keine Störungen gebrauchen, auch wenn ihm sonst Ikes Späße sehr willkommen waren. Daher sprach er zu ihm: «Du weißt ja, mein lieber Ike, wenn ich hier Platz nehme, wird es ernst. Da passen keine Späße dazu, weshalb ich dich bitte, mich jetzt allein zu lassen.» Ike kannte das schon von vielen früheren Malen, weshalb er unhörbar weghüpfte und Jim seinem Alleinsein überließ.

So saß also Jim in seinem bequemen Sessel, atmete mehrmals tief durch und begann, ganz stille zu werden. Seit geraumer Zeit hatte er nämlich entdeckt, wie ihn die vollkommene Ruhe glücklich machte. Er schloss seine Augen, und das Einzige, das er jetzt wahrnahm, war sein eigener Herzschlag und der eigene leise Atem. «Nichts sehen, nichts hören, einfach da sein», hatte er einst in einem seiner Bücher gelesen. Damals hatte er sich noch nichts Genaues vorstellen können, aber jetzt lebte er in dieser Wirklichkeit, und ihm war, als könne es in der ganzen Welt keinen glücklicheren Menschen geben.

Keine Uhr maß die Zeit, in welcher er bewegungslos, mit geschlos-

senen Augen und in völliger Stille dasaß. Hätte jemand seine Herzschläge gezählt, wären es wohl sehr viele gewesen, aber Jim zählte nicht, sondern wartete einfach auf den Augenblick, in welchem sich seine Augen wie von selbst wieder öffneten.

Und dann war er plötzlich da, dieser Augenblick: Eine Lichtflut überströmte ihn, und in weiter Ferne stand der Berg in einem unbeschreiblichen Glanz. Ihm war, als könne er ins volle Licht der Sonne blicken, ohne dabei seine Augen zu verbrennen. Erst sah er bloß den Berg in seiner ganzen, leuchtenden Gestalt, aber nun zeigte er ihm auch die Fülle seines reichen Lebens. Wo er hinblickte, gediehen die prachtvollsten Blumen, standen gewaltige Bäume, tummelten sich Tiere jeglicher Art und prangten Paläste in solcher Schönheit, als hätte der liebe Gott persönlich sie ersonnen. Und inmitten dieser Herrlichkeit strebten Tausende und Abertausende von Menschen hinauf gegen die Spitze des Berges, alle leuchteten in nie gesehenen Farben, sie lachten, tanzten, sangen, fassten einander an den Händen und kannten nur ein Ziel: die Spitze des Berges zu erreichen und dort in einem nie gekannten Glück zu versinken.

Als Jim aber den Gipfel des Berges ins Auge fasste, gelang es ihm nicht mehr, irgendein einzelnes dieser leuchtenden Geistwesen zu erkennen, denn alles verschwamm ineinander in ein blendendes Licht. Dann wurde ihm bewusst, dass er beides gleichzeitig sehen und erleben konnte: Er sah das volle Leben und spürte das Glück all der ungezählten Menschenwesen und versank zugleich im gleißenden Licht, das sich auf dem Gipfel des Berges entfaltete. Und wie er sich diesem gewaltigen Schauspiel hingab, ergriff ihn eine solche Sehnsucht nach diesem Berg, dass er glaubte, es nicht mehr auszuhalten.

Er öffnete seine Augen – und erst jetzt merkte er, dass er dies alles mit geschlossenen Augen gesehen hatte. Der Berg stand wieder wie sonst vor ihm, geheimnisvoll, gewaltig, alles überragend, unnahbar. Doch die Menschen, auch die Tiere, Pflanzen und Paläste und selbst das gleißende Licht des Gipfels waren ihm jetzt bloß noch eine glückliche Erinnerung. Einzig die Sehnsucht, die ihn nun ganz neu ergriffen hatte, brannte und schmerzte tief in seiner Seele. Aber es war ein Schmerz, der ihn glücklich machte, weshalb er sich wünschte, er möge ihn niemals mehr verlassen.

Unschlüssig saß Jim in seinem Sessel und schaute versonnen auf den Berg. Dann stand er auf, wusste aber nicht, wozu er jetzt besondere

Lust hatte. Musik machen? Nein, das hatte er ja eben getan. Lesen? Das wäre eine Möglichkeit, aber das eben Erlebte stand noch zu sehr vor seinen Augen, als dass er jetzt hätte in eine ganz andere Welt eintauchen wollen. Schreiben? Das lockte schon eher, aber auch hier verwehrten es ihm die starken Bilder, die seine Seele erfasst hatten, an seiner Lebensgeschichte weiterzuschreiben.

Ike schien Jims Unschlüssigkeit gesehen zu haben, denn unvermittelt sprang er ihm auf den Kopf, und noch ehe Jim ihn herunterholen konnte, war er schon wieder auf dem Boden und hüpfte die kleine Leiter hoch, die auf das in der Mitte des Raumes stehende Treppenhäuschen führte. Von dort oben konnte Jim am besten die Aussicht rundum genießen. Und dies jetzt zu tun, dazu hatte er wirklich Lust.

Jim stieg also die Leiter hoch, schob das Fernrohr näher und richtete es auf die linke Seite, wo sich eine liebliche Landschaft bis in die weiteste Ferne ausbreitete. Anders als auf der Erde verschwammen die entfernten Dinge nicht im Dunst, sondern blieben klar erkennbar, so dass er jedesmal, wenn er durchs Rohr guckte, ganz neue Gebiete entdecken und erforschen konnte. Ihn gelüstete einfach alles, was es da zu bestaunen gab, mit Hilfe des Guckrohrs in sein Inneres hereinzuholen, aber gleichzeitig wusste er, dass dies niemals möglich sein konnte.

Diesmal erschien in seinem Rohr eine größere Gruppe von Behausungen im Stile englischer Landhäuser. Allerdings waren alle wesentlich harmonischer und kunstvoller gebaut, und es gab in der Umgebung eines solchen Anwesens nichts, das dem Auge hätte missfallen können. Ihn erstaunte, wie viele junge Menschen den Toren der Paläste zustrebten oder auf den breiten Eingangstreppe saßen und offenkundig in interessante Gespräche vertieft waren. Auf dem Dach des höchsten Gebäudes, das leicht erhöht über den vielen anderen stand, ragte ein Türmchen empor, in welchem eben in diesem Moment eine silberne Glocke zu schwingen begann. Augenblicklich erhoben sich die jungen Damen und Herren, die entweder auf Parkbänken oder auf den Eingangsstufen gesessen hatten, und strebten den verschiedenen Palästen zu, wo sie hinter den Portalen verschwanden. Offensichtlich war das Geläute der Glocke für sie ein Zeichen, sich in den Häusern zu speziellen Veranstaltungen zu versammeln. Kurz bevor die Glocke auszuschwingen begann, schwebten in großer Eile zwei Burschen aus großer Höhe heran und verschwanden dann wie viele andere im Hauptgebäude.

Da rief Jim: «Komm, Ike, sieh in jene Richtung! Ich glaube, das ist so etwas wie eine Universität, und die Studenten sind durch das Geläute der Glocke eben zu den Vorlesungen gerufen worden.» Ike, der auf seinem Schreibtisch Platz genommen hatte, guckte in die angezeigte Richtung und wippte dann aufgeregt mit seinem buschigen Schwanz, wohl um anzuzeigen, dass er Jim verstanden habe.

«Nicht wahr, Ike, das wäre doch etwas für uns?», sprach Jim weiter. «Auch unter den vielen Studenten zu sein und gemeinsam mit ihnen zu lernen, das wäre schon schön.» Ike sah ihn mit großen Augen an, so, als wollte er sagen: «Bist du denn nicht zufrieden hier, geht es dir denn hier nicht gut?»

«Ja, ja, Ike, natürlich hast du recht, mir geht es wirklich gut, und so ganz allein bin ich ja nicht hier, auch wenn du nicht sprechen darfst und ich deine Gedanken mehr oder weniger erraten muss. Aber mit anderen zusammenzusein, mit ihnen über die eigenen Erlebnisse und Gedanken zu sprechen, mit ihnen gemeinsam Neues zu erfahren und Neues zu lernen, ist doch etwas, wonach sich mein Herz sehnt.»

«Und deshalb ist nun deine Zeit des Alleinseins vorüber», tönte es aus dem unteren Raum. Jim erschrak, denn seit längerer Zeit hatte er keine menschliche Stimme mehr vernommen. So schnell er konnte, eilte er die Treppe hinunter und sah in der Eingangshalle Melich stehen. Der lachte ihm herzlich entgegen, so dass sich Jim nicht mehr halten konnte und auf seinen Freund wie auf einen alten Bekannten, den er seit langem nicht mehr gesehen hatte, zustürmte, um ihn zu umarmen.

Und dann überhäufte er seinen Gast mit Fragen: «Kommst du jetzt zu mir? ... Oder soll ich an einem anderen Ort wohnen? ... Aber hier ist es doch so schön! ... Ja, am besten ist es, du bleibst gleich hier bei mir. ... Aber wer hat dich denn geschickt? ... Hast du Menchor gesehen? ... Hat er dir die Erlaubnis gegeben? ... Und hast du etwas von Jessy gehört? Ah, du weißt ja gar nicht, wer Jessy ist.»

Melich hätte gerne geantwortet, aber Jim bestürmte ihn derart mit seinem Wortschwall, dass er nicht wusste, womit er beginnen sollte. So setzte er sich zunächst auf einen der Polstersessel in der Eingangshalle und deutete Jim mit einer Handbewegung, er möge sich ebenfalls setzen.

«Du fragst ein bisschen viel auf einmal», begann Melich, «man sieht, dass du dich schon lange nicht mehr mit einem Menschen unterhalten

hast. Ja, ich habe mit Menchor gesprochen. Es ist so: Du wirst hier weiterhin alleine leben, aber du darfst nun deine Behausung verlassen und all das auskundschaften, was du dazu in der weiten Umgebung auswählst. Insbesondere aber sollst du künftig an den Lehrveranstaltungen der Universität teilnehmen ...»

«Du meinst in jenen Gebäuden, die mir eben vor mein Guckrohr gerieten?»

«Ja genau, falls es jene Häusergruppe im alten englischen Stil war, mit dem leicht höher gelegenen Hauptgebäude. Dann weißt du also schon Bescheid. Dort erwartet man dich, gemeinsam mit vielen anderen neuen Studenten.»

«Und was darf ich da studieren?»

«Ich bin froh, dass du sagst ›darf‹ und nicht ›muss‹. Denn sonst wärest du noch nicht reif dazu. Geh einfach hin, und alles Weitere wird sich ergeben. Ich selber bin auch oft dort. Du wirst rasch viele Freunde finden, und wenn es dir Spaß macht, kannst du sie auch zwischendurch mal in deine Wohnung zu Besuch einladen. Aber wohnen sollst du weiterhin allein, denn jeder Student braucht seine vielen Zeiten des Alleinseins.» Damit erhob sich Melich wieder, umarmte Jim und entfernte sich so rasch, wie er gekommen war.

Jim eilte in sein Turmgemach, wählte auf seiner Musikanlage ›Deutsche Tänze‹ von Mozart und tanzte derart begeistert im Raum herum, dass sich Ike ganz erschrocken auf den Schreibtisch flüchtete und den beseligten Tänzer mit einem Lächeln auf der Schnauze bestaunte.

70 Der Herr in Grau

«Wie wird mir leicht!», sagte Jessy zu sich selber, als sie in ihr Tälchen zurückkehrte. Kaum hatte sie ihren Wohnraum betreten, blickte sie gespannt auf die Zimmerlinde, um sich zu vergewissern, ob es ihr gelungen war, immer im richtigen Moment zu sprechen oder zu schweigen und stets nach der Stimme ihres Herzens zu handeln.

«Sieh nur hin!», tönte es von einem Balken herab, und als Jessy hinaufblickte und dort Schneuli entdeckte, fuhr dieser fort: «Ich habe gezählt – fünf Blüten mehr! Und überall neue Triebe! Und wie die Blätter leuchten! Mich schmerzen fast die Augen ...» Und husch – schon war er wieder weg.

«Gott sei Dank!», entfuhr es Jessy, und im selben Augenblick wurde

der Raum blendend hell erleuchtet, und Beliam stand vor ihr in seiner ganzen Pracht. «Ja, Jessy», sprach er, «du dankst dem Richtigen, denn immer, wenn der Mensch das Rechte tut, wirkt in ihm die Kraft des Ewigen.» Und ehe Jessy etwas erwidern oder fragen konnte, war auch er bereits wieder weg. Doch nun war der Raum erfüllt von einem süßen Wohlgeruch, und es war Jessy, als stünde sie mitten in einem Wald von duftenden Rosen.

«Schneuli fort, und auch Beliam weg, tja ja ...», sprach Jessy für sich, «ich sehe schon, dass ich hier tatsächlich alleine zurecht kommen muss.» Dann ließ sie sich in einen der Sessel fallen, schloss die Augen und sann der Zeit nach, als sie mit Samuel, Jim, Ellen und allen Freunden zusammenleben durfte. «Oh wäre doch Jim bei mir!», sprach sie leise bei sich selbst. «Oder Ellen oder Jochen! Und was macht wohl meine Mutter? Hat sie sich mit Jims Vater anfreunden können? Was macht Ellen? Wie lange ist es doch her, seit sie mich geweckt hat und wir miteinander ins Rutschbahntal schwebten? Was machen wohl die Elfen und Gnomen? Sind sie wieder in die Grotte zurückgekehrt? Und der König? Erzählt er jetzt wohl einem anderen Kind seine Geschichten? Mir erzählte er das Märchen von Waldrose, und Jim hörte von ihm die Geschichte der Prinzessin Silberhaar. Es war so schön, als er mir alles wieder erzählte.» – Dann stiegen in ihr wieder diese Bilder auf: Prinzessin Silberhaar, wie sie ins verbotene Buch blicken wollte und sich dann im Spiegel selber erkannte, wie sie hernach ihre schöne Gestalt verlor, so dass sie niemand mehr erkannte und sie der Köchin und einem Holzfäller dienen musste.

Jessy wischte sich eine Träne weg, atmete tief durch und erhob sich. «Irgendwo muss es in meinem Haus doch einen Spiegel geben», sagte sie leise und begann, sich in ihren wenigen Räumen genauer umzusehen. Und tatsächlich fand sich einer gleich neben der Eingangstüre, hoch und breit, so dass sie sich selber von Kopf bis Fuß ansehen konnte. «Das ist aber lustig», sprach sie wiederum zu sich, «ich habe ja selber silbernen glänzende Haare.»

«Nun ja, wenn man nicht so genau hinsieht», tönte es wieder vom Balken herunter, und Jessy erkannte sofort ihren Schneuli.

«Meinetwegen», gab Jessy zu, «einige sind noch dunkel, aber die meisten glänzen doch wie Silber.» Jessy erwartete von Schneuli eine Bestätigung, doch wie sehr sie ihn auch suchte – er war nicht mehr da.

Da bemerkte Jessy, dass sie immer noch das einfache Gewand trug, in welchem sie die Leute im Dorf und in der «Schenke zum Stiefel» besucht hatte. Unwillkürlich öffnete sie den Kleiderschrank und stellte mit Freuden fest, dass er für eine phantasievollere Bekleidung ein reiches Angebot enthielt. Erregt begann sie in diesen Gewändern zu wühlen, und erst jetzt wurde ihr bewusst, wie wenig sie bis anhin an ihr Äußeres gedacht hatte. Ja, wie sehr sie auch darüber nachsann, sie konnte sich gar nicht mehr daran erinnern, welche Kleider sie damals trug, als sie im Jenseits erwachte, als sie später bei Samuel lebte oder mit Jim ihre Reisen unternahm. Aber jetzt wollte sie sich mal so richtig wie eine Prinzessin anziehen.

Erst schien ihr dies ganz einfach zu sein: Sie schlüpfte in einen rosa-roten seidenen Rock, der über und über mit Nelken von verschiedenen Farben bestickt war, griff dann zu einem lichtblauen, durchsichtigen Umhang und warf diesen über die Schultern. Dann fand sie in einem Fach noch eine Art Diadem, welches sie sich ins Haar steckte. Doch je länger sie sich im Spiegel besah, desto komischer kam sie sich vor, und schließlich fand sie, das sei doch alles etwas zu üppig und eine schlichtere Bekleidung passe besser zu ihr. So wählte sie ein von der Schulter bis zu den Füßen reichendes Gewand mit langen Ärmeln, gehalten in einem zarten Blau, das von leicht dunkleren, ebenfalls blauen Ornamenten durchwoben war, und ergänzte es mit einem halblangen türkisfarbenen Umhang, dessen Säume mit silberglänzender Seide eingefasst waren. Auf eine Kopfbedeckung verzichtete sie, denn es schien ihr, dass ihre Haare keinen weiteren Schmuck erforderten.

Wie Jessy vor dem Spiegel stand und noch überlegte, ob sich ein blauer oder vielleicht doch eher ein andersfarbiger Stoffgürtel noch gut ausnehmen würde, klopfte es an der Türe. Jessy erschrak und wollte rasch die eben anprobierten Kleider wieder ausziehen und zurücklegen, aber sie fand dazu keine Zeit, denn die Türe öffnete sich und herein trat ein Mann, den sie noch nie gesehen hatte.

«Erlaube mir, dass ich dir einen kleinen Besuch abstatte», sprach der Fremde mit betonter Freundlichkeit. Dann sah er sich kurz im Wohnraum um und setzte sich ohne Umstände in einen der um den kleinen Tisch angeordneten Sessel. «Ich sehe», fuhr er fort, «die Dame hat den Spiegel entdeckt. Siehst nicht schlecht aus, wirklich! Nur fehlt das Krönchen. Du wirst schon noch auf den Geschmack kommen, ha, ha!»

Jessy blickte ihn verlegen an und fand keine Worte. Das eigenartige Lachen dieses Fremden drückte sie in der Brust. Beliam hatte ihr doch gesagt, dass sie hier allein leben und dass sie ihre Arbeit außer Hauses verrichten sollte. Was also wollte der wohl?

Sie musterte ihn von Kopf bis Fuß und wunderte sich über seinen grauen Anzug, der sie an das Aussehen eines Bankbeamten auf der Erde erinnerte. Das weiß und schwarz gestreifte Hemd schien frisch aus der Bügelanstalt zu kommen, und die mausgraue Krawatte saß perfekt. Der Mann schlug die Beine übereinander, so dass Jessy die metallisch glänzenden Lackschuhe sehen konnte, wobei ihr auffiel, dass einer der beiden Füße offenbar wesentlich größer und wohl auch etwas verunstaltet war.

Allmählich fasste sich Jessy, und als erstes fühlte sie in sich den Antrieb, diesen Kerl, der ungebeten in ihre Wohnung eingedrungen war, wieder wegzuweisen. Aber dann erinnerte sie sich an die eben so schmerzlich empfundene Einsamkeit und dachte, ein Gespräch mit diesem Fremdling könnte vielleicht doch etwas Abwechslung bringen.

«Natürlich hast du recht», begann der Mann das Gespräch, «ohne Abwechslung ist das Leben langweilig. Das gilt hier genauso wie dort.»

«Sie meinen dort auf der Erde und hier im Jenseits», fragte Jessy und setzte sich dabei dem Manne gegenüber ebenfalls in einen Sessel.

«Ach, Jessy», sprach der Fremde weiter, «du hast doch die Frau, der du helfen wolltest, selber belehrt, dass man sich hier im Jenseits duzt. Also ich bin Luzi, und die meisten hier drüben kennen mich oder lernen mich noch kennen.»

«Also, Luzi», sagte Jessy leise und mit zitternder Stimme, «weshalb trittst du einfach in meine Wohnung, ohne eingeladen zu sein?»

«Das werde ich oft gefragt», erwiderte der Mann, «und die Antwort ist einfach: Ich habe eine Sonderbewilligung.»

«Eine Sonderbewilligung?», fragte Jessy gespannt. «Wie bist du dazu gekommen?»

«Ich habe sie teuer erkauft.»

«Habe ich recht gehört: gekauft? Hier kann man doch nichts kaufen», antwortete Jessy erstaunt.

«Oh doch», trumpfte nun Luzi auf, «aber natürlich nicht mit Geld. Ich sagte auch nicht 'gekauft', sondern 'erkauft'.»

«Womit denn?», fragte Jessy, die sich auf diese Aussagen keinen Reim machen konnte.

«Nun ja, womit? Mit meinem ... – Ach, lassen wir es!» Daraufhin entstand eine längere Pause.

«Und weshalb bist du gekommen?», wollte Jessy wissen.

«Ich sagte es bereits: der Abwechslung wegen. Du sollst dich hier nicht immer so langweilen.» Dabei setzte Luzi ein süßes Lächeln auf, das Jessy an jenen Nachbarn auf der Erde erinnerte, der ihrer Mutter oft heimlich ein paar Süßigkeiten zusteckte und ihr mit schönen Komplimenten zu schmeicheln verstand.

«Bis jetzt habe ich mich aber noch nie gelangweilt», wandte Jessy ein, doch der Mann winkte ab und rief: «Ja, die Frage ist nur, warum nicht? Ich will es dir sagen, warum: Du kennst eben das Leben nicht, das ist es!»

Jessy wusste nicht, was sie darauf antworten sollte. Solche Reden hatte sie noch nie gehört, und der Ton, den dieser Herr in Grau anschluss, missfiel ihr. Sollte sie ihm überhaupt antworten? Und dann sprach er von Abwechslung. Hatte er da vielleicht sogar recht? Tatsächlich hatte sie sich bis jetzt noch nie um Abwechslung gekümmert, sondern stets das getan, was der Augenblick erforderte.

Dann gab sie sich einen Ruck und sagte: «Vielleicht haben Sie, äh, vielleicht hast du recht, dass ich das Leben nicht kenne. Aber wie soll ich es denn kennenlernen?»

«Gut gefragt, sehr gut gefragt!», bemerkte Luzi verbindlich. «Auf dieser Frage lässt sich etwas aufbauen.»

«Etwas aufbauen?» Jessy blickte Luzi misstrauisch an. Wieder fragte sie sich: Was will der Kerl? Sollte sie ihn nicht doch besser wegschicken?

«Lass uns mal kurz auf dein Leben blicken», begann der Mann von neuem. «Da sehen wir doch im Grunde immer dasselbe: Du tust stets, was die anderen gut finden.»

«Ja, soll ich denn tun, was die anderen schlecht finden?», warf Jessy ein.

«Nein, so kann man das auch wieder nicht sagen, selbstverständlich nicht. Klar solltest du nicht gerade das tun, was die anderen nicht gut finden, oder zumindest nicht immer. Aber gelegentlich eben schon, sofern du genug Mut hast.»

«Ich finde, ich brauchte auch ziemlichen Mut, als ich in die Schenke

zum Stiefel ging», verteidigte sich Jessy, doch Luzi entgegnete: «Nun ja, meinerwegen, sage dem meinerwegen auch Mut. Ich würde es eher als Mütchen bezeichnen. Aber ja, für dich war das wohl schon so etwas wie Mut. Aber da gibt es denn doch noch ganz andere Formen von Mut ...» Luzi blickte Jessy vielsagend an, und eine lange Pause entstand.

«Ich sehe», fuhr Luzi endlich fort, «du weißt nicht, wovon ich rede. Da muss ich mich wohl etwas deutlicher ausdrücken.»

«Ja, bitte», bestätigte Jessy, «tu das.»

«Also nehmen wir mal deine Affäre mit Jim ...»

«Affäre?!» Jessy blickte den Fremden ganz entgeistert an, worauf dieser rasch zu besänftigen versuchte: «Ja, meinerwegen, du nennst es Liebe, meinerwegen, nenn es Liebe, die Leute täuschen sich selbst ja so gerne ...»

«Es war Liebe!», entgegnete Jessy entrüstet, worauf Luzi gleich einhakte: «Ja, richtig, es war vielleicht Liebe, aber es ist nicht mehr Liebe, denn Liebe kommt und geht, und die Klugen stellen sich darauf ein.»

«Es ist auch jetzt noch Liebe!», rief Jessy erbost. «Jim und ich, wir gehören zusammen!»

«... und bleiben einander immer treu. Wie schön! Dabei bist du hier ganz allein, und auch Jim ist allein. Offensichtlich geht es jedem von euch ganz gut – um nicht zu sagen: besser –, wenn ihr getrennt seid.»

«Wir sind nicht freiwillig allein, sondern wir wurden getrennt ...»

«Genau das sage ich ja: Ihr tut stets, was die anderen von euch wollen ...»

«Nein, so war es auch nicht, wir haben schon eingewilligt ...»

«Also, was war es jetzt: freiwillig oder erzwungen? Ich sehe, du weißt es selber nicht.»

«Ach, du verdrehst mir alle meine Worte im Munde! Es ist doch völlig zwecklos ...»

In diesem Moment hörte Jessy ein sehr leises Geräusch, und unwillkürlich blickte sie nach dem Tisch, auf welchem die Zimmerlinde stand. Dort war Schneuli und schaute Jessy traurig an. Dann pickte er eine Blüte, die auf den Tisch gefallen war, umständlich mit seinem Schnabel auf, ergriff noch eine zweite und eine dritte und flog dann mit ihnen hinaus durchs offene Fenster. Jessy blickte ihm traurig nach. «Ja», dachte sie, «ich hätte den Kerl wegschicken sollen. Statt dessen habe ich geredet, wo ich besser geschwiegen hätte, bloß, weil ich etwas

Abwechslung wollte.» Dann wandte sie sich wieder an Luzi, aber der Stuhl war leer. Der Rosenduft war einem scharfen Geruch nach verbranntem Fleisch gewichen.

Jessy warf sich auf das Sofa und weinte.

71 Das Begräbnis einer Lüge

«Es scheint, dass du daran bist, deine Wohnung umzustellen», sagte Grete, als sie Balthasars Behausung betrat. «Ich habe geklopft, aber offensichtlich bist du so in deine Arbeit vertieft, dass du nichts gehört hast. So bin ich eben einfach eingetreten.»

«Du weißt, dass mir niemand willkommener ist als du», erwiderte Balthasar erfreut. Rasch stieg er von seinem Türmchen hinunter und umarmte seine Freundin. «Sieh hier», sagte er begeistert, «ich habe eben das dritte Fernrohr erhalten!»

«Das dritte Fernrohr?» Grete sah den Professor fragend an.

«Mit meinen beiden Rohren konnte ich bis anhin bloß das vergangene und das gegenwärtige Geschehen auf der Erde ansehen, aber jetzt hat mir Archas auch noch das dritte gebracht, womit ich auch gewisse zukünftige Ereignisse sehen kann.»

«Solches höre ich zum erstenmal, das ist ja umwerfend! Da könntest du doch allen ihre Zukunft vorhersagen», folgerte Grete.

«Nein, so einfach ist das nicht. Erstens darf ich niemand anderen durch dieses Rohr gucken lassen, und zweitens lassen sich auch mit einem solchen Rohr die Entscheidungen der einzelnen Menschen nicht voraussehen. Hingegen kann ich zum Beispiel einen Blick werfen auf jene Zustände, die – sagen wir – ein Jahrhundert später auf der Erde herrschen werden.»

«Aber weshalb hat dir Archas dieses dritte Rohr so lange vorenthalten?», wollte Grete wissen, und Balthasar antwortete: «Ich musste zuerst meine beiden Geschichtsbücher neu schreiben. Ich habe dir ja kürzlich gesagt, dass ich mittlerweile auch mit dem zweiten Teil zu Ende bin.» Während er dies sagte, trat er auf ein Gestell zu, ergriff einen dicken Band und öffnete ihn vor Gretes Augen.

«Ei, du hast aber eine schöne Handschrift!», sagte Grete begeistert. «Aber ich sehe da keinen Zusammenhang mit dem neuen Fernrohr.»

«Archas hatte es mir als Belohnung in Aussicht gestellt. Nun ist es endlich so weit.»

«Offensichtlich ist dir diese Aufgabe ziemlich schwer gefallen ...»

«Tja ja, sehr schwer», bestätigte Balthasar, «und am härtesten für mich war das Kapitel über Fallas.»

«Oh ja, ich erinnere mich. Du hattest ihn als großen Streiter für den Glauben dargestellt, aber er selber bezeichnete sich bei unserem Besuch als einen Tyrannen und sogar als ein Schwein. Da musstest du also alles ins Gegenteil verkehren.»

«Nicht ganz, ich versuchte einfach, die Wahrheit zu ergründen und in meinen Urteilen gerecht zu sein.»

«Da bin ich aber gespannt. Du könntest mich doch dieses Kapitel lesen lassen ...»

«Nein», fiel ihr Balthasar ins Wort. «Ich bin mit Archas übereingekommen, dass ich Fallas wieder besuchen und ihm dann als erstem das Kapitel vorlesen darf. Am liebsten wäre es mir natürlich, wenn du mich begleiten würdest.»

«Wie kannst du nur fragen?», sagte Grete und warf Balthasar einen verliebten Blick zu.

«Schön!», meinte Balthasar. «Meine Arbeit hier kann warten. Wollen wir gleich gehen?»

«Ich sehe, du bist ein Mann von schnellen Entschlüssen», sprach Grete anerkennend. «An mir soll es nicht fehlen.» Und sogleich machten sie sich auf den Weg.

Lange schwebten sie schweigend nebeneinander her, denn beide waren in Gedanken versunken und dachten an den lange zurückliegenden Besuch in jenem düsteren Tal, in dem Fallas sein Dasein fristete.

«Mir läuft es immer noch kalt den Rücken hinunter», brach endlich Grete das Schweigen, «wenn ich an die Verzweiflungsschreie dieses gepeinigten Menschen denke.»

«Ich bin überzeugt», beruhigte sie Balthasar, «dass es ihm jetzt besser geht, denn ich habe immer, wenn ich an seiner Geschichte arbeitete, in Liebe an ihn gedacht.»

«Ja», bestätigte Grete, «dies ist ein unfehlbares Heilmittel. Auch ich habe in dieser Hinsicht meinen Beitrag geleistet.»

Dann schwiegen beide wieder und überließen sich ihren Gedanken und Erinnerungen. Während ihres langen Fluges veränderte sich die Landschaft fast unmerklich. Schwebten sie anfangs über blühende Wiesen, gefällige Parkanlagen, stille Gewässer und silbern glitzernde Flüssen hinweg, so erschien allmählich alles viel karger. Bäume wur-

den seltener, und verdorrtes Gras bedeckte den steinigen und zerklüfteten Boden. Die Landschaft war bloß noch in ein fahles Licht getaucht, und gelegentlich schlug ihnen ein unangenehmer Geruch entgegen.

«Fällt dir das Schweben auch immer schwerer?», fragte Grete irgendwann, worauf Balthasar bestätigte: «Ja, ich glaube, wir steigen besser ab und gehen zu Fuß weiter. Nach meinem Gefühl könnten wir Fallas dort hinten in einer dieser Holzhütten finden. Sieh, dort führt ein schmaler Pfad hinab! Das wird wohl der Zugang sein.»

Als sie den Boden erreicht hatten, setzten sie sich zuerst auf einen der vielen Steine, die den Weg säumten. Sie sahen einander an, und beide entdeckten im Blick des anderen eine verborgene Angst vor der Begegnung mit Fallas. Endlich erhob sich Balthasar, fasste Grete an der Hand und schritt entschlossen auf jene Hütte zu, die dem Weg am nächsten lag. Vor der Türe blieben beide wieder unschlüssig stehen und hofften, aus dem Innern irgendein Lebenszeichen zu vernehmen. Aber alles blieb still. Endlich klopfte Grete leise an die Türe.

Sofort wurde das Fenster aufgerissen, und Fallas schrie: «Was will das Lumpenpack? Hab euch schon kommen sehen, den Lügenprofessor und seine Lumpenhure!»

«Der ist aber schlecht gelaunt», sagte Balthasar zu Grete so laut, dass es auch Fallas hören musste.

«Schlecht gelaunt? Das soll wohl ein Witz sein!», schrie Fallas und brach in ein höhnisches Lachen aus. «Was heißt hier: schlecht gelaunt? Glaubt ihr wohl, es sei einer hier jemals gut gelaunt?»

Balthasar hatte indessen keine Lust, sich auf diese Rede einzulassen, und sprach in einem versöhnlichen Ton: «Komm, Fallas, mach bitte auf, wir bringen dir gute Nachrichten ...»

«Nachrichten sind immer schlecht!», warf Fallas ein, aber seine Stimme klang nun nicht mehr ganz so abweisend. Und tatsächlich schob er den Riegel der Türe zurück und brummte: «So kommt meinerwegen! Aber kein Pfaffengeschwätz, sonst werfe ich euch wieder raus!»

«Keine Sorge», begütigte Balthasar, «ich möchte bloß, dass du mir ein wenig hilfst.»

«Dass ich nicht lache!», polterte darauf Fallas los. «Wie soll das Schwein Fallas dem Lügenprofessor denn helfen? Ich bin ein Schwein und zu nichts nütze, begreifst du das endlich?»

«Du könntest mir sagen, ob ich nun die Wahrheit geschrieben habe.»

«Schreib du doch, was du willst, es ist ohnehin alles gelogen ...»

«Ja, ich weiß, es war falsch, was ich zuerst schrieb ...»

«Na also, was willst du denn hier?»

«Ich habe deine Geschichte jetzt neu geschrieben ...»

«Und gewiss nochmals gelogen, das kann ich mir denken ...»

«So hör doch bitte endlich zu! Ich bin gekommen, um dir vorzulesen, was ich Neues geschrieben habe ...»

«Wie interessant! Jetzt will mir der Mensch auch noch vorlesen! Na also, wenn's dir Spaß macht, so lies es mir vor.» Dabei ließ er sich mit einer theatralischen Bewegung auf seinen Stuhl fallen, kreuzte die Arme und schlug die Beine übereinander. Balthasar setzte sich unaufgefordert an den Tisch, nickte Grete mit dem Kopf zu, es ihm gleich zu tun, und öffnete das Buch, das er aus seiner Umhängetasche gezogen hatte.

Dann begann er: «Der Titel dieses Kapitels lautet «Fallas, der Mensch ...»

«Schon falsch!», fuhr ihn Fallas an. «Schreibe: «Fallas, das Schwein!»

«Korrekturen kannst du am Schluss anbringen», sagte Balthasar streng und erhob seine Hand, worauf Fallas nicht mehr zu widersprechen wagte. Dann begann er zu lesen: «In jener unruhigen Zeit, in welcher kriegerische Horden das Land durchzogen und verwüsteten, machte sich ein Ritter namens Fallas einen Namen als unbezwingbarer Held ...»

«Tatsächlich, bezwungen hat mich keiner», lachte Fallas, «da hast du recht, bezwungen hat mich keiner ...»

«... als unbezwingbarer Held», wiederholte Balthasar und fuhr dann weiter: «Viele bewunderten und rühmten ihn auch, weil er, wie es schien, mit seinen Kriegsgesellen den rechten Glauben verteidigte ...»

«Ja, richtig, (wie es schien!)», warf Fallas wieder ein, doch Balthasar fuhr unbeirrt fort: «... andere jedoch behaupteten, sein Kampf für den rechten Glauben sei bloß ein Vorwand, um rücksichtslos Beute zu machen und seine eigenen Taschen zu füllen ...»

«Ja, genau, so war es.»

«Einem frommen Mönch aus einem Kloster, das später zerstört wurde, verdanken wir viele wertvolle Hinweise, auf welche hartherzige und rücksichtslose Weise Fallas mit jenen Menschen verfuhr, die sich ihm in den Weg zu stellen wagten ...»

«Ja, ja, ich erinnere mich an den Alten mit dem Bart, der mir mit

dem Kelch entgegentrat, als ich ins Kloster eindrang. Er ist der Einzige, der mir je Angst eingejagt hat.»

«Besonders interessant ist für uns, dass uns dieser Mönch auch die Geschichte der Kindheit und der Jugend des Ritters Fallas ...»

«Davon will ich nichts hören, gar nichts! Meinem Alten könnte ich immer noch die Augen auskratzen ...»

«... die Geschichte der Kindheit und der Jugend des Ritters Fallas überliefert hat», wiederholte Balthasar, ohne auf den Protest des verstorbenen Ritters Rücksicht zu nehmen. «Wenn man bedenkt, wie gnadenlos, lieblos und hartherzig der Vater den Knaben behandelt hatte, kann man aus heutiger Sicht gut verstehen, weshalb Fallas ebenfalls ein rücksichtsloser, eigensüchtiger Draufgänger und Bösewicht wurde und dass ihm diese kriegerische Zeit gerade recht kam, um seinen Hass, den er gegen seinen bösen Vater hegte, all jene fühlen zu lassen, die sich ihm nicht fügen wollten.»

Nachdem Balthasar diese Zeilen gelesen hatte, blickte er zu Fallas hinüber und sah, wie dieser mittlerweile beide Hände vor sein Gesicht gelegt und den Kopf auf die Knie aufgestützt hatte. Auch Grete sah voll Mitgefühl auf Fallas und hielt den Atem an. Nach einer langen Pause fuhr Balthasar weiter: «Als Beispiel für die grausame Art, wie der Vater Fallas zu einem gleichgesinnten Tyrannen abrichten wollte, erzählt uns der Mönch, dass der Vater den besten Freund seines Knaben umbringen ...»

«Nein, nein, nur das nicht!», schrie Fallas auf, aber Balthasar las weiter: «... umbringen ließ und Fallas zwang, bei der Enthauptung des Freundes zuzusehen.»

Da schrie Fallas nochmals laut auf: «Nein, nein, das ist entsetzlich! Vater, du Ungeheuer, was tust du mir an, was tust du mir an?» Und nun begann er zu weinen, wie er als Kind hätte weinen wollen, aber nicht weinen durfte. Denn wenn er weinte, wurde er geschlagen und so lange geschlagen, bis er nicht mehr weinte.

Grete war aufgestanden, sie näherte sich dem unglücklichen Mann und legte ihm sanft ihre Hand auf den Kopf. Als Fallas dies spürte, schluchzte er laut heraus und schrie: «Vater, warum hast du mir das angetan, mein Gott, warum ...!»

Da wurde der Raum mit einemmal hell erleuchtet, und es erschien Archas. Fallas löste die Hände von seinem Gesicht und staunte den Engel verständnislos an. Nach einer langen Pause fragte dieser: «Fallas,

welchen Titel soll Balthasar über sein Kapitel schreiben – «Fallas, der Mensch» oder «Fallas, das Schwein?»» Dann verschwand er wieder so schnell, wie er gekommen war.

Da begann Fallas wieder zu weinen, schüttelte den Kopf und stöhnte schließlich: «Bin ich denn ein Schwein? Bin ich nicht auch ein Mensch? Balthasar, Grete, sag es mir: Bin ich nicht auch ein Mensch?»

«Ich bin ja gekommen, um von dir zu erfahren, ob ich die Wahrheit geschrieben habe.»

Fallas wurde durch sein Schluchzen derart geschüttelt, dass er nicht weitersprechen konnte. Aber Grete und Balthasar sahen, wie er immer und immer wieder deutlich mit dem Kopf nickte. Balthasar ergriff sein Buch und steckte es in die Tasche. Auch Grete erhob sich und sprach leise: «Fallas, wir kommen wieder.»

Dann ließen sie ihn allein.

72 Besuch auf der Erde

«Du hast recht», sagte Jim zu seinem Freund Melich, «das Studieren an dieser Universität ist wirklich herrlich. Was wir doch alles erfahren haben! Am spannendsten ist es für mich, wenn Professor Haruk den Aufbau des Weltalls erklärt und uns von seinen ausgedehnten Reisen in entfernte Sternengebiete erzählt. Wie lange ist es doch her, seit ich hier eingetreten bin!» Dabei wies er mit der Hand hinab auf die vielen Gebäude, die sich um den zentralen Bau reihten.

«Und ich genieße es», ergänzte Melich, «mit dir in den Zeiten der Muße hier oben auf dieser Anhöhe zu sitzen, über das weite Land zu blicken und das emsige Treiben dort unten in den Studiensälen zu beobachten.»

«Und ich bin dankbar», ergänzte Jim, «dass ich dir bei meinem Eintritt in die Hochschule wieder begegnen durfte. Du hast mich damals bei meiner Ankunft über so vieles aufgeklärt. Als ich erstmals vor dem großen Tor des mächtigen Baus dort unten stand, hatte ich wirklich ein wenig Angst vor all dem Neuen, und so fiel mir ein Stein vom Herzen, als du auf mich zukamst.»

«Natürlich erwartete ich dich», sagte Melich, «denn Menchor hatte mich gebeten, mich deiner anzunehmen. Und jetzt habe ich einen lieben Freund gewonnen.»

«Ja, uns wird man nicht so schnell wieder auseinanderbringen»,

bemerkte Jim lächelnd, worauf beide schwiegen und zusahen, wie unten die Studenten in Gruppen beisammen standen, in die Hörsäle strebten oder mit einem Professor angeregte Diskussionen führten.

«Sieh, dort kommt Professor Lardin, der Spezialist für die Irrtümer der Erdbewohner!», begann Melich das Gespräch wieder. «Er ist ein wirklich sehr gescheiter Kopf ...»

«Als ich ihn zum ersten Mal hörte, fielen mir fast die Augen aus dem Kopf vor lauter Staunen», fiel ihm Jim ins Wort, «denn ich hätte mir niemals vorstellen können, dass es solch gescheite Leute überhaupt gibt. Was der doch alles weiß und wie klar er alles sieht – Welch ein Genuss, ihm zuzuhören!»

«Stimmt, und ein bisschen amüsan ist es ja schon, wenn man sieht, wie jene, die auf der Erde als große Gelehrte galten, ihm hier gebannt zuhören und ihre Bemerkungen machen, wie etwa ...»

Jim sah, dass Melich nach einem besonders lustigen Beispiel suchte und kam ihm zu Hilfe: «Denk doch an den Physiker aus Berlin, an den mit dem Bocksbärtchen und den wallenden Haaren.»

Auf dieses Stichwort hin stand Melich auf und begann, den klugen Physikprofessor zu imitieren, denn diese neckische Schauspielerei war eine seiner besonderen Begabungen, womit er stets alle zum Lachen brachte. Auch diesmal hatte man gleich beim ersten Wort, das er sprach, den Eindruck, der bekehrte Professor stünde höchst persönlich hier. «Ach nee!», rief er mit ausgeprägtem Berliner Akzent und pathetischer Stimme. «Is dat denn meeglich! Ach, ick Dummkopp, dat ick dat nich selbst jemerkt hab!»

«Ja, ich sehe ihn vor mir», sagte Jim, «wie er dabei mit der flachen Hand an seine Stirne tippt und in großer Zerknirschung seine Mähne schüttelt. Einfach herrlich!»

Dann stimmten beide in ein herzhaftes Gelächter ein und hielten sich die Bäuche, aber sie wurden jäh unterbrochen, denn wie aus dem Nichts war Menchor erschienen und sagte mit ernstem Gesicht: «Hier geht es ja lustig zu. Ja, ja, ich weiß, der Mann reizt alle zum Lachen, selbst einen Engel.» Dabei zwinkerte er begütigend mit den Augen und fuhr fort: «Aber trotzdem solltet ihr euch nicht über ihn lustig machen. Ich habe nämlich noch keinen einzigen Menschen getroffen, der hier im Jenseits nicht seine Meinungen und manche seiner liebsten Überzeugungen geändert hat. Dass der Irrtum die Erdenmenschen gefangen hält, ist nun einmal eine Tatsache, die wir zu akzeptieren haben.»

Jim hatte sich ebenfalls erhoben, und keinem der beiden wäre es in den Sinn gekommen, dem Engel zu widersprechen. Dieser sprach weiter: «Aber ich bin nicht deswegen gekommen, sondern weil ihr in meiner Begleitung der Erde einen Besuch abstatten sollt. Dabei werdet ihr Gelegenheit bekommen, die Menschen genauer kennen zu lernen und zu verstehen.»

Die beiden Freunde sahen einander erstaunt an. Ihre beiden Gesichter schienen dasselbe auszudrücken: «Auf die Erde? Wie soll das denn gehen? Das ist doch ein gewaltig langer Weg!»

Menchor sah ihre Verlegenheit und auch ihre Besorgnis und sagte: «Mit dem normalen Schweben, das ihr hier gelernt habt, wird dies natürlich nicht zu machen sein. Wenn ihr hier den inneren Lift benutzt, so seht ihr in der Regel die Landschaft, über welche ihr hinwegschwebt, und könnt euch auf diese Weise orientieren und auch an dem Vielen erfreuen, das ihr entdeckt. Aber beim Schweben durch den weiten Weltenraum würdet ihr einfach rundherum den Sternenhimmel sehen, und die Reise würde auch für unsere Verhältnisse sehr lange dauern, obwohl wir dies ja nicht in einer Uhrzeit angeben können. Darum kennen wir für Fortgeschrittene eine weitere Möglichkeit: Man wird einfach in Gedankenschnelle an den erwünschten Ort versetzt.»

Jim und Melich sahen Menchor mit offenem Munde an, worauf der Engel fortfuhr: «Ihr könnt das alles jetzt unmöglich verstehen, aber ihr werdet es gleich erfahren. Setzt euch dort auf jene Bank.»

Die beiden Freunde gehorchten schweigend. «Und jetzt schließt die Augen», wies sie der Engel an, «und stellt euch einfach einen gleißenden Lichtpunkt vor. Konzentriert euch mit ganzer Kraft auf dieses gleißende Licht und ...» –

Jim öffnete als erster die Augen. Vor ihm lag eine große Stadt, und er rief begeistert: «Oh, schaut, diese Wohntürme, fast so hoch wie Wolkenkratzer! Und dieser gewaltige Verkehr auf den Straßen! Wirklich schöne Autos ...»

«Ja, ich sehe, du möchtest offenbar gerne wieder zurück auf die Erde und mit einem schnellen Auto ...»

«Nein, Menchor, das denn doch nicht», wandte Jim ein, «aber ein bisschen zusehen ist doch nicht schlecht ...»

«... und den Leuten zuhören, wie sie miteinander schwatzen», ergänzte Melich, der nun ebenfalls aufgewacht war, «und sich ins Fäustchen lachen, weil man von ihnen nicht gesehen wird.»

«Ja, das sollt ihr tatsächlich hier tun», erklärte Menchor, «aber noch viel mehr. Glaubt nicht, dass ihr nur das hören könnt, was die Menschen laut aussprechen. Ihr werdet all das, was sie in sich selber denken, ebenfalls hören.»

«Und wie sollen wir das unterscheiden?», fragte Jim, worauf Melich meinte: «Das ist doch klar, Jim. Sieh ihnen bloß auf den Mund!»

«Genau so ist es», bestätigte Menchor. «Wenn die Menschen den Mund bewegen, so wisst ihr, dass sie sprechen und die anderen dies hören können. Bleiben aber die Lippen unbewegt, so denken sie das bloß und wollen nicht, dass es die anderen hören. Und nun lasst uns dort hinabschweben, ins vornehme Haus links des Parks, wo ein älteres Ehepaar den Besuch einer verwandten Familie erwartet. Da werdet ihr eine interessante Entdeckung machen.»

Menchor erhob sich von der Bank, die er ausgewählt hatte, um die beiden Neulinge aus dem Jenseits auf der Erde eintreffen zu lassen. Jim und Melich folgten ihm, und bald erreichten sie das Gebäude, wo der Herr und die Dame des Hauses ihren Besuch erwarteten. Jim glaubte zuerst, die Fensterscheibe könnte ein Hindernis dafür sein, in den Salon zu gelangen. Aber als er Menchor und auch Melich vorausschweben sah und gewahrte, dass sie das Fensterglas so leicht durchdrangen, als wäre es Luft, wurde ihm gleich klar, dass für sie der Erdenstoff nicht undurchdringlich war wie für die irdischen Menschen.

Im Raum angekommen, nahmen die drei Platz auf dem Sofa, auf welchem der Hausherr in der Regel nach dem Mittagessen sein Nickerchen zu machen pflegte. Die Hausfrau war daran, noch ein paar Blumen zu ordnen, als die Klingel schellte. «Die sind aber pünktlich, so was schickt sich doch nicht», bemerkte sie spitz und leicht verärgert ihrem Manne gegenüber, der noch die Blätter der Tageszeitung zusammenfaltete, um sie in irgendeinem Möbelspalt zu verbergen. «*Die brauchen nicht zu sehen, was ich lese*», schien er zu sprechen, aber Jim erkannte deutlich, dass sich seine Lippen nicht bewegten. Mittlerweile hatte die Frau die Haustüre geöffnet, sie führte drei Personen herein und sagte, während sie allen ins Gesicht lachte: «Wie schön, dass ihr schon da seid! Es ist uns nämlich immer unangenehm, wenn wir auf unseren Besuch warten müssen.»

Und nun entspann sich ein solches Gewirr von Gesprochenem und Gedachtem, dass ihm Jim und Melich kaum folgen und daraus nicht klug werden konnten.

«*Ja, mein Mann hat mich auch gehetzt wie einen Hund, als ginge es vors Amtsgericht ...*» – «Du weißt ja, liebe Hulda, wie speditiv meine Frau ist, sie weiß eben, wie wichtig mir Pünktlichkeit ist, und verhielt sich wie immer vorbildlich.» – «*Dich kenne ich, du Tyrann!*» – «Wie ihr seht, ist diesmal auch unser Sohn dabei, er hat sich so gefreut, auch einmal mitkommen zu dürfen.» – «*Der Lämmel hat uns gerade noch gefehlt!*» – «Ach, wie schön, dass wir dich auch mal sehen! Ei, wie bist du gewachsen ...» – «*Was hat die dumme Gans an mir herumzumäkeln ...*» – «Nun aber kommt und setzt euch hierher, ihr seht, wir haben neue Stühle.» – «*Folterbänke, würde ich dem sagen.*» – «Wirklich sehr geschmackvoll und bequem. Komm, setz dich mal drauf, Jonas!» – «*Ach, sie kann's mal wieder nicht lassen, mich herumzudirigieren.*» – «Nein, ich sehe mir lieber ein bisschen die Bilder an.» – «*Pfui, was die für einen Geschmack haben!*» – «Sie scheinen dir zu gefallen, ja?» – «Ja, schon, ja, nicht so ganz, aber ...» – «*Ungezogener Junge, weiß immer noch nicht, was sich gehört!*» – «Ich sehe, du bist kritisch, verstehst offenbar etwas von Kunst.» – «*Ach der, von Kunst etwas verstehen? Lächerlich! Alle Wände mit Rennwagen verklebt.*» – «Ja, ich glaube schon. Nicht wahr, Jonas, du beschäftigst dich immer mehr mit Kunst?» – «Greift doch bitte zu! Seht, hier die Häppchen und dort die Getränke! Prost Rosina!» – «*Hoffentlich frisst sie mir nicht wieder den ganzen Teller weg.*» – «Die schmecken aber herrlich, besonders die mit den Oliven!» – «*Den heißen Käse kannst du aber selber essen.*» ...

Menchor sah Jim und Melich die Verwirrung an, und tatsächlich blickten beide gleichzeitig den Engel fragend an. Dieser nickte bloß mit dem Kopf und erhob sich, was für die beiden Lehrlinge das Zeichen war, sich zu entfernen und diese Leute sich selbst zu überlassen.

Die drei setzten sich wieder oben am Rand des Parks auf dieselbe Bank wie zuvor und blickten schweigend zu jenem Haus hinunter, das sie eben verlassen hatten.

«Die sind aber böse!», bemerkte nach einer Weile Melich, doch Menchor entgegnete: «Nein, böse sind sie nicht, aber ihre Herzen sind noch nicht rein. Sie sind doppelzüngig. Im Grunde haben sie alle einfach Angst.»

Jim sah Menchor überrascht an: «Angst? Wie das?»

«Ja, sie haben Angst vor der Wahrheit. Das ist ja das große Leiden auf der Erde: Die Menschen sind geplagt von vielen Ängsten, und am meisten Angst haben sie vor sich selber.»

Melich und Jim spürten, dass Menchor dazu keine weiteren Fragen

annehmen wollte. Das hatten sie in der Universität schon oft erlebt: Einer der Weisen sagte etwas, das allen rätselhaft schien. Dann wussten alle, und auch Jim und Melich wussten jetzt, dass es ihre Aufgabe sei, über einen solchen geheimnisvollen Satz so lange nachzudenken, bis sie selber die Lösung fanden. Daher schwiegen sie jetzt und blickten noch einmal eine Zeitlang hinab auf jenes vornehme Haus.

Nach einer langen Pause sagte Jim: «Arme Menschen!» Menchor blickte ihn an und drückte ihm leise die Hand.

Wieder trat eine Pause ein. Dann sprach der Engel: «Schließt jetzt erneut die Augen, blickt auf den gleißenden Lichtpunkt, den ihr erzeugt, und dann lasst uns heimkehren.»

73 Gedanken und Taten

Jessy hatte endlich zu weinen aufgehört, aber ihr Herz war immer noch schwer. Wie hatte sie sich nur mit diesem hergelaufenen Kerl einlassen können, wo doch ihre innere Stimme sie zwar leise, aber deutlich genug gewarnt hatte? Ja, Abwechslung hatte er ihr versprochen, und die hatte sie nun! Zuvor hatte sie sich so glücklich gefühlt, und jetzt lastete alles so schwer auf ihrer Seele, dass sie weder ein noch aus wusste. Ihre Gedanken drehten sich wie im Kreise, und immer wieder fragte sie sich, ob sie denn etwas Böses getan habe.

«Nein, wirklich nicht, böse war das nicht», bestätigte sie sich jedesmal von neuem und fragte sich dann: «Aber weshalb bin ich denn so niedergeschlagen? Weshalb schmerzt es mich so in meiner Brust?» Dann blickte sie auf die Zimmerlinde und sah unverwandt nach den Blättern, die an einem der Zweige zu welken begonnen hatten. «Ja, genau so schlaff sieht es aus in meiner Seele! Oh, wäre doch Jim bei mir! Ihm könnte ich alles sagen, und er würde mich verstehen, das ist gewiss.»

Jessy erhob sich und schritt ziellos im Raum umher. Endlich hielt sie vor dem Büchergestell inne, zog ein schmales Bändchen heraus, blätterte gedankenverloren darin, las ein paar Zeilen und stellte es dann verwirrt wieder zurück. Dann trat sie ans Fenster, sah vor ihr den Garten, die Büsche und den Teich, aber sie vermochte sich nicht darob zu freuen. Dann setzte sie sich an den Tisch, worauf der Zeichenblock lag, sie blätterte auch darin, und als sie das letzte Bild mit den Rosen erblickte, das sie kürzlich mit großer Sorgfalt gestaltet hatte, traten ihr

wieder die Tränen in die Augen. Sie wusste, dass sie jetzt, selbst wenn sie alle Kraft zusammennehmen würde, ein solches Kunstwerk unmöglich zustande bringen könnte. Sie fühlte sich schwach und leer.

Lange saß sie daraufhin einfach am Tisch und starrte das Bild an, ohne es wirklich zu sehen. Schließlich sprach sie halblaut vor sich hin: «Was ist nur los mit mir? Was war denn so falsch? Habe ich denn wirklich gefehlt? Kann ich etwas dafür, dass der graue Herr so ungefragt in meine Wohnung eindrang?» Wieder erhob sie sich, schritt unruhig hin und her und bemerkte dabei den Spiegel. Sie warf nur einen kurzen Blick darauf, sah ihr eigenes trauriges Gesicht und ließ sich dann entkräftet auf ihr Bett fallen.

Mühsam versuchte sie, ihre Gedanken zu ordnen, und endlich schien es ihr zu gelingen. Ja, so war es: Sie hatte der Versuchung nachgegeben, einfach der Abwechslung wegen diesen Kerl hier sitzen zu lassen. Sie hatte nicht auf ihr Herz gehört und war zu wenig mutig gewesen. Sollte dieser Luzi wieder kommen, dann würde sie ihm ohne Umstände die Türe weisen. Aber das war doch kein Grund, derart traurig zu sein. Was also war es denn?

Noch nie hatte Jessy so aufmerksam und angestrengt in ihre eigene Seele geblickt. Ja, was war es denn, was sie derart traurig machte? Unwillkürlich kam ihr das Lied in den Sinn, das sie kurz vor ihrem Unfall zu singen gelernt hatte: «Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, dass ich so traurig bin?» Leise begann sie die Melodie vor sich hinzusummen, aber schon nach wenigen Takten brach sie wieder ab.

Plötzlich ging es ihr auf wie ein Blitz: Ja, das war es! Es war die Art, wie Luzi sprach, wie er alles in den Schmutz zog, wie er sich so überlegen zeigte und dabei das, was ihr selber am Herzen lag, lächerlich zu machen und zu zerstören versuchte. Dass es überhaupt solche Gedanken gab, dass jemand in dieser Weise sprechen konnte, dass es dieser hinterhältige Kerl wagte, mit ihr so zu sprechen, und sie in diese Denkweise hereinziehen wollte – das war es, was sie so traurig machte.

Aber war denn alles so falsch, was er sagte? Vielleicht war auch etwas Wahres an der Sache. Hatte er denn nicht recht damit, dass sie das Leben nicht kannte? Und trotzdem! Das hinterlistige Lächeln, die gespielte Überlegenheit, die verletzenden Fragen – ja, das war es, was sie bis jetzt traurig stimmte.

Jessy fühlte sich erleichtert. Sie wusste nun, dass sie ein nächstes Mal anders handeln würde. Sie erhob sich, schritt in den Garten, brach

dort eine Rose und stellte sie, nachdem sie in ihre Stube zurückgekehrt war, in eine gläserne, schlanke Vase. Und während sie noch die Blume zurecht rückte, hörte sie hinter ihrem Rücken, wie Schneuli hereingeflogen kam. Im Schnabel trug er die drei Blüten von zuvor, und dann geschah etwas, das Jessy nicht für möglich gehalten hatte: Vorsichtig setzte er die Blüten wieder an ihren alten Platz, wo sie sich in neuer Frische mit dem Zweig verbanden. Gleichzeitig reckten sich auch jene Blätter wieder hoch, die zuvor zu welken schienen.

Jessy erwartete schon, dass Schneuli, neckisch, wie er immer war, rasch aus dem Fenster flöge und das Weite suchte, aber diesmal blieb der weiße Vogel auf der Lehne des Polsterstuhles sitzen. «Ja, da staunst du!», begann er. «Aber du darfst deinen Mund ruhig wieder schließen.» Erst jetzt wurde Jessy gewahr, dass sie die Zimmerlinde mit offenem Munde angestaunt hatte.

«Lieber Schneuli, vielen Dank, dass du für einmal hier bleibst», sagte sie erfreut und setzte sich auf den Sessel auf der anderen Seite des Tisches. «Ja, ich staune, aber vor allem verstehe ich nicht, weshalb du die Blüten wieder zurückgebracht hast. Wie Beliam sagte, komme die Zimmerlinde erst nach einer Tat wieder in Ordnung, bei welcher ich meinem Herzen gefolgt sei.»

«Aber in deinem Herzen bist du doch umgekehrt», wandte Schneuli ein.

«Ja, das waren Gedanken, aber es sind keine Taten.»

«Dummerchen, weißt du denn nicht, dass Gedanken auch Taten sind?», fragte Schneuli, allerdings ohne eine Antwort zu erwarten. Dabei hatte er seine Flügel bereits wieder zum Wegfliegen erhoben und schwebte dem offenen Fenster entgegen. Dort setzte er sich nochmals auf den Sims und rief: «Gedanken sind Taten, und Taten sind Gedanken», und noch während des Wegfliegens rief er mehrmals hintereinander: «Gedanken sind Taten, und Taten sind Gedanken. Gedanken sind Taten, und Taten sind Gedanken ...», und es klang immer leiser, bis Jessy ihn nicht mehr hören konnte.

74 Der Kunstberater

Der Ausflug auf die Erde hatte Jim viel zu denken gegeben und auch ziemlich verwirrt. Dass ein Mensch ganz anders redete als er dachte, hatte er bis anhin nicht für möglich gehalten. Und erst jetzt fiel ihm auf,

dass man in der jenseitigen Welt zumeist miteinander sprach, ohne dabei den Mund zu bewegen. Sprechen und Denken war hier also ganz selbstverständlich dasselbe. Daher verstand er auch erst jetzt so richtig, was die Wörter «Falschheit», «Doppelzüngigkeit», «Täuschung» und «Lüge» bedeuteten.

Melich, der im Jenseits schon weiter herum gekommen war als Jim, hatte ihm zwar erzählt, er habe hier Verstorbene getroffen, die einfach nicht begreifen wollten, dass nun andere Gesetze galten als auf der Erde, und die deshalb weiterhin ihre hässlichen, abschätzigen oder angriffligen Gedanken hinter schönen Worten zu verbergen suchten. Sie würden darum beim Sprechen in ein wirres Durcheinander und Gegeneinander von Gedanken, Wünschen, Meinungen und Wörtern geraten, so dass keiner den anderen recht verstehen könne. Aber für Jim waren dies vor seiner Reise auf die Erde bloß interessante Geschichten, beinahe Märchen gewesen, die nicht viel zu bedeuten hatten.

Ja, Melich, das war ein guter Freund, einer, der weit mehr wusste und konnte als Jim und von dem er schon vieles lernen durfte und gewiss noch viel lernen würde. Allerdings hatte ihn Jim schon längere Zeit nicht mehr gesehen, denn die Professoren an der Universität hatten beschlossen, ihre Vorträge und auch die Zusammenkünfte der Studenten für eine gewisse Zeit zu unterbrechen, damit jeder Einzelne sich wieder vermehrt seinen Liebhabereien widmen könne.

So war also Jim wieder in sein schönes Heim zurückgekehrt und schickte sich gerade an, Ike, seinen munteren Begleiter, sorgfältig abzuzeichnen. Einfach war dies freilich nicht, denn das Eichkätzchen wollte nie stille halten und zog es vor, zwischendurch einen Ausflug über seine Schränke und Büchergestelle zu machen oder irgendeinen Schabernack zu treiben. Oft aber führte das drollige Tierchen mit Jim nun auch lustige oder interessante Gespräche, denn offenbar hatte es dazu von Menchor die Erlaubnis oder gar den Auftrag erhalten. So zeigte sich Ike im Gegensatz zu früher plötzlich sehr gesprächig, machte seine Späße und war für Jim ein sehr angenehmer und witziger Unterhalter.

Eben nahm Ike einen Sprung vom Fenstersims, von wo er gespannt in die Gegend hinaus geschaut hatte, und landete exakt auf Jims Schulter, so dass diesem sein letzter Strich mit dem Kohlenstift gründlich missriet. «Mein lieber Jim», rief Ike ganz erregt, «leg den Stift beiseite, es kommt Besuch!»

«Ich nehme an, es wird Menchor sein», sagte Jim, aber Ike wippte protestierend mit dem Schwanz und verkündete mit einem Gesicht, als gälte es eine besonders gewichtige Ansage zu machen: «Nein, mein lieber Herr Jim, es kommt ein sehr feiner Herr. Ich habe ihn zwar noch nie gesehen, aber er scheint mir pffiffig und schlau zu sein. Schön, dass hier endlich mal wieder etwas läuft.»

Jim hob Ike von der Schulter, sah ihm ins Gesicht und sprach ebenso gewichtig: «Hier muss keineswegs mehr laufen, denn wie du wohl weißt: Langweilig ist es mir nie. Und du, kleiner Schelm, bist mir Unterhaltung genug, besonders, seit dir erlaubt ist, mit mir zu sprechen.»

In diesem Moment hörte Jim, wie jemand eintrat, was ihn sehr erstaunte, denn Melich und alle anderen Freunde waren es gewohnt, sich durch Anklopfen bemerkbar zu machen. Einzig Menchor kam und ging, wie er es für richtig hielt, genau so, wie es Jim früher bei Archas erfahren hatte. Doch nun trat dieser fremde Herr einfach ein, ja noch mehr, er ließ sich ungefragt in einen Stuhl fallen, schlug die Beine übereinander und machte es sich bequem. Jim schaute ihn verwundert an und erwartete irgendeine Erklärung. Auch Ike schien sich zu wundern und blickte dem Fremdling gebannt ins Gesicht. Schließlich sagte Jim: «Darf ich fragen, wer Sie sind?»

«Wer du bist, meinst du wohl», sprach der Fremde und zog mit einem leisen Lächeln die Augenbrauen hoch, «denn hier sind wir doch alle Freunde und duzen einander. Aber setz dich doch, so wird es für uns beide angenehmer.»

Jim war unsicher geworden, denn irgend etwas schien ihm hier nicht geheuer zu sein, doch langsam kam er der Aufforderung nach und setzte sich dem Besucher gegenüber in den Sessel. Aber er schwieg.

«Immer dieselbe Frage», fuhr der Mann weiter, «wer ich denn sei. Wenn ich es doch bloß selber wüsste! Ja, da staunst du, aber das geht nicht nur mir so. Wer weiß schon von sich selbst genau, wer er ist? Weißt du es etwa?» Dabei schaute er Jim herausfordernd und mit einer seltsamen Strenge an, so dass sich dieser beinahe so vorkam, als stünde er vor einem gestrengen Lehrer, um eine Prüfung abzulegen.

«Wie soll ich das nicht wissen?», antwortete Jim etwas erstaunt. «Ich bin Jim.»

«Ja, ja, Jim, ein schöner Name, wirklich», sinnierte der fremde Herr, «aber eben bloß ein Name. Alles hat einen Namen, jede Blume, jedes

Tier und auch hier in deinem Atelier jeder Gegenstand. Aber was sagt das schon, ein Name? Was im Namen steckt, das ist doch die Frage.»

«Nun ja, was steckt in meinem Namen? Eben ich, der Jim, meine Seele, wenn dir das besser passt.»

«Ja, tatsächlich, das ist schon besser. Aber ‹Seele›, das ist doch wieder bloß ein Wort, ein Name. Doch was ist sie, die Seele, was steckt in diesem Namen?»

«Du hältst mich wohl für ein bisschen dumm? Ich kann dir doch antworten, was immer ich will, und du wirst jedesmal entgegenen, das sei bloß ein Wort, ein Name ...»

«Gut, gut, ausgezeichnet! Du begreifst wirklich schnell, das trifft man nicht allzu oft. Und deshalb sage ich eben: Im Grunde gibt es gar nichts, denn alles ist bloß ein Name, und ein Name ist ein Wort, und Worte sind Schall und Rauch.» Als der Herr dies ausgesprochen hatte, starrte er Jim triumphierend an, und in seinem Gesicht war deutlich zu lesen, was er dachte: «Nun habe ich dich erwischt! Darauf kannst du jetzt nichts mehr sagen.»

Tatsächlich wusste Jim im Moment nichts zu entgegenen, aber er nahm sich fest vor, diese seltsamen Gedanken bei nächster Gelegenheit mit einem seiner geliebten Professoren zu klären. Deutlich spürte er, dass ihn dieser Kerl verwirren wollte, und er erinnerte sich, dass er dessen Namen erfragt und darauf keine Antwort erhalten hatte. So fasste er sich Mut und fragte nochmals: «Darf ich nun endlich wissen, wer du bist?»

«Ach ja, natürlich, von dieser Frage sind wir ja ausgegangen», antwortete der Herr. «Aber wie ich dir schon sagte, weiß ich das selber nicht so genau ...»

«Deinen Namen, bitte!»

«Immer dasselbe, alle wollen meinen Namen erfahren», sprach der Fremde mit gespielter Ungeduld. «Klar, die Menschen kennen schließlich nichts als Namen, und wenn sie den Namen einer Sache kennen, sind sie zufrieden ...»

«Ja, wirklich, deinen Namen, bitte!»

«Wozu diese Ungeduld? – Na gut, wenn's eben sein muss. ‹Luzi› sagen sie mir, und meistens stelle ich mich auch unter diesem Namen vor, aber du weißt gewiss von deinem Erdenleben her, dass es dort auch immer wieder solche gibt, die mit mehreren Namen durch die Welt gehen, und die meisten von ihnen sind dabei sehr erfolgreich.»

«Ja, davon habe ich gehört», antwortete Jim. «Aber von dir möchte ich jetzt endlich wissen, weshalb du zu mir gekommen bist.»

«Gut gefragt, ja, wirklich, gut gefragt, das bringt uns weiter. Also, Jim, wie ich sehe, bist du auf dem Weg, ein berühmter Künstler zu werden ...»

«Dummes Zeug, ich übe mich bloß im Zeichnen und bin zufrieden, wenn mir ein schönes Bild gelingt ...»

«Ja, ja, ich kenne diese Bescheidenheit. Jeder macht sich klein und hofft dabei, dass ihn dann die anderen groß machen. Nein, nein, ich sehe, du hast Talent, diese Maus da, die du am Zeichnen bist ...»

«Was heißt hier Maus? Das ist Ike, mein Eichkätzchen.»

Kaum hatte Jim dies gesagt, sprang Ike herbei, nahm einen gewaltigen Satz auf den Kopf des Fremdlings und sprang von dort auf den nahen Schrank. Verdutzt fuhr sich Luzi über seine Haare, die das Eichkätzchen bei seinem Sprung in arge Unordnung gebracht hatte. Gewandt zog er ein vergoldetes Spiegelchen aus seiner Westentasche sowie einen kleinen Kamm, um sein Haar wieder exakt zu scheiteln und in beste Ordnung zu bringen. Jim fand das so komisch, dass er ein kurzes Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Dieser kleine Zwischenfall hatte den Herrn offensichtlich für einen Moment verwirrt, aber er fasste sich wieder und sprach: «Ja, dann eben keine Maus, sondern eine Eichkatze. Das sind nur Namen, nicht so wichtig. Wichtig ist, dass es Kunst ist, und das erkennt man auf deinem Blatt in jedem Strich. Wie ich sehe, übst du dich im Abzeichnen. Schön, schön, das ist der rechte Weg. Nur solltest du es machen wie die großen Künstler. Die zeichnen keine Mäuse, äh, ich meine Eichkatzen, ab.»

«Darauf kommt es doch nicht an», wandte Jim ein. «Wesentlich ist doch, dass man genau hinsieht.»

«Wie wahr, wie wahr! Und weißt du, was ein großer Künstler sich vornimmt, damit er den Drang verspürt, immer genauer hinzusehen?»

«Keine Ahnung», antwortete Jim, und der Ton seiner Antwort drückte deutlich aus, dass ihm diese Art der Unterhaltung lästig war.

«Ja, das glaube ich dir gerne, dass du ahnungslos bist. Aber genau deshalb bin ich ja gekommen. Ich will dir zeigen, was echte Künstler am liebsten abzeichnen, weil sie hier den Drang verspüren, genau hinzusehen.»

Noch während er sprach, zog er aus einem ledernen Mäppchen, das er mit großem Brimborium vor sich auf den Tisch gelegt hatte, ein Blatt hervor, offensichtlich eine Zeichnung, wobei Jim allerdings nur die leere Rückseite zu sehen bekam. Luzi betrachtete die Zeichnung lange, und Jim, der jetzt dessen Antlitz beobachtete, sah, wie sich seine Lippen und offensichtlich auch seine Zunge zu bewegen begannen, als würde er irgendeine Süßigkeit im Munde genüsslich zergehen lassen. Jim merkte, dass ihn Luzi neugierig machen und gleichsam auf die Folter spannen wollte, und tatsächlich war er mittlerweile höchst gespannt, was auf dem Bild wohl zu sehen sei. Endlich drehte Luzi das Blatt, legte es vor Jim auf den Tisch und fragte vieldeutig: «Nun, was sagst du dazu?»

Überrascht rief Jim: «Jessy! Das ist Jessy! Hast du das gezeichnet?»

«Wer denn sonst? Ich war immer schon ein guter Künstler, das darf ich von mir sagen, denn ich verstecke mich nicht hinter falscher Bescheidenheit. Aber wie du siehst, zeichne ich etwas ab, das ich wirklich gerne ansehe.»

«Und ist dir Jessy wirklich Modell gestanden, so, ich meine – so ganz ohne Kleider?»

«Sieht doch nicht schlecht aus, das musst du zugeben. Wie es scheint, ist dir solches jetzt zum erstenmal unter die Augen gekommen.»

«Ja, das stimmt», bestätigte Jim. «Ein Bild einer nackten Frau habe ich noch nie gesehen.»

«Wer einmal damit angefangen hat, bekommt nicht so schnell genug davon, da kannst du Gift drauf nehmen, und dir wird es nicht anders ergehen als allen anderen.»

Jim hatte das Blatt aufgehoben, um es näher zu betrachten. Dabei zitterten seine Hände, und als er dies bemerkte, schämte er sich und hätte sich am liebsten in irgendeiner Ecke verkrochen.

«Und ist dir Jessy hierfür wirklich Modell gestanden?», fragte Jim nochmals, diesmal lauter und eindringlicher.

«Bist du etwa eifersüchtig? Ich dachte, du hättest das längst überwunden.»

Jim sah ihn entgeistert an. Woher konnte der Kerl wissen, dass ihn ehemals die Eifersucht geplagt hatte? Luzi las seine Gedanken und antwortete betont gelassen: «Ich habe dich eben beobachtet. Du glaubst hoffentlich das Märchen nicht mehr, dass man alles sehen könne, was vorhanden ist. Unsereins liebt das Versteckspiel. Herrlich, die Leute

aus dem Verborgenen zu beobachten, wenn sie überzeugt sind, allein zu sein! Das ist wahrer Lebensgenuss!»

«Ich wollte von dir wissen, ob Jessy dir für dieses Bild Modell gestanden ist?», fragte Jim zum dritten Mal, diesmal mit größter Eindringlichkeit.

«Es scheint dir viel daran gelegen zu sein, dies zu wissen, das spüre ich. Nun ja, irgendwie muss ich das ja gesehen haben, sonst hätte ich es nicht zeichnen können, nicht wahr? – Schau mich nicht so entgeistert an! – Nun gut, ich will dir den Trick verraten: Das, was einen Menschen kenntlich macht, ist sein Antlitz. Der Rest ist austauschbar. Jessy habe ich besucht und mir ihre Gesichtszüge gemerkt. Und nackte Frauen finden Leute meines Schlages überall zur Genüge. Bist du jetzt beruhigt?»

Jim atmete sichtbar erleichtert auf. Fast wäre ihm eine Welt zusammengebrochen. Doch Luzi ließ nicht locker: «Nun aber mal ganz ehrlich: Sieht Jessy so nicht gut aus? Bist du ganz sicher, dass du sie nicht auch so sehen möchtest?» Luzi zwinkerte verführerisch mit den Augen. Jim spürte, dass er wieder errötete, und Luzi hakte gleich ein: «Deswegen brauchst du dich doch nicht zu schämen. Das gehört zum Leben, auch wenn hier, wo du wohnst, alle so tun, als gäbe es das nicht.»

Jetzt machte Luzi eine Pause, und Jim saß nachdenklich in seinem Sessel. Ike hatte sich herbeigeschlichen und wollte sich ihm auf die Schulter setzen, aber Jim schob ihn gedankenverloren zur Seite, als hätte er ihn gar nicht bemerkt.

Schließlich sprach Luzi: «Jim, ich mache dir einen Vorschlag. Ich gehe zu Jessy, zeige ihr dieses Bild und sage ihr, du möchtest sie gerne so sehen. Alles weitere ergibt sich dann von selber.» Dabei ergriff Luzi die Zeichnung wieder und steckte sie in sein Mäppchen.

Jim war schockiert und starrte stumm auf den Tisch, wo bis eben noch das Bild gelegen hatte. Endlich fasste er sich ein Herz und sagte: «Das darf ich nicht, wir sind getrennt worden.»

Luzi lachte hell heraus: «Ja, ja, ich weiß. Aber ich weiß auch warum – nämlich eben deshalb, dass ihr nicht auf die Idee kommt, euch einander so zu zeigen, wie euch die Natur geschaffen hat. Willst du ewig ein gehorsames Kind bleiben? Hast du denn keinen eigenen Willen? Wer hat euch denn etwas vorzuschreiben? Ergreif deine Freiheit und genieße alles Schöne, das du bis jetzt noch nicht kennengelernt hast!

– Also, es bleibt dabei, ich gehe nun zu Jessy!» Mit diesen Worten erhob sich Luzi rasch, griff nach dem Mäppchen und war weg, bevor Jim ihm eine Antwort geben konnte.

Ike hatte sich Jim wieder genähert. Ohne dessen gewahr zu werden, hob Jim sein Tierchen auf und streichelte es, während seine Augen unverwandt in die weite Ferne blickten.

75 George, der Reimeschmied

«Keine Reime bitte, das haben wir abgemacht!» Yolanda blickte George scharf an, der sich ziemlich abgewatscht vorkam und kleinlaut die Taschen abräumte. Sie setzte sich in einen Stuhl und las in ihrem dicken Buch weiter, wie es eben ihre Gewohnheit war, nachdem sie zusammen Tee getrunken hatten. George murmelte vor sich hin:

«Yolanda mag das Reimen nicht,
wer reimt, der ist ein böser Wicht.»

Er glaubte, seine Hausgefährtin würde es nicht hören, denn er hatte noch immer nicht begriffen, dass hier drüben zwischen Gedanken und Worten nicht unterschieden wurde und dass daher leises Reden keinen Sinn hatte. So hatte es Yolanda trotzdem vernommen, worauf sie das Buch zuklappte und den gemeinschaftlichen Raum wortlos verließ.

George wusste, dass es in solchen Fällen ziemlich lange dauern konnte, bis sie sich ihm wieder näherte. Nun, da er ohnehin allein war, musste er seiner Lust, seine Gedanken gereimt auszudrücken, keine Zügel mehr anlegen, weshalb er nun laut vor sich hin rezitierte:

«Sich ärgern, George, hat keinen Sinn,
drum geh ich jetzt ganz ruhig hin,
nach einem schönen Platz zu schauen,
um mir ein eignes Heim zu bauen.»

Tatsächlich hatte sich George schon länger mit diesem Gedanken getragen. Zwar hatte er sich mittlerweile leidlich mit Yolanda zu vertragen gelernt, und auch Yolanda schien ihn allmählich nicht mehr so abgrundtief zu verachten, aber dass er sich hatte verpflichten müssen, in ihrer Nähe niemals mehr einen gereimten Spruch fallen zu lassen,

wurmte ihn. Er konnte nicht einsehen, weshalb jemand auf diese Eigenheit so empfindlich reagierte; Yolanda hätte schließlich ein wenig Toleranz zeigen können. Ja, freilich – das gab er gerne zu – war sie freundlicher geworden, sie hatten sogar einige ganz gute Gespräche geführt und trafen sich im gemeinschaftlichen Wohnraum regelmäßig zu einem Tee, aber eben: Das Reimen konnte er nicht lassen, und er wollte es auch gar nicht lassen. Er fühlte sich von seiner Mitbewohnerin unterdrückt und wollte dies nicht mehr länger mit sich machen lassen. So schien es ihm das Beste, sich irgendwo in der Nähe eine eigene Bleibe zu schaffen. Luxuriös brauchte das Heim ja nicht zu sein, es genügte ein einziger Raum in der Blockbauweise, sofern er rundherum auch noch einen kleinen Garten anlegen konnte.

George holte in der Werkstatt die Axt und die Säge und trat ins Freie. Wenn er sich umblickte, war die Gegend rundherum schön, weshalb es auch nicht darauf ankam, in welche Richtung er ginge, um einen gefälligen Platz zu finden. Er hatte sich auch gar nicht weit vom Haus entfernt, als ihm der Standort vor einer hübschen Baumgruppe als bestens geeignet erschien. Langes Zögern und Überlegen war nicht seine Art, weshalb er ohne Umschweife die Axt an einen der schön gerade gewachsenen Stämme legte. Er holte gewaltig aus und hieb mit einer solchen Kraft auf den Stamm ein, als gälte es, ihn mit einem einzigen Schlag zu fällen. Wie überrascht aber war er, als die Axt am Stamm wie an einem eisernen Pfosten abprallte. Früher hätte er in einem solchen Fall geflucht wie ein Henker, aber diese Unart hatte er inzwischen abgelegt, weshalb er bloß verdutzt auf die Stelle blickte, die nicht die kleinste Wunde aufwies, obwohl er doch präzise getroffen hatte. Etwas stimmte da nicht. Er konnte die ausbleibende Wirkung seiner Anstrengung gar nicht glauben, weshalb er zu einem zweiten, noch gewaltigeren Schlag ausholte, aber damit genau so wenig erreichte wie zuvor.

Doch dann erschrak er, wie er wohl sein ganzes Leben lang nie erschrocken war: Da kroch doch tatsächlich vor seinen Augen aus einer Spalte am Fuß des Baumes, die er vorher nicht bemerkt hatte, ein winziges, buntbekleidetes Männchen und rief: «Bist du verrückt geworden? Willst du einfach diesen Baum ermorden? Und mir meine Wohnung ruinieren?»

«Ja, nein, ja, doch», stotterte George. «Ja, wirklich, ich werd verrückt! Ich werd verrückt! Träume ich, oder bin ich in ein Märchenbuch

geraten? Das ist doch Zauberei! Nein, ich spüre: Ich bin verrückt, wirklich verrückt.» Dabei begann er sich die Haare zu raufen und klemmte sich dazwischen wieder irgendwo in die Haut, offenbar, um sich zu vergewissern, ob er wach und bei Sinnen sei.

«Was ist mit dir?», fragte der Gnom und blickte den Verwirrten verständnislos an. George vermochte darauf nicht zu antworten, sondern ließ sich kopfschüttelnd auf einem neben dem Baum liegenden Steinblock nieder und rief eins übers andere Mal: «Nein, das gibt es doch gar nicht! Nein, ich werd verrückt! Mein Gott, so etwas ...»

Da stand Archas vor ihm und blickte ihn lange mitfühlend an. Schließlich sprach er: «Meinst du immer noch, hier sei alles so, wie du es auf der Erde geglaubt hast? Nein, du träumst nicht. Jener Gnom, der hier in diesem Baum lebt, ist so lebendig wie du. Und Häuser werden hier auf ganz andere Weise gebaut, ohne Axt und Säge. Dies zu tun, ist auch nicht deine Aufgabe.» Dann ließ er George allein. Und als dieser wieder zum Baum hinblickte, sah er gerade noch den grünen Rock des Gnoms im Erdspalt verschwinden.

George fühlte sich wie erschlagen. Lange blieb er einfach auf seinem Stein sitzen und stierte unentwegt auf jene Stelle, die er mit seiner Axt getroffen hatte. Ihm war, als hätte ihm jemand den Boden unter den Füßen weggezogen. Tatsächlich gab es hier also solche Wesen, die auf der Erde als erfundene Kindereien galten. Und Bäume schienen hier genauso ein Lebensrecht zu haben wie Menschen und Tiere. Und einfach ein bisschen zu bauen, war ihm verwehrt. Freilich konnte man auch auf der Erde nicht einfach nach Lust und Laune irgendwohin ein Haus stellen, da benötigte man eine Bewilligung. Aber man konnte doch immerhin bauen. Hier dagegen wurde ihm dies schlichtweg verweigert. Somit musste er auf Gedeih und Verderb mit Yolanda zusammenleben. George wusste weder aus noch ein. Wer hätte sagen können, wie lange er unbewegt vor sich hin brütete?

«Du bist traurig.»

«Ja, sehr», antwortete George, ohne zu bemerken oder zu fragen, wer ihn hinter seinem Rücken angesprochen hatte.

«Du brauchst doch kein eigenes Haus. Komm zurück, bitte.»

Noch hatte er sich nicht umgedreht, aber ihm war nun klar, dass sich Yolanda um ihn kümmerte. Das konnte doch nicht wahr sein! Ausgerechnet Yolanda lud ihn ein, ins Haus zurückzukehren! Am liebsten hätte er sie umarmt. Aber da kroch in ihm wieder das nagende Gefühl

hoch, von ihr unterdrückt zu sein. Immerhin stand er jetzt auf und wandte sich seiner Gefährtin zu.

«Komm!», sagte sie noch einmal. «Unser Haus ist doch schön, und was das Reimen betrifft ...»

«Ich verstehe nicht, dass dich das so nervt, das liegt mir eben im Blut, ich kann nicht anders, versteh doch ...»

«So komm, du kluger Reimeschmied,
ich seh, das Reimen ist dir lieb.»

George machte ein süß-säuerliches Gesicht. «Schön, dass du es auch versuchst, nur ist dies leider kein richtiger Reim.

Das, was du sagst, ist wunderbar,
doch ‹Schmied› und ‹lieb›, das ist kein Paar.»

«Meinetwegen», sagte Yolanda, «du bist der Fachmann.» Dabei schickte sie sich an, in ihr Haus zurückzukehren, und George folgte ihr, ohne es zu bemerken. Erst, als er vor der Haustüre stand und diese öffnen wollte, fiel ihm auf, dass sie Hand in Hand gegangen waren.

76 Das Gefängnis

«Gedanken sind Taten, und Taten sind Gedanken», waren die letzten Worte gewesen, mit denen sich Schneuli von Jessy verabschiedet hatte. Aber stimmte dies wirklich? Etwas Wahres war sicher daran, doch Jessy fand, das sei doch nicht die volle Wahrheit. «Lieber Schneuli», sagte sie halblaut vor sich hin, «du wirst doch zugeben, dass einem Menschen noch nicht geholfen ist, wenn man einfach nur daran denkt, was ihm jetzt helfen und nützen würde.»

«Ja, ja, ich sehe, Jessylein ist nicht mehr klein», tönte es aus einer Ecke des Raumes, und als Jessy, die nicht damit gerechnet hatte, dass der weiße Vogel ihr Selbstgespräch mitbekäme, nach oben blickte, entdeckte sie Schneuli auf dem Büchergestell, wo er beinahe eingeklemmt zwischen zwei dicken Büchern Platz genommen hatte und mit den Augen zwinkerte. «Ich gebe ja zu, dass du da recht hast», fuhr er ein bisschen kleinlaut fort, «aber du wirst doch ebenso zugeben, dass jeder guten Tat zunächst ein guter Gedanke vorausgeht.»

«Das bestreite ich nicht», erwiderte Jessy, «im Gegenteil: Eben hatte ich die Absicht, wieder ins düstere Dorf zu gehen, denn dort brauchen mich die Bewohner, und so lasse ich dem Gedanken nun die Tat folgen. Ich wünsche dir gute Unterhaltung zwischen meinen Büchern.» Daraufhin schritt sie entschlossen zum Schrank, entnahm ihm jenen schlichten Umhang, den sie immer trug, wenn sie sich ins Dorf begab, und winkte Schneuli mit einem schelmischen Blick zu.

«Donnerwetter!», murrte der vor sich hin. «Die weiß, was sie will.» Doch es entging Jessy nicht, dass er den Beleidigten bloß spielte, denn in seiner Stimme erklang auch ein deutlich vernehmbarer Unterton der Bewunderung.

Wie immer, wenn Jessy das Dorf besuchte, verließ sie auch diesmal ihr heimeliges Tälchen schwebend, gebrauchte aber, sobald sie die ersten Häuser erblickte, wieder die Füße.

Bei ihren früheren Erkundungen hatte sie festgestellt, dass es nicht bloß den Dorfkern mit seinen zahlreichen Wohnhäusern, Handwerkerbuden und Kneipen gab, sondern dass weit zerstreut rings ums Dorf viele einzelne kleine Häuser lagen, die von unterschiedlichsten Leuten bewohnt waren. Aber wo sie auch immer anklopfte, es schlug ihr aus dem Innern der Räume stets ein muffiger Geruch entgegen, die Menschen begegneten ihr mürrisch und abweisend, und kaum jemand lachte, außer wenn er sich über andere lustig machte. Offensichtlich gehörte es zu den beliebtesten Beschäftigungen der Dorfbewohner, untereinander Neuigkeiten auszutauschen, wobei man es mit der Wahrheit nicht eben genau nahm, weshalb niemand so richtig wusste, was an einem Gerücht tatsächlich stimmte.

Nach ihren ersten Besuchen im Dorf und dessen Umgebung war Jessy klar geworden, dass ihre Anwesenheit ein allgemeines Gesprächsthema war. Aus den vielen Andeutungen, die man ihr gegenüber machte, konnte sie schließen, dass man sie als ein geheimnisvolles, im Kopf etwas verschrobenes Wesen betrachtete, aus dem man nicht so recht klug werden konnte. Insbesondere schien es die Leute zu interessieren, wo Jessy wohl wohnte. Aber niemand kam dahinter, denn es war keinem jemals gelungen, in jenes Tälchen einzudringen, von dem hinter den Tannen und Lärchen ein solch geheimnisvoller Schimmer ausging.

Bei ihrer Rückkehr vom letzten Ausflug hatte Jessy auf freiem Felde ein eigenartiges Gebilde aus senkrecht in den Boden gerammten

Baumstämmen gesehen, und so wollte sie nun diesem Rätsel auf den Grund gehen. Jessy hatte sich den Weg dorthin gut gemerkt, und so kam dieses Ding, von dem sie nicht wusste, was es bedeuten sollte, allmählich in ihr Blickfeld. Beim Nähertreten sah sie, dass die in den Boden gerammten Stämme so eng aneinander standen, dass sich alle berührten und auf diese Weise eine eigentliche Mauer bildeten, die etwa dreifache Mannshöhe erreichte. Der Palisadenzaun verlief in einem nicht sehr weiten Kreis, so dass die Fläche, die er einschloss, mit vielleicht zwanzig Schritten durchquert werden konnte. Hätte dieser Rundbau irgendwo einen Eingang gehabt, so hätte Jessy an ein Schutzgehege für weidendes Vieh gedacht, aber nirgends fand sich eine Möglichkeit, ins Innere dieses Baus einzutreten. Allem Anschein nach gab es auch kein Dach, so dass man gewiss von oben her in den eingezäunten Raum blicken konnte.

Jessy bemerkte erst beim zweiten Rundgang, dass an einer Stelle von außen her eine Treppe in die Höhe führte. Auf der Krone der Mauer waren auf sehr unbeholfene Weise rund herum hölzerne Sitzbänke angenagelt. Weit und breit war niemand zu sehen oder zu hören. Aber in ihrem Herzen fühlte Jessy eine schwer lastende Bedrückung. Zweifellos verbarg sich hinter diesem rätselhaften Gebilde etwas sehr Trauriges.

Was sollte sie tun? Angetrieben von einem leisen Gefühl, hier müsse jemandem geholfen werden, betrat sie die Treppe, stieg Stufe für Stufe langsam höher und setzte sich, oben angekommen, auf eine der Bänke, was ihr eine Sicht auf das ganze Kreisrund gestattete. Sie blickte hinunter in den Raum, der ihr noch finsterer vorkam als die restliche Gegend, die niemals heller war als ein regnerischer Novemberabend auf der Erde.

Plötzlich zuckte sie zusammen. Schräg unten gewahrte sie einen bärtigen Mann, der hockend an die Baumstammwand lehnte und das Kinn auf die angezogenen Knie stützte. Er war ganz und gar in Schwarz gekleidet, und auch sein struppiges, ungepflegtes Haar war schwärzer als die Nacht. Er schien nun Jessy entdeckt zu haben, denn unvermittelt rief er hinauf: «Beschimpf mich!»

Jessy war derart überrascht und erstaunt, dass sie erst, nachdem der Mann seinen Befehl bereits dreimal immer dringender und lauter wiederholt hatte, zögernd zu fragen wagte: «Wozu?»

«Was heißt hier «wozu»? Ich will einfach beschimpft werden, immer

und immer wieder, bis in alle Ewigkeit.» Der Mann forderte dies mit einer kalten Entschlossenheit, die Jessy erschauern ließ.

«Aber ich kann das nicht», antwortete sie zögernd und leise.

«Alle hier können das, alle. Deshalb bin ich hierher gezogen: Hier kann man beschimpft werden.»

«Wie lange bis du denn schon hier?»

«Wie soll ich das wissen? Einfach lange. Seit immer.»

Da hörte Jessy Stimmengewirr und Gelächter. Mehrere Gruppen von Männern näherten sich dem Gehege, und dann stiegen sie, einer hinter dem anderen, hoch und nahmen rundherum auf den Bänken Platz. Sofort ging es los: «Hallo, du Schwein, heb das Bein! – Schmarotzer, übler Kotzer! – Idiotischer Dummkopf! – Brandstifter! – Frauenmörder!»

Die Beschimpfungen wurden immer gemeiner und hinterhältiger. Jessy schaute jenem Rufenden, der sich unmittelbar neben sie gesetzt hatte, ins Gesicht und erkannte in ihm den Professor, dem sie schon in der «Schenke zum Stiefel» begegnet war.

«Weshalb tut ihr das?», fragte sie ihn ganz entgeistert, worauf dieser kühl antwortete: «Uns gefällt das, das ist unsere Unterhaltung, und auch er dort unten genießt es, sieh nur hin!»

Tatsächlich hatte sich der Bärtige erhoben und in die Mitte des Kreisrunds gestellt, die Arme in die Höhe gereckt, als würde er von dort himmlischen Segen in Fülle empfangen. Dabei schrie er wie besessen: «Sehr gut, beschimpft mich! Weiter, immer weiter!»

Die rufenden Männer, unter welche sich soeben auch ein paar Frauen gemischt hatten, schienen sich an diesem Spektakel immer mehr zu ergötzen und brachen schließlich in ein ungeheuerliches, höhnisches Gelächter aus. Einzig Jessy saß traurig da und schüttelte den Kopf. Schließlich hielt sie es nicht mehr aus und brach in Tränen aus.

Erst jetzt bemerkte die Menge, dass die geheimnisvolle Frau ebenfalls auf einer der Bänke saß. Einige kannten sie von der Szene im «Stiefel» her, andere hingegen hatten von ihr bloß gehört und waren daher besonders erregt, als sie nun die «schleichende Irre», wie sie hier offenbar von bösen Mäulern genannt wurde, zum erstenmal leibhaftig vor sich sahen.

Da schrie der Professor in die Menge hinein: «Ruhe, die Schleicherin weint!» Tatsächlich wurde es ruhig, und einzig ein massiger Dickbauch rief nochmals hinunter: «Hundekot, Hundekot ...!» Aber dann war es

still, und Jessy erlebte es schon zum zweitenmal, dass der Professor hier offensichtlich ein hohes Ansehen genoss.

Sie hatte aufgehört zu schluchzen und fragte wieder, ohne jemanden anzusehen: «Weshalb tut ihr das bloß?»

Die Frage schien den Professor so richtig zu beleben, so dass er sich wieder an die Menge wandte und sprach: «Die Schleicherin hat eine Frage gestellt, und als Wissenschaftler weiß ich: Fragen sind zu beantworten. Aber nicht durch den Pöbel, sondern durch den Fachmann. Macht euch davon, ich bring's der Schleicherin bei.»

Ohne Widerrede erhoben sich alle von den Bänken und drängten zur einzigen Treppe, die nach unten führte. Einigen jüngeren Männern schien das Warten zu mühselig, weshalb sie kurz entschlossen in die Tiefe sprangen. Einzig Jessy blieb sitzen, und auch der Professor nahm wieder neben ihr Platz. Der Mann unten im Rund schüttelte enttäuscht den Kopf und rief schließlich: «Ihr beide dort, beschimpft mich, beschimpft mich!»

«Halt's Maul, nichtsnutziger Schwachkopf!», rief der Professor hinunter, aber als er dann schwieg und auch Jessy den Mann bloß traurig anblickte, setzte sich dieser wieder in seiner Hockstellung an die Mauer und brütete dumpf vor sich hin.

«Es gibt hier im Land weit herum viele Verrückte», begann der Professor seine Rede, «und ich bin froh darum, denn das sind für einen Forscher alles interessante Fälle, und der Fall des Schwarzen hier ist einer der ergiebigsten und spannendsten.»

Die Kälte, mit welcher der Professor sprach, schauerte Jessy, und unwillkürlich hüllte sie sich stärker in ihren Überwurf ein. Sie wusste nichts zu antworten, weshalb er fortfuhr: «Er gehört ebenfalls zu jenen, die von einem Leben vor dem Leben faseln, aber wie ich ja bereits bewiesen habe, handelt es sich dabei bloß um Träume. Und in seinen Träumen scheint er sich ganz besonders wichtig zu nehmen, denn er behauptet immer wieder steif und fest, er sei ein Massenmörder gewesen, er hätte Dutzende von Frauen umgebracht und immer wieder Bauerngehöfte in Rauch und Feuer auffahren lassen. Aber so sind eben die Träume der Verrückten.»

«Wann ist er denn hierher gekommen?», wagte Jessy zu fragen.

«Das ist eine Frage, die wir hier nicht stellen», sagte der Professor, «denn nach allgemeiner Überzeugung der Wissenschaft waren wir schon immer hier und werden immer hier bleiben. – Ja, schüttle nur

den Kopf, ich weiß schon, dass du zu jener Sekte gehörst, die sich der Wissenschaft nicht fügen will. Und der da unten gehört auch dazu.»

Bei diesen Worten spielte der Professor den Empörten, aber Jessys Gedanken waren ganz andere Wege gegangen. Ohne darauf zu achten, wie Jessy seine Rede aufnahm, sprach der Professor unentwegt weiter: «Irgend einmal war der Mann hier ...»

«Woher kam er?», unterbrach ihn Jessy.

«Wieder so eine Frage, die wir hier nicht stellen. Es ist einfach so, dass jemand ohne Aufhebens zu uns gehört, und wir behandeln ihn so, als wäre er immer da gewesen. Er muss auch immer dagewesen sein, anders lässt sich das nicht erklären. – Doch wo war ich stehen geblieben? Ach ja: Also, irgend einmal hat der Mann seinen Plan vorgelegt, diesen Rundbau zu erstellen, und da er uns allen versprach, dass wir ihn dann so oft verhöhnen und beschimpfen dürfen, wie es uns Spaß macht, haben wir ihm geholfen, die Stämme in den Boden zu rammen. Als alles fertig war, sprang er hinab und versprach, dort in alle Ewigkeit zu bleiben.»

«Und habt ihr denn kein Mitgefühl mit ihm?», fragte Jessy scheu.

«Wie lustig! Mitgefühl gibt's im Märchen, aber bestimmt nicht hier. Wir sind doch keine Memmen. Mitgefühl oder Mitleid soll jeder mit sich selber haben, wenn ihm das behagt. – Ja, du hast recht: Der da unten, der hat Mitleid, sehr viel Mitleid mit sich selber. Du wirst ihn gleich klagen hören, denn das tut er nach jeder Beschimpfung aufs neue, selbst wieder beim tausendsten Mal.»

«Habt ihr ihn denn schon tausendmal verhöhnt und beschimpft?», fragte Jessy ganz entgeistert.

«Glaubst du, dass wir das zählen?», fragte der Professor barsch zurück. «Aber es waren gewiss mehrere Tausend. – Hör, jetzt hat er soeben begonnen.»

Tatsächlich vernahm Jessy nun ein langgezogenes Klagen und Stöhnen und hörte dabei immer wieder Sätze wie: «Bin ich nicht ein armer Tropf? Hat es irgend jemand so schlecht wie ich? Ist es nicht scheußlich, wie die mich behandeln? Fürchterlich, immer werde ich verhöhnt und beschimpft! Bin ich nicht das ärmste Wesen in der ganzen Welt?»

«Doch, doch», rief Jessy hinunter, «das bist du! Einer größeren Seelennot bin ich noch nie begegnet. Es ist wirklich furchtbar, wie die alle dich hier behandeln.»

Der Mann benahm sich wie vor den Kopf geschlagen, denn

offensichtlich hatte er noch nie jemanden so reden hören. «Sprich weiter, bitte, sprich weiter!», rief er hinauf und legte seine Handmuskeln an die Ohren zum Zeichen, dass er begierig auf jedes Wort aus dem Munde dieses seltsamen Wesens sei.

«Was tust du da?», fragte der Professor erbost, indem er ihr einen strengen Blick zuwarf. «Willst du uns etwa den Spaß vermiesen?»

Aber Jessy achtete nicht darauf, sondern sprach ruhig weiter, und aus ihren Worten war ihre tiefe Anteilnahme am Geschick dieses elenden Menschen zu vernehmen: «Ich fühle, was dich quält. Du erinnerst dich an dein Dasein auf der Erde ...»

Kaum hatte sie dies ausgesprochen, schrie er so laut er konnte: «Ich bin ein Mörder, ich bin ein Frauenschänder, ich bin ein Brandstifter! Bitte hilf mir!»

«Der Mann ist verrückt geworden», bemerkte der Professor kühl, «noch verrückter, als er schon war. Wirklich interessant ...»

«So schweig doch endlich!» Jessy war selber erstaunt, dass ihr diese Zurechtweisung in einem solch gebieterischen Ton entschlüpft war.

«Das ist mir noch nie passiert!», begann der Professor zu lamentieren. «So frivol geht diese Schleicherin mit der Wissenschaft um! Ach, wie elend ist mir plötzlich!» Dann schwieg er und schlich sich unmerklich davon.

Kaum war er außer Sichtweite, begann der Schwarze wieder zu rufen, so laut es ihm möglich war: «Ich bin ein Mörder, hilf mir, ich bin ein Brandstifter!» Und dann erlebte er etwas, was ihn fast den Verstand verlieren ließ: Dieses seltsame, milde Wesen, welches eben mit ihm gesprochen hatte, schwebte wie ein Blatt, das leise vom Baum zur Erde sinkt, hinab ins offene Rund und setzte sich neben den weinenden Mann. Ohne Umstände fasste sie ihn an der Schulter, zog ihn an sich und strich ihm begütigend über die Haare und das Gesicht.

«Ich höre», begann Jessy sanft, «du hast getötet und Brände gelegt.»

«Ja, das habe ich, dutzendfach», sagte er leise, und dann schrie er plötzlich auf: «Oh, hätte ich es doch nie getan, hätte ich es doch nie getan!»

«Und willst du dich deswegen jetzt für alle Ewigkeit hier einschließen?»

«Ich kann ja nicht selber hinaus. Es gibt keine Treppe nach außen. Hilf mir! Mach mit mir, was du willst, aber hilf mir bitte aus diesem Gefängnis heraus!»

Jessy überlegte nichts, stellte keine weiteren Fragen, sondern erhob sich einfach und bat den Mann, es ihr gleich zu tun. Dann ergriff sie eine seiner Hände und erinnerte sich, wie sie vor langer, langer Zeit von Ellen an der Hand gefasst, in die Höhe gehoben und ins Rutschbahntal geführt worden war. Nun nahm sie auch die andere Hand des Mannes, der sie ungläubig anblickte, während nicht nur sie den Boden verließ, sondern auch er mit ihr ganz langsam in die Höhe schwebte. Dankbarer hatte sie noch nie ein Mensch angeblickt.

Jenseits der Mauer erreichten die beiden wieder den Boden, und kaum berührten sie ihn mit ihren Füßen, stand Beliam da und sprach: «Jessy, kehre nun zurück in dein Heim und überlass mir den armen Mann.» Dann fasste er diesen an der Hand und entschwebte mit ihm hinter einem Hügelzug.

Zur Rückkehr in ihr kleines Paradies im lichtvollen Tälchen ließ sich Jessy Zeit, denn ihr Herz war übervoll. Die Gefühllosigkeit all dieser Dorfbewohner hier machte sie traurig, aber die Umkehr des Verbrechers erfüllte sie mit Glück.

Bevor sie in ihr Haus eintrat, stattete sie ihrem Garten einen kleinen Besuch ab und bestaunte die Schönheit der Rosen, die ihr diesmal leuchtender zu blühen schienen als alle Tage zuvor.

Kaum hatte sie die Türe geöffnet, schlug ihr ein widerlicher Geruch entgegen, und sie sah, wie sich Luzi, mit überschlagenen Beinen und einem Blatt Papier in der Hand, in einem der Sessel breit machte.

Verbindlich lächelnd begann er: «Du hast mich lange warten lassen, Jessy. Das Geschmuse mit diesem Verbrecher scheint dir offensichtlich Spaß ...!»

«Raus!», schrie Jessy, so laut, dass das ganze Haus erzitterte.

«Ho, ho, nur nicht so unbeherrscht!», entgegnete Luzi und machte einen weiteren Versuch: «Sieh hier, eine Botschaft von Jim ...!»

«Raus, sage ich!» Jessy trat vor ihn hin, fasste ihn mit einer Hand und wies mit der anderen in unzweideutiger Weise auf die Türe.

«Ja, ja, bloß nicht so eilig», stotterte Luzi, während er sich erhob. «Ich gehe ja schon, aber zuerst siehst du dir noch Jims Botschaft an.» Dabei hielt er Jessy die Zeichnung unter die Nase. Aber Jessy würdigte diese keines Blicks, ergriff sie und zerriss sie in tausend Fetzen.

«Schade», bemerkte Luzi, während er die Schnipsel hastig zusammenraffte und in sein Ledermäppchen stopfte, «ein wirkliches Kunstwerk von Jim, verloren, für immer verloren ...»

«Zum letzten Mal: Raus!» Jessy staunte selber, dass sie so laut schreien konnte. Erboast schlug Luzi die Türe hinter sich zu.

Und die Zimmerlinde begann vor ihren Augen an vielen Zweigen aufzublühen.

77 Der rechte Blick

Jim riss alle Fenster auf, nachdem sich Luzi aus dem Staub gemacht hatte, denn der üble, stechende Geruch, den dieser Kerl während seines Besuches in der ganzen Wohnung verbreitet hatte, drückte ihm aufs Gemüt. Dann ließ er sich in einen Sessel fallen und blickte durch das Fenster unentwegt in die Weite.

«Was siehst du dort? Machst wohl eine neue Entdeckung?», fragte ihn Ike verwundert, doch Jim wehrte unwillig ab: «Ach, nichts Besonderes, irgendwohin muss ich ja wohl schauen.» Dabei wurde ihm auf einen Schlag bewusst, dass er bei offenen Augen in sein Inneres blickte und sich all den Bildern hingab, die seit Luzis Besuch in ihm hochstiegen und die ihn nicht mehr in Ruhe lassen wollten.

Hatte Luzi die Wahrheit gesagt? Hatte er Jessys Gesicht wirklich aus der Erinnerung heraus gezeichnet und den nackten Leib bei einer anderen Frau abgeguckt? Vielleicht wollte er ihn nicht allzu sehr erschrecken und hat dies bloß erfunden? Aber das war doch ganz und gar unmöglich, dass Jessy eingewilligt hätte, sich so von ihm abzeichnen zu lassen. Doch so ganz sicher war dies auch wieder nicht ...

Jim stand auf und ging unruhig in seiner Wohnung umher, ohne irgendeine Absicht. War er oben im Turmzimmer, ließ ihn die unvergleichliche Aussicht völlig kühl, und er vermied es, einen Blick auf den Berg zu tun. Dann stieg er wieder die Treppe hinunter und betrat sein Atelier, wiederum ohne zu wissen, was er hier tun sollte. Unschlüssig blieb er vor dem Büchergestell stehen, in welchem in langen Reihen die Bände mit den Werken der bedeutendsten irdischen Künstler standen. Mehrere von ihnen hatte er bereits studiert, und es hatte ihn mit Freude erfüllt, ihre Werke zu bestaunen und von ihnen für sein eigenes Schaffen zu lernen. Aber es standen da unzählige weitere Bücher, die er bisher noch nie angerührt hatte. Was hatte doch Luzi gesagt? Alle echten Künstler würden ganz selbstverständlich nackte Frauen abzeichnen. Bis jetzt war ihm noch kein solcher Maler begegnet. Aber vielleicht war hier doch ein Buch mit solchen Bildern zu entdecken.

Unschlüssig blieb Jim vor den Bücherregalen stehen. Immer wieder erschien vor seinem inneren Auge das Bild mit der nackten Jessy. Er konnte es einfach nicht leugnen: In Luzis Zeichnung war etwas gewesen, das ihn nicht mehr in Ruhe lassen wollte und ihn auf eine ihm ganz neue Art reizte. Hatte Luzi nicht behauptet, wenn man einmal anfangen, solches zu zeichnen oder anzusehen, höre man nicht mehr so schnell wieder damit auf? Vielleicht ließ sich in dieser Bibliothek ein Künstler ausmachen, der ähnliche Zeichnungen oder Gemälde angefertigt hatte.

Jim schritt zu den beiden Fenstern des Raums und verschloss sie. Dann versicherte er sich, dass die Verbindungstüre zu seinem Salon ebenfalls geschlossen war, und suchte mit seinen Augen den Raum ab, ob vielleicht Ike irgendwo in der Nähe sei. Doch als er hörte, wie dieser im Nebenraum herumtollte, griff er entschlossen, aber wahllos nach einem der Kunstbände und begann darin hastig zu blättern. Aber da war nichts Derartiges zu finden. Zu sehen waren bloß Landschaften, Gebäude und Portraits verschiedenster Leute. Jim blickte auf den Einband und las den Namen des Malers: Van Gogh. Das war offensichtlich jetzt nicht das Richtige, obwohl ihm die Bilder gefielen.

Dann versuchte er es mit einem, dessen Umschlag einen moderneren Maler vermuten ließ. Doch da waren bloß unverständliche Kritzeleien, entstellte Gesichter und phantasievolle Farbtupfereien zu sehen. Sicher würde es sich lohnen, das später einmal näher zu betrachten, weshalb sich Jim den Namen Paul Klee auf einen kleinen Zettel schrieb. Aber jetzt wollte er etwas anderes.

Nun griff er nach einem sehr dicken Band des spanischen Malers Goya. Als er ihn öffnete, fiel sein Blick auf eine Gruppe von Männern, die eben von Soldaten erschossen wurden. Einen Augenblick lang fesselte ihn das Bild, und er versuchte sich in den Mann hineinzusetzen, der den offenen Gewehrlauf auf sich gerichtet sah und vielleicht noch eine Sekunde zu leben hatte. Doch Jim verschob es auf später, dieses Gemälde genauer anzusehen. Verwirrt blätterte er im Buch weiter und entdeckte eine Frau, die auf einem Bett lag, aber züchtig gekleidet war. Wie sähe die wohl aus ohne Kleider? Kaum auszudenken! Jim blätterte eine Seite weiter, und dann glaubte er seinen Augen nicht zu trauen: Da lag doch tatsächlich dieselbe Frau in derselben Pose auf dem Bett, diesmal aber ganz unverhüllt, und sah dem Betrachter still versunken in die Augen. Darunter stand: «Die nackte Maja».

Jim merkte, wie seine Wangen rot wurden. Er blickte wieder zur Tür, dann zu den Fenstern und kehrte schließlich wieder zurück zum Bild, woran er sich nicht satt sehen konnte. Schließlich blätterte er im Buch weiter in der geheimen Hoffnung, darin noch mehr solche Bilder mit nackten Frauen zu entdecken. Aber er sah sich enttäuscht und kehrte nochmals zur nackten Maja zurück. Schließlich beschaffte er sich einen kleinen Zettel und legte diesen auf dieser Seite ins Buch, ehe er es wieder schloss und dann ins Regal zurückstellte.

Daraufhin griff er wieder wahllos ins Gestell, las diesmal aber zuerst den Namen des Malers: Edvard Munch. Auch hier gab es viele Häuser, Landschaften und eigenartig gekleidete Leute, und einige Bilder machten ihm beinahe ein bisschen Angst. Eines aber war anders: Darauf waren zwei Personen als Mann und Frau zu erkennen, die einander so innig küssten, dass sie beinahe ineinander verschmolzen. Es hieß auch «Der Kuss». Jim wurde gewahr, dass es ihm auch hier schwer fiel, sich abzuwenden, und je länger er das Bild betrachtete, desto größer wurde seine Sehnsucht nach Jessy. Würde Luzi ihr wohl die Zeichnung zeigen? Und was würde sie dabei denken? Hätte sie vielleicht auch ein wenig Lust, so mit ihm zusammenzusein?

Jim blätterte weiter. Da sah er, auf einem Bette sitzend, ein schwächliches Mädchen, ebenfalls ganz nackt. Unter dem Bild stand: «Pubertät». Davon war bei seinem letzten Aufenthalt an der Universität ausführlich gesprochen worden. Jim versuchte, einen Zusammenhang herzustellen zwischen all dem, was er dort vernommen hatte, und diesem Bild. Aber es wollte ihm nicht gelingen, weshalb er das Nachdenken darüber auf später verschob.

Jim fühlte sich wie in einem Rausch. Nochmals vergewisserte er sich, dass er ganz alleine im Raum war, und ergriff wieder einen neuen Band, diesmal mit Bildern von Lucas Cranach, der seine Bilder im frühen sechzehnten Jahrhundert gemalt hatte. Hier waren viele Heilige zu sehen, aber auf einer Seite entdeckte er, was er suchte: «Die drei Grazien». Die drei Frauen standen so wunderschön nackt da, dass er von deren Anblick nicht genug bekommen konnte. Dabei machte er bei sich eine eigenartige Entdeckung: Beim Betrachten von Luzis Zeichnung hatte ihn ein ganz neues, unerklärliches Gefühl ergriffen, das er auch beim Ansehen der Bilder von Goya und Munch wieder ein wenig empfand. Nun aber, beim Anblick von Cranachs Bild, wollte dieses prickelnde Gefühl einfach nicht mehr so recht aufkommen. So

legte er das Buch enttäuscht wieder weg und fuhr weiter mit seiner Suche.

Schon viele Bände hatte er enttäuscht wieder zurückgestellt, als ihm ein Buch mit den Marmorstatuen des Bildhauers Michelangelo in die Hände fiel. Hier stach ihm zuerst einmal ein völlig nackter Mann in die Augen, und der Bildtext sagte ihm, es handle sich um David, der eben Goliath besiegt habe. Doch es war nicht das, was er suchte. Weiter hinten entdeckte er zwei nackte Frauen, die den Morgen und den Abend versinnbildlichen sollten. Aber das prickelnde Gefühl wollte sich hier schon gar nicht mehr einstellen. So blätterte er weiter. Als die nächste Seite erschien, erschrak er, und es war ihm völlig unmöglich, die Augen von diesem Gebilde von höchster Schönheit und Vollkommenheit wieder abzuwenden. Da saß die Jungfrau Maria und hielt auf ihrem Schoß das Jesuskind. Mit einem Schlag waren all seine Sehnsüchte und Gefühle, die ihn während des Stöberns in den Kunstbänden gefangen gehalten hatten, wie weggeblasen. Auch hier war eine Frau abgebildet, aber ihre Schönheit und Reinheit, die aus diesem Bildwerk aus allerweißstem Marmor hervorstrahlte, erfüllte ihn mit nie gefühlter Freude. Vor seinem inneren Auge erschien wieder Jessy, und in seiner Brust wurde es so heiß, wie ihm das noch nie zuvor zugestoßen war.

Jim stellte das Buch so auf das Gestell, dass diese Seite mit Maria und dem Kind offen blieb, damit er es künftig bei jedem Betreten des Ateliers wieder neu bestaunen könnte.

Da öffnete sich die Tür, und herein trat Melich. Jim sprach ihn sichtlich verlegen an: «Du bist es, Melich? – Schön, dass du kommst!»

Dieser hatte den etwas zurückhaltenden Unterton herausgehört und fragte: «Komme ich etwa ungelegen? Ah, ich sehe, du studierst gerade Kunstgeschichte.»

«Nicht ganz», antwortete Jim etwas kleinlaut, «ich habe bloß in den Kunstbänden geblättert.»

«Ja, ich sehe, du hast hier eine beeindruckende Sammlung», bemerkte Melich und schritt auf das Büchergestell zu. «Darf ich?», fragte er, und nachdem Jim leise genickt hatte, zog er wahllos ein großformatiges Buch heraus. «Ein toller Band von Cézanne!», schwärmte Melich und blätterte mehrere Seiten um. «Sieh hier, die «Badenden»!», sagte er begeistert. «Wunderschön, wie der Maler diese Nackedeien in die Landschaft gestellt hat.»

Jim trat näher und sagte bloß: «Mh, schön, ja.» Aber es klang diesmal derart scheu, dass für Melich kein Zweifel mehr bestand, dass irgend etwas nicht stimmte, weshalb er Jim, halb im Spaß, halb im Ernst fragte: «Oder möchtest du sie lieber bekleidet sehen?»

Jim wurde immer verlegener und stotterte: «Ja, vielleicht, aber nein, ich weiß nicht, ich verstehe zu wenig davon.»

«Natürlich sehen die nicht aus wie auf einer Fotografie, aber die Art, wie Cézanne sie malt, ist doch unvergleichlich, finde ich.» Melich hörte gar nicht mehr hin, ob Jim antwortete, sondern blätterte um und fuhr fort: «Und sieh hier, dieses Stillleben, wie lebendig die Früchte gemalt und wie einmalig das Bild komponiert ist! Das ist eines der schönsten Bilder, die ich je gesehen habe!»

Dabei blickte er Jim ins Antlitz, worauf dieser bemerkte: «Ja, ich sehe es. Ja, wirklich, es gefällt mir auch, fast ein wenig besser als die Badenden.» Aber er sagte dies in einem so fremdartigen Ton, dass Melich nicht recht wusste, was er erwidern sollte.

So stellte er den Band zurück und bemerkte: «Ah, ich sehe, den Goya hast du dir auch angeschaut. Lass sehen, welches Bild du dir da besonders gemerkt hast ...» Jim war versucht, zu widersprechen, aber Melich hatte das Buch bereits in den Händen und schlug es auf jener Seite auf, bei welcher Jims Zettel steckte.

«Na also!», sagte Melich und schien erleichtert. «Offensichtlich bist du doch nicht ganz abgeneigt, dir die schöne Maja anzugucken.» Da bemerkte er, dass Jim über und über errötete und sich beschämt abwandte. Und nun war es Melich, der völlig verlegen dastand und nichts mehr zu sagen wusste.

Jim drehte sich um und setzte sich in der entfernten Ecke auf einen Sessel, worauf Melich seinem Beispiel folgte und sich seinem Freund gegenüber niederließ.

Nach einer langen Pause fragte Melich: «Jim, war Luzi bei dir?»

«Ja, weshalb fragst du?»

«Ich glaube, er hat dir den Kopf verdreht.»

«Schon möglich.»

«Das macht er immer so, es ist gewissermaßen sein Amt.»

Jim schaute seinen Freund verwundert an. Dann sagte er: «Er hat mir eine Zeichnung gezeigt ...»

«... mit einer nackten Frau», ergänzte Melich. «Das kennt man.»

«Nicht bloß das», sagte Jim traurig, «es war ein Bild von Jessy.»

«Wieder ein neuer Trick von ihm. So ist er eben.»

«Du nimmst das so leicht, Melich. Mich hat er ganz durcheinander gebracht.»

«Ich sagte dir ja schon: Das ist sein Amt.»

Dann entstand eine lange Pause, und Melich sah, wie Jim mit sich rang und überlegte, ob er seine Gedanken seinem Freunde anvertrauen sollte. Endlich sagte Jim: «Als ich diese Frauen sah, hatte ich plötzlich so ein unbeschreibliches Gefühl, und ich konnte gar nicht anders, als in allen Bänden nach nackten Frauen zu suchen.»

«Na und? Was ist schon dabei? Sind sie etwa nicht schön?» Melich blickte seinen Freund ziemlich verständnislos an.

«Ich habe mich trotzdem dabei geschämt», gestand Jim kleinlaut.

Melich atmete tief durch, machte wieder eine Pause und sprach schließlich: «Jim, ich will dir etwas sagen: Du schämst dich nicht wegen der Nacktheit der Frauen, du schämst dich wegen deines Blickes.»

Jim nickte bloß. Dann sagte er: «Aber jetzt ist es vorbei damit.»

«Vorbei? Weshalb?»

«Seit ich Michelangelos Marmorstatue von Maria mit dem Kind gesehen habe, ist plötzlich alles anders geworden. Ich habe es gemerkt, als du das Buch mit der schönen Maja aufschlugst. Das Gefühl, das ich beim ersten Mal hatte, war nicht mehr da.»

«Du siehst jetzt eben die Schönheit. Alles, was Gott erschaffen hat, ist ...»

Da wurde der Raum mit Licht erfüllt, und vor den beiden stand Menchor. Er hielt in den Händen ein Bild, legte es vor Jim auf den Tisch und sprach: «Sieh hier ein Portrait von Jessy! Es ist ein Zauberbild: Wer immer hier zu dir zu Besuch kommt, wird sie so sehen, in ihrem schönsten Gewand. Du aber, Jim, wirst sie immer dann, wenn du deine Liebe zu ihr in deinem Herzen spürst, sehen können, wie sie der Schöpfer erschaffen hat. Melich hat recht: Alles, was Gott erschuf, ist schön.»

Dann verließ sie der Engel wieder. Auch Melich erhob sich still und überließ Jim seinen Gedanken.

78 Der Berg

Welch ein Wunder! An den Zweigen der Zimmerlinde begannen viele Knospen aufzubrechen, entfalteten sich Blüten- und Staubblätter und verströmten im Raum einen angenehm süßen Duft. Jessy hatte sich in einem Sessel niedergelassen und gab sich diesem Schauspiel mit einem tiefen Dankgefühl hin. Endlich erhob sie sich und tauschte ihren schlichten Umhang, den sie bei ihrem Besuch beim Baumstammgefängnis getragen hatte, mit einem Kleid aus hellblauer und blassgelber Seide. Als sie danach kurz in den Spiegel blickte, sah sie, dass ihr Haar vollkommen silbern glänzte, und sie wusste, dass dies Jim, sobald er es sähe, von Herzen glücklich machen würde.

Dann begab sie sich mit einem Buch in den Garten und setzte sich beim Teich auf eine Ruhebänk. Hier sah sie zuerst den bunt schillernen Libellen zu, die einander zu haschen versuchten oder sich auf die frischen Blätter der Seerosen setzten, schlug das Buch auf und begann zu lesen.

«Wie wär's mit einem Spaziergang?», tönte es unvermittelt aus dem Geäst eines blühenden Flieders.

«Du, Schneuli?», antwortete Jessy überrascht. «Schön, dich wieder zu sehen! Ein Spaziergang? Ja, das gefiele mir. Aber du weißt doch, wie ich dann jeweils gleich in immer düstere Gebiete komme.»

«Augen auf, Jessy, Augen auf!» Bei dieser Rede flog Schneuli in jene Richtung, von welcher ein kleiner Bach von einer Anhöhe her an ihrem Haus vorbeifloss. Tatsächlich hatte Jessy bis jetzt stets den Weg talauswärts gewählt, um ihre Besuche im düsteren Dorf und seiner Umgebung zu machen, und war nie auf den Gedanken gekommen, auch einmal die Gegenrichtung einzuschlagen. Erst jetzt fiel es ihr auf, dass dort über dem Horizont ein seltsamer Schimmer stand, der sie sogleich magnetisch anzog. So legte sie ihr Buch beiseite und schritt in jene Richtung, die ihr Schneuli gewiesen hatte.

Sie folgte einem schmalen Pfad, der sie zwischen vereinzelter Baumgruppen und kleinen Felspartien allmählich die Anhöhe empor führte. Dabei fühlte sie sich zunehmend leichter, und fast ohne es selbst zu bemerken, wechselte sie vom Schreiten ins Schweben und stieg dabei immer höher. Einmal wandte sie sich um und sah weit unten, eingebettet in das lichtdurchflutete Tälchen, ihr eigenes Haus. Weiter weg lag die öde, düstere Gegend, und es fiel ihr schwer, das Dorf oder gar die ein-

zelnen Häuser auszumachen, die sie bei ihren Besuchen kennengelernt hatte. Wie so ganz anders sah es in der Gegenrichtung aus: Hier verbreitete sich ein warmes, angenehmes Licht, und die Hügel, die sich vor ihren Augen erhoben, waren bestanden mit freundlichen Wäldern, unterbrochen von leuchtenden Wiesen oder einladenden Gehöften und Dörfern.

Jessy hatte schon mehrere Hügelketten hinter sich gelassen und wurde plötzlich inne, dass sie nun zum erstenmal vollkommen allein in der Weite dieses jenseitigen Landes schwebte. Gut, dass da unten wenigstens immer wieder Häuser und Dörfer zu sehen waren! Trotzdem spürte sie tief in sich eine seltsame Beklemmung, und mit einem Schlag überfiel sie auch das Gefühl völliger Einsamkeit. Unwillkürlich schloss sie die Augen, aber sogleich wurde sie überwältigt von einem Zustand, den sie noch nie erlebt hatte: Alle Erinnerungen lösten sich auf, kein Ziel und kein Begehren bedrängten sie mehr, sie war einfach da, mitten im unendlichen Raum. Ihr war, als würde sie in die Tiefe des Weltalls fallen, ohne je aufgefangen zu werden. Dabei durchdrang sie ein Gefühl von höchster Glückseligkeit, und ihr einziger Wunsch war, dies möge in alle Ewigkeit nie mehr enden.

Allmählich stiegen in ihr Fragen auf: Wo bin ich denn? Wer bin ich eigentlich? Wann werde ich Jim wiedersehen?

Endlich öffnete Jessy die Augen, ohne dass sie einen bewussten Entschluss gefasst hatte. Sie erschrak, denn vor ihr lag eine in unabsehbare Weite reichende Landschaft von vollkommener Schönheit. Und hinter allen Gebirgen, in der allerweitesten Ferne erhob sich ein Berg, der an Gewalt und Herrlichkeit alle anderen wohl um das Hundertfache überragte. Es schien ihr ganz unmöglich, den Blick von ihm abzuwenden, und tief innen fühlte sie eine Sehnsucht wachsen, als müsste ihr Herz zerrissen werden. Jessy wusste sich nicht mehr zu helfen und brach in Tränen aus.

Da berührte jemand ihre Schulter, und als sie sich umdrehte, blickte sie Beliam ins Gesicht. «Ich sehe», sprach er mit sanfter Stimme, «du hast ein wenig am Glas genippt?»

«Am Glas genippt? Das verstehe ich nicht.»

«Stell dir vor, ein Mensch stünde vor einem Glas, gefüllt mit dem allerköstlichsten Trank, den man sich überhaupt denken kann, und er streckte behutsam die Spitze seiner Zunge hinein. Er würde sich wohl ähnlich fühlen wie du jetzt, wenn man ihm sagte, dass er später einmal

nicht bloß dieses Glas ganz austrinken dürfe, sondern dass es ihm in alle Ewigkeit stets neu gefüllt werde.»

«Du willst also sagen, dass ich einen Vorgeschmack des ...»

Jessy zögerte.

«Ja richtig», bestätigte Beliam, «einen Vorgeschmack des Himmels, das wolltest du wohl sagen. Erinnerst du dich noch, wie du anfangs, als dich Ellen ins Rutschbahntal führte, immer wieder glaubtest, du seiest im Himmel?»

«Ja, da war ich noch ein Kind», sagte Jessy leise. «Wie lang ist das wohl her?»

«Ja, ja, wie lang? Du weißt ja, dass wir hier dafür kein Maß haben. Es ist auch nicht wichtig. Zeit spielt nur auf der Erde eine Rolle, weil sie dort beschränkt ist. Aber hier kennt die Zeit keine Grenze.»

Erst jetzt fiel es Jessy auf, dass sich während ihres kurzen Gesprächs die Landschaft wieder verändert hatte. In der Ferne erblickte sie das Tälchen mit ihrem Haus, dahinter die düstere Gegend, und wenn sie sich umdrehte, war auch vom Berg, dessen Gewaltigkeit sie so überwältigt hatte, nichts mehr zu sehen. Beliam erkannte, dass Jessy deswegen traurig wurde, und so sprach er: «Ja, Jessy, der Blick auf den Berg ist allen lieb, die ihn einmal gesehen haben. Ihnen allen ist er heilig, und alle streben zu ihm hin und ruhen nicht, bis sie auf seinen Höhen eine Wohnstatt finden dürfen.»

«Genau so hat das auch Melich zu Jim gesagt!», rief Jessy, und sie war derart überrascht, dies plötzlich zu wissen, dass sie Beliam ganz entgeistert ansah.

«Wundere dich nicht», begütigte Beliam, «Menschen, die den Berg gesehen haben und einander lieben, sind im Tiefsten ihrer Seelen miteinander verbunden, und so kommt es, dass man am Leben eines anderen teilnehmen kann, ohne dass er sichtbar gegenwärtig ist. Übrigens brauchst du jetzt auch den Berg nicht mehr zu vermissen, denn du wirst ihn künftig von deinem Hause aus sehen ...»

«... wie Jim!», ergänzte Jessy, und Beliam bestätigte: «Ja, wie Jim und wie alle anderen, die in diesem Land hier leben dürfen und sich nach dem Anblick des Berges sehnen.»

Dann fasste er Jessy an der Hand, und nach kurzem Schweben erreichten sie den Garten von Jessys Wohnstatt, wo Schneuli auf einem Baum saß und rief: «Schön spaziert, Jessy, schön spaziert! Komm und sieh, komm und sieh!» Dabei flog er auf jene Bank zu, auf welcher

Jessy ihr Buch hingelegt hatte, setzte sich auf die Lehne und winkte Jessy mit dem Flügel unmissverständlich zu, sich dort zu setzen.

Das tat sie, und mit Erstaunen und größter Freude sah sie nun in jener Richtung, in der vor ihrer kleinen Reise über dem Horizont bloß ein geheimnisvoller Schimmer sichtbar gewesen war, den Berg in seiner vollen Pracht und Größe. Jessy konnte sich daran nicht satt sehen und bemerkte kaum, dass sich Beliam still und wortlos wieder zurückgezogen hatte.

79 Das innere Licht

Jim hatte noch immer die Augen geschlossen. Melichs Aussage: «Alles, was Gott erschuf, ist schön», erklang in seiner Seele wie das Geläute einer silbernen Glocke: Immer wieder und scheinbar ohne Ende hallten diese Worte, so wie eben die Glockenschläge kommen und gehen und den Horchenden immer erneut ergreifen. Wer vermag zu sagen, wie lange er diesem seltsamen Geläute gelauscht hatte? Als er endlich die Augen öffnete, nahm er mit Erstaunen wahr, dass Menchor und Melich ihn verlassen hatten.

Vor ihm lag auf dem Tisch das Bild, das ihm der Engel gebracht hatte. Jessys anmutiges Antlitz war umrahmt von Locken feinsten Silbers. Ihre weiten Augen waren auf ihn gerichtet, was Jim sehr erstaunte und noch mehr erfreute. Wie konnte man nur so etwas zeichnen? Er suchte sich also einen geeigneten Platz an einer Wand, um diesen Eindruck immer wieder zu erleben. Das Bild sollte so hängen, dass Jessys Blick auf den nähertretenden Betrachter gerichtet war. Jim nahm sein bisheriges Lieblingsbild – eine Landschaft mit einem See im Vordergrund und verschneiten Gebirgen in der Ferne – von der Wand und hängte Jessys Portrait an dessen Stelle. Richtig, wenn er es von vorne betrachtete, blickte ihm Jessy direkt in die Augen.

Als er aber zur Seite trat und das Bild erneut ansah, erstaunte er nicht wenig, denn auch hier hatte Jessy ihren Blick auf ihn gerichtet. Rasch trat Jim auf die andere Seite, und siehe da: Auch jetzt blickte ihn Jessy unentwegt an, wobei sie geheimnisvoll lächelte, als wollte sie Jims Blick erwidern und ihm ihre Liebe bekennen. Offensichtlich war es nicht wichtig, wo das Bild hing und in welchem Winkel er es betrachtete: Jessy blieb stets in gleicher Weise lebendig und gegenwärtig, und ihre Augen suchten den Betrachter.

So nahm Jim das Bild erneut von der Wand, denn er fand, ihm gebühre ein noch würdigerer Platz. Fast wie in einem Schlafwandel stieg er ins Turmzimmer hinauf und stellte das Bild unter das Fenster, welches ihm den unverstellten Blick auf den Berg gestattete. Das war der würdigste Ort, und fortan wollte er sich vor jeder Reise in seine eigene Seele nicht bloß am Anblick des Berges, sondern auch an Jessys Schönheit erfreuen.

Am liebsten hätte er jetzt Menchors Rat befolgt, Jessys Bild in inniger Liebe zu betrachten und dann zu erleben, was ihm versprochen war. Aber in diesem Augenblick hüpfte Ike herbei, nahm einen Sprung auf seine Schultern und sagte ihm ins Ohr: «Melich ist unten und möchte mit dir sprechen.»

Jim ließ das Bild unter dem Fenster stehen, eilte die Treppe hinab und empfing seinen Freund mit den Worten: «Schon wieder zurück, Melich? Schön, dass du wieder da bist!»

Melich schaute Jim verwirrt an und fragte erstaunt: «Was heißt hier »schon«? Ich habe inzwischen an der Universität einen Kurs über die Entstehung des Weltalls besucht. Schade, dass du nicht auch kamst.»

«Einen Kurs hast du besucht in dieser kurzen Zeit?», entgegnete Jim. «Das verstehe ich nicht. Du warst doch eben noch hier, als mir Menchor das Bild brachte.»

«Schade, dass wir hier keinen Kalender und keine Uhren haben», sagte darauf Melich, «denn dann könnte ich dir sagen, wieviele Stunden oder Wochen du geschlafen hast.»

Jim schwieg und sah seinen Freund ein wenig traurig an. Den Kurs über die Entstehung des Weltalls hätte er auch gerne besucht. Aber noch mehr beschäftigte ihn die Frage, auf welche Weise bei ihm die Zeit vorübergegangen war. Endlich sagte er leise: «Ich habe nicht geschlafen. Es war die silberne Glocke ...»

Melich verstand nichts, aber er wollte nicht weiter in Jim dringen, um dieses Rätsel zu lösen. Er wechselte das Thema und sagte: «Drüben an der Universität wird ein Ballettkurs angeboten, und es wäre schön, wenn auch du daran teilnähmest.»

«Ballett? Eigenartig», antwortete Jim, «da fällt mir gleich eine Begebenheit ein, die weit, weit zurückliegt. Samuel, Brigitte, Jessy und ich waren in den Lüften unterwegs, als eine Frau mit einem Burschen und seiner Freundin in aller Eile unseren Weg kreuzte, so dass wir beinahe zusammenstießen. Sie fanden nicht Zeit für eine lange Erklärung,

sondern sagten bloß, sie wären auf dem Weg ins Tal der Universitäten, um dort einen Ballett-Kurs zu besuchen. Jessy und ich wären auch gerne hingegangen, aber Samuel sagte, da wolle er erst Archas um Erlaubnis fragen. Wie lange ist das doch her! Da waren wir noch richtige Kinder.»

«Und, wie ist es jetzt?», fragte Melich fast ein wenig ungeduldig. «Holst du das jetzt nach?»

«Du meinst, alleine, ohne Jessy? Das kommt für mich nicht in Frage! Es wird gewiss später wieder eine Gelegenheit geben.» Dabei schritt Jim auf die Haustüre zu und gab damit seinem Freund zu verstehen, dass er jetzt lieber für sich sein wollte.

Als Melich hinter dem Fliederbusch verschwunden war, trat Jim selber ins Freie, um sich in seinem Blumengarten zu erholen und dort seine Gedanken zu ordnen.

Wie jedesmal, wenn er seinen Garten betrat, war er überwältigt vom Anblick dieser wirklich unbeschreiblichen Pracht. Auf der Erde hatte er einmal mit seinen Eltern einen berühmten Schlosspark besucht, in welchem nicht bloß Hunderte von Rosensorten gediehen, sondern auch Lilien, Schwertlilien und ungezählte Arten von Sommerflor. Er war sich damals wie in einem Märchen vorgekommen, und er wäre vollkommen glücklich gewesen, wenn sich die Mutter nicht immer über die Sprüche seines Vaters geärgert hätte. Den unflätigsten Reim, der dem Vater den schlimmsten Tadel der Mutter eintrug, konnte er auch später nicht mehr vergessen, und sogar jetzt fiel er ihm wieder ein:

«Sieh hier, das weite Meer der Rosen!

Ich mach vor Lust fast in die Hosen.»

Ja, ein bisschen lustig fand er ihn jetzt auch – so war eben der Vater, der bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit seine Witzigkeit unter Beweis stellen wollte. Doch jetzt tat er ihm vor allem leid, denn genau genommen war es dem Vater bei seinem ungeschickten Bemühen, sich ins Zentrum zu stellen, gar nicht möglich gewesen, die Blumen richtig anzusehen und deren Schönheit auf sich wirken zu lassen. Wie glücklich war Jim jetzt, einen Blumengarten zu besitzen, der jenen Schlossgarten weit in den Schatten stellte! Hier verblühten die Blumen auch nicht so schnell, und er fand immer genügend Zeit, um

jene, die ausgeblüht hatten, wegzupflücken und jene, die in vollster Blüte standen, zu bestaunen.

Sein liebstes Plätzchen im Garten war eine bequeme Bank, die gleich bei jenem Gartenbeet stand, in welchem Jim seine botanische Sammlung angelegt hatte. Er hatte sich nämlich angewöhnt, bei all seinen Ausflügen in die nähere und fernere Umgebung von allen Blumen, die er zum erstenmal sah, ein Exemplar auszugraben und es in seinem Sammlungsbeet einzupflanzen. Beim Betrachten jeder einzelnen Pflanze stieg ihm stets wieder die Erinnerung an jenen Augenblick hoch, in welchem er sie entdeckt und in seinen Garten umgepflanzt hatte.

Aber diesmal war es anders. Der Gedanke an seinen Vater ließ ihn nicht mehr los. Wie lange war es doch her, seit er – gemeinsam mit Jessy – George und Yolanda besuchte und beide so betrübt und unwillig waren! Unversehens stieg in ihm die Sehnsucht auf, seinem Vater beizustehen. Wie war es bloß möglich gewesen, ihn einfach zu vergessen? Dabei hatte er doch längst gelernt, dass man einer leidenden Seele helfen kann, indem man ihr aus warmem Herzen Liebeskraft spendet.

Ohne sich lange zu besinnen, betrat er wieder sein Haus und stieg ins Turmgemach hoch. Er setzte sich in seinen Sessel vor dem Fenster mit dem Ausblick zum Berg, und als er darunter wieder Jessys Bild an die Wand gelehnt erblickte, ergriff ihn eine Wärme, wie er dies noch niemals erfahren hatte. Wie durch einen geheimen Zwang genötigt, schloss er die Augen und empfand in sich diese durchdringende wärmende Kraft. Dann tauchte in ihm das Bild seines Vaters auf, so wie er es von seinem letzten Besuch in Erinnerung hatte, und es war ihm, als flösse ein Strom dieser geheimnisvollen Wärme mitten aus seinem Herzen und umhüllte seinen Vater, so, wie eine Mutter ein frierendes Kind mit einer wärmenden Decke einhüllt.

Aber seltsam! Nun stand vor seinem inneren Auge nicht bloß Vaters Antlitz, nein, er sah ihn, wie er neben Yolanda einherging und gemeinsam mit ihr einen Berg hochstieg. Beidseits des Weges standen Gebüsche und kleine Bäume, und Jim sah, wie Yolanda so nebenbei einen Zweig ergriff und etwas abpflückte. Bald darauf lachte sie laut heraus und sagte zu George: «Mein lieber kleiner Witzbold kann es einfach nicht lassen! Dieser Reim war wirklich lustig, ja, mehr als das, den muss ich mir merken:

«Pflückst du am Wege ein Nüsschen,
gäb ich dir gerne ein Küsschen.»

Schön, dass es hier an dieser Buchenhecke so viele Nüsschen hat, und darum sollst du jetzt auch ein Küsschen haben!» Und Jim traute seinen Augen nicht, als er sah, wie sich die beiden umarmten und tatsächlich küssten.

Aber das war doch keine Erinnerung! War es Einbildung? War es eine Wunschphantasie? Wie ein Blitz durchfuhr es ihn: Nein, das war Wirklichkeit, das war das innere Licht! Jim konnte sich kaum fassen. Wie oft hatten Ellen und Samuel vom inneren Licht gesprochen, aber er hatte sich darunter nie etwas Genaueres vorstellen können. Aber jetzt war kein Zweifel mehr möglich. Jim konnte in seiner Versenkung in die Ferne blicken und miterleben, wie es anderen in diesem Augenblick gerade erging, was sie taten, was sie litten, worüber sie sich freuten. Das innere Licht – welch unsagbarer Segen!

80 Alles umsonst?

Wie immer warf Jessy auch diesmal beim Verlassen ihres Heims einen Blick in den Spiegel. Sie lächelte, denn von weitem hätte man sie mit ihren silbernen Haaren und eingehüllt in den schlichten, grauen Überwurf für eine alte Frau halten können. Aber sie wusste, dass ihr dieses Aussehen die Aufgaben im düsteren Dorf erleichterte.

Sie wollte es einmal mehr mit jenem Mann versuchen, der in einem auffallend kleinen, holzschuppenartigen Haus wohnte, dem zweitletzten am Dorfausgang. Schon zweimal hatte er sie mit Schimpf und Schande davongejagt, und sein tausendmal wiederholter Satz: «Mein ganzes Unglück verdanke ich dem Schwein dort drüben!», ertönte wieder in ihren Ohren, und ihr Herz wurde schwer. Aber ihr Mitgefühl mit diesem Menschen überwog die Abneigung gegen seine verfehlte Lebensart.

Entschlossen trat sie hinaus in den Garten, setzte sich auf die Bank beim Teich und versenkte sich in den Anblick des Berges. Sie spürte, wie ihr dadurch eine bislang unbekannte Kraft zufloss, was sie mit dem Gefühl tiefer Dankbarkeit erfüllte. Dann verließ sie ihr Anwesen und strebte dem Dorf zu. Sie hatte seit ihrem Aufenthalt in dieser Gegend

gelernt, auch im düsteren Bereich zu schweben, doch sobald sie in die Nähe von Menschen kam, schien es ihr doch schicklicher, zu Fuß voranzugehen. Das führte auch dazu, dass sie sich mittlerweile in all den verwinkelten Straßen und Gassen bestens auskannte.

Auch diesmal war der Gang durchs Dorf alles andere als angenehm, denn die meisten Bewohner waren ihr gegenüber feindselig eingestellt. Eben schritt sie an der «Schenke zum Stiefel» vorbei und sah einen Mann halb betrunken die Treppe heruntertorkeln. Kaum hatte der sie erblickt, streckte er ihr erst seine Zunge entgegen und ballte hernach die Faust gegen sie. Ein wenig später begegnete sie zwei miteinander schwatzenden Frauen. Jessy grüßte sie freundlich, worauf die eine wortlos in der angebauten Scheune verschwand und die andere mit dem Zeigefinger an die Stirne tippte und damit bekundete, dass sie die fremde Frau für verrückt hielt. Dies alles betrübte Jessy, aber nicht ihretwegen, sondern weil ihr diese Menschen leid taten.

Sie hatte schon bald das ganze Dorf durchquert und näherte sich mit klopfendem Herzen Stürchels Haus. Der Mann war sehr stolz auf diesen Namen, weshalb Jessy wusste, dass sie ihn damit ansprechen musste. Das stimmte ihn jeweils etwas milder, so dass er dann eher bereit war, nicht bloß selber zu reden und wütend aufzubegehren, sondern auch zuzuhören.

Stürchel saß wie meistens auf der Bank vor seiner schäbigen Hütte und glotzte in die Richtung seines Nachbarn. Dieser hielt sich offensichtlich in seiner Stube auf, denn ein fahles Licht schimmerte durch die Pergamenthaut, womit er die einzige Fensteröffnung seiner armseligen Behausung verklebt hatte. Jessy trat näher und sprach: «Sei gegrüßt, Stürchel! Es scheint dir besser zu gehen als beim letzten Mal.»

«Verdammt noch mal, nein! Miserabel geht es mir! Ich möchte endlich fort aus diesem Stinkdorf!» Dabei hatte er sich erhoben und trat ein paar Schritte auf Jessy zu.

«Du bist freiwillig hier», entgegnete Jessy. «Noch ein einziges Haus, dann führt die Straße hinaus aus dem Dorf, und wenn du willst, kommst du in eine bessere Gegend.»

«Freiwillig, freiwillig! Dass ich nicht lache! Nein, ich kotze! Du weißt doch genau, dass mich der Scheißkerl dort drüben nicht durchlässt. Mein ganzes Unglück verdanke ich dem Schwein dort drüben!» Stürchel setzte sich wieder trotzig hin, und Jessy nahm ohne Umstände neben ihm Platz. Diesmal ließ er es zu, nicht wie beim ersten Mal, als

er Jessy mit einem Stock vertreiben wollte. Und er rückte auch nicht mehr weg bis ans äußerste Ende seiner Bank, wie er es beim zweiten Mal getan hatte.

«Bitte ihn doch einfach, er möge dich vorbeilassen», sagte Jessy leise, «vielleicht lässt er es dann zu, dass du weggehst.»

«Den bitten? Niemals! Vor diesem Schwein kriechen wie ein Wurm? Das fehlte gerade noch!»

«Was hat er dir denn angetan?»

«Hab ich dir das nicht schon zweimal gesagt?», rief Stürchel entrüstet. «Glaubst du, ich sage es dir zum drittenmal?»

«Ja, ich erinnere mich schon», antwortete Jessy, «aber es war jedesmal etwas anderes.»

«Meinetwegen! Er hat mir auch alles angetan, was man einem Feind antun kann. Zuletzt hat er mir noch das Haus über dem Kopf angezündet, dieses Schwein!»

Jessy schwieg eine Weile und dachte nach. Dann bemerkte sie: «Aber du wohnst doch hier, und ich sehe nirgends die Spuren eines Brandes!»

«Zum Teufel, welche Einfalt! Das war doch früher, viel früher, eben dort, ja, du weißt schon ...»

«Du meinst, dort auf der Erde? Aber ihr glaubt doch hier gar nicht an das frühere Leben ...»

«Zum Teufel mit diesem Scheißprofessor! Der macht sich doch bloß wichtig und bringt hier alle durcheinander. Dabei weiß jeder, dass der spinnt, aber niemand wagt es, ihm die Fresse zu verhauen. Ja, auf der Erde war es, und da hat das Schwein mir das Vieh vergiftet, die Tochter geschändet, alles gestohlen, was nicht niet- und nagelfest war, und schließlich ... Ach, was soll ich das alles aufzählen? Aber eines sollst du wissen: Der Stürchel war nicht so dumm, wie der glaubte.»

«Du hast es ihm heimgezahlt?»

«Und wie! Der Dummkopf hat kaum je gemerkt, dass ich fast alle Grenzsteine versetzt habe. Und seine Alte musste auch dran glauben», versetzte Stürchel triumphierend.

«Es scheint, dass du stolz auf deine Vergeltungen bist.»

«Und ob! Stolz, das bin ich immer noch, und der Stürchel wird es sein bis in alle Ewigkeit!» Dabei hob er die drei Schwurfinger der rechten Hand in die Höhe, doch zugleich stieß er einen Schrei aus und verbarg die Hand unter dem linken Oberarm.

«Schmerzt dich die Hand?», fragte Jessy teilnahmsvoll, worauf Stürchel kleinlaut gestand: «Ja, zum Teufel, das Schwein dort drüben hat sie mir verhext, weil ich vor Gericht geschworen habe.»

«Du meinst: falsch geschworen?», wagte Jessy zu bemerken.

«Ich sagte dir ja schon, dass ich die Grenzsteine verpflanzt habe, und dann musste ich vor Gericht eben beschwören, dass ich dies nicht getan hatte. Nur ein Schwachkopf hätte das zugegeben!»

«Ein Meineid also», stellte Jessy fest. «Verständlich, dass er dich dafür hasst.»

«Ob der mich hasst, ist mir scheißegal! Aber ich will endlich fort, damit ich das Schwein nicht mehr sehen muss! Doch jedesmal, wenn ich an seinem Haus vorbeigehe, glotzt er mich an wie ein Vieh, und stellt sich quer. Tausendmal hab ich es schon versucht, an diesem Schwein vorbeizukommen, aber der Teufel steckt in ihm, und ich muss den Schwanz einziehen. Ich könnte ihn umbringen, wenn ich es nicht schon getan hätte!»

«Du hast ihn ermordet? Wohl nach dem Brand?», fragte Jessy.

«Ja, was ist da schon dabei? Das hätte er genau so getan! Und dann haben sie mich eingelocht, bis ich krepirt bin. Und an all diesem Unglück trägt dieses Schwein die Schuld!» Stürchel hatte sich in eine wütende Erregung hineingesteigert und atmete schwer. Jessy ließ ihm Zeit. Endlich blickte er sie an und fragte gereizt: «Weshalb bist du überhaupt gekommen? Bin ich dir etwa Rechenschaft schuldig? Was geht dich das alles an?»

Wiederum schwieg Jessy, was Stürchel offensichtlich in Erstaunen versetzte. Wie konnte jemand, den man reizt, einfach schweigen? Er hatte sie doch etwas gefragt! Da könnte sie doch auch antworten! Aber einfach schweigen – was für eine Boshaftigkeit! Endlich hakte er nach und fuhr sie an: «Hast du nicht gehört? Ich habe dich etwas gefragt.»

Jessy antwortete ruhig: «Du hast mir drei Fragen gestellt. Also: Geht es dir, weil ich dir helfen will, denn ich weiß, was du zu tun hast, um hier wegzukommen. Rechenschaft bist du mir nicht schuldig, aber dir selber. Und dies alles geht mich darum etwas an, weil es keinem Menschen gleichgültig sein sollte, wenn es einem anderen schlecht geht.»

«Pfui, wie fromm! Wärest du ein Mann, ich dächte, du wärest ein Pfaff. Aber ich will dir jetzt meine Fragen selbst beantworten: Gekommen bist du im Auftrag dieses Schweins dort drüben, um mich auszu-

horchen. Rechenschaft ist der Stürchel niemandem schuldig, und dich geht das alles einen Scheißdreck an! So, und jetzt verschwinde! Und wehe, wenn du es nochmals wagst, dich hier einzuschleichen!» Mit diesen Worten sprang Stürchel auf die Beine, verschwand im Haus und schlug die Türe zu.

Jessy fühlte sich so elend, wie es ihr noch nie begegnet war. Lange gelang es ihr nicht, sich vom Boden zu erheben, und erst, als sie den Schimmer ihres heimatlichen Tälchens weit hinten wahrnahm, stieg sie höher und schwebte heimwärts.

Kaum hatte sie ihre Stube betreten und das Gewand gewechselt, vernahm sie wieder leise Geräusche. Tatsächlich, aus dem Stamm der Zimmerlinde schossen neue Triebe, und an den alten wuchsen die Blütenknospen und entfalteten ihre prachtvollen Blätter. «Oh, ihr täuscht euch!», sagte Jessy entmutigt. «Alles war umsonst. Was soll da euer Blühen!»

«Umsonst? Bist du dir sicher?», fragte eine Stimme, die Jessy sehr wohl kannte. Ja, dort saß er wie so oft, auf dem Büchergestell, und fast schien es Jessy, Schneuli versuchte, ihr ein bisschen zuzulächeln. Zum erstenmal wagte sie es, ihm den Arm entgegenzustrecken, in der Hoffnung, der weiße Vogel würde sich darauf setzen. Wie erstaunt und erfreut war Jessy, als er sich auf diese Einladung einließ und sich auf ihrem Unterarm festkrallte!

«Mein lieber Schneuli», begann Jessy, «ich möchte nur noch weinen. Du siehst, wie alles umsonst ist, all meine Mühe und all mein Mitgefühl. Was soll ich bloß tun?»

«Liebe Jessy, du meinst bloß, es sei alles nutzlos. Aber sieh doch, was der Mann jetzt tut!»

«Wie kommst du denn auf diese Idee? Wie soll das gehen?», fragte Jessy verwirrt.

«Noch nie etwas vom inneren Licht gehört?»

«Gehört schon, ja, bei Ellen und Samuel, aber was hat das mit mir zu tun? Das ist doch nur sehr schwer zu erlangen.»

«Dummerchen, du hast es schon längst! Nicht gemerkt? Augen zu und gucken, Augen zu und gucken!» Dann schüttelte Schneuli die Flügel, knackte ein paarmal mit dem Schnabel und flog durchs offene Fenster in den Garten.

«Augen zu und gucken, Augen zu und gucken – was soll das?», dachte Jessy. «Aber versuchen könnte man es ja.»

Sie trat in den Garten, setzte sich auf jene Bank vor dem Teich, der ihr den schönsten Anblick des Bergs gestattete, schloss die Augen und suchte in sich die tiefe Stille. Erst erschien vor ihrem inneren Auge ein Lichtpunkt, der sich zunehmend ausdehnte und zu einem großen kugeligen Wassertropfen wandelte. Und unversehens erschien in diesem Tropfen wie in einem Spiegel das Dorf, dann die Straße, die sie zuvor gegangen war, dann das Haus, vor welchem Stürchel gesessen hatte. Jetzt schienen die Wände des Hauses durchsichtig zu werden, und mit einemmal stand sie in diesem stickigen Raum und erblickte Stürchel, der in der Ecke am Boden saß und seine Selbstgespräche führte.

Jessy sprach ihn an: «Sei begrüßt, Stürchel!» Aber der Mann schien sie weder zu sehen noch zu hören und setzte seine Selbstgespräche unentwegt fort: «Ihn bitten, meint die, ihn bitten! Was für ein toller Einfall! – Der Kerl würde mich zum Teufel schicken und mir vorhalten, dass ich ihn umgebracht habe. – Möglich, dass ich da zu weit gegangen bin. – Aber ich war eben wütend, als ich mein Haus brennen sah. – Und bestimmt würde er wieder zu streiten anfangen und behaupten, er habe mit dem Brand nichts zu tun. Er war immer schon ein Heuchler und Lügner. – Sie wolle mir helfen, sagt sie. Vielleicht hätte ich sie doch nicht wegzagen sollen. Aber jetzt ist's vorbei. – Auch gut so, der dort drüben soll nicht triumphieren, er hätte mich endlich klein gekriegt. – Jetzt gleich versuche ich es wieder. Irgend einmal werde ich an ihm vorbeikommen, irgend einmal, vielleicht diesmal.»

Stürchel erhob sich und öffnete die Türe, die ins Freie führte, bloß einen Spalt weit. Der Nachbar sollte nicht sehen, dass er einmal mehr eine günstige Gelegenheit zur Flucht abwartete. In diesem Moment kam der Kerl heraus und nahm den Weg hinters Haus. Was der dort wohl wieder anstellte? Aber das war jetzt nicht wichtig, jetzt galt es, die Zeit zu nutzen. Stürchel trat auf die Straße und hastete vorwärts, wobei er sich bemühte, möglichst leise voranzukommen. Als er das Haus seines Feindes erreicht hatte, ging er auf den Zehen voran, Schritt für Schritt, und hielt gespannt Ausschau, ob dieser ihn entdeckt habe und erscheine. Diesmal könnte es gelingen! Nur noch wenige Schritte, dann wäre er vorüber, und dann galt es, zu rennen, was die Beine hergaben!

Da gellte ein höhnisches Gelächter, dass es Jessy durch Mark und Bein fuhr: «Ha, ha, ha, du entkommst mir nicht! Noch ein Schritt, und

ich werde dir die Gurgel umdrehen!» Stürchels Feind hatte tatsächlich hinter der Hauswand gelauert und dann mit einem gewandten Sprung die Mitte der Straße erreicht und schnitt ihm nun gnadenlos den Weg ab. Stürchel sah sich einmal mehr von diesem kraftstrotzenden Ungeheuer geschlagen und musste erkennen, dass es hier kein Durchkommen für ihn gab. Entmutigt drehte er sich um, trottete den Weg zurück und verkroch sich in seiner Hütte. Dort warf er sich auf seinen Laubsack, verbarg sein Gesicht in seinen Händen und heulte wie ein verletzter Hund.

Jessy öffnete traurig die Augen, und als sie Schneuli auf einem Ast des nächststehenden Baumes erblickte, sprach sie entmutigt: «Umsonst, Schneuli, alles umsonst! Schade, dass du das nicht sehen konntest.»

«Dummerchen, ich war doch dort! Ich jedenfalls habe herausgehört, dass der Stürchel einen kleinen Fortschritt gemacht hat. Ja, ich gebe zu, einen winzig kleinen, aber doch einen Fortschritt.»

Jessy begann zu überlegen und versuchte sich das ganze Selbstgespräch, das Stürchel mit sich geführt hatte, nochmals zu vergegenwärtigen. Der hatte doch bloß immer lamentiert und gelästert und seinen Feind verflucht. Aber wenn Schneuli noch etwas anderes gehört hatte, musste es ihr doch gelingen, sich ebenfalls daran zu erinnern! Endlich kam ihr wieder ein Satz in den Sinn, der ihr als kleiner Lichtblick aufgefallen war. Vielleicht sei er damals zu weit gegangen, den Nachbarn umzubringen, das hatte er sich kurz eingestanden. Und er hatte auch ganz leise bedauert, dass er sie, die fremde Frau, weggejagt hatte.

Es war also doch nicht alles verloren. Zugegeben, das waren winzig kleine Schritte, aber darauf ließ sich aufbauen. Schneuli hatte recht: Es war nicht alles umsonst, die Mühe hatte sich gelohnt und würde sich auch weiterhin lohnen.

81 Jessy oder Jack?

«Ike, wo steckst du bloß?», rief Jim durchs ganze Haus, und als sein neckisches Tierchen endlich angehüpft kam, hob er es auf, blickte ihm in die Augen und fragte: «Kannst du dir vorstellen, was mir eben geschenkt wurde?»

«Geschenkt?», fragte Ike zurück. «War etwa der Weihnachtsmann da?»

«Der Weihnachtsmann? Gar nicht so schlecht! Jedenfalls habe ich auf der Erde nie ein solch wundervolles Geschenk erhalten.»

«Jetzt machst du mich aber neugierig. Darf ich raten? Ich nehme an, ein neues Bild von Jessy.» Dabei blickte der Schlaukopf Ike seinen Freund so verschmitzt an, dass dieser spürte, wie er mit ihm bloß Schabernack treiben wollte, da er doch sein Geheimnis längst wusste.

Deshalb sprach Jim: «Verstell dich nicht, Ike, du weißt es ja schon. Aber du gibst gewiss zu, dass die Gabe des inneren Lichts das aller schönste Geschenk ist, das ich bekommen konnte.»

«Ja, das bestreite ich nicht. Aber daran wirst du dich allmählich gewöhnen, dass dir immer wieder Neues und noch Unvorstellbareres geschenkt wird, denn das erfahren alle, die unterwegs zum Berg sind.»

«Unterwegs zum Berg? Ich wohne doch hier, ich weiß nicht, wie lange schon.»

«Blick aus dem Fenster!»

Jim setzte sich wieder an seinen gewohnten Platz, den er stets aufsuchte, wenn er sich in den Anblick des Berges vertiefen wollte. Tatsächlich, das war ihm bis jetzt gar nicht aufgefallen: Der Berg schien deutlich näher zu sein als damals, als er ihn zum erstenmal gesehen hatte, und beim genauen Hinsehen entdeckte Jim jetzt auch viel mehr Einzelheiten als früher. Er konnte manche der unabsehbaren Zahl von Dörfern und Städten oder von vereinzelt dastehenden Palästen wesentlich deutlicher erkennen und kam nicht mehr zum Staunen heraus ob all der Herrlichkeiten, die sich ihm offenbarten. Ja, und wenn er sich mit etwas mehr Kraft konzentrierte, gelang es ihm sogar, einzelne Menschen zu erkennen, die sich zu kleinen Gruppen zusammenfanden, dann wieder lösten und sich wieder anderen zuwandten. Von allen ging ein sternengleicher Glanz aus, und je mehr sich Jim in diesen Anblick vertiefte, desto deutlicher erkannte er, dass hier nichts zufällig geschah, sondern alle in ihrem strahlenden Glück Teil eines gewaltigen Reigens waren.

Und je mehr er sich in diesem Anblick verlor, desto deutlicher vernahm er auch ein Klingen, als würden sich Tausende von Musikinstrumenten zu immer neuen Klängen, Harmonien und Rhythmen zusammenfinden und das Glück der tanzenden Seelen bis ins Unermessliche steigern. Jim wurde von einer solchen Sehnsucht erfasst, dass ihm nichts erstrebenswerter erschien, als gemeinsam mit Jessy einzutauchen in dieses getanzte und durch himmlische Klänge erzeug-

te Leben. – Diesmal hatte er das alles mit offenen Augen gesehen. Es war also nicht das innere Licht, das ihm diese Schau gewährt hatte, sondern die tatsächliche Nähe zum Berg und seine Fähigkeit, sich in dieses geheimnisvolle Leben einzufühlen!

So sprach er zu Ike: «Ja, du hast recht, wir sind dem Berg näher gekommen! Aber jetzt möchte ich endlich von meinem neuen Geschenk ausgiebig Gebrauch machen. Stell dir vor, was es da nun alles zu sehen und zu bestaunen gibt!»

«Das will ich mir lieber nicht vorstellen, denn es ist ganz einfach unbegrenzt, unendlich. Aber du wirst erleben, dass du manches, was du dir ansiehst, nicht bloß bestaunst.»

«Ich verstehe dich nicht, Ike, du sprichst in Rätseln.»

«Das ist hier so: Man kann den Menschen, ganz gleich, ob sie nun hier im Jenseits oder auf der Erde leben, nicht teilnahmslos zusehen und sie einfach bestaunen. Auch du wirst dich entweder mit ihnen freuen oder mit ihnen leiden. Das innere Licht ist nicht zum Begaffen da, sondern zur Anteilnahme.»

Es trat eine Pause ein, und Jim überlegte, ob er, als er seinen Vater und Yolanda Hand in Hand gesehen hatte, wirklich Anteil genommen hatte am Leben der beiden. Ja, er spürte, dass er sich nichts vorzuwerfen hatte: Er hatte sich unglaublich gefreut darüber, dass die beiden endlich ihren Kampf gegeneinander aufgegeben und statt dessen einen freundschaftlichen, ja liebenden Zugang zueinander gefunden hatten.

«Natürlich darf auch ein wenig Neugierde mitspielen», besänftigte Ike seinen Mitbewohner, «das ist durchaus menschlich. Man möchte eben wissen, was die anderen, die man kennt, so tun in ihrem Leben.»

«Ja, neugierig bin ich tatsächlich. Jetzt, wo es mir möglich ist, möchte ich wirklich von Herzen gerne wissen, was Jessy so tut und wie es ihr ergeht, aber auch allen anderen, die mich seit meiner Ankunft im Jenseits begleitet haben.»

«Du meinst etwa deine Mutter Lena, ihre Brüder Samuel und Jakob oder Elfriede und Jochen?»

«Ja, und auch Brigitte und Grete. Sie alle hatte ich lieb, und ich liebe sie noch immer, weshalb es mir nicht gleichgültig ist, wie es ihnen ergeht und was sie tun und erleben, seitdem Jessy und ich schon so lange in einer anderen Gegend leben.»

«Gut, also los!», ermunterte Ike seinen Freund. «Worauf wartest du noch?»

Jim, der noch immer vor dem Fenster mit dem guten Blick auf den Berg saß, setzte Ike auf seinen Schoß, schloss die Augen und konzentrierte sich auf Jessy. Er wollte nun endlich wissen, wie und wo sie lebte und wie es ihr erging in ihrer neuen Welt. Aber kaum war in seinem Innern ein liebliches Tälchen mit einem anmutigen Haus, einem blumenreichen Garten und einem stillen Teich erschienen, hörte er, wie jemand unten die Haustüre ins Schloss zog und die Treppe hochstieg.

Ein bisschen verärgert öffnete Jim seine Augen und ließ das Bild, das ihn bereits aufs angenehmste entzückt hatte, wieder entgleiten. Er stand auf und eilte dem unbekanntem Ankömmling entgegen, der bereits auf der obersten Stufe der Treppe, die ins Turmzimmer führte, angekommen war.

«Du, Luzi?», fragte Jim überrascht und überlegte, was der nun wohl wieder im Schilde führen könnte.

«Du scheinst überrascht», begann Luzi, «aber das ist eben unter Freunden so: Man kommt und geht und fragt nicht lange, ob's gestattet ist. Da ist man nicht so stur.»

«Ich habe mich nie als dein Freund gefühlt», bemerkte Jim, worauf Luzi gleich einhakte: «Warum so kratzbürstig, wo ich doch Neuigkeiten habe, die dich interessieren könnten?» Dann zog er eine Handvoll Papierschnitzel aus seinem Ledermäppchen und hielt sie Jim unter die Nase.

«Was soll das?», fragte Jim. «Hast du deine Zeichnung zerrissen?»

«Keineswegs, Jim, keineswegs! Deine Geliebte ist eine wahre Furie, mit der ist nicht gut Kirschen essen. Wutentbrannt hat sie das Blatt zerrissen. Ende, futsch!»

«Das war auch das einzig Richtige», bemerkte Jim und versuchte, sich nicht aus der Ruhe bringen zu lassen.

Luzi wartete eine Weile und sagte dann so ganz nebenbei: «Es war übrigens dein Bild.»

«Du sagtest doch, du brächtest ihr das Bild ...»

«Ja, ich sagte es, aber ich brachte ihr statt dessen dein Bild, und da hat sie es voller Wut zerrissen.»

«Das verstehe ich nicht», sagte Jim, etwas unsicher geworden.

«Es ist ganz einfach zu verstehen», erwiderte Luzi. «Du siehst daran, was sie noch von dir hält.»

«Du lügst!», rief Jim erbost, worauf Luzi wiederum in übertriebener Höflichkeit sagte: «Möglich, möglich, das wäre nicht das erste Mal, denn wer lügt schon nicht gelegentlich? Auch ihr beide belügt euch ja so gerne und glaubt, euer Schatz habe nur noch euch im Sinn. Das wirkliche Leben jedoch ist anders, mein lieber Jim, und Träume haben da keinen Platz.»

«So, Luzi, nun reicht's mir! Das ist mein Haus, und ich verbiete dir, es jemals wieder zu betreten. Und jetzt, bitte, rechtsumkehrt und marsch hinab und hinaus!» Dabei schob er den ungebetenen Gast gegen die Treppe und gab ihm einen Stoß, und hätte sich Luzi nicht am Treppengeländer festgehalten, so wäre er gewiss kopfüber hinabgestürzt. Jim hörte bloß noch, wie er fluchte, «unflätiger Bengel!» rief und dann die Haustür hinter sich zuschlug.

Gerne hätte sich Jim jetzt wieder hingesezt und das innere Licht spielen lassen, um endlich Jessy zu sehen, aber er war im Augenblick zu aufgeregt. So begab er sich ins Musikzimmer, wo die Hausorgel bereitstand, und spielte leise einen Choral. Als er am Schluss der Melodie angekommen war, begann er wieder von vorne, und dies immer wieder und wieder, bis er endlich jene Ruhe in sich verspürte, die ihm nötig schien, um nun Jessy seit langem erstmals wieder zu sehen.

So stieg er erneut hinauf, setzte sich in den Sessel an seinem Lieblingsplatz, schloss die Augen, verscheuchte alle störenden Gedanken und versuchte jenes Bild zurückzuholen, das ihm beim ersten Versuch gezeigt worden war. Tatsächlich – da war es wieder, das heimelige Tälchen, das Haus mit dem Blumengarten und dem Teich, und in diesem Moment öffnete sich die Türe und Jessy ...

Da klopfte jemand an Jims Haustüre. «Nicht schon wieder!», dachte er, und verstimmt, wie er war, erhob er sich, stieg hinab und öffnete.

«Hallo Jim!», grüßte ihn Melich. «Schön, dich hier anzutreffen! Ich brauche unbedingt deine Hilfe.» Erst jetzt sah der Besucher, wie ihn Jim ziemlich betreten ansah, worauf er etwas enttäuscht sagte: «Schon wieder ungelegen? Ich scheine ein Pechvogel zu sein und es stets schlecht zu treffen.»

«Nein, nein», begütigte Jim, «komm herein und setz dich, damit ich dir sagen kann, worum es geht!» Dann traten beide in den Salon und setzten sich in die Polstersessel am runden Tischchen.

«Weißt du, Melich», begann Jim, «mir wurde das innere Licht geschenkt ...»

«Ja, ich weiß, Menchor hat es mir verraten», unterbrach ihn Melich.

«... und nun verstehst du gewiss, dass ich endlich einmal Zeit haben möchte, um Jessy zu sehen.»

«Was heißt hier «endlich einmal»? Hat dich denn jemand an deiner Traumreise gehindert?»

«Ja, zuerst war es Ike ...»

«Also, das darfst du jetzt nicht sagen», fiel ihm dieser ins Wort, und erst jetzt bemerkte Jim, dass sein Haustierchen ihnen beiden gefolgt war und sich manierlich auf den Fenstersims gesetzt hatte. «Du hast mich bloß in ein Gespräch verwickelt über das innere Licht, und da habe ich eben gesagt, was zu sagen nötig war.»

«Ja, meinerwegen, schon gut», sagte Jim, denn er spürte, dass sein Vorwurf an Ike ungerecht gewesen war, und wandte sich wieder Melich zu: «Und dann kam dieser Schleicher und Lügner wieder, dieser ... ja, du verstehst mich schon.»

«Und dann war natürlich Schluss mit Konzentration, das verstehe ich», sagte Melich, aber Jim entgegnete rasch: «Ich suchte sie wieder bei der Musik und ich erreichte sie auch, doch dann, gerade in dem Moment, als Jessy in den Garten ...»

«Ach so, jetzt verstehe ich: In diesem Moment kam ich und riss dich vom begehrten Bild wieder weg. Tut mir wirklich leid, aber ich darf jetzt darauf keine Rücksicht nehmen und muss dich um Beistand bitten.»

Jim blickte seinem Freund fragend ins Gesicht. Noch nie hatte ihn jemand um Beistand gebeten. Bis jetzt war immer er es gewesen, der auf die Hilfe von anderen angewiesen war. So war er jetzt wirklich gespannt zu erfahren, was Melich veranlasst hatte, ihn um Hilfe zu bitten.

«Es handelt sich um Folgendes», sagte sein Freund, und Jim spürte, dass jetzt wohl eine gewichtige Erzählung folgen würde, weshalb er es sich in seinem Sessel besonders bequem machte und damit zum Ausdruck brachte, nun geduldig und interessiert zuhören zu wollen. Melich begann seine Erzählung: «Vor längerer Zeit habe ich von Menchor den Auftrag erhalten, einem Menschen, der auf der Erde in schwerer Seelennot ist, beizustehen. Der Engel begleitete mich auf eine Erdenreise in ein Elendsviertel in irgendeiner Stadt in Südamerika. Ich hatte so etwas noch nie gesehen, und wer es nie gesehen hat,

der kann es sich auch nicht vorstellen, in welchem Schmutz und in welcher Armut dort Tausende von Menschen dicht zusammengedrängt dahinvegetieren. Das ist aber gar nicht das Schlimmste. Viel schlimmer ist es, dass diese Menschen in den Hütten aus Blech oder auch nur aus Karton von rücksichtslosen Männern beherrscht und schlimmer als Tiere gehalten werden. Wehe, wenn sie aufmucksen und nicht bedingungslos den Willen dieser Mächtigen erfüllen! Die schrecken nicht vor brutalster Misshandlung, ja sogar vor Mord und Totschlag zurück, und es wagt sich keine Polizei in ein solches Quartier, um für Recht und Gerechtigkeit zu sorgen.»

Jim spürte, wie sich sein Herz verkrampfte, denn er stellte sich vor, wie es wäre, wenn er in einer solchen Lage leben müsste.

Melich fuhr fort: «Einer dieser mächtigen und rücksichtslosen Herrscher über die Armen, er heißt Jack, hat immer noch seine Mutter, die mit ihm im selben Haushalt lebt, und ihr Leben ist die wahre Hölle. Niemand kann sich ausdenken, welche Seelenqualen sie erleiden muss, wenn ihr Sohn, oft stockbetrunken, nachts zurückkehrt und sie wie die elendeste Magd demütigt.»

Jim dachte wiederum daran, wie er mit seinen Eltern zusammengelebt hatte, und er erinnerte sich, dass er gelegentlich auch in irgendwelche Streitigkeiten, die Lena und George ausfochten, hineingezogen worden war. Aber dies war nicht mit dem zu vergleichen, was Melich dort zu sehen bekommen hatte. Er hätte weinen können.

«Für diese Frau ist das Gebet ihre letzte Zuflucht. Stundenlang bittet sie Gott ...»

Wie hätte es anders sein können: Wird der Name des Allmächtigen ausgesprochen, erscheint stets und erschien auch jetzt ein Engel. So setzte nun Menchor die Erzählung fort: «Ja, Jim, wir haben das Gebet der Mutter gehört, und schon lange geben wir uns alle Mühe, ihren Herzenswunsch zu erfüllen.»

«Ich nehme an», wagte Jim zu sagen, «sie wird darum bitten, endlich dieser Hölle zu entkommen und in angenehmeren Verhältnissen leben zu dürfen.»

«Das wäre verständlich, wenn sie so beten würde», antwortete Menchor, «aber auf diesen Gedanken ist sie gar nicht gekommen. Nein, sie betet täglich immer und immer wieder darum, dass ihr Sohn sein verfehltes Leben erkennen und auf seinem Abweg umkehren möchte. Denn sie erinnert sich, welch liebenswürdiges Kind er einst

war, wie er in ihren Armen lag, sich an sie schmiegte, sie küsste und ihre ganze Lebensfreude darstellte. Und jedesmal verkrampft sich ihr Herz, wenn sie sich daran erinnert, wie er sich einst mit einem Mann anfreundete, vor dem sie sich schon beim ersten Besuch in ihrer Hütte fürchtete. Als sie in dessen hinterhältiges Antlitz geblickt hatte, sah sie das ganze Unheil schon auf sich zukommen.»

Dann fuhr wieder Melich weiter: «Seit ich den Auftrag von dir, Menchor, erhalten habe, benutzte ich jede Erdennacht, um mit Hilfe meines inneren Lichtes in Jacks Schlafraum einzudringen und ihm, während er schläft, Gedanken von Liebe und Gerechtigkeit in seine Träume einfließen zu lassen. Aber leider spüre ich kaum einen Erfolg, und es drückt mir fast das Herz ab, wenn ich die Mutter in ihrer äußersten Verzweiflung beten sehe. Und darum wollte ich dich bitten, Jim, mir jetzt, wo du das innere Licht ebenfalls erhalten hast, bei meiner Arbeit beizustehen. Und da Jack eben in diesem Augenblick besonders tief schläft, weil er wieder zuviel getrunken hat, ist vielleicht die Gelegenheit günstig, wenn wir es zu zweit mit ihm versuchen.» Melich schwieg und warf seinem Freund einen Blick zu, der ihm deutlich genug verriet, wieviel ihm an Jims Beistand gelegen war.

«Ich weiß, Jim», sprach nun Menchor, «du brennst darauf, endlich Jessy mit dem inneren Licht zu begegnen. Du kannst frei entscheiden, was du jetzt tun willst. Ich verstehe es, wenn du Melich und Jack warten lässt, um dich an Jessys Anblick zu erfreuen. Und ich darf dir verraten: Jessy ist noch schöner, als du es dir vorstellen kannst.»

Jim überlegte nicht lange: «Nein, Menchor, die Begegnung mit Jessys Schönheit wird mich nachher umso mehr erfreuen. Komm, Melich, wir gehen hinauf in meinen Aussichtsraum, wo ich mich im Anblick des Berges immer in mein Inneres versenke. Dort wollen wir gemeinsam versuchen, Jack nach Kräften beizustehen.»

Jim hatte rasch einen weiteren Sessel an seinen Lieblingsplatz gezogen, und nun saßen beide da, suchten zuerst die innere Ruhe, blickten auf den Berg, schlossen die Augen und warteten, bis das innere Licht aufleuchtete. Es war für beide, selbst für Melich, der schon länger über das innere Licht verfügte, eine neue Erfahrung, sich jetzt bei der Versenkung gegenseitig zu begegnen. Beide spürten, wie ihre Umgebung – das Zimmer, der Berg, auch der Sessel, worauf sie Platz genommen hatten – in ein unwirkliches Dunkel zurücktrat und wie sie sich gemeinsam in einem ihnen unbekanntem, einsamen Park wiederfan-

den. Sie blickten einander an, beide im Bewusstsein, in Jims Haus am Fenster mit Blick auf den Berg zu sitzen und nun den Weg zur Erde antreten zu wollen. Sie lächelten einander zu und fühlten mit Behagen ihre tiefe Freundschaft.

«So lass uns gehen», sprach nach einer Weile Melich. Beide fassten einander an den Händen, und wie auf einen Schlag verschwand auch die liebliche Parklandschaft, in welcher sie sich gefunden hatten. Im selben Moment erwachten sie in der schmutzigen Hütte, in welcher die Mutter vor einer Kerze kniete und Jack in der hintersten Ecke unter der Bettdecke schnarchte.

Nun galt es, der verirrtten und verwirrten Seele Jacks beizustehen. Jim erinnerte sich an jenes Erlebnis im Tal der Neuankömmlinge, als sie, vor langer Zeit, zu viert – er, Jessy, Samuel und Brigitte – einem Mann halfen, der sich das Leben genommen hatte und nun nicht glauben wollte, dass er sich dabei getäuscht hatte. Sie hatten sich damals alle vier auf eine Parkbank gesetzt, die Augen geschlossen, in ihrem Herzen Wärme und Liebe aufkommen lassen und sie im Gefühl der Anteilnahme auf diesen verwirrten Mann gelenkt.

So tat er es auch jetzt, und es machte ihn glücklich zu spüren, um wieviel besser als damals es ihm nun gelang. Und wie seinerzeit, als er an Jessy dachte und er dabei fast zu verbrennen meinte, so dachte er auch jetzt an seine Freundin, einfach deshalb, um sein Liebesgefühl so weit zu steigern, wie ihm dies möglich war. Auch von Melich ging ein Strom von Lebenskraft aus, vereinigte sich mit Jims Liebesatem und umfing den Leib des Schlafenden.

Wie lange die beiden in diesem Zustand verharrten, vermochten sie nicht zu erkennen. Irgend einmal begann Jack zu stöhnen und sich im Bett zu wälzen. Die Mutter erschrak und löschte die Kerze, denn stets hatte Jack sie angeschrien, wenn er sie vor der brennenden Kerze im Gebet angetroffen hatte. Wie war sie deshalb überrascht, als Jack mitten in seinem Stöhnen rief: «Licht! Zünde die Kerze wieder an!»

Zitternd tastete die Mutter nach den Streichhölzern und zerbrach beim Versuch, die Kerze wieder zu entzünden, zunächst zwei Hölzer, bevor es ihr endlich mit dem dritten und letzten, das noch in der Schachtel lag, gelang, den Docht der Kerze aufs neue zu entflammen. Jack hatte, nachdem er nochmals aufgestöhnt und nochmals nach Licht gerufen hatte, wieder zu schnarchen begonnen, aber die Mutter konnte ihre Freudentränen nicht mehr zurückhalten. Sie spürte, dass

Jack den ersten Schritt getan hatte: Seine Seele hatte im Halbschlaf nach Licht gerufen, und die Mutter ahnte, dass dieses Licht fortan nicht mehr verlöschen würde.

Melich öffnete die Augen, und als er sah, dass auch Jim sich räkelte, sprach er zu ihm: «Der Bann ist gebrochen, hab vielen Dank für deine Unterstützung! Gewiss wirst du mir auch weiterhin beistehen. Und nun, zünde dein Licht an für Jessy!» Dabei erhob er sich, reichte seinem Freund die Hand und verließ wortlos den Raum. Jim war auf seinem Sessel sitzen geblieben und betrachtete versonnen den geheimnisvollen Berg.

82 Man zieht um

«Das ist lieb von dir, Grete, dass du uns auch diesmal begleitest!», sagte Elfriede. «Es ist fraglich, ob Jochen und ich den Weg allein gefunden hätten.» Jochen zuckte die Achseln, um anzudeuten, dass er es sich wohl zugetraut hätte, Horsts vierstöckiges Haus wieder zu finden. Doch schon streckte er den Arm aus und wies damit auf den Rand eines weit unten liegenden Waldes, wo er das so seltsam geformte Gebäude entdeckt hatte. Sofort änderten alle drei ihre Flugbahn und steuerten ihrem Ziele zu.

Horst hatte sie nicht kommen sehen, denn er saß mit geschlossenen Augen auf seiner Bank vor dem Hause. Offensichtlich war er daran, sich von seiner Arbeit auszuruhen, ehe er ins Haus eintreten wollte. Erst das leise Geräusch, das entstand, als die drei Besucher den Boden berührten, weckte ihn auf, und verwirrt fragte er: «Was ist, was gibt's?» Doch augenblicklich wurde er gewahr, dass Grete, Elfriede und ihr Sohn eingetroffen waren. Erfreut erhob er sich, umarmte zuerst Jochen, dann seine Schwester und, nach einem leisen Zögern, auch Elfriede. «Kommt», sprach er, «tretet ein und seht, wie angenehm ich mir meine Wohnung eingerichtet habe!» Dabei schritt er auf die Türe zu, blickte, angekommen im steinernen und fensterlosen Unterbau, rasch zurück, um sich zu vergewissern, ob ihm alle folgten, und stieg dann hinauf ins dritte Stockwerk seines Hauses.

Vieles hatte sich hier seit ihrem letzten Besuch verändert. Zwar wurde der Raum immer noch durch zwölf Wände begrenzt, und immer noch drang rundherum das Licht durch den dünnen, in zarten Farbtönen leuchtenden Alabaster herein. Aber alle drei bemerkten

sofort, dass dieses Stockwerk deutlich größer geworden war und nunmehr viel Platz bot für geräumige Aquarien und Terrarien, in denen Horst bunt schillernde Fische und allerlei Echsen, Schlangen, Schildkröten und Frösche hielt. Jochen konnte sich an dieser Vielfalt kaum satt sehen und wollte augenblicklich die Namen aller Tiere wissen und etwas über ihre Lebensweise erfahren. Doch Horst wehrte verlegen ab, trug vier Stühle herbei und gruppierte sie um ein kleines Rondell herum, in welchem er in einer großen Schale eine Schar von grün glänzenden Fröschen hielt.

«Sieh die Laubfrösche!», rief Jochen begeistert, während sie sich setzten, doch Horst berichtigte: «Nein, das sind Wasserfrösche. Aber du hattest ja auch kaum Zeit, um viele Tiere kennen zu lernen. In welcher Klasse warst du, als ..., als es passierte?»

«Ich glaube, in der zweiten», antwortete Elfriede zögernd und fügte dann nachdenklich hinzu: «Es scheint, dass du noch immer an die traurigen Ereignisse auf der Erde zurückdenkst.»

Horst nickte kaum merklich und antwortete: «Allerdings, das geht mir durch den Kopf, so oft ich diesen Raum betrete, und auch in meinen Träumen sehe ich mich wieder als Kind und dann alles ...»

«Du meinst deine harte Jugend und unser verpfushtes Ehe- und Familienleben», fiel ihm Elfriede ins Wort, «und dann das schreckliche Ende.»

Grete war die Rede von diesen Ereignissen unbehaglich, weshalb sie abzulenken versuchte und sagte: «Aber inzwischen hast du hier gewiss auch manch Schönes und Angenehmes erlebt. Erzähl uns lieber davon.»

«Ja», bestätigte Horst, «das ist tatsächlich ein anderes Leben hier. Ich darf arbeiten und freue mich stets, wenn ich sehe, wie sich alles wohl gestaltet. Seht dort drüben», dabei wies er auf eines der Fenster, «den großen Bau, der ist schon aufgerichtet! Ich habe das Bäumefällen längst aufgegeben und habe jetzt als Zimmermann gezeigt, was ich kann. Eben ist mein Werk fertig geworden. Schaut nur, welche wundervolle Konstruktion des Daches und der Kuppel – ein Kunstwerk, das man auf der Erde wohl nirgends finden könnte!»

Die drei Besucher erhoben sich, traten ans Fenster und waren des Lobes voll über dieses einzigartige Werk. «Da hattest du aber einen tüchtigen Architekten bei der Hand», bemerkte Grete, worauf Horst bestätigte: «Ja, es ist ein berühmter Künstler, der schon zu seiner Erden-

zeit ein erfolgreicher Baumeister war. Aber er hat nur die große Idee aufgezeichnet und die genaue Konstruktion des Daches mit der Kuppel mir überlassen. Kommt mit nach oben, dort auf dem Tisch, da liegen meine Entwürfe und auch der letzte Ausführungsplan!»

Ohne zu zögern stiegen alle vier hinauf in den Raum mit den sechs Glaswänden. Auch hier fiel ihnen sofort auf, dass alles deutlich größer war als zuvor. Gretes Bild mit den Blumenengeln, das sie Horst bei ihrem zweiten Besuch geschenkt hatte, hing an einem besonders würdigen Platz. Jochen entdeckte auf einem der großen Tische gleich Horsts Skizzen für den Dachstuhl und begann, sie der Reihe nach durchzublättern. Hernach besah er sich den Ausführungsplan sehr genau, um ihn mit dem fertigen Werk zu vergleichen.

«Hier hast du bloß sechs Dachsparren eingezeichnet, aber dort sind es in Wirklichkeit sieben», stellte er nicht ohne einen gewissen Stolz fest.

«Ja, richtig», bestätigte Horst, «kurz bevor wir diesen Teil zurecht zimmerten, erkannte ich, dass es mit sieben Sparren schöner aussah und besser zu allem anderen passte. Aber den Plan brauchte ich deshalb nicht zu ändern, denn ich hatte alle Maße im Kopf und konnte mit den beiden Gehilfen, die man mir überließ, alles auch ohne die Zeichnung erstellen. Jedenfalls waren damit alle Mitarbeiter und auch der Architekt sehr zufrieden.»

Dann wandte sich Horst wieder den Gebäuden zu und blickte mit sichtlichem Wohlgefallen auf die riesige Dach- und Kuppelkonstruktion des Hauptgebäudes. «Jetzt noch der Dachdecker», sagte er leise, «und dann kommt der Innenausbau dran. Aber das machen dann andere.» Schweigend blickte er auf sein Werk, und es war deutlich zu spüren, dass ihn etwas anderes beschäftigte. Schließlich trat er entschlossen auf die Treppe zu und stieg zurück ins untere Geschoß, wohin ihm die anderen folgten. Alle setzten sich wieder um die große Schale mit den Wasserfröschen.

«Ich sehe», begann Grete das Gespräch, «dein Werk ist vollendet. Was wirst du nun als nächstes anpacken? Mir scheint, dass ...»

«Das ist ja gerade das Problem!», fiel Horst seiner Schwester ins Wort. «Bis anhin hat man mir immer gesagt, was ich zu tun habe, und ich denke, dass ich mich dabei nicht schlecht gehalten habe. Aber nun, da alle geplanten Häuser stehen und die groben Holzarbeiten erledigt sind, weiß ich nicht, was aus mir werden soll. Eine neue Anweisung

habe ich noch nicht erhalten, und einfach hier im Hause herumsitzen, so ganz allein, das möchte ich auch nicht.»

«Lieber Horst», sprach nach einer kleinen Pause Elfriede mit betont bedeutsamer Stimme, «es gibt ja einen Grund, weshalb wir gekommen sind, und dass wir vielleicht auf deinen Zweifel eine Antwort kennen, ist wohl kaum ein Zufall.»

Horst blickte mit gespannter Miene auf seine Frau und sagte: «So lass hören!»

«Wisse», fuhr Elfriede fort, «dass Lena, mit welcher Jochen und ich seit langem im selben Haus gewohnt haben, nun umgezogen ist zu ihrem Bruder Jakob. Auch Brigitte, die zumeist bei Ellen ... Ja, ich sehe, du weißt ja gar nicht, wer Ellen ist. Also, Ellen ist ...»

«Ellen ist eine reife Seele mit einem blendend reinen Herzen und einem wachen Geist», kam ihr Grete zu Hilfe. «Sie hat sich Jessy und Jim angenommen ...»

«Jessy und Jim? Nie gehört», warf Horst rasch ein.

Da versuchte es Jochen: «Weißt du, Jessy und Jim waren ganz am Anfang, bald nachdem ich bei Grete abgegeben wurde, meine Freunde, und Ellen hat Jessy geweckt, sie war so etwas wie ihr Schutzengel. – Kann man das sagen, Grete? – Ja, so etwas wie ihr Schutzengel, ich habe sie kennengelernt bei Samuel und Jakob ...»

«Samuel und Jakob, wer ist denn das wieder?», fragte Horst und schien fast ein wenig verzweifelt, worauf Elfriede wieder übernahm: «Du wirst dies alles schon noch genauer erfahren. Kurz und gut, die Sache ist die: Samuel hat sich mit Brigitte verbunden und ist zu ihr gezogen ...»

«Brigitte? Du sagtest doch Ellen.» Horst schüttelte nun verwirrt den Kopf.

«Ja, weißt du», versuchte Jochen zu erklären, «Brigitte war Ellens Freundin, und ...»

«Und jetzt, haben sie Streit miteinander, dass du sagst «sie war Ellens Freundin ...?»

«Ach, Horst, mit deinen ganzen Fragen bringst du uns alle drei durcheinander! Hör doch bitte einfach mal zu!» Offensichtlich fühlte sich Grete am ehesten in der Lage, die komplizierte Geschichte darzulegen: «Also: Ellen wurde von einem Engel abgeholt und in eine ganz andere Gegend geführt, in die wir gewiss alle einmal kommen werden, auch wenn es noch lange oder vielleicht sehr lange dauern mag.»

Horst schüttelte weiter den Kopf und versuchte mit einer hilflosen Handbewegung abzuwehren, denn dies war alles für ihn derart neu, dass er nicht wusste, was er damit anfangen sollte. Doch Grete fuhr unbeirrt weiter: «Und nun haben Samuel und Brigitte Ellens Haus erhalten, und Samuel hat sein eigenes Haus seinem Bruder Jakob überlassen. Jakobs und Samuels Schwester Lena, die ganz in der Nähe von Samuel in einem eigenen Haus mit Elfriede und Jochen lebte, ist jetzt zu ihrem Bruder Jakob gezogen und hat das Haus, worin sie wohnte, ganz deiner früheren Gattin Elfriede und Jochen überlassen ...»

«Ja genau, und nun ist kürzlich Archas zu mir gekommen», fuhr Elfriede weiter, «und hat mich aufgefordert, zu dir zu kommen und dir zu sagen, dass du bei mir und Jochen wohnen kannst, sofern du das möchtest ...»

«Aber es stehe dir selbstverständlich frei, hat er gesagt», ergänzte nun noch Jochen, «zu bleiben, wo du jetzt wohnst, oder eben zu uns zu ziehen und künftig mit uns zusammenzuleben.»

Dann entstand eine Pause, und alle blickten gespannt in Horsts Gesicht. Dieser atmete mehrmals tief durch und sagte schließlich: «Glaubt nicht, dass ich alles genau verstanden habe, aber offenbar kann ich, wenn ich will, entweder hier bleiben oder aber zu euch beiden ziehen und bei euch wohnen. Nun, das will überlegt sein.»

«Es wäre aber schön», warf Jochen hastig ein, «wenn du kämest, dann könnten wir zu dritt spielen. Ich habe nämlich ein eigenes Spiel erfunden, und Jakob und Samuel spielen es auch gerne, denn es ist sehr spannend und ...»

«Wart jetzt doch, Jochen!», tadelte Elfriede ihren Sohn. «Horst muss Zeit haben zum Überlegen. Du siehst ja, dass er hier in einem einzigartigen Hause wohnt, das es wohl nicht ein zweites Mal gibt. Hier gibt es Pflanzen zu besorgen und Tiere zu pflegen, und von hier aus kann er auch immer seine Werke betrachten. Es wird für ihn nicht so leicht sein, einfach zu uns zu kommen, ohne vorher zu wissen, wie es bei uns aussieht.»

Horst schien noch immer zu überlegen. «Ich höre immer wieder», sagte er schließlich, «dass andere Männer oder Frauen weit herum kommen, und auch ihr scheint eine größere Reise hinter euch zu haben, aber ich selber war bisher nur an wenigen Orten und blieb immer in jener Gegend, die mir zugewiesen wurde. Darum würde ich natürlich gerne mal in eine andere Gegend reisen und sehen ...»

«Ja, bei uns ist es unbeschreiblich schön!», fiel ihm Jochen ins Wort. «Was ihr hier gebaut habt, ist sicher exzellent, aber die Landschaft und die Pflanzen und auch die Paläste in unserer Gegend sind noch viel schöner.»

Grete lächelte ein wenig, als Jochen diese Bauten als «exzellent» bezeichnete, denn seit er das Wort letztthin in einem Buch gelesen hatte, machte es ihm offensichtlich Spaß, es immer wieder anzuwenden. Dann wandte sie sich an ihren Bruder und sprach: «Im Grunde kannst du gar nicht richtig entscheiden, bevor du Elfriedes Haus gesehen hast. Darum schlage ich vor, dass du mit uns kommst und dir mal alles in Ruhe ansiehst. Was meinst du dazu?»

Horst schien nicht lange nachdenken zu müssen. Er erhob sich und blickte kurz in all seine Terrarien und Aquarien, streute da ein bisschen Futter hinein, rückte dort einen Stein oder ein Stück Holz zurecht und forderte die Besucher auf, mit ihm im Haus hinabzusteigen. Im unteren Stockwerk angekommen, griff er nach einer kleinen Kanne, in welcher er frisches Wasser auf Vorrat hatte, und goss bei einigen Töpfen ein wenig hinein. Man spürte, dass ihn die Aussicht reizte, endlich einmal in eine ganz andere Gegend zu kommen und vielleicht auch einmal mit anderen Menschen im selben Haus zusammenzuleben.

Kurz entschlossen stiegen alle auch die unterste Treppe hinab und erreichten schließlich, nachdem sie im dunkeln Parterre einen Blick auf die Hanteln und Gewichtssteine geworfen hatten, durch die Tür das Freie. Hier schauten alle vier einander wie auf einen geheimen Befehl hin verdutzt an, und jeder schien ratloser als der andere. Horst unterbrach als erster das Schweigen und sagte: «Ich glaube, ich weiß, wo das Problem liegt: Wie gelange ich überhaupt in eure Gegend? Das dürfte ziemlich weit sein.»

«Ja, nicht nur ziemlich weit», bestätigte Jochen, «sondern sogar sehr, sehr weit», und Elfriede meinte: «Zu Fuß geht das unmöglich.»

«Nein, so ganz unmöglich ist das nicht», widersprach Grete, «denn unsere Zeit, die wir dafür einsetzen können, sofern wir wollen, ist ja unbeschränkt. Und trotzdem ...»

«Weißt du, Papa, für uns ist es selbstverständlich, dass wir über so große Entfernungen hinweg von unserem inneren Lift Gebrauch machen.»

Horst tat einen tiefen Atemzug und schloss selig die Augen, denn erstmals hatte ihn Jochen mit «Papa» angesprochen, und dieses eine

Wort erfüllte ihn mit einem Glücksgefühl, wie er es noch nie empfunden hatte. Dann sagte er betrübt: «Ich sehe, ich werde hier bleiben müssen, denn bis jetzt wäre ich nie auf den Gedanken gekommen, mich in die Lüfte zu erheben. So etwas können nur die vornehmen Leute.»

«Nein, Horst, das wirst du gewiss bald auch lernen», widersprach Grete aufs neue. «Aber wir könnten versuchen, dich in die Mitte zu nehmen und auf diese Weise gemeinsam hochzusteigen.»

Elfriede runzelte die Stirne. Sie war keineswegs überzeugt davon, dass dies gelingen könnte, doch wollte auch sie es auf einen Versuch ankommen lassen. «Komm», sprach sie zu Horst, «fass mich hier fest an der Hand und reiche deine andere deiner Schwester! Ja, gut so, aber halt dich fest und hab keine Angst, denn abstürzen können wir nicht.»

Als Horst sah, dass die beiden Frauen erst einmal die Augen schlossen, tat er es ihnen gleich, und tatsächlich spürte er, wie er sich vom Boden löste. Vorsichtig öffnete er die Augen wieder, und dann sah er gerade noch sich selber mit den beiden anderen an Jochen vorbeisweben, wobei sich dieser rasch bückte, damit ihn die Füße des Vaters nicht am Kopfe trafen.

Jochen wollte eben auch abheben, als er erkannte, dass die Kraft der beiden Frauen nicht ausreichte, um den Mann durch die Lüfte zu tragen. Alle drei kamen denn auch vor dem nächsten Baum wieder zu Boden. «Das geht so nicht», sagte Elfriede entmutigt, «wir müssen die Sache bleiben lassen.» Horst schien sich bereits damit abfinden zu wollen und schritt wieder auf sein Haus zu. Aber Jochen rief: «Halt, halt, ich bin auch noch da! Gewiss ginge es zu dritt.»

«Wie stellst du dir das vor?», fragte Grete. «Horst hat doch nur zwei Hände.»

«Ja, schon», entgegnete Jochen, und man spürte dabei seine Unternehmungslust, «aber er hat auch zwei Füße, und ich habe zwei Schultern. Versucht es mit ihm nochmals, und sobald ihr etwas aufgestiegen seid, komme ich hinzu. Und du, Papa, solltest genau darauf achten, dass deine Füße auf meinen Schultern zu stehen kommen.»

«Was für eine verrückte Idee!», meinte Elfriede und schüttelte den Kopf. «Das wird nie und nimmer funktionieren. Spiel nicht den Großhans!»

«So schnell, meine ich, sollte man nicht aufgeben. Vielleicht hat Jochen recht. Komm Elfriede, wir versuchen's nochmals.» Entschlossen

ergriff Grete Horsts Hand, und Elfriede, obwohl sie am Erfolg sichtlich zweifelte, tat es ihr gleich. Eilfertig schloss Horst die Augen, denn an ihm sollte es nicht liegen, wenn es wieder nicht gelingen würde.

Wie beim ersten Versuch erreichten die beiden mit Horst bald eine ordentliche Höhe, ja, es schien sogar ein bisschen besser zu gehen als zuvor, und als Jochen sah, dass sich die Sache gut anließ, hob auch er ab und näherte sich der Gruppe von unten. Horst blickte hinab und hatte offensichtlich nicht die geringste Mühe, seine Füße auf Jochens Schultern zu stellen. Kaum war dies geschehen, gewannen alle vier sofort eine angenehme Höhe.

«Nicht zu hoch!», rief Horst ängstlich, als sie an den ersten Baumwipfeln vorbeiswebten, aber Grete und Elfriede schienen sich einen Spaß daraus zu machen, den armen Horst ein bisschen das Fürchten zu lehren. Jochen wollte natürlich den anderen diesen Spaß nicht verderben und stieß so gewaltig von unten her nach, dass bald die ganze Landschaft tief unter ihnen lag und alle Gebäude mit dem großen zentralen Kuppelbau in ihrer ausgeklügelten Anordnung überblickbar wurden.

Horst hatte offensichtlich die erste Angst überwunden und schien die neue Fortbewegungsart sichtlich zu genießen. «Phantastisch, wirklich phantastisch!», rief er eins übers andere Mal. «Dass so etwas möglich ist! Bitte, lenkt nochmals zurück, ich möchte nochmals über die ganze neue Anlage schweben.»

Dieser Wunsch wurde ihm selbstverständlich erfüllt. Sie näherten sich nicht nur der neuen Gebäudegruppe, sondern verloren dabei absichtlich wieder etwas an Höhe, damit es Horst möglich war, die Einzelheiten auch seines eigenen Werkes besser zu sehen. Ja, sie ließen sich so weit hinunter, dass einer, der auf der großen Eingangstreppe stand und die schwebende Gruppe offenbar entdeckt hatte, hinauf rief: «Hallo, Horst, geht's ab in die Ferien? Was für ein tolles Fluggerät!» Dann rief er ins Innere des großen Gebäudes, wo eine größere Anzahl Handwerker an der Arbeit war, man solle herauskommen und etwas beschauen, das es nicht alle Tage zu sehen gäbe.

Horst hatte den Architekten erkannt und winkte ihm zu, und als auch die vielen Arbeiter auf die Treppe herauskamen, rief er hinunter zu ihnen: «Hallo – und auf Wiedersehen! Ich komme bestimmt wieder! Hallo, hallo!» Horst blickte so selig wie ein Kind, dem das Christkind erschienen war.

83 Charles' Ankunft

Nach ihrem kurzen Gespräch mit Schneuli setzte sich Jessy auf die Bank an ihrem Lieblingsplätzchen. Von hier aus genoss sie einen freien Blick auf ihr schmuckes Heim und auf den davor liegenden Teich, in welchem bunt gescheckte Fische schwammen und sich die Libellen nach ihren schwirrenden Flügen auf den Seerosenblättern niederließen. Und von ferne leuchtete über den Hügeln der Berg, an dessen Anblick sich Jessy nicht satt sehen konnte.

Ja, Schneuli hatte schon recht: Ihre Hilfe, die sie den armen Bewohnern des düsteren Dorfes leistete, war nicht umsonst, und wenn sie es recht bedachte, so konnte im Grunde keine einzige ehrliche Anstrengung jemals ganz umsonst sein. Jedenfalls schöpfte sie wieder neue Hoffnung. Ihre Gedanken schweiften erst hin zu den Dorfbewohnern, dann zurück in die Vergangenheit, zu Ellen und Brigitte, und unvermittelt stand plötzlich Jim vor ihrem inneren Auge. Ja, jetzt bei ihm zu sein, wie schön wäre das!

«Man sollte doch wenigstens ein bisschen telefonieren können», sprach sie halbblau vor sich hin, und Schneuli, der noch immer in einem Strauch hinter der kleinen Bank saß, antwortete: «Was trauerst du den irdischen Telefonen nach? Du hast doch etwas viel Besseres!»

«Wie meinst du das?», fragte Jessy erstaunt. Dabei erhob sie sich und ging auf den weißen Vogel zu, der ihr seinerseits entgegen flog, sich dann auf die Lehne der Bank setzte und Jessy zu verstehen gab, sie möge wieder Platz nehmen.

«Du hast doch das innere Licht», antwortete Schneuli, «und damit kannst du bei Jim einen Besuch machen und sehen, was er gerade so unternimmt.»

«Das schon», wandte Jessy ein, «aber ich möchte ihn eben nicht bloß anstaunen, sondern mit ihm sprechen und ihm zuhören, wie er mir von seinen Erlebnissen erzählt. Und ich möchte ihm meinerseits von meinen Abenteuern berichten, von meinen vielen Ausflügen ins düstere ...»

Jessy konnte den Satz nicht beenden, denn es überkam sie mit einem Schlage das Gefühl, nur noch eines zu wollen: die Augen zu schließen und zu schlafen. Nein, nicht zu schlafen, sondern in ihr Inneres zu blicken ... Nein, das war nicht das Innere, das war wo anders ... Da stand doch ein großes Haus ... War das jetzt in ihrem Innern oder

außen? ... Und die Haustür stand offen ... Wo bin ich eigentlich? ... Ich bin doch hier vor meinem Teich ... Ach, ich träume ... Nein, das ist kein Traum ... Steht dort nicht Jim? ... Seine Haare glänzen golden ... Das muss Jim sein! ... Da sitzt er und blickt ... Ja, wohin blickt er? ... Er kann ja gar nichts sehen mit geschlossenen Augen ... Jetzt erhebt er sich ... Jim, komm! Ich bin's, Jessy ...

«Halloo, halloo! Wie laut muss man hier eigentlich schreien, um gehört zu werden?» Jessy erschrak und öffnete die Augen, verärgert darüber, dass der freche Eindringling mit seiner widerlichen Stimme sie im schönsten Moment aus ihrer Vision herausgerissen und damit eine Begegnung mit Jim verhindert hatte.

«Luzi!», schrie auch sie, so laut sie konnte. «Du hast hier Hausverbot! Verschwinde, auf der Stelle!»

«Ja, ja, das Hausverbot wird akzeptiert», antwortete er mit süßlicher Stimme, «aber hier sind wir nicht im Haus. Wir sind draußen, gewissermaßen auf freiem Felde ...»

«Das ist kein freies Feld!», rief Jessy erbost. «Das ist mein Garten, und der gehört zum Haus! Fort mit dir, sage ich!»

«Aha, nun also auch Gartenverbot? Oder soll ich lieber sagen (Feldverbot)? Wo hört er denn auf, dein Garten, und wo beginnt das Feld? Und ist nicht das Feld für alle da? Von da lässt sich auch Luzi nicht vertreiben ...»

«Fort, sage ich!» schrie Jessy noch lauter, aber irgendwie spürte sie, dass ihre Kraft nicht ausreichte, um den Kerl loszuwerden. Und das schien auch er zu merken, denn ohne Umstände setzte er sich auf Jessys Bank und fragte: «Wo ist die Grenze? Komm, zeig mir doch die Grenze zwischen deinem Garten und dem freien Feld. Für mich ist dies hier freies Feld, und ich habe nur Haus- und Gartenverbot, aber nicht Feldverbot.» Dabei lächelte er hämisch, als wollte er sagen: «Schon habe ich dich!»

«Ich weiß nichts von einer Grenze. Das ist einfach mein Garten», sagte Jessy bestimmt.

«Ich verstehe, ich verstehe», sagte Luzi hastig und rückte ein bisschen näher. «Das ist typisch Menschenart: nur nichts Genaues, nichts Bestimmtes, alles so ungefähr, und Garten oder freies Feld, das ist unwichtig. Aber es ist auch gut so, denn für dich ist dies Garten, und für mich ist es freies Feld, von wo mich niemand vertreiben kann. Das ist hier mein gutes Recht.» Dann blickte er sie höhnisch an und meinte:

«Wir könnten ja eine Grenze ziehen, hier, mitten durch die Bank. Deine Seite ist noch im Garten, und meine steht schon im freien Feld.»

Jessy spürte, dass sie dieser Wortklauberei nicht gewachsen war, schüttelte den Kopf und atmete tief durch.

«Du hättest mich auch fragen können», sagte Luzi nun betont leise und spielte dabei offensichtlich noch den Beleidigten, «weshalb ich überhaupt gekommen bin. Unsereins hat immer viel zu tun, und die Zeit ist knapp.» Jessy blickte den unverschämten Kerl mit großen Augen an, denn das war nun doch wieder eine faustdicke Lüge. Luzi fühlte sich ertappt und begütigte: «Ja, nicht gerade knapp, ja, ja, wir haben hier genug Zeit, Zeit zum Verschwenden. Und deshalb kannst du dir ruhig auch für mich ein wenig Zeit nehmen.»

Aber Jessy antwortete nicht. Sie suchte im Geäst der Büsche und Bäume, ob allenfalls Schneuli, der offensichtlich bei Luzis Erscheinen weggeflogen war, noch irgendwo in der Nähe sei. Aber er war nirgends zu entdecken, und Jessy fühlte sich unendlich einsam und allein gelassen.

«Also, was ich dir sagen wollte», begann Luzi wieder, «dein sauberer Herr Papa hat sich endlich totgesoffen ...»

«Was, mein Vater ist gestorben?», rief Jessy erschrocken und gleichzeitig erfreut, aber Luzi korrigierte sich rasch und sagte trocken: «Nein, noch nicht ganz, aber er pfeift bereits aus dem letzten Loch.»

«Papa, mein Gott, Papa ...!», rief Jessy laut, und sogleich erschien Beliam, worauf Luzi sich auf der Stelle kleinlaut aus dem Staube machte.

«Ja», sprach der Engel, «es ist bald so weit mit deinem Papa, und er wird sich gewiss freuen, wenn du bei seinem Hinübergang dabei bist. Komm, mach dich bereit, wir fliegen gemeinsam hinab zur Erde.»

«Hat er sich wirklich totgetrunken?», wollte Jessy wissen, aber Beliam begütigte: «Ach, du kennst ihn doch, den Lügner. Nein, nein, deine Mutter hat ihm längst auf den rechten Weg geholfen. Wir werden ihn in Freuden empfangen können.»

Jessy hatte kaum je ein größeres Glücksgefühl empfunden. Sie suchte im Schrank schnell nach dem Festtagskleid, zog sich um und besah sich kurz im Spiegel.

«Schon gut», bemerkte Beliam, «aber nun komm, setz dich dort auf das Sofa und schließ die Augen, denn die Reise zur Erde ist weit. Das schaffen wir nicht mit dem normalen inneren Lift.» Jessy gehorchte

und spürte, wie der Engel sie um die Schultern fasste. Es war ihr, als würde sie in eine Ohnmacht fallen. Doch kurz darauf öffnete sie die Augen – und stand gemeinsam mit Beliam in Vaters Schlafzimmer.

Vieles sah noch gleich aus wie damals, als sie jeweils als kleines Kind zur Mutter ins Bett gekrochen war. An der Wand hing noch immer das Bild, das eine einsame Insel mitten im Meer bei Sonnenuntergang zeigte. Und auch die alte Kommode mit dem Spiegelaufsatz und den schweren Schubladen stand noch in der Ecke. Als Jessy sich ein wenig genauer umsah, entdeckte sie tatsächlich ihre Mutter, die zusammen mit George am Fußende des Bettes stand und offensichtlich auf Charles' Hinübergang wartete.

Auch Yolanda schien jetzt Beliams und Jessys Ankunft bemerkt zu haben und eilte auf ihre Tochter zu: «Jessy, meine liebe Jessy!», rief sie gerührt. «Ist es möglich, dich hier wieder zu sehen? Wie schön du bist! Komm, umarme mich!»

George konnte es nicht verkneifen, sein Erstaunen über Jessys Schönheit in einem kurzen Reim auszudrücken:

«Jessy ist ganz wunderbar –
ein echtes Fräulein Silberhaar.»

Aber Yolanda überhörte es und wischte sich die Tränen aus den Augen.

Allmählich sah Jessy alles viel deutlicher, und sie erinnerte sich, wie sie während ihres Erdendaseins oft an Tagen hellen Sonnenscheins in diese abgedunkelte Stube trat und all die vielen Gegenstände erst nach und nach wieder zu erkennen vermochte. Offensichtlich mussten sich auch jetzt die Augen an diese neue Umgebung anpassen. Endlich bemerkte sie, zuerst etwas undeutlich, ihren Vater, der schwer atmend im Bett lag und dessen Hand von einer Frau gestreichelt wurde. Beim genaueren Hinsehen erkannte sie ihre Schwester Linda. Erfreut eilte Jessy auf sie zu und versuchte sie zu umarmen. Aber es kam ihr vor, als griffe sie einfach in die Luft hinein, und so wurde ihr klar, dass Linda noch nicht der jenseitigen Wirklichkeit angehörte.

Da betrat ein Mann das Zimmer, den Jessy nicht kannte. Er versuchte, die Hand des Sterbenden zu ergreifen, aber als er feststellte, dass dieser keine Notiz von ihm nahm, ließ er davon ab.

Gleich darauf hörte Jessy, dass der Vater zu sprechen versuchte.

«Hast du verstanden, Linda, was er sagte?», fragte der neu angekommene Mann. «Ja, ich glaube, er sagte auch Jessy», gab Linda zur Antwort. «Zuvor hat er einmal unsere Mutter angesprochen und gefragt: ›Yolanda, wer ist bei dir?‹ Er phantasiert. Das ist oft so bei Menschen, wenn sie sterben. Und jetzt meint er wohl, Jessy zu sehen. Er hat eben sehr an ihr gehangen und konnte es sein ganzes Leben lang nicht verschmerzen, dass sie so früh starb. Wahrscheinlich erinnert er sich jetzt wieder an sie. Solche Fiebergespräche kommen bei Sterbenden oft vor.»

«Charles wird sich wundern, wenn er uns hier alle antrifft», bemerkte George, aber Yolanda sah das anders. «Nein», erwiderte sie, «ich weiß bestimmt, dass er seine Ansicht über das Fortleben nach dem Sterben geändert hat. Meine Mühe blieb nämlich nicht ohne Wirkung. Auch das Trinken hat er allmählich lassen können. Gewiss dauert es nicht mehr lange, und er wird mit uns kommen können.» Dann winkte sie ihrem Gatten stumm mit ihrer Hand, und George und Jessy taten es ihr gleich. Beliam hatte sich derweil über Charles gebeugt. Offensichtlich war er dabei, dem Sterbenden zu helfen, sich aus der irdischen Hülle zu lösen.

Dies nahm längere Zeit in Anspruch, weshalb George ein wenig ungeduldig wurde und sich dann an Jessy wandte: «Weißt du etwas von meinem Sohn? Wo steckt der bloß?»

Jessy konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, aber die leise Trauer war dann doch nicht zu überhören, als sie antwortete: «Du solltest wissen, George, dass Jim und ich getrennt wurden, damit vorerst jedes seine eigenen Wege gehen kann. Leider weiß ich auch nicht viel mehr als du. Jim wohnt, wie ich vernommen habe, in einem vornehmen Haus. Aber was er dort tut und unternimmt, weiß ich nicht.»

«Aha, so ist das», murmelte George leise, und Jessy spürte, wie ihn ihre Antwort nachdenklich machte.

Endlich war es so weit: Charles tat einen letzten langen, schweren Atemzug, und dann brach sein Herz. Beliam hielt ihn umarmt und führte ihn zu Yolanda und Jessy. Die Begrüßung war so herzerreißend, dass sich George abwenden und seine Tränen aus den Augen wischen musste. Schließlich sprach Beliam: «Und nun, schließt alle die Augen, wir reisen zurück und treffen uns im Tal der Ankömmlinge.»

84 Die Parabel

Wer könnte sagen, wie lange Jim, in Gedanken versunken, auf den Berg blickte, der ihn jedesmal, wenn er ihm vor die Augen kam, aufs neue verzauberte? Die Geschichte mit Jack ließ ihn nicht los. War es möglich, dass er durch seine Liebeskraft diesem düsteren, leidenden Menschen, den seine Seelennot zum Unmenschen gemacht hatte, wirklich helfen können? Noch nie zuvor hatte Jim dieses seltsame Glücksgefühl erlebt, das ihn einfach deshalb ergriff, weil er einem anderen Menschen hatte helfen dürfen. Was wäre das für ein Leben: einfach nichts anderes tun als hilfsbedürftigen Menschen beizustehen!

Jim wurde von einer ganz neuen, tiefen Sehnsucht erfasst, und er wusste sich dabei nicht anders zu helfen, als ohne Unterlass auf den Berg zu blicken, um auf diese Weise am Leben, das jene fernen Glücklichen führten, von weitem ein wenig teilzuhaben.

Dann erinnerte er sich wieder an Jessy. Ja, ihr hatte er mit Hilfe des inneren Lichts einen Besuch abstatten wollen, ehe ihn Melich um Unterstützung gebeten hatte. Nun also konnte es endlich geschehen. Niemand war in der Nähe, der ihn benötigt oder gestört hätte. Sogar Ike lag ruhig vor ihm auf dem Teppich, und seine regelmäßigen Atemzüge verrieten Jim, dass er schlief und selig träumte.

Jim riss sich vom Anblick des Berges los, schloss die Augen und versank in seinem Inneren. Allmählich erwuchs aus der Dunkelheit in der Ferne eine schimmernde Helle, das Licht erstrahlte mit größerer Kraft, und schließlich sah er sich wieder über einer fernen, ihm unbekanntem Gegend schweben. Ihm war, als flöge er über eine unendlich weite Landschaft, belebt von ungezählten Hügeln und kleinen Bergzügen und bedeckt von dunkeln Wäldern, einladenden Parklandschaften oder weiten, blumenbesäten Grünflächen. Wo war er nun: hier in seinem Sessel oder dort, in der weiten, freien Landschaft?

Da entdeckte er unter sich einen bewaldeten Hügel, auf dessen Kuppe die Bäume nur noch in lockeren Gruppen standen und mit Flächen von weichem Rasen und gepflegten Blumenbeeten wechselten. Es schien ihm, als hätte jemand inmitten der ungestörten Natur einen weiten Park angelegt, dessen Zentrum aus einer sinnreich geplanten Gartenanlage bestand. In der Mitte des Gartens erhob sich ein kleiner Bau, errichtet aus sieben zierlichen Säulchen und einem darauf ruhenden kuppelförmigen Dach.

Jim fühlte sich von dem Bild magisch angezogen und näherte sich dem Boden. Erst jetzt gewahrte er, dass unter diesem Dach ein Mann auf einem kleinen Thron Platz genommen hatte und zu den Menschen sprach, die sich zwischen den Gartenbeeten halbkreisförmig um ihn gruppiert hatten. Offensichtlich hörten die Männer und Frauen und die wenigen Kinder ihm aufmerksam zu. Hatte er denn nicht schon Ähnliches erlebt? Wo war das nur?

Jim erreichte den Boden im Rücken der Zuhörer, weshalb ihn niemand bemerkte. Einzig der Mann, der auf dem Throne saß und offensichtlich am Erzählen war, bedeutete ihm mit einem kurzen Lächeln, dass er hier herzlich willkommen sei. Jim setzte sich auf eine der kleinen Parkbänke und betrachtete den erzählenden Mann. Ja, jetzt erinnerte er sich: So ähnlich war seinerzeit der König in der Grotte gekleidet, der ihm das Märchen von der Prinzessin Silberhaar erzählte. Auch jener hatte graues, ja fast weißes wallendes Haar getragen, nur war er natürlich viel kleiner gewesen und hatte sich zudem eine Krone auf den Kopf gesetzt. Aber eine Krone auf dem Haupte dieses weisen Mannes hier hätte fast lächerlich gewirkt.

Jim wurde in seinen stillen Betrachtungen aufgeweckt durch einen freudigen Applaus der Zuhörer, offensichtlich ein Zeichen, dass der Mann mit seiner Erzählung an ein Ende gekommen war. Die Leute erhoben sich, um sich in die Gartenanlage zu begeben, und blieben dann in kleinen Gruppen bald vor einem Blumenbeet, bald vor einem blühenden Strauch stehen. Jim kam sich keineswegs als unwillkommener Eindringling vor, wie er Ähnliches seinerzeit auf der Erde gefühlt hatte, als er einst auf einem Spaziergang in den Park einer benachbarten Villa geraten war, wo sich festlich gekleidete Damen und Herren mit einem Glas Champagner zuprosteten und sich dann zu einem Gruppenfoto aufstellten. Nein, hier fand er sich sofort herzlich aufgenommen von einer kleinen Gruppe, bestehend aus zwei jüngeren Damen und einem deutlich älteren Herrn. Gleich wurde ihm klar, weshalb alle, auch seine Begleiter, vor einem Blumenbeet, die meisten aber vor einem Strauch stehen blieben. Überall waren nämlich verpuppte Larven von Schmetterlingen zu sehen, und mit ein wenig Geduld konnte man miterleben, wie ein Falter seine tote Hülle sprengte, sich aus dem Kokon herauswand, allmählich seine bunten Flügel ausbreitete und dann wegflatterte, um sich am süßen Nektar einer Blume sattzusaugen.

Jim hatte so etwas noch nie gesehen, weshalb er seine Begleiter

drängte, das wundersame Geschehen gleich am Zweig nebenan nochmals zu bestaunen. Diese ließen sich leicht bitten, und wieder konnte sich Jim nicht satt sehen, wie sich das Leben in der tot scheinenden Puppe plötzlich zu regen begann, wie der Falter, der sich befreien wollte, so lange zappelte und zerrte, bis die Puppenhülle platzte und er zuerst seinen Kopf, dann auch den Hinterleib mit den noch zerknitterten Flügeln hinauszwängte. Und dann schien es, als würde der Schmetterling tief durchatmen. Jim rief begeistert: «Seht, jetzt pumpt er die Flügel auf!» Tatsächlich wurden diese allmählich größer, sie begannen zu zittern, und dann – o Wunder – flog der Falter weg. Er konnte fliegen, ohne es je gelernt zu haben!

Beim Betrachten dieses Naturwunders hatte Jim gar nicht bemerkt, dass sich der Erzähler seiner Gruppe genähert hatte und offensichtlich mit ihm ein paar Worte sprechen wollte. Seine Begleiter hatten dies gesehen, weshalb sie sich unauffällig zurückzogen und Jim mit dem alten Mann allein ließen. «Ich sehe», sprach dieser, «du bist auf der Suche.» Jim sah ihn einigermäßen verblüfft an, weshalb der Alte ein feines Lächeln nicht unterdrücken konnte.

«Ja», bestätigte Jim, «ich möchte Jessie finden und sehen, wo sie lebt und was sie tut.»

Der Alte nickte versonnen mit dem Kopf und sagte nach einer ziemlich langen Pause: «Ich verstehe, ja, ich verstehe, die Liebe, die alte Kraft. Und dann deine neue Sehnsucht, helfen zu dürfen ... Das ist Jessys Leben: den anderen zu helfen. Seit ihr euch getrennt habt, oder soll ich lieber sagen, seit ihr getrennt wurdet – es ist ja einerlei – ja, seither hat Jessie fast nichts anderes getan, als anderen zu helfen.» Dann überließ der Mann Jim seinen Gedanken.

Plötzlich wurden die Anwesenden aus ihrem Staunen und Betrachten herausgerissen, denn der Alte hatte den Gong, der in der Mitte des kleinen Gartentempelchens aufgehängt war, sanft angeschlagen. Alle wussten, dass er nun wieder mit einer neuen Erzählung beginnen wollte, weshalb sie aus dem Garten zurückkehrten und irgendwo in Hörweite des Erzählers Platz nahmen.

Jim sah sich um in der Runde. Wie herrlich wäre es gewesen, wenn nun auch Jessie hier säße! Sofort wollte er sich wieder erheben, aber da der Erzähler im selben Augenblick zu reden begann, verschob er seinen Aufbruch zu Jessie auf später.

«Alles ist ein Gleichnis», begann der Mann, «denn im Kleinen steckt

das Große, und im Großen steckt das Kleine.» Jim sah, wie viele der Anwesenden mit dem Kopf nickten und dem Erzähler zeigten, dass sie ihn verstanden hatten. «Auch das Wunder, das ihr eben bestaunen konntet, ist ein Gleichnis. Alles, was lebt, gleicht einem Schmetterling, auch wir alle sind Schmetterlinge, auch wenn wir, wie wir ja ringsum sehen können, keine Flügel tragen.» Wieder nickten ihm viele zu, und auch Jim hatte das Gefühl, das müsse wohl zutreffen. Wenn er sich sein Leben vergegenwärtigte, jenes auf der Erde und dieses hier, besonders auch den plötzlichen Übergang, verursacht durch die Unachtsamkeit eines Piloten, so dünkte es ihn, das sei alles ein fortwährendes Verwandeln, ein Ausschlüpfen, ein Schönerwerden, ein Freierwerden gewesen. Unwillkürlich kamen ihm seine Haare in den Sinn, sein Erlebnis, wie sie sich rot verfärbten, sein Entschluss, sie Jochen zuliebe rot zu lassen, und dann die allmähliche Verwandlung. Ja, unmerklich waren sie golden geworden. Zwar hatte er lange nicht mehr in einen Spiegel geblickt, aber die Locken, die ihm seitlich über die Wangen fielen, konnte er ja sehen, und die glänzten wie reines Gold.

«Ein Gleichnis, eine Parabel, ist auch meine nächste kurze Geschichte», fuhr nun der Erzähler weiter. Jim war einen Moment lang unschlüssig, ob er sich doch losreißen und Jessy suchen oder die Parabel anhören wolle. Aber als er daran dachte, dass der Erzähler eine kurze Geschichte angekündigt hatte, entschloss er sich, noch zu bleiben. Doch so ganz aufmerksam konnte er nicht sein, das spürte er. Ja, Jessy, was machte sie wohl? Wie schön wäre es, wenn auch sie hier wäre!

Jessy hatte sich, nachdem ihr Vater Charles im Tal der Ankömmlinge unter der Obhut einer liebevollen Wärterin zur Ruhe gebracht worden war, um erst einmal tüchtig auszuschlafen und sich von den Mühsalen des irdischen Lebens zu erholen, gleich wieder in ihr Anwesen im lichtdurchfluteten Tälchen zurückbegeben. Dazu hatte sie Beliams Beistand nicht mehr benötigt, denn sie verfügte nun hier im jenseitigen Land frei über den inneren Lift und hatte auch keinerlei Mühe mehr, sich zu orientieren, wie weit weg ein Ziel auch liegen mochte.

Nun wollte sie endlich Zeit finden, um mit Hilfe des inneren Lichts Jim einen Besuch abzustatten. Konnte sie auch nicht mit ihm sprechen und sich mit ihm in Liebe austauschen, so sehnte sie sich doch so sehr nach ihm, dass es ihr einstweilen genügte, ihn wenigstens zu sehen und unsichtbar an seinem Leben Anteil zu nehmen.

So suchte sie also wieder ihr Lieblingsplätzchen auf, das vor kurzem der windige Luzi beinahe entweicht hätte, und blickte voll Sehnsucht auf den Berg, an dessen Anhöhen sich bei genauem Hinsehen ein reges und einzigartiges Leben der Glücklichen entfaltete. Lange blickte sie dort hin, und das Geschehen in dieser weit weg liegenden Gegend, das aber doch so klar zu erkennen war, nahm sie derart gefangen, dass es lange dauerte, bis sie sich bereit fühlte, die Augen zu schließen und mit Hilfe ihres inneren Lichtes eine ganz andere Gegend zu besuchen.

Dies glückte ihr schnell, und bald war es ihr nicht mehr klar, ob sie hier auf ihrer Bank vor dem Gartenteich sitze oder tatsächlich über das Land hinweg, die düstere Gegend im Rücken, auf Jims neue Heimat hinzuschwebe. Ihre Aufmerksamkeit wurde in Beschlag genommen von einer größeren Gruppe von Häusern, die überragt wurden durch einen herrlichen Zentralbau und wo zwischen den einzelnen Gebäuden junge Menschen miteinander plaudernd auf und ab gingen. Jessy erinnerte sich, wie sie gleich nach ihrem Erwachen im jenseitigen Land von Ellen belehrt wurde, dass hier, anders als auf der Erde, alle Gebäude zu schönen Ordnungen gruppiert seien und es auch ganze Täler gebe, in welchen in vielen Schulgebäuden unterrichtet werde. Das hier war offensichtlich eine solche Universität. Wie schön musste das sein, hier die Wissenschaften studieren zu dürfen, immer und immer wieder mit vielen jungen Menschen und mit wissenden Professoren zusammenzukommen und in tiefsinnigen Gesprächen die Rätsel des Lebens zu enthüllen! Jessy wurde erfüllt von einer tiefen Sehnsucht, weshalb sie sich kurzerhand entschloss, hinabzusteigen und sich unter die Leute zu mischen.

Jessy wurde sogleich von einer jungen Frau angesprochen und gefragt, ob ihr der Vortrag des chinesischen Professors über das Tao auch so gut gefallen habe. Es sei doch eindrücklich gewesen, wie er gezeigt habe, dass das Tao «der Weg» sei und dass im Grunde alle Menschen, wo immer sie sich auch befinden mögen, auf diesem Wege unterwegs seien ...

Jessy unterbrach sie und sagte freundlich: «Bitte entschuldige, aber ich weiß leider nicht, wovon du sprichst, denn ich bin eben erst hier angekommen.»

«Eben angekommen?», fragte die Frau zurück. «Ja, dann melde dich dort drüben, damit sie dir sagen, was du als Anfängerin lernen darfst und in welchem Haus der Unterricht darüber stattfindet. Komm, ich

begleite dich!» Dabei fasste sie Jessy an der Hand und schritt entschlossen auf ein kleines Haus zu, in welchem die neu Angekommenen über die ganze Ausbildung belehrt wurden.

Doch Jessy widersetzte sich diesem Ansinnen sanft und sagte: «Das ist lieb von dir, aber ich wollte nur mal kurz einen Augenschein vornehmen. Im Moment habe ich noch etwas Wichtigeres vor. Aber ich danke dir für deine Hilfe, denn gewiss darf auch ich einmal hier studieren.»

Die Frau blickte Jessy ziemlich entgeistert an und fragte: «Ja, wer sollte dich daran hindern? Das dürfen doch alle.»

Jessy wollte sich nicht auf ein langes Erklären einlassen und sprach nur: «Ich wurde von meinem Freund Jim getrennt und habe ganz besondere Aufgaben zu erfüllen ...»

«Von Jim?», fiel ihr die Frau ins Wort. «Von dem Jim, der in einer Luxusvilla lebt?»

«Kennst du ihn etwa?», fragte Jessy rasch, und ebenso rasch antwortete die Frau: «Den kennt doch jeder hier, und alle lieben diesen Goldschopf. So, so, das ist also dein Freund? Alle Achtung! Sieh, dort auf jener Anhöhe steht sein Haus! Wer ihn dort besuchen darf, kann sich glücklich schätzen. Ach schau, da kommt gerade sein Freund Melich!» Dabei wies die Frau auf einen jungen Herrn, der mit einer Tasche unter dem Arm eben ein Schulgebäude verlassen hatte und an den beiden vorüberging.

Jessy wusste nicht, wie ihr geschah, denn sogleich wandte sich die Frau an Melich: «Sieh, hier, das ist Jims Freundin! Die passt so richtig zu ihm mit ihrem silbernen Haar ...»

«Langsam, langsam, meine liebe Duka! Es scheint, du bist wieder mal voll in Fahrt», sagte Melich etwas abwehrend, aber dann wandte er sich Jessy zu, gab ihr die Hand und sprach: «Dann bist du also Jessy, nicht wahr? Wie schön, dass dich Jim endlich wieder sehen darf!»

Doch Jessy wehrte ab: «Lieber Melich, ich bin etwas verwirrt, denn ich bin unterwegs und wollte nur mal sehen, wie es hier so ist ... Im Grunde weiß ich gar nicht so recht, ob ich wirklich hier bin. Ich bin doch in meinem Garten und benutze bloß das innere Licht ... Ach, wie wird mir? ... Hilfe, wo bin ich? ...»

«Es scheint, dass du dich ein wenig verirrt hast», sprach jemand. Die Stimme kam vom nahen Baum, wo Schneuli auf einem dicken Ast saß und Jessy mit einem Auge zuzwinkerte.

«Ja, es scheint tatsächlich so», bestätigte Jessy. «Ich wollte Jim einen Besuch abstatten, und dabei geriet ich ins Tal der Universität. Und jetzt bin ich fast ein wenig eifersüchtig auf Jim. Was wäre das für ein Leben: einfach nichts anderes tun, als studieren zu dürfen, als zu lernen und die Geheimnisse des Lebens zu ergründen!»

Jessy wurde von einer ganz neuen, tiefen Sehnsucht erfasst, und sie wusste sich dabei nicht anders zu helfen, als ohne Unterlass auf den Berg zu blicken, um auf diese Weise am Leben, das jene fernen Glücklichen führten, von weitem ein wenig teilzuhaben.

«Genau so hat auch Jim gedacht!», sagte nach einer Pause Schneuli. «Er hat dieselben Worte gebraucht. Bloß hat er sich nicht das Leben gewünscht, das er derzeit führt, sondern jenes, das du bis jetzt geführt hast: anderen helfen zu dürfen. – Ja, so ist der Mensch. Und nur, weil er so ist, ist er Mensch.»

«Wohl wahr, Herr Philosoph!», sagte Jessy ein bisschen spöttisch. «Auch wenn ich nicht genau verstehe, was du sagst. Aber sei es, wie es wolle: Jetzt gib bitte wieder Ruhe, ich versuche es nochmals.» Damit machte es sich Jessy erneut bequem, schloss die Augen und suchte in sich die Tiefe des inneren Lichts.

Wieder schwebte sie über Berge, Täler, Seen, Hügel, Wälder, Wiesen hin, getrieben von der Sehnsucht, endlich Jim von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Dass seine Haare inzwischen golden geworden waren, hatte ihr Duka schon verraten. Aber hatte er sich wohl auch sonst verändert? Gewiss sah man auch ihm an, dass er älter und reifer geworden war.

Jessy war erstaunt, dass sie ihr Weg nicht wieder ins Tal der Universität führte, wo doch Jims Haus ganz in der Nähe stand. Vielmehr wurde sie von einem bewaldeten Hügel magisch angezogen, auf dessen Kuppe die Bäume nur noch in lockeren Gruppen standen und mit Flächen von weichem Rasen und gepflegten Blumenbeeten wechselten. Es schien ihr, als hätte jemand inmitten der ungestörten Natur einen weiten Park angelegt, dessen Zentrum aus einer sinnreich geplanten Gartenanlage bestand. In der Mitte des Gartens erhob sich ein kleiner Bau, errichtet aus sieben zierlichen Säulchen und einem darauf ruhenden kuppelförmigen Dach.

Jessy sah, dass ziemlich viele Menschen in der Nähe dieses kleinen Tempelchens Platz genommen hatten, wo sie den Worten eines grauhaarigen Mannes lauschten. Der Anblick dieses Mannes erinnerte sie

an jene Szene, als ihr der Gnomenkönig die Geschichte von Waldrose erzählte. Wie lange mochte das her sein? Vielleicht war es gut, dass man hier im Jenseits kein Zeitmaß hatte.

Dann fragte sich Jessy, weshalb sie von ihrem inneren Licht wohl an diesen Platz geführt worden war. Weilte etwa Jim unter den Zuhörern? Nein, das war nicht möglich, denn er wohnte ja in einem schönen Haus, das Duka sogar als Luxusvilla bezeichnet hatte. Der hatte es bestimmt nicht nötig, einem Geschichtenerzähler zuzuhören, denn in der Universität gab es gewiss Besseres.

Obwohl Jessys Sehnsucht nach Jim stetig wuchs, wollte sie doch dem Erzähler kurz zuhören. Er wolle jetzt eine kurze Geschichte erzählen, hatte er eben gesagt. Jessy hielt sich im Hintergrund, setzte sich an den Stamm einer Lärche und richtete ihren Blick auf den Alten.

«Ein Gleichnis, eine Parabel, ist auch meine nächste kurze Geschichte», sprach der Erzähler und machte es sich in seinem Sessel bequem. Dann begann er:

Ein Schüler sprach zu seinem Meister: «Lehre mich sehen!»

Dieser führte ihn in sein Gästehaus und fragte: «Was siehst du?»

«Das ist schnell gesagt», antwortete der Schüler. «An der Schmalseite sitzt auf einem Podest die Statue des Buddha, davor blühen in drei Vasen frische Rosen, in der Mitte des Raumes steht ein langer Tisch, und an diesem sind auf jeder Seite sieben Stühle aufgereiht.»

«Ist das alles?», fragte der Meister.

«Nein», sagte der Schüler, «auf dem Boden liegt ein neuer Seident Teppich, und auch die Wände sind mit kostbaren Stoffen bedeckt.»

«Und jetzt, glaubst du alles gesehen zu haben?», fragte der Meister erneut.

«Ja», sprach der Schüler, «das ist alles.»

«Und gefällt es dir?», fragte der Meister weiter.

«Ja», gab der Schüler zur Antwort. «Alles strahlt in den schönsten Farben, und der zauberhafte Duft der Rosen stimmt mich freudig.»

Da sprach der Meister: «Du siehst bloß die Hälfte,

nämlich das Werk des Mannes: Ein erfahrener Baumeister schuf einst diesen Raum, gewandte Handwerker zimmerten und schnitzten Tische und Stühle, und ein trefflicher Künstler fertigte die Gestalt des Buddha und brachte alles in Harmonie mit den Maßen des Raumes und den Farben der Teppiche. Aber du siehst nicht die andere Hälfte, nämlich das Werk des Weibes. Dieses umfasst all das, was du sehen solltest, obwohl es nicht da ist.»

Da fragte der Schüler: «Wie soll ich etwas sehen, das nicht da ist?»

Darauf der Meister: «Höre, was gestern geschah: Es kam zu mir eine Schar Gäste aus dem fernen China. Aus Freude über die geglückte Fahrt sprachen sie immer ungehaltener dem Reiswein zu. Alle tranken, lachten, sangen, tanzten, bis keiner mehr bei Sinnen war. Keiner hörte mehr meine Bitten, mein Haus zu schonen und in Würde zu feiern, wie es Gästen geziemt. Erst als der Morgen graute, erhob sich einer nach dem anderen und entfernte sich. Was meinst du, wie der Raum aussah, als ihn des Morgens die Diener betraten?»

Der Schüler antwortete: «Das ist leicht auszudenken. Die Stühle werden wohl umgestürzt sein, die Teppiche heruntergerissen, Boden und Wände verschmutzt und die Gläser zerbrochen.»

«Genau so ist es!», sprach der Meister. «Und in ihrer Tollheit schonten sie auch nicht das Bildnis des Buddha. Einer trieb die Narretei so weit, dass er dem Heiligen seinen eigenen Hut aufsetzte und zwei Gläser Reiswein auf seine ausgebreiteten Hände stellte. Gewiss siehst du jetzt dieses Bild in dir, und so frage ich dich wieder: Gefällt es dir so?»

«Wie soll mir dieser Graus gefallen? Ich sehe das geschändete Bildnis, sehe am Boden die zertretenen Blumen, ich höre die Leute schreien in ihrer Berausung und rieche den Gestank, der den ganzen Raum erfüllt. Ist dieses Bild jetzt das Werk des Weibes?»

«Nein», sprach der Meister, «das ist das Werk des Tiers,

aber nur durch das Werk des Weibes ist mein Gästehaus wieder zu dem geworden, das heute deine Sinne erfreut.»

Da sprach der Schüler: «Ich verstehe, es musste Ordnung gemacht werden, Boden, Tisch, Stühle und Wände wurden gereinigt, die goldene Haut des Buddha wurde gebläut, und man brachte frische Blumen in frischem Wasser. Diese niedere Arbeit der Diener ist also das Werk des Weibes.»

Da blickte der Meister seinen Schüler traurig an: «Was nennst du diese Arbeit niedrig? Nichts in der Welt kann sich selbst bleiben, wenn sich niemand darum sorgt. Kein Feuer brennt, wenn niemand es hütet. Kein Palast bleibt stehen, wenn nicht jemand den Schmutz entfernt und zerfallende Steine ersetzt. Das Werk des Mannes ist sichtbar, das Werk des Weibes aber bleibt unsichtbar.»

Nun sprach der Schüler: «Gestatte mir, Meister, einen Einwand. Es waren doch Frauen, die die seidenen Teppiche knüpften, und es waren deine Diener, die dein Gästehaus wieder instand stellten.»

Der Meister entgegnete: «Wenn Männer bloß das Werk des Mannes tun, bleiben sie Mann. Und wenn Frauen bloß das Werk des Weibes tun, bleiben sie Frau. Wenn aber Männer und Frauen beides tun, dann werden sie Mensch.»

Am anderen Tag begegnete der Meister seinem Schüler im Garten, wies auf einen Rosenstrauch und fragte: «Was siehst du?»

Der Schüler sagte: «Ein prächtiger Rosenstrauch blüht in einem gepflegten Beet. Das ist das, was ich sehe. Aber es könnte auch sein, dass er von Läusen befallen wäre, dass seine Triebe wild wucherten, dass Vögel in seinem Gezweig nisteten, dass er seine Blätter fallen ließe, da ihm niemand Wasser zutrage, oder dass er geschändet wäre, da ihn niemand beschützte. Das ist all das, was ich nicht sehe und jetzt doch sehe.»

Da lächelte der Meister und entfernte sich.

Ike, der nur darauf gewartet hatte, dass sich Jim in irgendeiner Weise regen würde, sprang, als dieser die Augen öffnete und sich ein wenig räkelte, seinem Freund auf die Knie, blickte ihn neugierig an und fragte: «So, und nun, hast du deine schöne Jessy gesehen?»

«Wo bin ich? ... Ach, Jessy ... Nein ... Wo ist er?»

Jim war sichtlich verwirrt, weshalb Ike ihn fragte: «Von wem sprichst du? Hast du Jessy nicht getroffen? Komm, rede doch!»

Inzwischen hatte sich Jim wieder ein wenig gefasst und antwortete leise: «Lieber Ike, nein, das war ganz anders. Ich wollte bloß noch kurz dem Geschichtenerzähler zuhören, und nun bin ich hier. Nein, Jessy habe ich leider nicht getroffen, nirgends.»

«Was war das für eine Geschichte?»

«Ach, Ike, frag nicht zu viel! Es sei ein Gleichnis, eine Parabel, sagte der Erzähler. ... Du, Ike, ich glaube, ich muss dich verlassen. Es zieht mich so sehr dort hin, wo Jessy lebt, um Menschen in Not zu helfen. Bitte versteh mich, dass ich das auch will. Du weißt gar nicht, wie glücklich ich mich fühlte, als ich dem armen Jack beistehen durfte.»

Ike rieb sich die Augen. Ja, es war unverkennbar: Er wischte eine Träne weg, ganz verschämt, denn er wollte nicht, dass Jim es sähe. Und als sich dieser erhob und entschlossen in seine Werkstatt ging, um seinen Arbeitsplatz gründlich aufzuräumen und alle Dinge, die er für noch brauchbar hielt, zu ordnen, erkannte Ike, der ihm gefolgt war, dass es Jim mit seinem angekündigten Wegzug offensichtlich ernst meinte. Als Jim auch den Zeichensaal in Ordnung brachte, alle Gartengeräte reinigte und verräumte und schließlich jedes Buch in der Bibliothek an seinen Platz stellte und die Musiknoten in ihre Regale legte, da gab es für Ike keinen Zweifel mehr, dass er nun von Jim Abschied nehmen musste.

«Wie gedenkst du, dort hinzukommen? Glaubst du, dass dich jemand hinbringt? Und kennst du überhaupt den Weg?»

Jim merkte, wie sehr sich Ike um sein Wohlergehen sorgte, aber er war nicht aufgelegt, ihm all dies umständlich zu erklären, weshalb er bloß sagte: «Es gibt ja den inneren Lift, der uns zu schweben gestattet, und der Unterschied zum inneren Licht ist ohnehin nicht groß. Ich schau mir also unterwegs ein wenig die Landschaft an, und meine Sehnsucht nach dem neuen Ort wird mich bestimmt richtig lenken. Komm hinaus, wir wollen Abschied nehmen!»

Ike sprang Jim auf die Schultern, und so gingen sie gemeinsam in

den Garten. Hier packte Jim sein Eichkätzchen mit beiden Händen und sprach bloß ein einziges Wort. «Danke!», sagte er. Dann setzte er Ike auf die Gartenbank, breitete die Arme aus und schwebte davon, ohne sich noch einmal umzuwenden.

Zwar hatte Jim davon gesprochen, sich die Landschaft ein wenig anzusehen, aber die Sicht über die vielen Berge, Gewässer und Täler bis hin zum Berg mochte noch so schön, ja atemberaubend sein: Jims Gedanken waren ganz bei Jessy, ihrem Wohnplatz und den vielen Menschen, denen er künftig zu helfen gedachte. Und am meisten freute er sich darauf, nun endlich bei Jessy wohnen und mit ihr gemeinsam das Leben gestalten zu dürfen. Hätte er die Augen ein wenig besser offen gehalten, so hätte er die junge Frau mit silbernem Haar entdeckt, die, aus der Gegenrichtung kommend, unweit an ihm vorbeigeschwebt und wohl auch zu sehr in Gedanken versunken war, um auf alles zu achten, was um sie her vorging.

Tatsächlich war Jessy, nachdem der Geschichtenerzähler geendet hatte, inne geworden, dass sie ja in ihrem schönen Garten saß und mit Hilfe des inneren Lichts Jim zu erreichen versucht hatte. Und vollends erwachte sie aus diesem traumartigen Zustande, als Schneuli sie ansprach und fragte: «Und nun, hast du deinen Goldjungen gesehen?»

«Lieber Schneuli, nein, das war ganz anders. Ich wollte bloß noch kurz dem Geschichtenerzähler zuhören, und nun bin ich hier. Nein, Jim habe ich leider nicht getroffen, nirgends.»

«Was war das für eine Geschichte?»

«Es sei ein Gleichnis, eine Parabel, sagte der Erzähler. ... Du, Schneuli, ich glaube, ich muss dich verlassen. Es zieht mich so sehr dort hin, wo Jim lebt, wo er studieren, gestalten, kreativ sein darf. Gewiss habe ich all den Menschen im düsteren Dorf gerne geholfen, aber bitte versteh mich, dass ich auch das einmal tun möchte, was Jim tut. Du weißt gar nicht, wie glücklich ich mich fühlte, als ich bei den Gebäuden der Hochschule ankam und kurz mit Duka und Melich sprechen durfte.»

Schneuli rieb sich die Augen. Ja, es war unverkennbar: Er wischte eine Träne weg, ganz verschämt, denn er wollte nicht, dass Jessy es sähe. Und als sich diese erhob und entschlossen in ihre Wohnung ging, um überall gründlich aufzuräumen, erkannte Schneuli, der ihr gefolgt war, dass es Jessy mit ihrem angekündigten Wegzug offensichtlich

ernst meinte. Als Jessy auch ihren Kleiderschrank in Ordnung brachte und ihre wenigen Bücher an ihren Platz stellte, da gab es für Schneuli keinen Zweifel mehr, dass er nun von Jessy Abschied nehmen musste.

«Wie gedenkst du, dort hinzukommen? Glaubst du, dass dich jemand hinbringt? Und kennst du überhaupt den Weg?»

Jessy merkte, wie sehr sich Schneuli um ihr Wohlergehen sorgte, aber sie war nicht aufgelegt, ihm diese Dinge umständlich zu erklären, weshalb sie bloß sagte: «Es gibt ja den inneren Lift, der uns zu schweben gestattet, und der Unterschied zum inneren Licht ist ohnehin nicht groß. Ich schau mir also unterwegs ein wenig die Landschaft an, und meine Sehnsucht nach dem neuen Ort wird mich bestimmt richtig lenken. Komm hinaus, wir wollen Abschied nehmen!»

Schneuli setzte sich Jessy auf die Schultern, und so gingen sie gemeinsam in den Garten. Hier packte Jessy ihre Schnee-Eule mit beiden Händen und sprach bloß ein einziges Wort. «Danke!», sagte sie. Dann setzte sie Schneuli auf die Lehne der Gartenbank, breitete die Arme aus und schwebte davon, ohne sich noch einmal umzuwenden.

Zwar hatte Jessy davon gesprochen, sich die Landschaft ein wenig anzusehen, aber die Sicht über die vielen Berge, Gewässer und Täler bis hin zum Berg mochte noch so schön, ja atemberaubend sein: Jessys Gedanken waren ganz bei Jim, seinem schönen, geräumigen Haus und den vielen Menschen, denen sie künftig begegnen würde. Und am meisten freute sie sich darauf, nun endlich bei Jim wohnen und mit ihm gemeinsam das Leben gestalten zu dürfen. Hätte sie die Augen ein wenig besser offen gehalten, so hätte sie den jungen Mann mit goldenen Locken entdeckt, der, aus der Gegenrichtung kommend, unweit an ihr vorbeigeschwebt und wohl auch zu sehr in Gedanken versunken war, um auf alles zu achten, was um ihn her vorging.

Das Ende dieser Ereignisse ist rasch erzählt: Jessy fand glücklich Jims Villa, und als sie klopfend Einlass begehrte und die Türe öffnete, wurde sie von Ike empfangen. Der führte sie hinauf ins Turmzimmer, und da die Türe halb offen stand, war deutlich zu erkennen, dass dieser Raum in einer geheimnisvollen Weise von ungewöhnlichem Licht durchflutet war. Jessy war sich sicher, dass dieses Leuchten auf Jims Anwesenheit deutete, doch als sie dann über die Schwelle trat, saß hier Beliam, der sich bei ihrem Eintreten rasch vom Sessel erhob, ihr entgegen eilte und sie in seine Arme schloss.

Dann deutete ihr Beliam, sie möge sich setzen, und als er dasselbe getan hatte, sprach er liebevoll: «Jessy, ich weiß, du hast hier Jim erwartet, und da du ihn liebst, weiß ich auch, dass es dich schmerzt, wenn ich dir sagen muss, dass er nicht mehr hier ist. Auch Jim wurde von der Sehnsucht erfasst, dich und deine Wohnstätte aufzusuchen und jene Aufgaben zu meistern, denen du dich bis jetzt gewidmet hast. Sei deshalb nicht traurig, denn ihr werdet später ganz gewiss zueinander finden. Aber nun ist die Zeit gekommen, wo du das tun darfst, was Jim in seinem Herzen erfüllte, und Jim darf nun das tun, was bis anhin deine Aufgabe war.»

Jessy begann still zu weinen, nicht bloß, weil sie Jim immer noch nicht bei sich haben konnte, sondern auch aus Freude, weil sie ein reiches Leben vor sich sah, dem sie sich nun mit aller Kraft hingeben wollte.

Dasselbe zu erleben, blieb auch Jim nicht erspart. Es war Schneuli, der ihn draußen im Garten empfing und ihm den Weg hinein in Jessys Stube wies. Auch hier saß ein Engel, Menchor. Als Jim ihn sah, ahnte er schon, dass sich die Dinge nicht ganz nach seinen Wünschen gestaltet hatten. Und als ihm Menchor schilderte, dass Jessy ihrerseits ihn gesucht und danach begehrt habe, nun auch ihre Studien aufzunehmen und in dem schönen und geräumigen Haus kreativ tätig zu sein, da musste auch Jim sich eine Träne abwischen. Doch die Zusicherung des Engels, er werde gewiss dereinst mit Jessy in Liebe vereint leben dürfen, und auch die Gewissheit darüber, nun auf eine ganz neue Weise anderen Menschen helfen zu dürfen, trösteten ihn über die erste Enttäuschung hinweg.

«Und nun, Jim, entfache das innere Licht, und du wirst Jessy sehen», sprach Menchor feierlich. Jim schloss die Augen und fand sich in seiner inneren Schau augenblicklich in seinem früheren Turmzimmer. Eben hörte er, wie Beliam zu Jessy sprach: «Und nun, Jessy, entfache das innere Licht, und du wirst Jim sehen.» Jessy schloss die Augen, und als sie sich beide im inneren Licht begegneten, öffneten sie die Augen wieder, sahen einander an und staunten, erfüllt von Liebe und Glück. Niemand vermag zu sagen, wie lange die beiden einander still versunken durch die Augen in die Tiefen ihrer Seelen blickten.

85 Umbau

«Sieh mal nach rechts hinüber!», rief Jochen zum Vater hinauf. «Dort liegt ein Tal für Neuankömmlinge. Bei uns hier im jenseitigen Lande gibt es viele solche Täler, denn auf der Erde sterben jeden Tag Tausende von Menschen, und die müssen alle in Empfang genommen werden. Die meisten wollen oder müssen zuerst einmal ausschlafen, denn das Erdendasein hat sie ermüdet. Aber niemand wird bei diesem Schlaf allein gelassen ...»

«Was du nicht alles zu erzählen weißt!», fiel ihm Elfriede ins Wort. «Das klingt ja beinahe so, als wärest du jemals dabei gewesen.»

«Liebe Elfriede», begütigte Grete, «sei nicht so streng mit deinem Sohn. Er weiß es eben, weil ich es ihm letzthin ausführlich erklärt habe, und es ist doch verständlich, dass er das jetzt seinem Vater berichten möchte.»

Jochen ließ sich von diesem Wortgeplänkel nicht beirren und fuhr fort: «Das war gewiss auch bei dir so, Papa, aber dann bist du eben nach dem Erwachen in diese Finsternis ...»

«Also Jochen, ich bitte dich, sei nicht so taktlos! Was vorbei ist, ist vorbei.» Elfriede war ziemlich erbost über die Art, wie Jochen auf den Vater einredete.

«Man wird doch wohl noch die Wahrheit sagen dürfen», verteidigte sich der Getadelte. «Und ...»

Aber er brach den Satz ab, denn unbemerkt war er an Gretes Seite getreten und blickte nun hinüber in Vaters Antlitz. Dabei gewährte er, dass diesem die Tränen über die Wangen perlten. So schwieg Jochen für eine lange Zeit, während sie in großer Höhe über das weite Land dahinschwebten.

Niemandem war aufgefallen, dass Jochen längst aufgehört hatte, den Vater von unten zu stützen, und als Elfriede einmal Horsts Hand losließ, um auf eine seltsame Ansammlung ganz kleiner Häuschen hinzuweisen, bemerkte zunächst keiner von Horsts Begleitern, dass dieser auch Gretes Hand losgelassen hatte und nun, ohne darin etwas Besonderes zu sehen, wie selbstverständlich ohne Hilfe seiner Angehörigen seinen eigenen inneren Lift benutzte.

Plötzlich rief Jochen erfreut: «Papa, du schwebst ja alleine!» Es schien, als würden die beiden Frauen und Horst erst jetzt erwachen, denn als sie inne wurden, was geschehen war, umarmten sie einander,

und jedes versuchte, die anderen mit freudvolleren Worten zu übertrumpfen. Alle verfielen in großer Höhe einer festlichen Stimmung, und hätten sie Gläser und Wein bei sich gehabt, sie hätten einander wohl begeistert zugetrunken.

Horst wurde wegen seiner neuen Fähigkeit richtiggehend närrisch und entfernte sich ein Stück weit von der Gruppe, um zu versuchen, seinen Flug bewusst zu steuern. Er strahlte über das ganze Gesicht, als er gewahr wurde, dass er zum Lenken einfach an die Richtung denken musste, die er einschlagen wollte.

Jochen bemerkte des Vaters Bemühungen, weshalb ihm wieder einfiel, wie er damals, als ihm das Schweben erstmals gelungen war, die Leute unten auf dem Boden mit seinen Übungen zum Lachen gereizt hatte. «Komm, ich zeig dir, wie ich es seinerzeit gemacht habe!», rief er dem Vater zu, und sogleich begann er mit jenen Kapriolen, an die er sich wieder erinnerte: «Vier Atemzüge vorwärts, dann ganze Drehung linksherum, dann zwei ganze Drehungen rechts herum und das Ganze nochmals, jetzt aber rückwärts – Marsch!»

Elfriede schüttelte den Kopf ob diesen Albernheiten, und Grete ermahnte ihn lachend: «Jochen, du machst ja deinen Papa ganz konfus! Wenn das so weitergeht, stürzt ihr beide noch ab.» Doch Jochen ließ sich den Spaß nicht verderben, und Horst kam sich erstmals seit langer, sehr langer Zeit wieder vor wie ein Kind, ein unbeschwert spielendes Kind. Und das Spiel der beiden wollte kein Ende nehmen. Schließlich fielen sich Vater und Sohn, vor lauter Eifer fast atemlos geworden, beinahe stürmisch um den Hals.

Während dieser Zeit waren sie über viele Täler und über weite Ebenen hinweggeschwebt, und hätte nicht Grete immer an ihr Ziel gedacht, sie hätten sich wohl unbemerkt wieder von jener Heimstätte entfernt, in welcher Elfriede und Jochen zumeist lebten. Endlich tauchte aber weit in der Ferne die Häusergruppe auf, die Jochen mittlerweile als seine Heimat empfand. Jedenfalls Samuels schönes Haus war bei genauem Hinsehen deutlich zu erkennen. Jochen wies mit der Hand in jene Richtung und rief: «Papa, sieh, dort drüben leben wir! Das ist Samuels Haus, in welchem aber jetzt Jakob und seine Schwester Lena wohnen.»

Elfriede war seltsam still geworden und blickte gespannt in die Richtung, die Jochen seinem Vater gewiesen hatte. «Was ist mit dir?», fragte Grete sie. «Was suchst du, ist etwas nicht in Ordnung?»

«Allerdings», entgegnete Elfriede. «Ich suche ganz einfach unser eigenes Schösschen, das doch in der Nähe von Samuels Palast stehen müsste, dort, gleich hinter jener Gruppe der großen Parkbäume.»

Aber schon platzte Jochen ins Gespräch mit dem Ausruf: «Das gibt's doch nicht! Seht, unser Haus wurde umgebaut! Oder ist das überhaupt unser Haus?»

Unter diesen Worten verloren sie rasch an Höhe und sahen nun ganz deutlich, dass das Haus, das Elfriede und Jochen bisher bewohnt hatten, eine grundlegende Umgestaltung erfahren hatte. Es sah aus, als wäre das Gebäude, das ja trotz der schmucken Gestaltung immer noch aus bloß drei je zweistöckigen Hausteilen bestanden hatte, auseinandergezogen und Jochens mittleres Zimmer durch einen turmähnlichen Zentralbau ersetzt worden.

Die Gruppe erreichte den Boden in einiger Entfernung, da sie es vorzogen, sich diesem seltsamen Gebilde langsam und zu Fuß zu nähern. Mit einem Schlag war allen klar, was geschehen war: Horsts vierstöckiges Gebäude, das sie vor nicht allzu langer Zeit verlassen hatten, war offensichtlich dem Haus, in welchem Elfriede und Jochen wohnten, auf wundersame Weise als mittlerer Turmbau einverleibt worden. Die beiden zweistöckigen Seitenflügel, die bisher von Lena und Elfriede bewohnt wurden, waren deutlich ausgeweitet und wurden jetzt von den beiden oberen Stockwerken des zentralen Turmbaus überragt. Horst blieb stehen und schüttelte fortwährend den Kopf, offensichtlich, um zu bekunden, dass er von all diesen Vorgängen nicht das Geringste verstehen konnte.

Jochen versuchte ihn zu beruhigen, indem er von früher zu erzählen begann. «Du musst wissen», sprach er und machte dabei ein bedeutsames Gesicht, «dass auch unser Haus nicht immer so schön wie ein kleines Schösschen aussah. Es war zu Beginn eine einfache Holzhütte und stand auch viel weiter weg. Es scheint hier auf den ersten Blick eben vieles so, wie wenn es auf der Erde wäre, aber plötzlich merkt man, dass es doch ganz anders ist und dass auch all das, was uns zunächst als leblos vorkommt, in Wirklichkeit belebt ist. Totes gibt es hier nicht, das gibt es nur auf der Erde.»

Elfriede nahm ihrem Sohn diese lange Rede offensichtlich ziemlich übel, denn sie verzog den Mund und blickte ins Leere. «Ich sehe», versuchte Grete zu begütigen, «du hörst es nicht so gerne, Elfriede, wenn Jochen den Lehrer spielt, und vielleicht wäre es auch besser gewesen,

er hätte dich nicht an jene Zeit erinnert, die glücklicherweise längst hinter dir liegt.»

Doch Jochen verteidigte sich einmal mehr mit den Worten: «Man wird doch noch die Wahrheit sagen dürfen.»

Inzwischen waren sie näher getreten, und hinter den Parkbäumen erschien Samuels Prachtsgebäude. Da standen unvermittelt Jakob und Lena vor ihnen, denn offensichtlich hatte ihnen ein Gesträuch die Sicht verdeckt, so dass sie die beiden Geschwister nicht hatten auf sie zukommen sehen.

«Das sind Überraschungen, nicht wahr?», begann Jakob. «Und dieser Umbau ist auch uns ein vollkommenes Rätsel.» Und Lena ergänzte: «Auch der Flügel, den ich bewohnte, ist nun viel größer. Ich bin ganz neugierig, wie es jetzt innen aussieht.» Dann begrüßten sie die Ankömmlinge und umarmten auch Horst herzlich. Er aber verhielt sich steif und still, und es war offensichtlich, dass er von all dem Neuen und auch von dieser herzlichen Begegnung überwältigt war.

Sie hatten sich wieder in Bewegung gesetzt und näherten sich zügig dem Neubau, und es war Lena, die am entschlossensten vorwärtstrebte.

Jochen wandte sich den beiden Geschwistern zu und sprach: «Ich kann euch schon erklären, was das bedeutet. Seht, der mittlere Bau, das ist beinahe eine Kopie von Horsts vierstöckigem Turmhaus. Es ist äußerst eigenartig gestaltet, aber ich kann das erst erklären, wenn wir ins Innere getreten sind. Die beiden unteren Stockwerke sind hier deutlich größer als bei Horsts Original, denn dort war jedes höhere Stockwerk ein wenig größer als das untere. Das ginge hier natürlich nicht, da ja bis auf die Höhe des dritten Geschoßes beidseitig angebaut ist. Ich nehme an, dass nun der eine der Seitenflügel von mir bewohnt wird, so dass jedes von uns dreien sein eigenes Reich pflegen kann.» Während dieser Rede besah sich Grete das Gesicht von Jochens Mutter und sah einmal mehr, wie sie offenbar ihren Sohn als vorlaut betrachtete und es nicht schätzte, wenn er sich so lehrerhaft benahm. Aber diesmal vermied es Grete, zwischen ihr und Jochen zu vermitteln.

Mittlerweile waren sie alle am neuen Haus angelangt und sahen deutlich, dass der Eingang direkt in den untersten Raum von Horsts Turmteil führte. Aber anders als im Original war dieser Raum erleuchtet, denn gegenüber dem Eingangstor fiel eine Fülle von geheimnisvoll schimmerndem Licht durch ein farbig verglastes, großes Fenster.

Zu beiden Seiten führten kleine Treppen zu etwas kleineren Portalen, durch welche man in die beiden Seitenflügel eintreten konnte. Und zu Horsts großem Erstaunen standen und lagen da verschiedenste Geräte, die ganz offensichtlich die Kraftübungen, die er bisher durch das Heben unförmiger Steine und Hanteln machen musste, etwas abwechslungsreicher gestalten konnten.

Es war deutlich zu erkennen, dass es Lena kaum erwarten konnte, jenen Teil zu sehen, den sie zuvor bewohnt hatte, aber Jochen setzte seinen Vortrag, den er jetzt an Jakob und Lena richtete, fort: «Kommt nun hier über diese Treppe hinauf ins Reich meines Papas!» Entschlossen stieg er die Treppe hoch und wartete oben, bis alle eingetreten waren. Dann fuhr er weiter: «Es sind immer zwölf Stufen, die ins obere Stockwerk führen. Dieser Raum ist aus Holz gebaut, allerdings viel angenehmer und kunstvoller, als jener, den ich bei Papa gesehen habe, und hier haben die Bewohner die Aufgabe, diese vielen Blattgewächse zu begießen und zu pflegen, damit sie wachsen und ihre satte grüne Farbe behalten können.»

«Der macht das gut!», wandte sich Lena an Elfriede, aber diese bewegte bloß ein wenig ihren Kopf, und es war nicht klar, ob sie leise nickte oder ihn eher zweifelnd wiegte.

Jochen fuhr fort: «Nun steigen wir wieder zwölf Stufen höher, und dann werdet ihr sehen, dass der Grundriss des Raumes nicht quadratisch, wie zu unterst, und nicht rund, wie hier, sondern zwölfckig ist und dass die Wände aus farbigem Alabaster gebaut sind, der das Licht von außen leicht durchschimmern lässt.»

«Also, Jochen!», platzte nun Elfriede heraus. «Jetzt tust du wirklich so, als hättest du das alles schon einmal gesehen. Es kann doch auch alles ganz anders sein. Spiel dich nicht so auf!»

«Aber das ist doch klar», verteidigte sich Jochen, «das kann doch gar nicht anders sein. Kommt nur, ihr werdet es sehen!» Und entschlossen stieg er voran, ein Stockwerk höher. Gleich hinter ihm folgte Horst, denn offensichtlich war er sehr gespannt, ob er hier die Tiere in den Terrarien und Aquarien wieder finden würde, die er weit weg in seinem einsamen Turmhaus verlassen hatte. Tatsächlich: Keines fehlte, ja noch mehr, es standen weitere Gehege da, und einige davon waren auch schon besetzt mit Reptilien, die Horst noch nicht kannte. Seine Augen leuchteten, und alle sahen es und freuten sich mit ihm an seinem kindlichen Glück.

Doch Jochen strebte weiter und sprach: «Und nun gehen wir ins oberste Stockwerk, jenes aus Glas und mit sechseckigem Grundriss. Dort werden wir ganz gewiss auch das Bild mit den Blumenengeln wieder finden, das Grete ihrem Bruder bei unserem Besuch geschenkt hat.» Nachdem all das, was Jochen vorausgesagt hatte, sich bislang als richtig erwiesen hatte, wunderte sich nun niemand mehr, dass hier das Bild tatsächlich seinen würdigen Platz gefunden hatte. Aber ebenso begeisterte die Eintretenden die atemberaubende Rundschau auf eine unbeschreiblich schöne und vielfältige Landschaft.

Beim Abstieg bemerkte Jochen, dass Horst ihm nicht bis hinauf gefolgt war, sondern sich bereits mit seinen Tierchen zu schaffen machte, und als es hieß, man wolle die beiden Seitenflügel erkunden, dauerte es eine Weile, bis sich Horst von seiner Beschäftigung losreißen konnte.

Unten angekommen, betrat Lena sofort jenen Teil, den sie bisher bewohnt hatte, und alle anderen folgten ihr. «Das ist nun offensichtlich für dich, Jochen», bemerkte sie, «und wenn ich es jetzt drüben bei Jakob nicht so schön hätte, dann würde ich wohl neidisch, denn dein Hausteil ist jetzt viel größer als jener, in welchem ich bisher lebte, und wie ich sehe, gibt es hier so vieles zu bestaunen und zu benutzen, dass wir es jetzt wohl noch nicht schaffen, uns das alles genau zu besehen.» Dann machte sie kehrt und sagte entschlossen: «Drum lasst uns nunmehr hinübergehen in Elfriedes Flügel, vielleicht ist da auch nicht mehr alles so, wie sie es vor ihrer Reise zu Horst verlassen hat.»

Lena hatte richtig vermutet: Elfriedes Gebäudeteil war spiegelbildlich gleich gestaltet wie jener ihres Sohnes Jochen. Elfriede trat als Letzte hinein, und obwohl sie etwas überraunig gestimmt war, weil sie Jochens selbstbewusstes Auftreten als unpassend und naseweise empfand, blühte sie sogleich wieder auf, als sie diese prachtvoll gestalteten und sinnreich gegliederten Räume und all die vielen schönen oder nützlichen Gegenstände zu sehen bekam.

«O Gott, und das alles soll für mich sein ...!», rief sie aus, aber schon stand Archas in voller Leuchtkraft vor ihnen und sprach: «Ja, das soll alles für dich sein und auch für alle, mit denen du dein Leben teilen möchtest. Eure Familie ist nun vereint, nachdem sie das Böse so lange getrennt hatte. Tragt einander Sorge und erfreut euch des Glücks, das allen beschieden ist, die zu leben gelernt haben! Lebt, indem ihr leben lernt!» Dann verschwand er, wie er gekommen war, und hinterließ im ganzen Haus seinen himmlischen Duft.

86 Studienberater Melich

«Ja, Melich», antwortete Jessy, als sie sich im Salon in den Sesseln niedergelassen hatten, «ich habe mich in Jims Haus schon gut eingelebt und bin unendlich dankbar, dass ich diese schönen Räume mit all ihren Möglichkeiten nutzen darf. Im Moment lasse ich den Werk- und auch den Malraum noch etwas ruhen und beschränke mich auf die Musik und das Lesen.»

«Dann kannst du gewiss schon gut die Orgel schlagen», bemerkte Melich, worauf Jessy antwortete: «Ich habe bereits in meinem Erdenleben ein wenig Flöte gespielt, und das bereitete mir ordentlich Mühe. Aber hier drüben geht alles leicht. Eigentlich muss ich die Noten, die ich vom Blatt ablese, bloß richtig denken, und dann spielen Hände und Füße ganz wie von selbst und so gewandt, als hätten sie das schon immer getan. Stell dir vor: Ich kann bereits viele Werke von Bach spielen!»

Entschlossen erhob sie sich, und Melich folgte ihr in den Musikraum. Jessy zog die passenden Register und sprach: «Ich spiele dir mal dieses Präludium vor, im Moment ist es mein Lieblingsstück.» Melich hatte sich auf einen Stuhl neben der Orgelbank niedergelassen und staunte, mit welcher Gewandtheit Jessy die Hände und Füße bewegte und auf diese Weise die schwierigsten Passagen meisterte.

Als die letzten Akkorde verklungen waren, begaben sich die beiden zurück in den Salon, wo sie wieder in ihren Sesseln Platz nahmen. Melich war noch ganz erfüllt von dieser ergreifenden Musik und schwieg. Endlich sprach Jessy: «Das habe ich dir zum Dank vorgespielt. Du weißt gar nicht, wie dankbar ich dir bin, dass du mir hilfst, mich in meiner neuen Lebensweise zurecht zu finden.»

«Dazu gibt es drei Gründe: Erstens bin ich es wohl meinem Freund Jim schuldig. Zweitens macht es mir natürlich auch große Freude, dich zu beraten. Und drittens ist es auch mein Amt, seit ich von der Hochschule in den Kreis der Dozenten aufgenommen ...»

«Du bist schon Professor?»

«Nein, noch nicht ganz, denn ich habe die große Prüfung noch nicht abgelegt, und bis es so weit ist, mag es noch eine Weile dauern. Aber als neuer Dozent bin ich doch immerhin auf dem Weg dazu.»

«Jedenfalls bist du, wie ich spüre, bereits sehr erfahren. Machen wir es drum kurz: Wenn ich dich um einen guten Rat für mein Studium bäte – wie würde er lauten?» Jessy blickte Melich erwartungsvoll an.

Melich kreuzte etwas umständlich die Beine und blickte gegen die Decke. Auf jeden Fall wollte er jetzt das Wichtigste an den Anfang stellen. Aber es gab so viel Wichtiges, und vielleicht war eben alles, selbst wenn es noch so unbedeutend schien, das Wichtigste. Schließlich sagte er langsam und gedehnt: «Liebe Jessy, merke dir bitte das: Du lernst nur etwas Bleibendes, etwas, das dir für immer wichtig werden soll und wichtig werden kann, wenn du es gerne tust. Ohne Freude, ohne Begeisterung zu lernen, ist sinnlos.»

«Da sei unbesorgt», antwortete Jessy, «das weiß ich noch von meinem Erdendasein her, wenn ich auch nur kurz Gelegenheit zum Lernen hatte.»

«Ich hätte es mir denken können», bestätigte Melich, «aber gesagt musste es eben doch sein. Dann also noch einen weiteren Rat ...»

In diesem Augenblick klopfte jemand auf hastige, zudringliche Weise an, öffnete daraufhin gleich die Türe und sprach: «O, ich sehe, dein neuer Schatz ist auch schon hier! Entschuldige, Jessy, ich komme später wieder, wenn ...»

Aber er konnte seinen Satz nicht beenden, denn schon schrie die Angesprochene mit Donnerstimme: «Raus! Auf der Stelle raus!», worauf der ungebetene Gast sofort die Türe ins Schloss zog und nur seinen üblen Gestank zurückließ.

Die beiden blickten einander verdutzt an, und Melich sagte bewundernd: «Alle Achtung, dem hast du's aber gegeben!»

«Was soll ich bloß tun?», fragte Jessy sichtlich verzweifelt. «Wie oft muss ich den Kerl wohl noch hinauswerfen? Und was hat der überhaupt in dieser Gegend zu suchen?»

«Ja, das fragen sich viele», gab Melich zur Antwort. «Er hat eben eine Sonderbewilligung. Es gibt Gegenden, die er nicht betreten darf, und andere, in denen es offensichtlich erwünscht ist, dass er immer wieder auftaucht. Damit wirst du dich abfinden müssen. Immer wieder bringt er es fertig, die Leute in verfängliche Gespräche zu verwickeln und ihnen damit den Kopf zu verdrehen. Unten, in der Hochschule – dabei zeigte Melich mit dem Arm durchs Fenster – gibt es nicht wenige, die ihm auf den Leim kriechen, und die Professoren haben dann alle Mühe, den ausgestreuten Gedankenwirrwarr wieder zu ordnen.»

«Und wie war es mit Jim? Hat er ihn auch umgebogen?», fragte Jessy ein bisschen ängstlich.

«Ich würde sagen: ein bisschen angeknabbert. Aber Jim hat rasch

wieder Stand gewonnen und ihm schließlich ebenso entschlossen die Tür gewiesen. Genau gesagt: Er hat ihn die Treppe hinuntergeworfen.»

Jessy versuchte, sich dies vorzustellen, und konnte sich das Lachen nicht verbeißen. Aber dann entsann sie sich wieder, dass sie ja mit Melich über die Gestaltung ihres Hochschulstudiums sprechen wollte, und fragte: «Wo sind wir stehen geblieben? Ah, ich erinnere mich: Du wolltest mir noch einen weiteren Rat erteilen.»

«Ich merke schon», antwortete Melich, «du brauchst keine allgemeinen Ratschläge. Vielleicht noch dieses: Fang mit wenigem an, und nimm dir Zeit für völlige Gründlichkeit. Es eilt ja nicht. Glücklicherweise sind wir hier nicht auf der Erde, wo man sich in festgesetzten Zeiteinheiten eine Menge Informationen in den Kopf stopfen muss. Wer hier lernt, tut es nur darum, weil es ihn interessiert. Und wenn sich uns beim Studium immer neue Fragen aufdrängen, dann gehen wir denen nach und suchen die Antworten bis hinaus in alle Verästelungen. Anders würde das Studieren gar keine Freude machen.»

In diesem Moment wurde die Tür, die vom Salon her in die Bibliothek führte und bloß angelehnt war, einen Spalt weit geöffnet, und Ike, der auf einem Stoß Kunstbände geschlafen hatte, zwängte sich herein und hüpfte Jessy auf den Schoß. Melich lachte und meinte: «Offensichtlich ist Ike in diesem Hause ein Bücherwurm geworden», worauf Ike erwiderte: «Dummes Zeug! Lesen ist nichts für ein Wesen, wie ich es bin. Mir genügt es, wenn ich auf einem bequemen Buch ein angenehmes Schlafplätzchen finde.»

Melich nickte begütigend und fuhr fort: «Deine Bibliothek, Jessy, kenne ich fast so gut wie meine eigene, und wenn du all das, was drüben in den Regalen steht, studiert hast, stellst du noch Professor Lardin in den Schatten, und der ist doch bei allen Studenten bekannt für seine unglaubliche Belesenheit.»

«Im Moment ist dies nicht mein Ehrgeiz. Schön ist es ja, dass wir nicht auf den Fluss der Zeit zu achten brauchen. Die Ewigkeit ist lange. Doch wie du weißt, Melich, bin ich eine Langsamleserin. Ich will kein einziges Wort verpassen und habe mir auch angewöhnt, jedes Buch mindestens zweimal zu lesen.»

«Das wird dem Lardin gefallen, denn er ist bekannt dafür, dass er keinem Studenten eine Frage über eine Unklarheit in einem Buch beantwortet, bevor dieser nicht das Buch mindestens zweimal gelesen

hat. Du kannst dich überhaupt auf diesen Professor freuen, denn seine Sprüche und Späße sind berühmt. Und einen von ihnen wiederholt er, so oft es ihm angebracht scheint.»

Blitzschnell hatte sich Melich erhoben, fuhr mit seinen Fingern durch die Haare, um sie möglichst so wie jene von Professor Lardin flattern zu lassen, verstellte seine Stimme und nahm den Dialekt eines Hannoveraners an. Lardin war nämlich zu seinen Erdenzeiten in Hannover aufgewachsen und sprach daher das «st» so aus, wie man es schreibt, also ohne das «sch» am Wortanfang: «Liebe Studenten, das steht fest, der Irrtum und die Sturheit sind die Weisheit des Erdenmenschen.» Jessy stimmte in Melichs Lachen ein, denn die Art, wie dieser einen anderen Menschen nachäffen konnte, war wirklich erheiternd.

Ike allerdings schien daran keine besondere Freude zu haben und verschwand wieder in der Bibliothek. Melich war etwas betreten und eilte ihm nach, kam aber nach einem kurzen Moment wieder zurück. «Keine Sorge», sprach er zu Jessy, «er hat mir verschmitzt zugelächelt. Aber ich sehe, dass du eine Menge Stühle in den Raum gestellt hast. Willst du jedesmal auf einem anderen sitzen, wenn du ein neues Buch anfängst?»

«Ja, das scheint dir ein Rätsel zu sein», sagte Jessy, «aber ich habe meine Gründe. Ich will mich nämlich während meines Studiums keinesfalls allein in meinem Haus vergraben, sondern dieses soll offen sein für alle, denen es Freude macht, mit mir gemeinsam über das Gelernte zu reden. Ich hoffe, dass möglichst viele andere Studenten zu mir kommen und ich auf diese Weise viele Freundinnen und Freunde bekomme.»

«Dann musst du sie aber auch eigens dazu einladen, denn solange Jim hier hauste, wagten es viele nicht, den vornehmen Herrn zu besuchen. Er war auch der Einzige, der ein so schönes Haus bewohnte.»

Jessy sagte nichts, aber ihre Augen strahlten. Weshalb empfanden die Mitstudenten Jim als «vornehmen Herrn»? Waren es etwa seine goldenen Haare? Spürten sie den Adel seiner Seele? Oder ahnten sie, dass er, obwohl er noch so viel zu lernen hatte, sie auf geheimnisvolle Weise überragte? Welch ein Glück, ihn lieben zu dürfen und von ihm geliebt zu werden!

Melich, der selbstverständlich Jessys Gedanken lesen konnte, spürte, dass Jessy nun allein sein wollte, weshalb er ihr schweigend die Hand gab und sich entfernte.

Noch selten hatte sich Jessy derart glücklich gefühlt. Auch wenn Jim jetzt weit weg in ihrem ehemaligen Haus wohnte, um dort auf seine Weise den Menschen im düsteren Dorf zu helfen, fühlte sie sich ihm doch innig verbunden und nahe. Ohne besondere Absicht begab sie sich ins Turmzimmer und nahm dort Platz, wo man die herrliche Aussicht auf den Berg genießen konnte. Obwohl all das, was sie sah und bestaunen konnte, sehr, sehr weit weg war, empfand sie dieses geheimnisvolle Geschehen doch als etwas, das sich ganz in der Nähe ereignete. Ihr schien, als breite sich das volle Leben des Universums vor ihr aus, ja es wurde ihr zur Gewissheit, dass sich hier alles, was je geschah und geschehen konnte, in seiner vollen Wahrheit offenbarte. Welch wundervolles Geschenk, dies alles kennenlernen und alles immer besser verstehen zu dürfen und an der Fülle dieses reichen Lebens teilzuhaben!

Plötzlich stand es ganz klar vor ihr: Studieren, lernen, lesen, forschen – all dies war nichts anderes, als in die unerschöpfliche Fülle des Lebens einzutauchen. Mit wenigem beginnen, hatte Melich geraten. Was konnte, was sollte das wohl sein?

Jessy wurde sanft aus ihren Gedanken geweckt, denn Ike war ihr auf den Schoß gesprungen und leckte zärtlich ihre Hände. Ohne zu überlegen, erhob sie sich, begab sich in den Garten und fand hier die Blumen, die Jim auf seinen Streifzügen eingesammelt und in seinem botanischen Garten eingepflanzt hatte. Wie mochten sie wohl alle heißen? Wie viele gab es wohl, und wie sah jede aus? Wie mochten sie erschaffen worden sein? Welchem Geheimnis verdankten sie ihr Leben? Welche Sprache verbarg sich in den Tausenden von Formen der Blätter und Blüten? – Welche Freude, auf all diese Fragen eine Antwort zu suchen!

Ja, nun wusste Jessy, womit sie beginnen wollte: Gleich hier, am Wegrand, wuchs eine Pflanze, deren blaue Blüte einen süßen Klang in ihrer Seele entfachte. Diese wollte sie kennenlernen, ihrem Leben wollte sie auf den Grund gehen. Gewiss war darüber vieles in Büchern zu lesen, und sicher würden ihr Melich, die Mitstudenten und die Professoren bei diesem Studium zur Seite stehen. Entschlossen kehrte sie zurück in ihr Haus und holte aus ihrer Bibliothek jenes dicke Buch, das sie bis jetzt noch nie geöffnet hatte und auf dessen Einband in goldenen Lettern eingeprägt war: «Das Reich der Pflanzen und ihre Geheimnisse».

87 Jim, der Organisator

«Und du glaubst tatsächlich», fragte Schneuli mit skeptischer Stimme, «dass du mit deiner Rechnerei den Menschen im düsteren Dorf eine Hilfe sein kannst? Jessy war da viel direkter.»

Jim lächelte und antwortete nur: «Jessy ist Jessy, und Jim ist Jim.»

Aber Schneuli wollte sich mit dieser knappen Antwort nicht zufrieden geben und meinte: «Das ist freilich wahr, aber was sollen all die Zahlen in deinem Heft, die du da zusammenzählst?»

Jim legte den Stift beiseite und wandte Schneuli seine volle Aufmerksamkeit zu: «Ich wollte mir zuerst einen Überblick verschaffen, darum habe ich das Dorf so oft erkundet. Aber ich habe noch nirgends eine Anstrengung unternommen, um jemandem direkt zu helfen, sondern einfach nur beobachtet und alles, was mir als wichtig auffiel, in mein Notizheft geschrieben. Zudem habe ich genau gezählt, wie viele Bewohner in diesem Dorf zusammenleben.»

«Du hättest Talent zum Buchhalter», spöttelte Schneuli, aber dann schien es ihn doch zu interessieren, zu welchen Resultaten Jim gekommen war, und er bat ihn, ihm die wichtigsten Ergebnisse seiner Beobachtungen und Zählungen mitzuteilen.

«Man kann es kurz so zusammenfassen: Alle hier leiden und finden ihr Leben ekelhaft, und alle sind davon überzeugt, dass nicht sie selber, sondern stets andere schuld sind an ihrem Unglück. Ich konnte auch feststellen, dass in diesem Dorf überhaupt keine Kinder leben.»

«Verständlich», bemerkte Schneuli, «denn Kinder haben ein reines Herz.»

Jim nickte bloß und fuhr dann fort: «Es gibt also bloß Männer und Frauen jeglichen Alters, und interessanterweise sind es fast gleich viele, nämlich 337 Männer und 329 Frauen. Ich habe mehrmals gezählt, und obwohl immer wieder neue dazu kommen und sich andere entfernen, komme ich bei jeder Zählung stets zum selben Ergebnis.»

«Dann muss es ja wohl so sein», bemerkte Schneuli, doch Jim schien damit nicht einverstanden zu sein und sprach: «Zwar möchte ich helfen, dass sich möglichst viele aus dieser Düsternis befreien können, aber mir wäre es lieber, wenn nicht immer wieder neue dazu kämen. Leider aber habe ich darauf keinen Einfluss.»

Jim war erstaunt darüber, dass Schneuli während seiner Rede mehrmals den Kopf gewendet und aus dem Fenster geblickt hatte und

schließlich hastig wegflog. Aber das Rätsel löste sich sofort, denn es wurde nun kurz an die Türe geklopft, und im Salon erschien Luzi.

«Wie ich sehe», begann er in hämischem Ton, «rechnest du die Hilfe aus. Das ist typisch Mensch: Es zählt nur, was man zählen kann. Zeig mal her, ob du die Anzahl der Frauen und Männer auch bereits zusammengezählt hast.» Dabei nahm er dem verdutzten Jim ohne Umstände das Heft aus der Hand und fing an, darin zu blättern.

«Was fällt dir eigentlich ein?», rief Jim erbost und nahm das Heft wieder an sich. «Habe ich dir nicht verboten, mein Haus zu betreten?»

«Nicht dieses Haus, nur das frühere! Und dass du mich die Treppe hinuntergestoßen hast, spricht nicht gerade für eine gute Erziehung. Doch Luzi kann gut vergessen und nimmt nicht alles so schwer. Ich will dir verzeihen ...»

«Ich habe dich nicht darum gebeten! Schluss mit dem Geschwätz und jetzt fort ...!»

«Ich wollte dir ja bloß einen guten Rat geben ...»

«Darauf kann ich gerne verzichten, fort jetzt ...!»

«Mit meinem Freund, dem Professor, würde ich es nicht versuchen an deiner Stelle ...»

«Lass das nur meine Sache sein! Und Schluss jetzt, dort ist die Türe!»

Mit diesen Worten fasste Jim den Frechling am Kragen, schob ihn unsanft hinaus und zog die Türe ins Schloss. Dann hörte er noch, wie Luzi draußen rief: «Es sind übrigens im ganzen 666.»

Jim öffnete sein Heft, rechnete Männer und Frauen zusammen und war erstaunt, dass Luzis Aussage zutraf. Verwirrt schüttelte er den Kopf.

Luzi hatte wie immer einen widerlichen Gestank hinterlassen, weshalb Jim zum Fenster schritt und es öffnete, um frische Luft hereinzulassen. Da entdeckte er Schneuli, der auf der Lehne der Gartenbank vor dem Teich Platz genommen hatte. Jim trat hinaus und setzte sich zum weißen Vogel. Der knackte mehrmals mit dem Schnabel und sagte schließlich: «Luzi versucht es mit demselben Trick, wie es Leute seines Schlages auf der Erde tun: Nur frisch drauflos, teuflisch frech, und dann bist du der King!»

«Das macht mir keinen Eindruck», erwiderte Jim, «und doch gibt er mir zu denken!»

«Zu denken?»

«Ja, zu denken. Was nützt all meine Hilfe, wenn die Zahl der Leidenden hier doch nie abnimmt?»

Schneuli machte solch große Augen, wie es ihm noch nie gelungen war, und tat dann einen solch tiefen Atemzug, wie er es bisher noch nie zustande gebracht hatte. Dann wiederholte er Jims Frage, langsam, Wort für Wort, und nickte dabei versonnen mit dem Kopf: «Was nützt all meine Hilfe, wenn die Zahl der Leidenden hier doch nie abnimmt?» Jim spürte, dass er mit seiner Frage etwas von größter Wichtigkeit berührt hatte.

Nach einer langen Pause sprach Schneuli: «Ich habe dir ja erzählt, wie Jessy den Mann aus seinem Baumstammgefängnis befreite. Glaubst du, dass ihm seine Befreiung etwa weniger wert war, nur weil gleichzeitig ein anderer Mann ins düstere Dorf einzog?»

Jim spürte, wie bereits in der Frage des Vogels ihre Antwort lag. Er schwieg, und fast war es ihm, als schämte er sich ein wenig.

Dann sagte Schneuli: «Du musst dich entscheiden: Willst du die Anzahl der Leidenden verringern, oder willst du Leidenden das Leiden lindern? Im ersten Fall wirst du dein Werk niemals vollenden. Im zweiten aber wird dein Tun stets vollendet sein.»

«Du wirst wohl recht haben, obwohl ich nicht ganz verstehe, was du meinst», gestand Jim kleinlaut. Dabei starrte er ins Wasser, in dem sich die Fische tummelten, und schließlich blieb sein Blick hängen an den Flügeln eines Schmetterlings, der sich auf eine Distelblüte gesetzt hatte und Nektar sog. Nach langem Schweigen wollte er Schneuli eine Frage stellen, doch als er sich nach ihm umdrehte, sah er, dass dieser weggeflogen war.

«Ja, Schneuli hat recht», sprach er leise vor sich hin, «es kommt nicht auf die Anzahl an, sondern nur darauf, dass ich helfe.» Entschlossen stand er auf und tat, was ihm Schneuli zu Beginn seines Aufenthalts in diesem Haus angeraten hatte und was er auch bei jedem anderen seiner früheren Besuche im Dorf getan hatte: Er tauschte seine in hellen Farben leuchtenden Kleider gegen einen grauen Mantel und bedeckte seine goldenen Haare mit einer dunkelbraunen Haube. Auf diese Weise stach er nicht allzu sehr vom Äußeren der Dorfbewohner ab.

Gleich, wie es seinerzeit Jessy gehalten hatte, schwebte auch Jim bis zum Eingang des Dorfes und ging dann zu Fuß weiter. Sofort fiel ihm wieder die unbeschreibliche Unordnung auf, die schon rund ums erste Haus am Dorfeingang herrschte. «Kein Wunder», sagte er halblaut,

«dass sich da kein Mensch wohl fühlen kann. Da sollte doch endlich mal Ordnung gemacht werden! Ich frage mich schon, womit sich die Leute hier überhaupt beschäftigen.»

In diesem Moment trat ein Mann aus dem Holzschopf, der ans Wohnhaus angebaut war, und blickte sich um, als suche er etwas. Er war dickbäuchig und schien sehr alt zu sein. Gesicht und Hände waren runzlig, die Haare kraus zerzaust und die Kleider wüst und durchlöchert. Endlich entdeckte er, was er suchte, und hob aus einer Wasserpfütze eine Axt. Er stieß einen Fluch aus, schritt dann auf einen Stoß von Baumstammstummeln zu, packte einen davon und stellte ihn auf den Boden. Dann schwang er die Axt in die Höhe und ließ sie mit großer Kraft auf den Stummel niedersausen, wobei die beiden Teile des gespaltenen Holzes wegflogen und die Axt im Morast stecken blieb. Wieder stieß er einen Fluch aus.

Jim erwartete, dass er nun die Axt herauszöge, die beiden Hälften zusammentrüge und mit dem Spalten weiterführe, aber nichts dergleichen geschah. Statt dessen zog der Mann eine Flasche aus seinem Mantel, leerte sie in einem Zug und verschwand dann wieder im Holzschopf.

Jim war versucht, die beiden Hälften des Stummels zu holen und mit dem Holzspalten weiterzufahren, aber in diesem Augenblick erschien unter der Haustüre ein anderer Mann, der zwar ebenso verrunzelt und verdreht war wie der erste, sich aber von jenem deutlich durch seinen krausen Bart unterschied. Was dann geschah, versetzte Jim in höchstes Erstaunen: Der Mann suchte nach den beiden Hälften, fand sie auch und trug sie zurück auf den Holzstoß. Dabei hielt er es offensichtlich für vollkommen selbstverständlich, dass sich hier die beiden Hälften wieder zusammenfügten und sich dieser Stummel nicht mehr unterschied von allen anderen, die hier aufgeschichtet waren. Dann stieß auch dieser Mann einen wüsten Fluch aus und verschwand wie der erste im Haus.

Jim schüttelte den Kopf, und unwillkürlich kam ihm die alte Geschichte des bedauernswerten Sisyphos in den Sinn, der einen Stein auf die Spitze eines Berges wälzen musste und dabei stets dasselbe erlebte: dass ihm nämlich der Stein kurz vor dem Ziel entglitt und wieder den Abhang hinunterkollerte, so dass er aufs neue mit dem Hochwälzen beginnen musste – immer und immer wieder.

Aber Jim konnte sich nicht lange seinen Gedanken hingeben, denn

nun öffneten sich gleichzeitig die beiden Türen, und beide Männer traten ins Freie. Sofort stürmten sie aufeinander los und schlugen mit den Fäusten aufeinander ein. «Wie soll ich jemals alle Stummel des Holzstoßes zerkleinern können», schrie der eine, «wenn du sie stets wieder zusammenfügst?», und der andere geiferte zurück: «Du Mistvieh, du zerstörst mir immer meine Holzstummel! Wie soll ich sie so je zu einem ganzen Baumstamm zusammenfügen können?»

Jim näherte sich den beiden Streithähnen, denn irgendwie müsste es doch gelingen, sie zu trennen und mit ihnen über ihr Leben und ihr Leiden zu sprechen. Tatsächlich schienen die beiden den Fremdling nun entdeckt zu haben, denn augenblicklich hörten sie mit Streiten auf und glotzten Jim mit großen Augen an.

Jim hielt es für das Beste, sie gewissermaßen zu erschrecken, und so fragte er ohne Umstände: «Was habt ihr einander angetan?»

«Dumme Frage!», erwiderte gleich der Bärtige. «Das siehst du doch: Der zerstört mir immer meine Arbeit ...»

«Im Gegenteil», schrie der Dickbauch dazwischen. «Du bist doch das Mistvieh, das mir alles kaputt macht!»

«So habe ich es nicht gemeint», sagte Jim rasch. «Ich wollte von euch wissen, was ihr einander im Erdenleben angetan habt.»

«Über das Erdenleben darf man hier nicht sprechen», antwortete der Bärtige, und der andere ergänzte: «Wer das tut, bekommt es mit dem Professor zu tun.»

«Luzis Freund, ich weiß», bemerkte Jim, doch er sah, dass die beiden ihn nicht verstanden. So hakte er nach: «Der Professor wird es nicht erfahren. Drum fasst nur Mut: Was wart ihr auf Erden, und was habt ihr getan?»

«Ich war Stadtrat», sagte der Bärtige stolz, und gleich ergänzte der andere: «Das war ich auch, doch alles, was ich unternahm, hat mir dieses Mistvieh zunichte gemacht.»

«Umgekehrt!», schrie nun der Bärtige wieder, aber er konnte keine weiteren Erklärungen abgeben, denn in diesem Moment trat um die Hausecke der Professor, worauf die beiden streitenden Männer gleich verstummten und schuldbewusst zu Boden blickten.

«Ich sehe», sagte der Neuankömmeling streng, «hier wird die Wissenschaft verhöhnt.» Dann wandte er sich an Jim und sagte: «Erst die Schleicherin, und jetzt dieser Schleicher! Was spionierst du in unserem Dorf herum? Wir brauchen hier Leute wie dich nicht. Lässt du uns

nicht in Ruhe, so greifen wir zu anderen Mitteln. Wehe dem, der die Wissenschaft verhöhnt!»

Jim wollte sich, wie er das oft tat, wenn er in Verlegenheit geriet, ein wenig im Haar kratzen, so dass nun eine goldene Locke unter der Haube hervortrat. Da erschrak der Professor und wechselte sofort den Ton: «Es ist wohl besser, wir reden vernünftigt miteinander. Kommen Sie, kommen Sie, im ‹Stiefel› gibt's gutes Bier.»

Jim spürte, dass ihn der Professor damit von den beiden Männern weglocken wollte, weshalb er trocken bemerkte: «Durst kenne ich nicht, und du bist hier unerwünscht.» Dabei war es ihm, als flüsterte ihm eine innere Stimme zu, er solle den Professor mit seinem Blick in die Schranken weisen. So sah er den ungebetenen Ankömmling einfach durchdringend an, worauf dieser zu zittern begann und stotterte: «Was ist denn los? Muss ich mein Bier wieder mal allein ...» Dann schüttelte er den Kopf und stapfte davon.

Jim wandte sich daraufhin wieder den beiden Zerstrittenen zu und sagte: «Offensichtlich gefällt euch dieses Leben hier ...»

«Dummes Zeug!», riefen beide gleichzeitig. «Es ist zum Kotzen!»

«Dann ändert es!»

«Können wir nicht», sagten wiederum beide wie mit einer Stimme.

«Aus welchem Grund?»

Da zeigten beide unvermittelt mit dem Finger auf den anderen und riefen: «Der da verhindert es!»

Jim konnte ein Lächeln nicht verkneifen, weil die beiden all seine Fragen so einstimmig beantworteten. Er überlegte. Irgendwie müssten sie doch aus ihrem Gedankenkarussell herauszuholen sein. Endlich sagte er zu ihnen: «Wollen wir spielen?»

Wiederum antworteten beide, als sprächen sie im Chor: «Spielen? Bist du verrückt geworden? Sind wir denn Kinder?» Jim antwortete nicht gleich, und beide schüttelten den Kopf, als wollten sie sagen: «So etwas Verschrobenes haben wir wirklich noch nie erlebt.»

«Ihr habt mir soeben drei Fragen gestellt», begann Jim, «also gibt's drei Antworten: Ja, spielen, das ist mein Ernst. Verrückt bin ich nicht. Und ob ihr Kinder seid? Tatsächlich benehmt ihr euch wie Kinder, aber ihr seid keine, denn Kinder haben ein reines Herz.»

Darauf wussten die beiden nichts zu sagen. So fragte sie Jim nochmals: «Wollt ihr jetzt spielen oder nicht?» Sie blickten einander an, doch ihr Gesicht verriet nicht, ob sie dachten: «Kommt gar nicht in

Frage!», oder: «Was meinst du dazu?» Beide lachten nur verlegen, und Jim sah, dass keiner mit Sprechen beginnen wollte. Daher sagte er: «Macht es bitte miteinander aus, ich vertreibe mir unterdessen die Zeit mit Aufräumen.» Er überließ sie ihrem Schicksal und begann, die herumliegenden Metallstücke, die wohl von unbrauchbar gewordenen Geräten stammten, einzusammeln und auf einen Haufen zu legen. Dann ergriff er alles, was irgendwie nach einem Holzbrett aussah, und legte es der Größe nach auf verschiedene Stapel. Schließlich nahm er sich auch der zahlreichen Lumpen an, die irgendwo im Kot und Unrat steckten, und trug sie zum nahen Brunnen, bemerkte dort aber, dass kein Wasser aus der Röhre floss.

Darauf wandte sich Jim wieder den beiden Streithähnen zu und sah, wie sie ihn mit offenem Munde und ganz entgeistert anstarrten. Endlich fand der Bärtige die Sprache wieder und sagte: «Ich glaube, du bist doch verrückt! Arbeiten, einfach freiwillig arbeiten – unfassbar! Sowas habe ich noch nie gesehen.»

«Dann siehst du es eben jetzt zum erstenmal», entgegnete Jim trocken. «Und mir macht das Spaß. Erstens bewege ich mich gerne, zweitens stört mich die Unordnung hier, und drittens freut es mich, wie jetzt alles schöner aussieht. Aber lasst euch nicht ablenken und sagt es mir, sobald ihr wisst, ob ihr spielen wollt.»

Wieder blickten die beiden einander fragend an und verzogen ihren Mund zu einem verlegenen und säuerlichen Lächeln. Offensichtlich hatte ihr bisheriges Zusammenleben im selben Haus einzig darin bestanden, das Werk des anderen zunichte zu machen. Mehr Kontakt hatten sie nicht gepflegt. Schließlich fasste sich der Dickbäuchige doch ein Herz und knurrte: «Nun also, wenn's unbedingt sein muss, so muss es eben.» Dabei blickte er den Bärtigen düster an und erwartete offensichtlich, dass sich dieser weigerte, mit ihm zu spielen. Aber er hatte sich getäuscht, denn der Krausbart knurrte ebenso düster: «So spielen wir eben mit dem Fremdling, wenn er's schon ertrotzen will! Übrigens: Wo kommst du eigentlich her und wie lautet dein Name?»

Jim überlegte und sagte dann: «Wo ich herkomme, weiß ich ehrlich gesagt auch nicht, meine Erinnerung geht bloß zurück in meine Kindheit auf der Erde, aber das ist schon lange her, und jetzt wohne ich unweit von hier, dort hinten, wo es so hell leuchtet. Und mein Name ist Jim. Jedenfalls sagen mir alle so.»

Da fragte der Bärtige: «Nun denn, Jim, was willst du spielen? Sollen

wir uns verstecken? Oder hast du Spielkarten in der Tasche?» «Oder denkst du ans Sackhüpfen?», ergänzte der Krausbart.

«Nichts von alledem», erwiderte Jim rasch. «Jeder von euch spielt den anderen. Du – wie ist gleich dein Name ...?»

«Knut ...»

«Also du, Knut, schwingst die Axt, und du ...»

«Nenn mich Dicki, so sagte man mir früher schon ...»

«... und du, Dicki, bringst die gespaltenen Stücke wieder zurück auf den Holzstoß.»

Beide runzelten die Stirne und schüttelten widerwillig den Kopf, aber Knut ergriff dann nach ein paar linkischen Schlenkern seiner Arme doch die Axt, und Dicki machte Platz, damit jener zuschlagen konnte. Sein erster Schlag ging daneben, und die Axt steckte im Dreck. Es gelang ihm auch nicht, sie wieder frei zu bekommen, weshalb ihm Dicki beisprang, wobei er die Bemerkung: «Besser zielen nächstes Mal!» allerdings nicht unterdrücken konnte. Der zweite Schlag traf zwar das Holz, aber reichte nicht aus, um den ziemlich dicken Stummel zu spalten. Nun hatte Knut erst recht keine Chance mehr, die Axt aus der Klemme zu lösen, weshalb ihm Dicki das Ganze aus der Hand nahm und schließlich mit Stöhnen und Ächzen die Axt vom Stummel trennte. Der dritte Schlag von Knut saß dann genau in der Mitte, so dass die beiden Stummelhälften weit auseinanderflogen. Dicki schien richtig darauf versessen zu sein, sie so schnell wie möglich herbeizuschaffen, zum Holzstoß zurückzutragen und zuzuschauen, wie sie sich, als würden sie verleimt durch eine geheimnisvolle Zauberhand, wieder zu einem Rundklotz zusammenfügen.

«Und das soll ein Spiel sein?», fragte Knut mit einem vorwurfsvollen Unterton.

«Man kann es so sehen», antwortete Jim. «Ich jedenfalls fand es lustig. Aber man muss es natürlich mehrmals machen. Willst du es nochmals versuchen, Knut?»

«Ja, warum nicht?», brummte er und ergriff alsdann ziemlich schnell die Axt, was Jim zeigte, dass es ihm offenbar auch ein wenig Spaß gemacht hatte, für einmal den Dicki zu spielen.

Diesmal traf er auf Anhieb, was Dicki zur Bemerkung veranlasste: «Nicht schlecht.» Auch dieser sammelte die Stummelhälften ziemlich hastig ein und bekundete damit, dass ihm dieser Rollentausch gar nicht so übel behagte.

«Noch einmal!», bemerkte Knut, und Dicki stellte ihm eines der abgesägten Baumstammstücke hin. Jim stand daneben, ohne etwas zu sagen, und staunte darüber, dass die beiden nun mit ihrem Spiel fortführen, ohne weiter von ihm Notiz zu nehmen. Deshalb setzte er sich auf den Brunnenrand und wartete ab, wie lange es die beiden aushielten mit ihrer neuen Beschäftigung. Er hätte wohl eine halbe Ewigkeit warten können, weshalb er sich schließlich wieder einmischte und sagte: «Ich sehe, jetzt können beide beides: spalten und zusammenfügen. Jetzt ändern wir das Spiel, indem beide gleichzeitig dasselbe machen.»

Die beiden blickten ihn fragend an, denn offensichtlich konnten sie sich dies nicht so recht vorstellen. Aber Jim merkte, dass sie seine Führungsrolle wie selbstverständlich akzeptiert hatten, und so sprach er: «Am besten holt ihr vom Holzstoß her gleich ein Dutzend Klötze, und dann nichts wie los mit Spalten! Dass ihr die Axt gemeinsam halten müsst, ist ja wohl klar.»

Erstaunlicherweise gingen beide auf den Stapel zu, holten sich dort mehrere Stummel und stellten so viele auf den Platz vor dem Haus, bis das Dutzend voll war. Dann schritten sie auf die auf dem Boden liegende Axt zu. Sie nun gemeinsam zu halten, schien ihnen aber doch eine zu große Zumutung zu sein, weshalb sie unschlüssig daneben stehen blieben und Jim fragend anstarrten, als warteten sie auf eine Anweisung. Jim erteilte ihnen diese freimütig und sprach: «Du, Knut, bist ja der Erfahrenere beim Spalten, halte du den Stiel mit der linken Hand am hinteren Ende, und du, Dicki, nimmst die rechte und hältst so nah wie möglich an Knuts Hand. So geht es am besten.»

Jim spürte, wie unbehaglich sich die beiden fühlten bei dem Gedanken, einander so nahe zu kommen, aber sie hielten sich an seinen Befehl, wenn auch alles sehr langsam und umständlich von statten ging. Schließlich war es so weit, dass sie den Stiel der Axt gemeinsam hielten und Jim das Zeichen zum Zuschlagen geben konnte. Der erste Schlag ging völlig daneben. Beide mussten lachen, aber beide gaben sich alle Mühe, sich dies nicht anmerken zu lassen. Wortlos packten sie erneut an, zogen die Axt hoch und schlugen zu, ohne auf Jim zu achten. Diesmal trafen sie immerhin einen der Stummel, und Knut sagte: «Zieh nicht zu sehr nach links, sonst treffen wir wieder nicht!» Dann schlugen sie erneut zu, trafen auch richtig und spalteten einen der Stummel in zwei Stücke.

«Und nun weiter so!», rief Jim, aber die beiden achteten gar nicht darauf, sondern fanden zunehmend Spaß an dieser eigenartigen Holzspalterei. Zuletzt wurden sie richtig übermütig, lachten und machten sogar ein paar witzige Bemerkungen. Niemand hätte ahnen können, dass diese beiden Männer, die jetzt fast wie Kinder zusammen spielten, auf der Erde einst die erbittertsten Feinde gewesen waren.

Als nur noch drei Stummel auf dem Platz standen, rief Jim: «Stopp, Schluss, fertig, das Spiel ist aus!» Enttäuscht ließen sie die Axt los. Jim setzte sich auf einen der Stummel und bedeutete ihnen, ebenfalls Platz zu nehmen, was sie dann auch ohne Widerrede taten. «Die Zeit ist gekommen, dass ihr nun das Dorf verlasst», sprach Jim in einem ernsten Ton, «denn es gibt viele schöne Gegenden hier im Jenseits, und anderswo wird es euch bestimmt besser gefallen.»

«Wie kommst du darauf?» Wiederum hatten beide gleichzeitig gefragt.

«Eure Hände sind einander bereits nah gekommen, ja, sie haben sich sogar mehrmals berührt, ohne dass ihr es merktet. Jetzt ist es an der Zeit, dass ihr es mit Absicht tut.» Die beiden Männer schwiegen. Waren sie verstockt, oder dachten sie nach? Jim ließ sich nicht beirren und fuhr fort: «Auf der Erde hat jeder dem anderen bloß geschadet. Jeder hat darunter gelitten, aber jeder war überzeugt, die Schuld liege beim anderen. Es ist an der Zeit, endlich Vernunft anzunehmen.»

Die Männer schwiegen weiterhin.

«Einer allein wird von hier nicht wegkommen. Es wird euch nur gelingen, wenn ihr es gemeinsam tut. Und dies wiederum geht nur, wenn ihr eure eigene Schuld anerkennt und eurem Bruder verzeiht.»

«Bruder?», fragten beide erneut gleichzeitig, und als Jim darauf nicht antwortete, blickte jeder den anderen kurz an, um herauszufinden, wie er sich zu diesem Ansinnen stelle.

«Natürlich könnt ihr auch hier bleiben und gegeneinander kämpfen bis in alle Ewigkeit. Ihr seid frei.»

Dann stand Jim auf, reichte jedem die Hand und sprach: «Wenn ich nächstes Mal hier vorbeikomme, wird es mich freuen, euch nicht mehr anzutreffen. Viel Glück!»

Jim erhob sich vom Boden, und hätte er zurückgeblickt, hätte er sehen können, wie die beiden mit offenem Munde das Wunder bestaunten und sich nicht mehr regten, bis er weit hinten ihren Blicken entschwand.

88 Ein Besuch und seine Folgen

«Charles scheint sein Bad im Bach dort drüben zu genießen. Weiß er schon, was wir danach unternehmen wollen?», fragte Yolanda, worauf George antwortete:

«Ich ließ den Charly draußen liegen
und habe wie ein Grab geschwiegen.
Die Überraschung wird ihn freuen,
sie wird auch uns gewiss nicht reuen.»

«Ach, George, du bist doch unverbesserlich!», meinte Yolanda. «Wie zauberst du denn stets diese Reime einfach so hervor? Mir würde solches niemals glücken.»

«Willst du den lieben Schatz berücken,
musst du in Versen dich ausdrücken.»

«Damit hast du mich anfangs aber gar nicht berückt, sondern tüchtig genervt», warf Yolanda ein, worauf George zugab: «Ja, ja, ich verstehe, und ich will es auch jetzt nicht zu weit treiben. Wir kreisten damals eben beide bloß um uns selber, und dann gelingt es fast nicht, auf den anderen zu achten und ihn in seiner Eigenart anzunehmen. Wir sehen dies nun auch bei Charles: Er hatte schon Mühe, nach seinem Erwachen im Empfangsheim darein einzuwilligen, gemeinsam mit uns in unserem Haus zu wohnen. Und wenn er uns beide nun so glücklich sieht, denkt er zumeist nicht an uns, sondern an sich und seinen Schmerz.»

«Leider hält er die Eifersucht für das Selbstverständlichste der Welt», antwortete Yolanda, «ja, er glaubt gewissermaßen, ein Recht auf Eifersucht zu haben. Beim letzten Gespräch, das ich mit ihm draußen im Garten hatte, deutete er sogar an, er wolle uns deswegen verlassen und an irgendeinem anderen Ort Unterschlupf suchen.»

George schwieg und schickte sich an, eine geeignete Bekleidung für den bevorstehenden Besuch zusammenzustellen. Endlich sagte er: «Es ist nicht leicht, die Denkweise der Erdenbewohner abzulegen. Charles meint immer noch, Liebe hätte etwas mit Besitz zu tun. Aber allmählich wird auch er begreifen, dass Liebe die Kraft ist, welche die ganze

Welt ...» George beendete den Satz nicht, denn er suchte nach dem passenden Wort.

Yolanda kam ihm zu Hilfe: «Du willst sagen: ... welche die ganze Welt durchdringt.»

«Ja, vielleicht», sagte George. «Vielleicht auch: ... welche die ganze Welt zusammenhält.»

«Oder: ... welche die ganze Welt erschafft?»

«Gut, gut! Treiben wir's nicht zu weit. Letztlich vermag das kein Mensch zu verstehen.» George hatte sich derweilen entschieden, für den Besuch eine Bekleidung ganz in Grün zu wählen und sich mit einem breiten dunkelgrünen Band zu gürten. Darauf waren rote Rosen gestickt, die sich anmutig vom schillernden Grün des Seidenmantels abhoben. Yolanda entschied sich indessen für ein zartgelbes Kleid aus einem leichten Baumwollstoff und gab dem Ganzen mit einer himmelblauen Schärpe eine fröhliche Note.

Dann wollte sie den Raum verlassen, um Charles zu eröffnen, was sie unternehmen wollten, doch dieser kam ihr entgegen und bemerkte: «Ein Bad in diesem klaren Bach ist doch immer ungemein erfrischend! Ah, ich sehe, ihr habt euch füreinander schön gemacht. Gelb und grün – nicht schlecht. Da kommt ein Charles mit seinem grauen Anzug nicht dagegen an.» George und Yolanda warfen einander einen Blick zu und schwiegen, weshalb Charles sie etwas verwirrt anstaunte. Schließlich fragte er: «Aber nun im Ernst: Was soll der Aufzug?»

«Du meinst: Was soll der Anzug?», korrigierte Yolanda. «Der ist für dich und für all jene, die sich mit uns freuen wollen. Hast du Lust zu einem Ausflug?»

«Nicht bloß Ausflug, sondern auch noch zu einem Besuch», ergänzte George.

«Ja, wenn's denn sein muss», erwiderte Charles betont unterkühlt. «Aber gewiss wär's euch lieber, ihr könntet zu zweit ausgehen.»

Yolanda ging nicht darauf ein und sagte: «Archas hat uns eröffnet, dass Georges Erdengattin Lena nunmehr zu ihrem Bruder Jakob gezogen ist. Die beiden bewohnen Samuels ehemaligen Palast, der sich seinerseits mit Brigitte verbunden hat und nun in Ellens Haus ...»

Charles schüttelte den Kopf und drückte damit aus, dass er aus alledem nicht klug werde und dass ihn dies alles auch nicht sonderlich interessiere.

«Also kurz und gut: Wir gehen Jakob und Lena besuchen und freuen

uns, wenn du uns begleitest.» Auch George blickte Charles fragend an und gab ihm zu verstehen, dass sie jetzt eine klare Antwort haben wollten.

«Ich sagte ja schon: Wenn's denn sein muss. Also gehen wir!» Zwar hatte sich Charles' Gesicht ein wenig aufgehellt, aber offensichtlich fiel es ihm schwer, den beiden einzugestehen, dass er Lena, deren Bild er auf Georges Arbeitstisch hatte stehen sehen, ganz gerne einmal begegnen würde. Jedenfalls schritt auch er zum Kleiderschrank und holte dort seinen hellen Leinenanzug heraus, den er jeweils zu besonderen Anlässen trug. Yolanda und George gingen unterdessen in den Garten und besahen sich die Rosen, die seit ihrem letzten Rundgang aufgeblüht waren. Als Charles endlich draußen erschien, erhoben sie sich gemeinsam und schwebten in geringer Höhe davon in jene Richtung, in welcher Jakob und Lena wohnten.

Charles hatte den inneren Lift erst kürzlich erreicht, und so war dies seine erste größere Reise über jenseitige Gefilde. Angesichts der unbeschreiblichen Ausblicke auf immer neue Landschaften hatte sich seine Laune sehr bald aufgehellt. Er stellte Fragen über Fragen und schrie gelegentlich auf vor Entzücken, und immer wieder schlug er vor, eine kleine Pause einzulegen und sich bei einer Häusergruppe, in einer Parkanlage oder bei einer Ansammlung von Menschen niederzulassen und dort zu verweilen. Vier- oder fünfmal gingen seine beiden Begleiter auf diese Wünsche ein, aber schließlich setzte Yolanda dieser Art zu reisen ein Ende, indem sie sagte: «Lieber Charles, wisse, dass wir uns mit unseren Gedanken bereits bei Lena und Jakob angemeldet haben, und wenn wir allzu lange ausbleiben, werden sie dies als Unhöflichkeit empfinden. Du hast später noch unbegrenzte Zeit, um dir alles, was dein Interesse erweckt, ausgiebig anzusehen. Drum lass uns nun bitte zügig vorankommen.» Und um dieser Absicht einen gewissen Nachdruck zu verleihen, stieg sie entschlossen höher, so dass die beiden Männer ein wenig Mühe hatten, ihr zu folgen. Aber es war deutlich zu sehen, dass sich Charles auch an den neuen Ausblicken, welche die größere Höhe ermöglichte, kindlich freute und dabei aus dem Staunen nicht mehr herauskam.

Jakob und Lena waren daran, sich das Warten mit einem Tee im Garten zu versüßen. Nebenan waren ein paar Granuschen am Aufblühen, die Lena in den neuen Garten verpflanzt hatte, und an einigen Sträuchern waren die gelben Früchte schon bald reif, weshalb Lena

immer wieder von ihrem köstlichen Geschmack und Geruch schwärmte. Jakob bevorzugte allerdings die Oklamandas, und da er spürte, dass der Besuch bald eintreffen würde, erhob er sich, um fünf Früchte aus den Oklamanda-Pflanzungen zu holen, nämlich zwei blaue, eine gelbe und zwei rote. Er hatte sie kaum in eine silberne Schale gelegt und auf den Gartentisch gestellt, als Lena begeistert rief: «Sieh dort oben, die drei sind im Anzug! Schau nur, die wollen hoch hinaus! Fast scheint es, mein früherer Gatte wolle mir einen besonderen Eindruck machen. Bestimmt wird er wieder seine Sprüche klopfen und seine Reime zum besten geben. So sei es eben, wir werden es überstehen.»

Inzwischen hatte auch Jakob die Gäste entdeckt. Er nickte und meinte: «Da müssen wir uns nicht beeilen, denn die werden wohl kaum im Sturzflug in unseren Garten rasen wollen.» Diese Vermutung bewahrheitete sich: Die drei Besucher beschrieben mehrere weite Kreise und näherten sich nur langsam ihrem Anwesen.

«Ich weiß schon», bemerkte Lena, «weshalb sich die drei derart Zeit lassen. Es hat ja auch mir seinerzeit fast den Schnauf verschlagen, als ich Samuels Palast zum erstenmal sah. Vermutlich kommen auch sie nicht aus dem Staunen heraus.»

Jakob musste lächeln, denn es fiel ihm ein, wie Lena damals als zänkisches Weib glaubte, einen Anspruch auf das Wohnen in diesem Hause zu haben. Lena las seine Gedanken und zwinkerte mit den Augen. Auch sie erinnerte sich, wie sie mit ihren Angriffen erst ihre beiden Brüder und dann auch Jim zum Verschwinden gezwungen hatte. Aber das war eine alte Geschichte, die sie schon lange nicht mehr belastete.

Lena hatte richtig vermutet, denn als die drei sanft auf dem Gartenweg aufgesetzt und sie einander mit einem Händedruck und einer Umarmung begrüßt hatten, war des Rühmens kein Ende: «Was für ein prächtiger Sitz! Das nenne ich herrschaftlich! Diesen Architekten möchte ich gerne kennenlernen! Nein, gibt es denn überhaupt so etwas!» Und George machte dann auch wie erwartet seinen Reim:

«Ich traue meinen Augen kaum!

Dies wundervolle Haus – ein Traum!»

Lena lächelte ein wenig säuerlich, und als George es bemerkte, besänftigte er sie: «Keine Sorge, das war das letzte Mal. Glücklicherweise hat

sich Yolanda allmählich besser daran gewöhnt, ja, gelegentlich macht sie sogar selber einen Versuch in diese Richtung ...»

«... und spielt sich wie du als Dichterin auf?», fiel ihm Lena ins Wort.

«Keineswegs!», widersprach George. Dann trat er auf Yolanda zu, herzte sie und gab ihr einen Kuss.

Charles stand daneben und beobachtete dieses kleine Geplänkel schweigend. Irgendwie war es ihm unbegreiflich, dass sich die beiden küssten und Lena nichts dagegen einzuwenden hatte. Schließlich war doch Yolanda seine Frau, und George war Lenas Mann. Er schüttelte kaum merklich den Kopf. Dann bemerkte er, wie Jakobs Blicke auf ihn gerichtet waren. Hatte er seine Gedanken erraten? Schon oft hatte er erlebt, wie die anderen wussten, was er dachte, doch ihm selber war dieses Gedankenlesen noch nie geglückt.

Nun war es so weit, dass Jakob den Gästen eine der duftenden Oklamandas anbieten konnte. Man setzte sich um den runden Gartentisch aus weißem Marmor, worauf die silberne Schale mit den Früchten stand. Die drei Besucher schienen wie gebannt von deren Schönheit, und es dauerte lange, bis sie sich entschließen konnten, nach einer zu greifen. Yolanda und Lena nahmen eine blaue Frucht, Charles und George eine rote, und für Jakob blieb schließlich die gelbe. Zuerst sogen sie den köstlichen Duft langsam ein, und dann bissen sie behutsam hinein und ließen die kleinen Bissen allmählich auf der Zunge zerfließen.

«Ich sehe», sprach Jakob, «dass ihr zum erstenmal eine solche Frucht genießt. Glaubt ja nicht, dass man dagegen allmählich abgestumpft wird! Wir sind hier nicht auf der Erde! So oft ich eine Oklamanda esse, denke ich stets dasselbe: Jedesmal schmeckt sie mir noch besser.» Dann stand er auf und sprach: «Kommt hinüber in meine Pflanzung, dort seht ihr die Bäume, an denen sie wachsen.»

Erst als sie beim ersten Baum angekommen waren und Jakob seinen Vortrag über die Zucht und die richtige Pflege dieser seltenen Früchte begonnen hatte, bemerkte Lena, dass Charles sitzen geblieben war. Unauffällig kehrte sie wieder zum Gartentisch zurück, setzte sich still neben den stumm dasitzenden Mann und ergriff ganz unbefangene seine Hand. Charles erschrak, denn unversehens durchströmte ihn ein Gefühl, das ihm neu und doch so alt schien und das ihn im tiefsten Herzen beglückte. Erst wagte er nicht, sich zu bewegen. Doch dann

wandte er fast unmerklich seinen Kopf und sah Lenas Blick auf ihn gerichtet. Aber diesmal war es ganz anders als zuvor, als Jakob ihn ansah und er sich auf unklare Weise ertappt fühlte. Nein, Lenas Blick verstärkte das Gefühl, das ihn bei der ersten Berührung ergriffen hatte, in einem Maße, dass er mehrmals schlucken musste und dann die Lippen zusammenpresste, um nicht zu weinen.

Weinen? Er wusste nicht warum. Alles war so neu. Alles, was ihn umgab, war gleichzeitig unendlich fern und ebenso innig nah. Charles hätte gerne etwas gesagt, irgend etwas, aber ihm war, als hätte er alle Worte vergessen. Es gab nur noch eines in der ganzen Welt: Lenas Augen – und Lenas Schönheit.

Inzwischen hatte Jakob derart begeistert von seiner Oklamanda-Pflanzung geschwärmt, dass George und Yolanda ihn bestürmten, ihnen ein junges Bäumchen zu überlassen, damit sie es in ihrem eigenen Garten wachsen lassen und vermehren könnten. Beglückt kehrten sie zum Gartentisch zurück und wollten den beiden Zurückgebliebenen berichten, was ihnen Jakob eben zugesagt hatte. Doch als sie diese stumm beisammensitzen sahen und bemerkten, dass Lenas Hand jene von Charles sanft berührte, zogen sie sich still in den Blumengarten zurück.

Auch hier schwiegen sie lange und gaben sich ganz der immer wieder neuen Schönheit dieser seltsamen Bäume, Früchte und Blumen hin. Endlich sagte Yolanda: «Ich kann mir nicht helfen, aber ich habe einfach den Eindruck, dass diese Blumen hier zu strahlen angefangen haben. Gewiss denkst du, ich sei von Sinnen ...»

«Keineswegs!», fiel ihr Jakob ins Wort. «Dieses geheimnisvolle Leuchten kenne ich gut. Es ist stets dann zu sehen, wenn in der Nähe zwei Menschen ... Aber kommt doch in mein Mineralienkabinett, da gibt es vieles zu sehen, das euch freuen wird.» Entschlossen ging er voran, und George und Yolanda folgten ihm willig. Erst wollte Jakob auch die anderen beiden rufen, aber als er sah, dass sie einander immer noch schweigend in die Augen blickten, trat er mit seinen beiden Begleitern ins Haus und überließ Lena und Charles ihrem neuen Glück.

Beim Eintritt in Jakobs Mineralienkabinett stießen die beiden Besucher einen Schrei des Entzückens aus. Offensichtlich hatten sie noch nie zuvor etwas so Wundervolles gesehen: Hier leuchtete und funkelte auf zahlreichen Podesten aus Spiegelglas eine Fülle von Kristallen in den unterschiedlichsten Farben und geometrischen Gestalten. Aber

anders als auf der Erde, strahlte hier jeder Kristall dank einem eigenen inneren Licht selber und auf ganz einzigartige Weise.

«Das sieht fast aus», bemerkte George, «als wären sie lebendig ...», worauf Jakob sofort beteuerte: «Das sieht nicht bloß so aus – sie sind tatsächlich lebendig. Sieh mal her: Wenn wir uns diesem grünen Titaniten nähern und ihn mit Interesse bestaunen, wird sein grünes Licht viel intensiver zu leuchten beginnen als eben jetzt.» Dabei trat er auf das Tablett zu, auf welchem ein Titanit von seltener Größe und Schönheit lag. Und tatsächlich: Kaum hatten sich die drei dem Kristall genähert, strahlte er hell auf, ja, sein Licht begann zu pulsieren, und je größere Augen die beiden Besucher machten, desto schneller ließ er seinen Lichtpuls schlagen.

Als sie sich endlich satt gesehen hatten, schritt Yolanda entschlossen auf jene Ecke zu, in der auf einem silbernen Tablett eine halbkugelförmige Steinschale ruhte, aus welcher sich Tausende feinsten Kristallnadeln emporreckten. Sie hatte sich schon im Erdenleben sehr für die Welt der Kristalle interessiert, aber so etwas war ihr noch nie, auch nicht in Bildern, unter die Augen gekommen. Kaum hatte sie sich diesem seltenen Gebilde genähert, begannen auch diese Nadeln in einem zarten Rosa zu leuchten.

Jakob lächelte und sprach: «Aha, du hast den Liebeskristall entdeckt! Das ist eine lange Geschichte, wie ich den erworben habe. Die will ich euch später erzählen. Wie ihr seht, färbt sich der Kristall allmählich rot. Das zeigt, dass sich zwei Liebende in der Nähe befinden. Es scheint, dass ihr beide euer Glück gefunden habt.»

George gab darauf keine Antwort, sondern fasste bloß Yolandas Hand und blickte ihr in die Augen. Da bemerkte Yolanda: «Du lebst ja in einer wahren Wunderwelt, Jakob! Blumen strahlen, Kristalle leuchten, wenn ...»

«Das ist natürlich nicht immer so. Darum freue ich mich, dass ihr gekommen seid. Nun kann ich es wieder einmal erleben.»

«Aber du bist doch sicher auch ein guter Mensch und wirst dadurch immer wieder die Blumen und die Kristalle beleben ...»

«Da irrst du dich, liebe Yolanda, Gutsein reicht nicht, es braucht die Kraft der Liebe.»

Yolanda schaute Jakob mit großen Augen an. Gut sein und lieben – war das denn nicht dasselbe?

Jakob, der Yolandas Frage aus ihrem Gesicht gelesen hatte, antwor-

tete: «Gewiss hat das eine mit dem anderen etwas zu tun, aber es ist doch nicht dasselbe. Es gibt Menschen, die es mit ihrem Gutseinwollen noch nicht sonderlich weit gebracht haben und dann unversehens aufblühen, wenn in ihnen die Liebe erweckt wurde.» Dann blickte er aus dem Fenster und sah, dass die beiden anderen Hand in Hand auf das Haus zukamen, und fuhr fort: «Ich will ja nichts Schlechtes über meine Schwester Lena sagen, aber es ist eben doch wahr, dass sie immer wieder ein bisschen von ihrer alten Streitlust befallen wird. Nun aber ist sie verwandelt worden. Die Blumen zeigen es an, und gewiss würde es auch jener Kristall ...»

In diesem Augenblick traten die beiden ein. Lena kannte natürlich Jakobs Mineraliensammlung, aber Charles, der so etwas zum erstenmal sah, suchte nach Worten der Freude und Begeisterung, fand aber keine. Er blickte sich verwirrt um, und schließlich nahm ihn jene tiefrot leuchtende Schale in der Ecke gefangen, die alle anderen überstrahlte, dabei immer schneller pulsierte und schließlich mit einem feinen, hohen Ton zu summen und zu singen begann.

Lange sprach niemand ein Wort. Endlich sagte Jakob: «Lena, du kennst ja meine Sammlung, bitte, zeige sie Charles! Wir warten unterdessen draußen im Garten auf euch.»

Hier machten es sich die drei bequem, und ein Gesprächsthema war auch bald gefunden: Jessy und Jim. Wie gerne hätten sie gewusst, was die beiden jetzt taten! Aber da mussten sie sich gedulden und auf später vertrösten. Umso mehr wandten sie sich nun eben der Vergangenheit zu. George berichtete von Jims Kindheit, und Yolanda suchte immer wieder nach Begebenheiten, wo ihr Mädchen Jessy bereits im Erdendasein ihrem Jim begegnet sein könnte. Jakob seinerseits wurde nicht müde, von jener frühen Jenseitszeit zu erzählen, als Jim ihm und Samuel anvertraut worden war und im Rutschbahntal seine Jessy kennenlernte.

Irgendwann erschienen Lena und Charles unter der Haustür, und Jakob winkte ihnen zu, sie möchten sich doch zu ihnen an den Gartentisch setzen. Erst sahen die beiden einander etwas unschlüssig an, kamen dann aber Jakobs Aufforderung nach und setzten sich schweigend zu ihnen. Dabei sah man sofort, dass Charles etwas auf dem Herzen hatte, das ihn zu bedrücken schien, weshalb Jakob ihm zu Hilfe kam und sprach: «Lieber Charles, es scheint dich etwas zu belasten, und ich glaube es auch zu wissen, denn in unserer Gegend ist es

nicht möglich, sich vor anderen zu verbergen. Schweigen nützt hier nichts.»

Aber es war Lena, die antwortete: «Ihr habt ja gesehen, was mit uns beiden geschehen ist. Nun meint Charles, es wäre doch schön, wenn er hier ...». Sie blickte Jakob fragend an, und in ihrem Gesicht war die leise Sorge zu lesen, ihr Bruder könnte mit diesem Vorhaben nicht einverstanden sein. Aber Jakob lachte und sprach: «Ach, Lena, wie kommst du auf solche Zweifel? Komm, Charles, lass dich umarmen, du bist mir herzlich willkommen!»

Und so kam es, dass Yolanda und George den Rückweg allein antraten.

89 Wasser abgraben

Seit seiner Begegnung mit Dicki und Knut hatte Jim dem düsteren Dorf zahlreiche Besuche abgestattet. Tatsächlich hatte er die beiden gleich bei seiner ersten Rückkehr nicht mehr vorgefunden; offensichtlich hatten sie endlich Vernunft angenommen. Jim wollte aber nichts überstürzen und verlegte sich bei seinen Besuchen vor allem aufs Beobachten.

Diesmal wollte er sich Klarheit verschaffen über den Bewohner einer elenden Behausung, die außerhalb des Dorfes inmitten eines übel riechenden Sumpfes stand. Er konnte sich gar nicht vorstellen, wie es möglich war, hier durch diesen hässlichen Morast einen Weg zum Haus zu finden. Er näherte sich der Hütte nur langsam und suchte irgendeinen Platz, von dem aus er den Bewohner entdecken konnte. Am Rande des Morasts lagen ein paar größere Steine, vor welchen sich ein kleines Gesträuch emporreckte. Hier konnte Jim Platz nehmen und warten, bis im Haus oder ums Haus herum irgend etwas geschah.

«Der Schnüffler verbindet sich den falschen Finger!», sprach plötzlich jemand hinter seinem Rücken. Erst dachte Jim, es sei Luzi, aber als er sich umwandte, stand der Professor vor ihm und blickte ihn argwöhnisch an.

Jim erhob sich und entgegnete: «Verbinde ich einen Finger?»

«Stell dich nicht so dumm!», fuhr der Professor fort. «Jedenfalls wirst du den dort nicht herumkriegen. Wie mir Luzi verraten hat, versucht er, das Wasser im Morast rings um seine Hütte abzuleiten, aber das ist

vergebliche Müh. Jeder hat eben sein Schicksal, und seines ist es, im Dreck und Sumpf fast zu ersaufen.»

«Das wird seine Gründe haben», sagte Jim und setzte sich wieder. Der Professor wusste nicht recht, ob er sich weiter in ein Gespräch mit dem Schleicher und Schnüffler, wie Jim hier alle nannten, einlassen sollte. Schließlich legte er ein paar flache Steine aufeinander und machte es sich so bequem, wie es eben ging.

«Das mit den Gründen ist wieder so eine unwissenschaftliche Behauptung. Wenn die hier doch endlich begreifen würden, dass die Dinge eben sind, wie sie sind, und dass das öde Gerede von Gründen keine Bedeutung hat! Was die doch alles behaupten! Der eine will irgendwo im Weltall einen anderen totgeschlagen haben, ein anderer bezeichnet sich als Brandstifter und der da ...», dabei zeigte er abfällig auf das schäbige Haus, «der behauptet steif und fest, er hätte in einem früheren Leben einem anderen das Wasser abgegraben. Alles wirre Ideen! Doch leider bringe ich es selbst als Wissenschaftler nicht fertig, ihnen diese Flausen auszutreiben. – Sieh, dort kommt er eben zur Tür heraus!»

Kaum hatte der Bewohner die beiden erblickt, machte er kehrt und verschwand wieder im Haus. «Jetzt kannst du lange warten», spöttelte der Professor, «denn der hasst Besuche wie die Pest.»

«Ich habe Zeit», bemerkte Jim trocken. Und als der Professor einfach schwieg, fragte Jim: «Wie heißt er eigentlich?»

«Das weiß hier niemand, denn bis jetzt ist er jeder Begegnung aus dem Weg gegangen», antwortete der Professor. «Tut auch nichts zur Sache», fügte er bei, «die meisten vergessen ohnehin, wie sie heißen. Zu mir zum Beispiel sagen alle einfach ‹Herr Professor›. Einen anderen Namen kenne ich nicht.»

In diesem Augenblick vernahmen die beiden aus dem Inneren des Hauses einen entsetzlichen Schrei. Jim erschrak, während der Professor hämisch grinste und bloß abfällig bemerkte: «Offensichtlich hat er wieder nach seiner Hacke gegriffen.»

Jim schaute ihn verständnislos an.

«Ja», ergänzte der Professor, «Luzi sagte mir, er besitze eine Hacke, und mit dieser möchte er den Sumpf rings um sein Haus ableiten. Er glaubt nämlich, dann könne er einfach verschwinden von hier. Aber das geht nicht, dafür ist schon gesorgt.»

«Gesorgt? Womit denn?», wollte Jim wissen.

«Eben mit der Hacke. Die ist vermutlich verhext, denn jedesmal, wenn er sie ergreift mit der Absicht, das Wasser abzuleiten, versetzt sie ihm einen gewaltigen Schlag. Und dann schreit er eben.»

Dabei lachte der Professor hell heraus, weshalb Jim verwundert fragte: «Und ihr habt kein Mitleid?»

«Mitleid? Wie lustig!», fiel der Professor hastig ein. «Im Gegenteil: Das macht uns Spaß! Jeder ist hier froh um das bisschen Unterhaltung.»

Jim wandte sich angewidert ab. Am liebsten hätte er den Professor geschüttelt, aber das ging nicht. Dieser sah ihn verständnislos an und fragte schließlich: «Was willst du überhaupt hier? Begreife endlich, dass du störst!»

Jim überlegte. Dann sagte er: «Ganz einfach, ich will euch helfen.»

«Weshalb?», fiel der Professor ein. «Macht es dir etwa Spaß?»

«Nein», antwortete Jim, «das nicht. Ich denke beim Helfen nicht an mich selbst ...»

In diesem Augenblick erklang wieder ein durchdringender Schrei, und erneut lachte der Professor hell auf. Das reichte Jim, weshalb er jetzt entschlossen sprach: «Höre, lieber Professor, ich ertrage das nicht. Bitte, geh deiner Wege!»

Doch der Angeredete schien nichts davon wissen zu wollen.

«Geh!», rief Jim noch eindringlicher. «Ich will jetzt hinüber ins Haus und sehen, wie ich dem armen Kerl helfen kann.»

«Dass ich nicht lache!», entgegnete der Professor. «Da versinkst du im Sumpf bis zum Hals. Hier kommt keiner raus und auch keiner rein.»

«Für mich kein Problem», antwortete Jim rasch, und ohne weitere Umstände erhob er sich ein wenig und begann über den Morast hinweg zur Hütte hinüber zu schweben.

«Ich werd verrückt! Ja, tatsächlich, ich werd verrückt!», begann der Professor wie ein Irrer zu schreien, und als sich Jim umwandte, sah er, wie jener den Doktorhut weggeworfen hatte, sich die Haare zu raufen begann und sich tatsächlich ein paar Haarbüschel ausriss. Dann schrie er wie besessen weiter: «Das ist nicht möglich! Das ist Betrug! Das ist gegen die Wissenschaft! Niemand kann schweben, es ist einfach nicht wahr, einfach nicht wahr!» Alsdann ließ er sich auf seinen steinernen Sitz fallen und begann zu heulen wie ein kleines Kind, und eins übers andere Mal rief er verzweifelt: «Das gibt es nicht! Das kann nicht sein!

Das darf nicht sein! Das ist gegen die Wissenschaft, das ist gegen die Wissenschaft!»

Jim empfand nun Bedauern mit dem armen Mann, kehrte zurück und ließ sich neben ihm nieder. Nach einer langen Pause sagte er: «Ich weiß, das übersteigt vielleicht deinen Verstand. Aber soviel hast du doch mittlerweile begriffen: Die Dinge sind, wie sie sind. Das sagtest du doch selber.»

Aber der Professor schien untröstlich, schluchzte weiter und fragte immerfort: «Und was ist mit der Wissenschaft, was ist mit der Wissenschaft?»

«Das weiß ich nicht», antwortete Jim, «du bist hier der Fachmann. Aber ich gehe jetzt hinüber, um dem armen Teufel zu helfen.» Dabei erhob er sich und schwebte hinweg über den sumpfigen Morast. Der Professor stand auf, immer noch weinend, und noch lange hörte Jim, wie er verzweifelt weiterfragte: «Und was ist mit der Wissenschaft? Und was, in aller Welt, ist mit der Wissenschaft?»

Vorsichtig öffnete Jim die Haustüre und trat ein. Da sah er den Mann zusammengekauert in einer Ecke sitzen, mit weit aufgerissenen Augen und zitternd vor Angst.

«Bitte, tu mir nichts! Bitte nicht schlagen! Bitte, bitte ...»

Jim hatte alles andere erwartet als das, weshalb er den Mann einfach mit großen Augen anblickte.

«Nein, schau nicht so, bitte schau nicht so, so hat auch der Friedel geblickt! Und so blickt er immer noch. Das bringt mich um.»

Jim schüttelte den Kopf. Was sollte er bloß tun? Schließlich fragte er: «Der Friedel? Wer ist das? Und weshalb blickte er so?»

«Ich hab ihm das Wasser abgegraben ...»

«Das Wasser abgegraben?»

«Ja, er war mein Nachbar, und immer wenn er dran gewesen wäre zu wässern, hab ich ...»

«Und seine Wiesen verdorrten?»

«So geht es eben.»

«Und er hat sich nicht gewehrt?»

«Eben nicht! Ich war der Stärkere, und der Richter hat ihm nicht geglaubt.»

«Das heißt, du hast den Richter bestochen?»

«Ich geb's ja zu, ich gebe alles zu! Ich war ein richtiger Dreckskerl.»

«Und dann hat er dich angeschaut?»

«Ja, immer mit ganz großen Augen, und hat geschwiegen dabei, einfach geschwiegen. Grauenhaft, diese Augen, groß wie Pflugräder!»

«Und jetzt bist du hier gefangen. Möchtest du denn hinaus?»

«Welche Frage! Aber es geht nicht, unmöglich.»

«Das sagen alle. Was hindert dich daran?»

«Eben der Friedel! Sobald ich die Hacke in die Hand nehme, sehe ich, wie er dasteht. Ich kenne ihn genau, obwohl er jetzt gekleidet ist wie ein vornehmer Herr in einem blauen Gewand. Und dann schaut er mich einfach an, schaut mich einfach an. Es ist zum Rasendwerden. Und wenn er endlich geht, versetzt mir die Hacke einen Schlag, und ich weiß wieder, dass ich unmöglich von hier wegkommen kann.»

Jim überlegte. Dann setzte er sich an den Tisch, forderte den Mann auf, es ihm gleichzutun, und sprach: «Mir scheint, es tut dir leid, dass du das getan hast.»

«Natürlich, aber es nützt nichts!»

«Hast du den Friedel um Verzeihung gebeten?»

«Seine Augen machen mir Angst.»

«Versuch es trotzdem!»

Der Mann verstummte. Dachte er nach?

Jim erhob sich und sagte: «Wenn ich das nächste Mal komme, wird dieses Haus hier leer sein. So hoffe ich.»

Er entfernte sich leise und schwebte zurück in sein geliebtes Heim.

90 Jessy, die Studentinmutter

«Nein», sagte Ulla zu Achmad, «dieses Problem sollten wir wohl lösen können ohne Jessys Hilfe.» Dabei stand sie auf und zog aus dem Regal von Jessys Bibliothek eines der dort stehenden Mathematikbücher, blätterte eine Zeitlang darin und meinte dann: «Ich glaube, dieses Kapitel hier ist die Grundlage für unser geometrisches Problem. Und wenn es uns nicht gelingt, die Aufgabe zu lösen, können wir immer noch hinüber gehen in den Werkraum, wo Vanessa, Astrid, Benjamin und Konrad am Hobeln und Leimen sind. Vor allem Benjamin weiß doch meistens Bescheid. Jessy sollten wir nur stören, wenn es unbedingt nötig ist.»

«Schon erstaunlich», bemerkte Achmad, «wie ungemein schnell diese Silberfee uns alle überholt hat. Die hat fast alles im Kopf, was hier in den Büchern zu finden ist.»

«Und die Orgel spielt sie», warf Nora ein, «als hätte es ihr der berühmte Bach höchst persönlich beigebracht!»

Da kam aus dem Zeichensaal hilflos suchend Nena und jammerte: «Kann uns jemand von euch bitte helfen beim Bild über die Erschaffung der Welt? Wir sind zu fünft und finden einfach keine rechte Lösung für die Darstellung des dritten Tages. Und Jessy möchten wir nicht stören ...»

«Was tut sie eigentlich gegenwärtig?», fragte Nora, worauf Achmad zu berichten wusste: «Sie sitzt wie gewohnt oben im Turmzimmer im Sessel und blickt auf den Berg ...»

«Ja, und von Zeit zu Zeit setzt sie sich wieder an den Tisch», ergänzte Ulla, «und schreibt an ihrem Buch über die geheime Bedeutung der Zahlen. Das geht über meinen Verstand.»

Da öffneten sich die Haustür, und herein kamen zwei Studentinnen und drei Studenten, die es gewohnt waren, bei Jessy ein- und auszugehen und in den Räumen ihres prachtvollen Hauses über all das zu diskutieren, was sie eben in den Vorträgen der Professoren vernommen hatten. Sie spürten, dass sie auf diese Weise die besten Fortschritte machen konnten, und wenn sie zuweilen einfach nicht mehr weiter wussten, wandten sie sich an Jessy, die ihnen stets alles geduldig und liebevoll erklärte. Sie begrüßten die Anwesenden und schauten sich um, wo sie für ihre Gespräche wohl am besten Platz fänden. Schließlich ließen sie sich in den Sesseln des Salons nieder und machten sich an die Arbeit.

Nicht lange danach ertönte vom Turmzimmer her ein feines Glöcklein – das Zeichen, dass Jessy die Anwesenden nun in den Garten bat zum Tee. So schnell es eben ging, legten die Studenten ihre Sachen beiseite und drängten hinaus in den Garten, der alle Besucher mit seiner Blumenpracht und seinen Wasserspielen verzauberte. Alle suchten sich einen Platz an einem der Tische oder auch auf einem Mäuerchen. Zwei Studenten hatten es übernommen, jeweils alles Geschirr und Gerät bereitzustellen, so dass Jessy bloß noch den Tee eingießen konnte.

Jessy hatte es sich angewöhnt, zwischen ihren verschiedenen Gewändern zu wechseln, weshalb die Anwesenden immer ein wenig gespannt waren, welches sie wohl diesmal trug. Nora flüsterte Ulla zu: «Hoffentlich ist es das blaue, das passt so gut zu ihren silbernen Haaren.» Ulla nickte und ergänzte: «Und dazu macht sich immer

der leichte, etwas durchsichtige seidene Schal besonders gut.» Auch Vanessa mischte sich ein und meinte: «Mir gefällt besonders der dezenteste Gürtel mit den feinen Stickereien. Die hat sie übrigens selber gemacht. Sie sagt, es seien Szenen aus ihrem Leben.»

Konrad wusste Genaueres: «Es sind Erlebnisse, die sie an ihre Gemeinsamkeit mit Jim erinnern.» Doch Astrid wandte ein: «Es ist aber nicht immer derselbe Bursche. Einer hat dunkle Haare, einer rote, und der schönste gleich unter ihrem Herzen ist ein wahrer Goldjunge.» «Das ist doch Jim!», klärte Konrad auf. «Er bewohnte dieses Haus, bevor Jessy einzog, aber damals war ich noch nicht hier.»

Da öffnete sich die Tür, die vom Salon in den Garten führte, und in der Türöffnung erschien Jessy in ihrer vollen Schönheit mit dem Teekrug in den Händen. Alle klatschten vor Freude in die Hände, am lautesten Nora, denn tatsächlich trug Jessy genau jenes erwünschte blaue Kleid. Jessy lachte Nora zu. Offensichtlich hatte sie deren Wunsch in Gedanken vernommen und gönnte ihr diese Freude.

Jessy schritt vom einen zum anderen, goss jedem ein wenig dampfenden Tee in die Tasse und wechselte mit ihm einige Worte. Dann setzte sie sich an einen der Tische und ging auf alle Fragen ein, die man an sie richtete. Es war spürbar: Diese Teerunde im blühenden Garten und in Gemeinschaft mit Jessy war für alle ein erhebendes Erlebnis, das sie tief glücklich machte.

Im allgemeinen erkundigten sich die Studenten anlässlich der Teerunde nach Dingen, die ihre eigene Arbeit betrafen, denn sie hielten es für unschicklich, mit ihren Fragen in Jessys Gedankenwelt einzudringen. Darum staunten alle nicht wenig, als Benjamin, der auf einem Mäuerchen saß, Jessy fragte, ob sie ihm sagen könne, weshalb sieben eine heilige Zahl sei. Nena trat ihm rasch entgegen und sagte: «Ach, Benjamin, zwölf ist doch die heilige Zahl.»

Sofort wurde es still in der Runde, denn alle waren gespannt, ob Jessy auf dieses Thema wohl eingehen werde. Auch sie schien zu zögern, sagte dann aber: «Ihr habt beide recht: Sieben und zwölf sind zwei der heiligen Zahlen. Gewiss findet ihr heraus, welche Gemeinsamkeit die beiden haben.» Vanessa antwortete sofort: «Das ist doch klar: In beiden Zahlen stecken die Drei und die Vier. Drei plus vier gleich sieben, und dreimal vier gleich zwölf.»

«Aber deshalb sind sie doch noch nicht heilig», entgegnete Astrid, da muss doch das Geheimnis in der Drei und der Vier stecken.»

«Das ist so», bestätigte Jessy, «aber ihr werdet verstehen, dass ich jetzt beim Tee nicht einen langen Vortrag halten will. Und der Vortrag würde tatsächlich lange, wenn ich alles darlegen wollte, was ich gesehen habe.»

«Du meinst wohl: Was du gedacht hast», wagte Nena zu widersprechen.

Wieder entstand eine lange Pause. Endlich sagte Jessy: «Solange wir gleich denken wie die Menschen auf der Erde, finden wir die Wahrheit durch Nachdenken. Je mehr wir aber das Jenseits als unsere Heimat empfinden, desto mehr kommen wir zur Wahrheit durch Schauen.»

Erneut wurde es still, so still, dass man hätte eine Nadel fallen hören. Dann sprach Benjamin ganz leise: «Dann *siehst* du also die Wahrheit, wenn du im Turmzimmer im Sessel sitztest und mit geschlossenen Augen zum Berg hin blickst.»

Jessy schwieg lange und antwortete schließlich: «Nicht die ganze Wahrheit, nur einen Teil der Wahrheit. – Aber lassen wir das jetzt. Irgend einmal wird ja das Buch gedruckt, das ich schreibe, und dann könnt ihr alles nachlesen.» Damit griff sie zum Teekrug, erhob sich, goss allen nochmals nach und zeigte damit, dass es ihr lieber wäre, wenn sich ihre Kolleginnen und Kollegen nun wieder ihren eigenen Gesprächen widmeten.

Mitten in dieses angenehme und muntere Geplauder platzte Luzi herein, rieb sich die Hände, machte mehrere Bücklinge und sprach: «Wollte bloß mal sehen, wie's den Damen und Herren so geht oder ob allenfalls jemand meinen Rat braucht. Stehe stets zu Diensten, stets zu Diensten ...»

Alle blickten ganz entgeistert Jessy an, aber niemand sagte etwas. Offensichtlich verwirrte dies den Frechling, weshalb er sich umständlich räusperte, dann unverblümt nach einer Tasse griff und sich Tee einschenkte. Nach dem ersten Schluck räusperte er sich nochmals und wischte sich mit dem Ärmel den Mund ab.

Erst jetzt reagierte Jessy. Sie blickte Luzi streng in die Augen und erhob sich betont langsam. Dann stand sie einfach da, ruhig wie eine Königin. Luzi wurde immer verlegener, und schließlich packte er sein Ledermäppchen, das er auf den Tisch gelegt hatte, und murmelte: «Ja, nun, man scheint hier nicht willkommen zu sein ... Nun also, dann eben ein andermal.» Daraufhin drehte er sich um und verschwand so flink, wie er gekommen war.

Es war Jessy, die als erste den Mund zu einem Lachen verzog, und als dies die anderen sahen, konnten auch sie sich nicht mehr zurückhalten und brachen in ein herzhaftes Gelächter aus. Dies war aber zugleich für alle das Zeichen, sich anschließend wieder an ihre Arbeiten zu begeben.

Jessy blieb allein im Garten zurück und machte dort einen kleinen Rundgang. Der Anblick der Blumen und der vielen Insekten, die an ihnen Nektar nippten oder sich mit Blütenstaub bepuderten, war für sie eine ganz besondere Erholung, und sie wusste, dass es ihr danach wieder leichter fallen würde, den Geheimnissen der Zahlen nachzuspüren und Zusammenhänge zu entdecken, von denen sie noch nie etwas gelesen hatte und die somit ganz aus ihrem eigenen Inneren aufstiegen.

So begab sie sich wieder hinauf ins Turmgemach, setzte sich in den Sessel und versank in der Schau auf den Berg.

91 Verus

Jim war froh, dass er nach jeder größeren Anstrengung im düsteren Dorf, wo alles so muffig roch und man zudem Mühe hatte, die Dinge klar zu erkennen, in seinem Heim Ruhe und Erholung finden konnte. Das meiste hier hatte er so belassen, wie es Jessy eingerichtet hatte, nicht bloß, weil es ihm außerordentlich gut gefiel, sondern weil er so im Gefühl leben konnte, Jessys Welt und ihr selber nahe zu sein. Die Zimmerlinde war unterdessen zu einer beträchtlichen Größe angewachsen und verbreitete im Raum einen süßlichen Duft. Und als er das letzte Mal aus dem Dorf zurückkehrte und er in den Salon trat, durfte er einmal mehr erleben, wie überall an den Zweigen neue Blütenknospen aufbrachen und ihm so bestätigten, dass er offensichtlich seine Sache gut gemacht hatte.

Nun war er aber gespannt darauf, ob der Wasserabgraber ihn wohl verstanden und die Kraft aufgebracht habe, den Friedel um Verzeihung zu bitten. So hüllte er sich wieder in seinen grauen Umhang, verdeckte sein goldenes Haar mit einer Haube und verließ das Haus, um so schnell wie möglich auf dem Beobachtungsposten am Rande des Morastes Platz zu nehmen.

Jim saß schon ziemlich lange auf seinem Stein hinter dem Gebüsch, aber nichts war zu bemerken, und auch der durchdringende Schrei, der

letztes Mal von Zeit zu Zeit zu vernehmen war, blieb aus. Da spürte er, dass sich jemand hinter ihn gesetzt hatte. Ohne den Kopf zu wenden, sagte er bestimmt: «Du spannst mit dem Falschen zusammen!»

«Luzi ist mein Freund!», erwiderte der Professor prompt.

«Und woraus schließt du das?»

«Er gibt mir recht.»

Jim blickte noch immer gerade aus, hin zur elenden Hütte des Wasserdiebs.

«Ihr könntet beide irren.»

«Die Wissenschaft gibt mir recht.»

«Aber du hast doch erlebt, dass da etwas nicht stimmen kann ...»

«Als du durch den Sumpf stapfst?»

«Ich soll durch den Sumpf gestapft sein? Zum Lachen!»

«Anders geht das gar nicht.»

«Du sagtest doch selbst, dass man da bis zum Hals versinke.»

«Du bist eben leichter als andere, darum ging es bei dir.»

«Aber das ist doch alles gar nicht wahr: Ich bin hinüber geschwebt, und du hast es mit eigenen Augen gesehen.»

«Ich bestreite das!»

«Weshalb?»

«Weil es unmöglich ist. Was nicht möglich ist, kann es nicht geben, und darum ist es auch nicht wahr.»

«Und das nennst du Wissenschaft?»

«Das ist Wissenschaft?»

Jim überlegte, ob er nicht jetzt gleich den Boden verlassen und dem sturen Professor dreimal um den Kopf herum schweben solle. Aber dann wurde ihm klar, dass das nichts nützen würde.

Jetzt öffnete sich drüben die Tür. Beide waren so überrascht, dass sie sich gleichzeitig erhoben, um besser sehen zu können. Aber der Mann war nicht allein, sondern hielt die Hand eines anderen, eines vornehmen Herrn in einem blauen Gewand.

«Friedel», sagte Jim versonnen vor sich hin.

Dann schritten die beiden ohne Umstände über den Sumpf hinweg. Doch nein: Wo war der Morast? Der schien wie durch Zauberhand trockengelegt, und die beiden gingen langsam davon, ohne sich nochmals umzusehen.

Erst jetzt wandte sich Jim dem Professor zu und sagte: «Ich weiß: Das ist gegen die Wissenschaft. Es wird nicht in deinen Kopf passen.

Es ist einfach nicht wahr, denn «was nicht möglich ist, kann es nicht geben.»

«Verspötte mich nicht!», entgegnete der Professor weinerlich.

Ohne sich zu besinnen, ergriff Jim die Hand des Professors und sagte: «Ich sehe, du leidest. Ich möchte dir helfen. Aber das ist nun wirklich nicht möglich, solange du dir nicht helfen lassen willst.»

«Aber ich muss hier bleiben.»

«Wer sagt das?»

«Luzi, mein Freund.»

«Du sagst, du *müsstest* hier bleiben. Aber *willst* du es auch selber?»

Der Professor schwieg, worauf Jim bemerkte: «Zum ersten Mal gefälltst du mir jetzt.»

«Weshalb?»

«Weil du schweigst und endlich einmal keine Antwort weißt.»

Unvermittelt kreuzte Luzi auf und schrie ihn an: «Ich habe dich gewarnt, es mit dem Professor zu versuchen! Fort mit dir, das ist mein Revier!»

Da richtete sich Jim hoch auf, nahm sich betont langsam die Haube vom Kopf, so dass sein goldenes Haar die beiden anderen blendete, öffnete zudem seinen grauen Umhang, zog ihn aus und ließ ihn fallen.

Luzi schien immer kleiner zu werden. Er wusste nicht, wohin er blicken sollte. Und als er Jims Augen begegnete, winselte er kleinlaut: «Wie bei Jessy!» Dann trollte er sich davon, ohne sich nochmals umzuwenden.

Der Professor aber ließ sich fallen und weinte untröstlich.

Nach einer langen Pause sprach ihn Jim mit sanfter Stimme an: «Ich sagte es dir ja: Du spannst mit dem Falschen zusammen.»

«Aber er hat mir die Macht über das Dorf gegeben.»

«Und über dich selber? Hast du da die Macht?»

Wieder begann der Professor zu weinen. Eine Welt war für ihn zusammengebrochen. Schließlich sagte Jim: «Komm!», und er ergriff seine Hand mit der einen, Haube und Umhang mit der anderen und ging. Willig wie ein junges Schaf ließ sich der Professor führen.

Sie gingen und gingen, und keiner sprach ein Wort. Allmählich wurde es heller, die Landschaft wurde freundlicher, es blühten Blumen, und es fächelte ein mildes Windchen. Schließlich standen sie vor jenem prachtvollen Haus, in welchem zuerst Jessy wohnte und nun Jim, wenn er nicht gerade im düsteren Dorf unterwegs war.

«Endlich ein schöner Traum!» Das war das erste Wort, das wieder gesprochen wurde, und Jim fragte zurück: «Du hältst das für einen Traum?»

«Ja», entgegnete der Professor, «denn was nicht möglich ist, das kann nicht sein. Das ist gegen die Wissenschaft.»

Jim erschrak fast ein bisschen, doch als er sah, wie der Professor verschmitzt lächelte, wusste er, dass dieser den Schritt getan hatte. Jim öffnete die Türe, bat seinen Gast herein und wies ihm einen Sessel an. Dann bereitete er jedem eine Tasse Tee, während sich der Professor im Raum umblickte und offensichtlich seinen Sinnen nicht zu trauen schien.

Nachdem es sich die beiden bequem gemacht hatten, sprach Jim: «Du hast es bestritten, als ich darauf hinwies, dass alles seine Gründe habe. Auch das hat seine Gründe. Nun aber meine Frage: Weißt du, weshalb du in diese Gefangenschaft gerietest?»

«Ehrlich gesagt», antwortete der Professor, «wusste ich es immer, aber ich wollte es nicht wissen.»

«Willst du jetzt darüber reden?»

«Es fällt mir schwer, aber es muss wohl sein. Ich will es kurz machen: Ich war auf der Erde wirklich ein Professor und war auf dem Weg, eine wichtige Entdeckung zu machen. Die Ergebnisse meiner Untersuchungen waren so, dass dadurch der ganze Zweig meiner Wissenschaft in Frage gestellt wurde und hinfort hätte neue Wege gehen müssen. Als das Buch schon im Druck war, kam mein Assistent zu mir und legte mir neue Resultate vor, die meiner Theorie widersprachen. Zuerst unterstellte ich ihm einfach, seine Resultate seien gefälscht. Aber er legte mir Beweise vor, die ich nicht widerlegen konnte. Das wollte ich nicht akzeptieren. So entließ ich den Assistenten, bezeichnete ihn im Zeugnis als unfähig, damit er keine Anstellung mehr finden würde, und veröffentlichte das Buch.»

«Und die anderen Wissenschaftler glaubten deine Theorie?», fragte Jim bedrückt.

«Viele glauben sie wohl immer noch. Aber nicht nur das: Ich erhielt einen berühmten Preis und genoss hohes Ansehen ...»

«Und der Assistent versank im Elend», ergänzte Jim.

«Genau», bestätigte der Professor. «Er hat sich als Lastwagenfahrer durchs Leben geschlagen. Ich war froh, ihn nie mehr sehen zu müssen.»

«Lieber Professor», sagte Jim nach einer Weile, «nachdem du dich an diese Dinge erinnern konntest, weißt du gewiss inzwischen auch deinen Namen.»

Der Angesprochene atmete tief durch: «Ja, schon, aber ihn auszusprechen, fällt mir schwer, denn mein Name hätte mir den Weg weisen können. Ich hieß Verus, «der Wahre». Ich habe dem Namen keine Ehre gemacht. Wie konnte dies alles geschehen, mein Gott, wie konnte dies alles ...»

Da wurde der Raum noch heller, als er schon war, und vor beiden stand Menchor in seiner vollen Pracht. Verus hielt die Hand vor die Augen, denn er wurde geblendet, und zitterte am ganzen Leib.

Menchor sprach: «Verus, Jim hat dir geholfen, damit du den ersten, den entscheidenden Schritt tun konntest. Hier, wo Jim wohnt, ist es schön. So wirst auch du es später einst haben. Aber zuvor musst du noch manche Aufgabe lösen und manche Prüfung bestehen, denn du hast vieles wieder gut zu machen. Doch du bist nunmehr auf dem Weg, und von jetzt an führt dieser dich aufwärts zum Licht.»

Verus hatte sich während dieser Rede unwillkürlich erhoben. Menchor fasste ihn an der Hand und führte ihn hinaus und hinweg in jene Gegend, wo wichtige Aufgaben auf ihn warteten.

Jim blieb eine Weile sitzen, schritt dann hinaus in den Garten, setzte sich auf die Bank vor dem Teich und versank in der Schau auf den Berg.

92 In Ellens Palast

Ellens neuer Palast, den sie seit ihrer Aufnahme in die Welt des Berges bewohnte, war in nichts mehr zu vergleichen mit Gebäuden irgendwo auf der Erde, die geprägt sind durch rechte Winkel und gerade Wände und die fast wie tot daliegen. Weit entfernt erinnerte er an eines dieser seltsamen Gebilde in den Tiefen des Ozeans, bei denen es nicht auszumachen ist, ob es sich um ein Tier oder eine Pflanze handle. Der Palast besaß keine feste Farbe, auch keine immer gleichbleibende Form, sondern alles wechselte, lebte, pulsierte, je nachdem, welche Menschen sich hier befanden, was sie dachten und worüber sie sprachen.

Die einzelnen Räume waren nicht durch Türen getrennt, sondern durch kunstvoll gestaltete Durchgänge zu den anderen hin geöffnet.

Fenster, die hätten Licht hereinlassen müssen, waren nicht nötig, denn das Licht war allgegenwärtig. Auch dieses war lebendig, in stetem Wechsel, und es schien, als führten die ungezählten Lichtreflexe und Lichtquellen miteinander Gespräche oder vollführten einen immerwährenden geheimnisvollen Tanz. Gleichzeitig war das Licht aber auch Musik, und diese Musik führte gemeinsam mit dem tanzenden Licht ein nie endendes Zwiegespräch mit den Seelen jener Menschen, die sich hier einfanden.

Die Räume waren so zahlreich, dass es wohl jedem Mühe gemacht hätte, sie zu zählen. Irgendeine Rücksichtnahme auf Außenwände und damit auf die Möglichkeit, Fenster anzubringen, war ja unnötig, weshalb man auf der Erde wohl die allermeisten als gefangene Räume bezeichnet hätte.

Jeder einzelne Raum hatte irgendeine besondere Bedeutung, und wer sich in ihm aufhielt, wurde augenblicklich ein Teil dieser besonderen Welt. So gab es beispielsweise einen Raum speziell für die irdische Malerei des zwanzigsten Jahrhunderts oder einen anderen für die Bildhauerei des Altertums. Jedem, der hier eintrat, zauberten sich die entsprechenden Bilder oder Statuen jener Zeit vor sein inneres Auge, und sogleich wurde ihm auch alles bewusst, was es mit diesem Kunstwerk für eine Bewandnis habe. Er fühlte, was der Maler gefühlt hatte, er lebte in der Zeit, in der der Bildhauer gelebt hatte, und er erfasste den Sinn und die Schönheit, die der Künstler in sein Werk legen wollte.

In einem anderen Raum lebte der Geist des Kunsthandwerks. Was Menschen je an Schönem und Sinnreichem ersonnen und mit äußerster Feinheit und zartestem Fingerspitzengefühl geschaffen hatten, wurde hier gegenwärtig und offenbarte seinen Sinn und Zweck. Aber auch all die Mühen und Nöte, die mit dem Erschaffen verbunden waren, wurden hier fühlbar, und man konnte Anteil nehmen am Dasein jedes einzelnen tätigen Handwerkers.

In einigen Räumen tauchte man ein in die Geschichte der Menschheit. Nichts blieb hier dem forschenden Auge verschlossen. Alle Listen, Ränke, Lügen, Hinterhältigkeiten und Falschheiten, die in der Menschheitsgeschichte so zahlreich zu finden sind, wurden offenbar, alles lag da wie ein offenes Buch. Jeder Lügner wurde entlarvt, jeder Täuscher wurde enttarnt, und jeder Tyrann erschien in seiner wirklichen Erbärmlichkeit.

Wiederum andere Räume waren dazu bestimmt, am persönlichen

Geschick einzelner Menschen teilzunehmen. Leiden und Freuden lagen hier nah beisammen. In diesen Räumen wurde es besonders deutlich, dass hier in dieser himmlischen Sphäre einzig solche Menschen zu leben vermochten, die das Wichtigste bereits vollkommen gelernt hatten: alles und alle zu lieben.

Selbstverständlich gab es auch einen besonders ausgedehnten Raum für Begegnungen mit anderen Jenseitigen. Hier wurden Gedanken ausgetauscht, es wurde musiziert, getanzt, geliebt und gelacht. Es war ein Leben in Reichtum und Fülle, wie es sich der schönste Erdentraum nicht ersinnen konnte.

Einen besonderen Raum hatte sich Ellen eingerichtet, in welchem die Bilder all jener Jenseitigen präsentiert wurden, derer sie sich seit ihrem Hinübergang angenommen hatte oder denen sie in irgendeiner Weise begegnet war. Jedesmal, wenn sie sich in eines dieser Bilder vertiefte, entflammte ihre Liebe zu der jeweiligen Seele, und sie spürte, dass dies für jene, die sie erreichte, die wirkliche Nahrung bedeutete, auch wenn diese nichts davon wussten.

In diesem Raum besprach sich Ellen oft mit Archas, Menchor, Beliam und anderen Engeln über den Entwicklungsweg jener Menschen, die in ihrem Dasein irgendeine Bedeutung erlangt hatten. So stand sie hier auch vor einer längeren Reihe von Bildern, auf denen Jessy in unterschiedlichsten Lebenslagen zu sehen war. Eben trat Beliam ein und sprach: «Jessy muss dir ja besonders am Herzen liegen. Wie ich sehe, hast du eine ganze Menge Bilder von ihr aufgehängt.»

«Bei Jim sieht es ganz ähnlich aus», ergänzte Menchor, der ebenfalls gerade angekommen war. «Wie sich der doch verändert hat seit seinem Absturz in der Erdenwelt!»

«Ja», bestätigte Ellen, «sein Haar glänzt mittlerweile wie Gold und passt vortrefflich zum Silberglanz von Jessys Haar. Ich denke, dass es allmählich Zeit wird, die beiden zusammenzuführen.»

«Du warst schon immer ein guter Anwalt der beiden», meinte Beliam lächelnd, worauf Menchor nickte und sprach: «Keine Sorge, wir sind schon daran, die festliche Hochzeit vorzubereiten.»

«Wo soll sie denn stattfinden?», fragte Ellen, doch gleich spürte sie, dass die beiden Engel ihr Geheimnis noch nicht verraten wollten.

«Jedenfalls», sagte Beliam, «sollen all jene Seelen dabei sein, die sie kennen und ihnen lieb geworden sind.»

Ellen wies auf die Wand im Hintergrund des Raumes und sprach:

«Ich habe hier die Bilder von ihnen allen. Kommt, wir sehen sie uns an und fühlen uns miteinander ein in ihr jetziges Dasein!»

Entschlossen trat sie zunächst auf jenes Bild zu, auf welchem Brigitte und Samuel zu sehen waren, wie sie im großen Tempel zu ihrer Hochzeit schritten. Willig folgte ihr die kleine Engelgruppe, und nachdem alle das Bild längere Zeit betrachtet hatten, sprach Archas: «Ja, das war ein besonders eindruckliches Vereinigungsfest, und der Blitz war so ergreifend wie selten.» Ellen nickte ihm freudig zu, denn offensichtlich erinnerte auch sie sich gerne daran, wie sie erstmals bei einer Seelenvereinigung dabeisein durfte und vom Liebesblitz verschlungen wurde. Dann fuhr Archas fort: «Gewiss weißt du, Ellen, dass die beiden, als du ihnen dein Haus überliebst, deine Lichtschule weiterführten. Es hat sich bald herumgesprochen, dass ihre Kurse sehr hilfreich seien, um das innere Licht zu erhalten. Du warst ihnen wirklich ein gutes Vorbild, und so sind die vielen Seelen kaum zu zählen, denen Brigitte und Samuel zum inneren Licht verholfen haben. Sie sind nun wahrlich reif, um ebenfalls zu uns hinüber in die Gefilde des Berges zu kommen.»

«Du meinst, dass sie nun die Brücke überschreiten können?» Ellen sah Archas fragend an, und als dieser mit dem Kopf nickte, fragte sie, beinahe besorgt: «Und was ist mit Jakob, unserem Einzelgänger? Soll der weiter bei seiner Schwester bleiben und Mineralien sammeln?»

«Er ist dir offensichtlich besonders ans Herz gewachsen», antwortete Archas, «und es ist wahr: Es war tatsächlich nicht immer leicht für ihn, sich mit Lena zu vertragen. Aber er war geduldig mit ihr und nahm ihre zänkischen Rückfälle stets mit Humor. Er kann das Haus nunmehr ruhig verlassen, denn Lena und Charles haben sich gefunden und werden es fortan gemeinsam bewohnen. Die beiden haben da eine gute Gelegenheit, das liebevolle Zusammenleben zu üben, und gewiss werden sie als neue Hausbesitzer auch den Gärten und Baumpflanzungen Sorge tragen. Kurzum: Auch Jakob wird also die Brücke überschreiten dürfen.»

Ellen schien erleichtert. Dann trat sie mit den anwesenden Engeln auf ein farbenprächtiges Bild zu, das ganz in der Nähe hing. Darauf waren Yolanda und George zu sehen, wie sie gemeinsam in ihrem Garten spazierten. Bei diesem Anblick konnte Archas ein Lächeln nicht unterdrücken und sagte: «Es war wirklich köstlich, wie die beiden einander zuerst aus dem Wege gingen, dann einander beschnupperten

wie zwei Hunde, die sich erstmals begegnen, und schließlich Schritt für Schritt zur Vernunft kamen und einander schätzen lernten.»

«Ja, und dann schlug plötzlich auch noch die Liebe ein!», bemerkte Halech, der sich vor kurzem der Gruppe auch beigesellt hatte und den alle als Georges Schutzengel kannten. «Die beiden werden nun gemeinsam ihren Weg gehen und gewiss irgendwann auch so weit sein, dass sie von ferne den Berg zu erkennen vermögen.»

Beliam hatte während dieser Worte ganz verstohlen auf ein Bild geblickt, das etwas weiter weg hing. Neben den vielen Farbbildern war es das einzige in schlichtem Schwarzweiß. Erstaunt fragte er: «Wer hängt denn da noch an der Wand? Gehört der überhaupt hierher?» Alle wandten sich jetzt dem Bilde zu, auf welchem ein älterer Mann zu sehen war, der ziemlich irdisch und gewöhnlich in die Welt blickte.

«Lass mich antworten, Ellen!», ließ sich eine Stimme vom Eingang her vernehmen, und als alle überrascht hinblickten, erkannten sie den eintretenden Sutra, der ihnen wie immer ziemlich geschäftig vorkam. Sutra ergriff sogleich das Wort und sprach: «Ich war es, der Ellen gebeten hat, auch dieses Bild in ihre Galerie aufzunehmen. Es ist mein Schützling, der Geschichtenerzähler.»

«Was für ein Geschichtenerzähler? Und ist er denn bereits gestorben?», fragte Halech, worauf Sutra antwortete: «Keineswegs, er lebt noch auf der Erde, und darum macht er mir ja so viel Arbeit. Ein widerspenstiger Geselle, den ich da zu betreuen habe!»

«Aber Geschichten erzählen doch viele», wandte Archas ein, «das ist doch noch kein Grund, ihm diesen Ehrenplatz in Ellens Galerie anzuweisen.»

«Das wahrlich nicht», bestätigte Sutra, aber die Geschichte, die er aufgeschrieben hat, ist eben eine ganz besondere. Vielleicht kann es jemand erraten.» Sutra blickte alle herausfordernd an, und als sie schwiegen, fuhr er fort: «Lasst es mich kurz machen: Jener, den ihr dort abgebildet seht, ist *unser* Geschichtenerzähler. Er hat auf der Erde die Geschichte von Jessy und Jim aufgeschrieben.»

Alle schauten einander verdutzt an. «Aber diese Geschichte ist ja noch gar nicht zuende», wandte Archas ein, worauf Sutra ergänzte: «Nein, das wohl nicht, doch sobald Jessy und Jim einander vermählt sind, kann er den Stift beiseite legen. Das ist natürlich nur bildlich gesprochen, denn er benutzt gar keinen Stift, sondern eines dieser neuen raffinierten Dinger, die das ganze Erdenvolk verrückt machen.»

«Du meinst den Computer», bemerkte Halech, worauf Sutra nickte und bestätigte: «Ja, so nennen sie dieses Spielzeug.»

«Jetzt verrate uns aber», bat Beliam, «wie der Mann eine Geschichte aus dem Jenseits erzählen kann, obwohl er noch nicht einmal gestorben ist! Das scheint ein seltenes Exemplar von einem Schriftsteller zu sein.»

«Nein, ein richtiger Schriftsteller ist der gewiss nicht», antwortete Sutra. «In diesem Punkt wären sich wohl alle Literaturkritiker einig – wenn sie seine Geschichte überhaupt lesen würden.»

«Du meinst, die lesen sie gar nicht?», fragte Archas etwas überrascht, worauf Sutra lächelnd meinte: «Den meisten unter ihnen ist eine solche Geschichte wohl zu einfältig. Und dann diese Moral! Nichts als Moral! Kaum zu ertragen! Und dann geht immer auch noch alles gut aus – richtig kitschig.»

«Ja, das ist eben so», ereiferte sich jetzt Ellen. «Schließlich geht am Ende tatsächlich immer alles gut aus, und da müsste er ja lügen, wenn er seine Geschichten schlecht ausgehen ließe.»

«Du sprichst zu Recht von verschiedenen Geschichten», bestätigte Sutra, «denn in seinem Buch über Jessy und Jim kommen auch noch die Geschichten von vielen anderen vor, etwa von Jochen und seinen Eltern Horst und Elfriede, von Balthasar und Grete, von Lena, Yolanda, George und Charles. Und auch alle diese Geschichten gehen am Ende gut aus. Selbst der Fallas, der einmal ein rechter Bösewicht war und Tausende von Menschen unglücklich machte, ist auf dem Weg, ein glückliches Wesen zu werden. Aber muten wir unserem Erzähler nicht zu, auch noch dessen Geschichte zu Ende zu führen oder zu berichten, was Grete und Balthasar erlebten, als sie ihm den versprochenen Besuch abstatteten, sonst wird sein Buch immer noch ...»

«Eigentlich kann keine Geschichte jemals zuende sein», wandte Archas ein, «denn das Leben geht ja immer weiter, und die Menschen verwandeln sich immer mehr hin zum Licht.»

«Richtig!», bekräftigte Sutra. «Und wo das letztlich enden wird, ist selbst uns Engeln noch verborgen.»

«So meinst du also», fragte Ellen, «dass unser Erzähler einfach alle Geschichten nun unvollendet dort stehen lassen könne, wo sie jetzt stehen?»

«Es spricht nichts dagegen», antwortete Sutra. «George und Yolanda haben sich gefunden und werden stetig glücklicher. Charles und Lena

sind nunmehr ebenfalls ein Paar. Grete und Balthasar, die vor kurzem ihr Vereinigungsfest gefeiert haben, werden Jim und Jessy ohnehin hinüber über die Brücke begleiten, ebenso wie Jakob, Brigitte, Samuel und Justus. Elfriede und Horst können nun das rechte Zusammensein lernen, und ihr Sohn Jochen hat sich, wie ihr wisst, auf eigene Füße gestellt und sich an der Universität angemeldet. Sein Talent als Lehrer ist bereits deutlich zutage getreten, und er bereitet sich nun vor, um sich dereinst jenen Kindern anzunehmen, die – wie er selber – die Erde schon früh verlassen mussten oder durften.»

«Mit anderen Worten», bemerkte Beliam, «unser Erzähler soll sich ab jetzt ganz auf Jessy und Jim und ihre zweite Geburt konzentrieren.»

«Geburt?», bemerkte Ellen. «Welch schöner Vergleich! Aber eigentlich ist es doch schon die dritte...»

«... oder vierte, fünfte, zehnte, hundertste – wer kann das schon sagen?», entgegnete Sutra. «Jedenfalls soll sich unser Erzähler nun zum Ende seines Berichts vor allem mit dem Goldprinzen und der Silberprinzessin befassen.»

Ellen staunte Sutra mit großen Augen an und fragte: «Wie kannst du ihn dazu bringen?»

«Genau gleich wie bisher auch schon», antwortete Sutra. «Ich umlagere ihn so lange, bis er wieder bereit ist, die Bilder und Gedanken, die ich ihm einzuflüstern versuche, in sich aufzunehmen und aufzuschreiben. Einfach ist das nicht, das gebe ich zu, aber das ist eben nun mal das Geschick von uns Schutzengeln. Leider ist er ein ziemlich fauler Geselle und vertrödelt seine Zeit lieber, statt die Geschichte endlich fertig zu schreiben. Stellt euch vor: Jetzt ist er schon volle sieben Erdenjahre an dieser Arbeit ...»

«Wie kannst du ihm deswegen Vorwürfe machen», fragte Ellen, «da das, was er erzählen sollte, hier ja noch gar nicht passiert ist?»

«Da muss ich Sutra verteidigen, liebe Ellen», wandte Archas ein, «denn die Zeit, wie wir sie hier erleben, und die Erdenzeit sind wie zwei ganz unterschiedliche Uhren, von denen jede nach eigenen Regeln geht, bald schneller, bald langsamer, und die nicht einmal dieselbe Stundeneinteilung haben. Solche Uhren könnte man auch nicht in einen Gleichklang bringen.»

Schließlich meldete sich auch Menchor zu Wort: «Auch du, Ellen, wirst das immer besser begreifen lernen: Ob etwas jetzt geschieht, vor kurzem oder langem geschehen ist oder erst irgendwann geschehen

wird, ist für uns hier drüben ganz einerlei. Ein Erdenmensch wird das niemals begreifen, und auch hier im Jenseits muss viel geschehen, bis man dieses Rätsel lösen kann.»

Dann schwiegen alle.

93 Frohe Botschaft

Jim spürte ordentliches Herzklopfen, als ihn Menchor bei seinem unerwarteten Besuch mit der Ankündigung überrascht hatte, er möge sich doch im Salon setzen, er habe ihm etwas sehr Wichtiges mitzuteilen.

«Lieber Menchor», begann Jim, nachdem er sich wieder etwas beruhigt hatte, «wenn du von etwas «sehr Wichtigem» redest, so muss es wohl mit Jessy zu tun haben. Geht es ihr nicht gut?»

«Doch, doch, es geht ihr gut, sogar sehr gut, und Beliam sitzt derzeit gerade bei ihr, genauso, wie ich jetzt bei dir sitze. Denn es geht um euch beide.»

«Dürfen wir uns wieder sehen?» Jims Gesicht war eine einzige Frage, und er strahlte vor gespannter Erwartung.

«Ja, das dürft ihr. Eure Zeit der Prüfungen ist nunmehr vorüber, ihr habt euch beide bewährt, die Trennung in aller Demut ertragen und eure Aufgaben erfüllt. Nun sollt ihr feiern.»

«Hochzeit?»

«Ja, Hochzeit!»

Jim vergrub sein Gesicht in beiden Händen und brach in Tränen aus, er konnte einfach nicht anders. Menchor saß still daneben, und auch sein Herz war erfüllt von Jims unbeschreiblicher Freude.

Endlich gelang es Jim wieder, sich zu fassen, und erst jetzt fiel ihm auf, dass sich Menchor festlicher als sonst gekleidet hatte.

«Du wirst noch manche freudige Überraschung erleben, lieber Jim. Aber keine Sorge, ich werde dich fortan bei allem begleiten, bis ihr gemeinsam euren neuen Weg gefunden haben werdet. Kleide dich jetzt bitte um und zieh dein Festgewand an.»

Es fiel Jim nicht schwer, seinem Schutzengel zu gehorchen. Er erhob sich und fragte sich beim Gang zum Gewänderschrank, ob er das blaue oder eher das grüne Gewand wählen sollte. Wie erstaunt, ja erschrocken war er dann, als er den Schrank öffnete und hier bloß ein einziges Kleid erblickte. Es glänzte in feinsten Seide, die sich anföhlte

wie gesponnenes Gold und ringsum einen goldenen Schimmer verbreitete. Der Gürtel war mit kostbarsten Rubinen, Smaragden und Saphiren verziert, und die Säume des Gewandes schillerten bald silberglänzend, bald perlmuttartig. Erst als ihm Menchor zugewandt hatte, wagte er, diese edeln Stücke anzufassen und sich mit ihnen zu bekleiden. Er fühlte sich wie ein Prinz vor der Krönung.

«Nimm jetzt Abschied von diesem schönen Heim», sprach Menchor, «wo sich sowohl Jessy als auch du wohl gefühlt und von eurer Arbeit immer wieder erholt haben. Ihr werdet von nun an eine andere Wohnstatt besitzen, die euch nicht minder Freude machen wird. Und hier werden sich andere einfinden, die den Menschen im düsteren Dorf beistehen.»

Langsam schritt Jim hinaus in den Garten, atmete den würzigen Duft der neu aufgeblühten Blumen ein, besah nochmals die Fische im Teich, die Libellen über den Seerosen und die Schmetterlinge auf den Blüten und setzte sich ein letztes Mal auf jene Bank, auf welcher sich Jessy und er so oft in den Anblick des Berges versenkt hatten. Dann erhob er sich und trat in den Salon, um von der Zimmerlinde, die sich mit Blüten nicht genug tun konnte, Abschied zu nehmen. Während er ehrfurchtsvoll vor ihr stand, brachen an allen Zweigen immer neue Blüten auf, und er verstand, dass sie auf diese Weise ihre Freude bekundete.

Da vernahm er vom Büchergestell her ein Knacken, und als er hinblickte, gewahrte er Schneuli, der ihm zuzwinkerte und schließlich sprach: «Alles Gute, mein lieber Jim – und auf später!» Jim streckte den Arm nach ihm aus, aber Schneuli breitete die Flügel aus und flog hinweg und hinaus gegen das Licht.

«Abschied ist immer schwer, Jim», sagte Menchor, «aber stets entfaltet der Baum des Lebens ein neues Blatt, und so wächst er weiter – immerfort.» Einen Augenblick lang schwiegen beide, dann ergriff Menchor Jims Hand und sprach: «Komm, wir erheben uns! Oben, beim Blick über das weite Land, wird die Schwere des Abschieds von dir fallen.» Dann traten sie hinaus und schwebten langsam in die Höhe. Jim war erfüllt, zum einen von der Wehmut des Scheidens und zum anderen von der Sehnsucht nach Jessy.

Mehrmals drehte er sich noch um und sah das lichte Tälchen mit seinem Heim und dahinter das düstere Dorf immer mehr entschwinden.

94 Jessys Aufbruch

«Nun geh wieder hinaus zu deinen Freundinnen und Freunden», sprach Beliam, «und berichte ihnen, wie es mit dir steht!»

Jessy wischte sich, so gut es ging, die Tränen aus den Augen, atmete tief durch, erhob sich und besah sich nochmals im Spiegel. Sie kam sich vor wie eine königliche Prinzessin. Ihr Seidengewand schillerte in allen Blautönen, vom tiefsten Azurblau bis zum lichten Blau des Himmels, und war über und über bestickt mit silbernen Sternen, die geheimnisvoll glitzerten. Während sie sich den Gürtel mit den funkelnden Rubinen, Saphiren und Smaragden noch ein bisschen zurecht rückte, bemerkte Beliam: «Genau wie bei Jim.» Jessy blickte ihn fragend an, aber Beliam schwieg.

Dann schritt sie langsam hinaus in ihren Garten, wo wieder einmal ein reges Treiben herrschte. Studentinnen und Studenten saßen oder standen zu zweit oder in größeren Gruppen beisammen, diskutierten oder zeigten einander interessante Gegenstände oder Bilder, und einige lagen auch im Rasen, vertieft ins Studium irgendeines spannenden und lehrreichen Buches.

Als Jessy erschien und unter dem schmiedeeisernen Bogen, der dem großen Rosenstrauch einen schmucken Halt bot, stehen blieb, verstummten alle. Keiner von ihnen hatte je eine solche Schönheit gesehen. Jene, die auf der Wiese oder auf einer Steinbank lagen oder sich um einen Tisch gesetzt hatten, erhoben sich und warteten gespannt, was Jessy ihnen zu sagen hätte. Es war ihnen nämlich nicht verborgen geblieben, dass kurz zuvor Beliam erschienen war und Jessy hinein in den Salon gerufen hatte, und daher erwarteten sie alle eine wichtige Nachricht.

Es schien, als ringe Jessy nach Worten. Sie versuchte zu lächeln und sagte schließlich: «Ja, es ist wahr, ich habe geweint, und es fällt mir auch jetzt schwer, meine Tränen zurückzuhalten.» Als ihre Freunde sie ratlos anblickten, fuhr sie fort: «Es ist beides. Es sind Tränen der Freude, denn bald werden Jim und ich endlich vereint. Aber es sind auch Tränen der Wehmut, denn ich werde dieses Haus verlassen, um in einer neuen Welt auf eine neue Weise zu wirken.» Als sie sah, wie ihre Freunde einander weiter stumm anblickten, sprach sie: «Seid bitte nicht traurig. Freut euch mit mir! Wir werden uns wieder begegnen, so oft wir es wünschen.» Da trat sie auf sie zu und gab jedem wortlos die Hand.

Beliam hatte derweil nur aus dem Hintergrund am Geschehen teilgenommen. Jetzt aber trat er hervor, fasste Jessy an der Hand, und dann erhoben sich beide langsam, blickten nochmals hinab auf den Garten und die staunenden Freunde und entschwanden schließlich deren Blicken.

Lange schwebten sie schweigend dahin, in ziemlich großer Höhe. Vor ihnen stand in majestätischer Größe der Berg, der ihnen nach ihrer langen Reise über die hellen und blühenden Landschaften ein ganz kleines Stückchen näher gerückt schien. Bei jedem Blick, den Jessy auf den Berg warf, wurde sie von einer fast quälenden Sehnsucht erfasst – von der Sehnsucht nach jener Welt, die dem Berg nahe war, und von der Sehnsucht nach Jim. Der Gedanke, ihn bald sehen und sogar das ganze weitere Leben mit ihm teilen zu dürfen, erzeugte in ihr Empfindungen von unbeschreiblicher Innigkeit.

Als sie wieder einmal hinablickte, merkte sie erst, dass sich Beliam mit ihr ziemlich weit herabgelassen hatte, so dass sie nun wieder viele Einzelheiten erkennen konnten. Dabei fiel ihr Blick auf einen Palast, der alle anderen an Herrlichkeit und Größe weit übertraf. Doch seltsam: Das hatte sie doch schon einmal gesehen. Wann war das wohl?

Beliam, der ihre Gedanken gelesen hatte, versuchte ihr zu helfen: «Natürlich hast du das schon einmal gesehen. Jim war bei dir und auch Samuel und Brigitte ...»

«Ja, natürlich, jetzt erinnere ich mich! Es war damals, als Jim das Fliegen erwarb. Dort unten sahen wir die Prozession mit den Fahnen und den Musikanten. Herrlich, dieser Palast zu oberst auf dem Hügel! Ist es eine Kirche?»

«Man kann dem so sagen», gab Beliam zur Antwort. «Wir wollen noch etwas näher herangehen, dann wirst du erkennen, dass das gewaltige Gebäude aus sechs Teilen besteht.»

«Ja, jetzt sehe ich es: Fünf herrliche Bauten lehnen sich an einen mittleren Teil, der als Zentrum alle anderen überragt.»

«Interessant sind vor allem die Unterschiede dieser fünf Gotteshäuser ...»

«Gotteshäuser?»

«Ja, Jessy, Gotteshäuser. Auf unserer Seite erkennst du eine Kathedrale, wie man sie auf der Erde – etwa in Frankreich, Deutschland oder Italien – sehen kann, nur viel erhabener und glänzender.»

«Ja, und auf der rechten Seite davon sieht es aus wie im Orient ...»

«Richtig, das ist eine wunderschöne Moschee. Und wenn du rings um den Zentralbau schaust, so erkennst du dort auch eine jüdische Synagoge sowie einen Buddha- und einen Hindutempel.»

«Das muss wirklich ein begnadeter Architekt gewesen sein, dass es ihm glückte, diese verschiedenen Bauten zu einer solchen Einheit zusammenzufügen!»

«Da hast du recht, Jessy, aber das glückte ihm nur, weil er einen eigenen Zentralbau erschaffen konnte, der alle anderen überragt und in den sich die fünf einzelnen Teile harmonisch einfügen.»

«Mir ist natürlich klar», sagte Jessy, «dass diese fünf Teile die wichtigsten religiösen Wege auf der Erde versinnbildlichen. Aber zu welcher Religion gehört denn der Zentralbau?»

«Zu jener, die alle anderen vereint.»

Beide schwiegen. Schließlich fragte Jessy: «Und wie lauten die Glaubenssätze dieser alles vereinigenden Religion?»

«Es gibt keine. Du wirst es bald selber erkennen: Es gibt fünf unterschiedliche Eingänge in den Zentralbau, die jeweils von einem der fünf äußeren Bauwerke her hineinführen ...»

«Gibt es denn nicht auch einen direkten Zugang zum Mittelbau?», wollte nun Jessy wissen.

«Doch», antwortete Beliam. «Sieh dir die Kuppel genau an!»

«Ja, jetzt sehe ich es: Am Scheitel der Kuppel gibt es eine große Öffnung, ganz ähnlich wie im Pantheon in Rom. Das habe ich nämlich in einem Buch abgebildet gesehen.»

«So ist es. Und darum finden nur jene einen direkten Zugang zum Mittelbau, die über den inneren Lift, aber auch über das innere Licht verfügen. Alle anderen gehen zu Fuß hinein, und der Weg führt durch eine der äußeren Bauten. Und wenn man dann von dort her den Eingang zum Mittelbau gefunden hat, kann man über allen fünf Portalen dieselben drei Wörter lesen. In ihnen ist die gesamte Religion enthalten.»

«Eine ganze Religion soll in bloß drei Wörtern erfasst werden können?» Jessy blickte Beliam fragend an. «Wie lauten sie denn?»

«Das will ich dir nicht verraten, denn du wirst es bald selber lesen können. Durch welches der fünf äußeren Gebäude möchtest du ins Innere des Gotteshauses eintreten?»

«Muss ich das jetzt entscheiden? Das fällt mir schwer.»

«Du kannst auch irgendwo eintreten, und dann ringsum von einem

zum anderen der fünf Tempel schreiten. Von welchem her du dann in den Mittelbau eintrittst, ist nicht so wichtig.»

«Und wenn wir statt dessen den direkten Weg durch die Kuppelöffnung wählen», fragte Jessy nachdenklich, «werden wir im Inneren dann auch irgendwo die drei Wörter lesen können?»

«Selbstverständlich! Sie sind auf ein Band immer abwechselnd rund um die Basis der Kuppel hingeschrieben. Wo du auch stehst, du kannst sie immer lesen.»

Jessy wagte nicht, ein zweites Mal nach den drei Wörtern zu fragen. Sie wusste, dass sie sich gedulden musste, bis sie sie selber lesen konnte.

«Sieh!», rief Jessy unvermittelt. «Jetzt sind eben zwei durch die obere Öffnung in den Tempel hineingeschwebt! Und jetzt leuchtet es aus dieser Öffnung heraus wie goldenes Licht. Wer war das?»

«Ja, wer mag das wohl sein?», wiederholte Beliam schmunzelnd.

95 Der Liebesblitz

Kaum hatte es sich Elfriede, zwischen Horst und Jochen sitzend, in ihrem Sessel bequem gemacht, um die bevorstehende Feier von diesem guten Platz aus zu genießen, sah sie Grete und Balthasar durch die weite Öffnung am Scheitel der Kuppel hereinschweben. Elfriede befürchtete, die beiden könnten sie in der Menge der vielen Festteilnehmer übersehen, weshalb sie sich ganz besonders freute, als die beiden auf sie zusteueren und offensichtlich gedachten, die freien Plätze neben ihr zu nutzen.

Elfriede erhob sich und streckte Grete die Hand entgegen, wobei sie lächelnd bemerkte: «Ich sehe, die Vornehmen rücken von oben her an.»

«Vornehm? Ja, vielleicht. Du magst es so sehen», entgegnete Grete, «jedenfalls ist es schon so, dass der innere Lift allein nicht genügt, um auf diese Weise in den Tempel zu kommen.»

«Du meinst», meldete sich Jochen zu Wort, «es brauche dazu auch noch das innere Licht?»

«Ja, unser vorwitziger Jochen», sagte Horst, indem er den beiden Ankömmlingen gleichzeitig die Hand zur Begrüßung entgegenstreckte, «der wollte es unbedingt versuchen, durch diese Himmelsöffnung direkt in den Tempel einzudringen, aber ...»

«Musst du das jetzt verraten?», fiel ihm Jochen ins Wort, doch als er Balthasar verständnisvoll lächeln sah, fuhr er fort: «Nun ja, ich habe schon vermutet, dass es wohl misslingen würde, aber ausprobieren wollte ich es eben doch. Ich merkte allerdings bald, dass dies vergebliche Mühe war, denn je mehr ich mich dem offenen Kreisrund näherte und das Leuchten im Inneren des Tempels gewahrte, desto langsamer kam ich voran, und schließlich ging es mir wie damals, als ich zum erstenmal Samuels Haus betreten wollte und einfach nicht vorankam. So blieb mir denn jetzt nichts anderes übrig, als umzukehren und den Weg der gewöhnlichen Leute ...»

«Was heißt da <gewöhnlich>?», wandte Grete ein. «Sind wir denn etwa ungewöhnliche Menschen?»

«Nein, das wohl nicht», antwortete Elfriede, «aber für uns, die wir das innere Licht noch nicht haben, ist es eben doch etwas Außergewöhnliches, wozu ihr beide fähig seid. Ja, und so ist Jochen eben wieder zu uns gestoßen, um durch die Kathedrale ins Innere dieses Tempels zu gelangen.»

«Stimmt nicht ganz», korrigierte Jochen seine Mutter. «Ihr beide habt diesen Weg gewählt, aber ich wollte etwas Besonderes und bin zuerst bis zum Buddha-Tempel gegangen und erst dann durchs Tor hier herein gekommen.»

«Und hast den Weg offensichtlich ohne weiteres gefunden», bemerkte Balthasar, worauf Jochen antwortete: «Ich habe einfach jenes Tor gewählt, bei dem die drei Wörter, die wir auch hier oben an der Basis der Kuppel rundherum geschrieben sehen, über dem Torbogen zu lesen waren.»

«Ja, genau das gleiche stand auch bei uns», bestätigte Horst: «<Liebe>, <Wahrheit> und <Schönheit> – drei Wörter, die mir zu denken geben.»

«Das ist ja wohl auch der tiefere Sinn», bemerkte Elfriede, und dann nahmen sie und Balthasar neben Horst Platz.

Eine Weile sahen sich alle um und beobachteten still die vielen Menschen, die entweder durch eines der fünf Portale oder durch die große Öffnung am Scheitel der Kuppel herein kamen. Insbesondere Jochen interessierte sich für diesen prachtvollen Bau: Wohin er auch sah, entfaltete sich ein geheimnisvolles und stets wechselndes Zusammenspiel von Licht und Farbe, das sich im Einklang mit einer aus weiter Ferne klingenden Musik bewegte und alle hier Anwesenden in ein Gefühl größter Seligkeit einzuwiegen vermochte. In einem Schriftband rund

um die Basis der gewaltigen Kuppel wechselten immerfort die Worte, hingemalt in goldener Schrift, (... Wahrheit und Schönheit und Liebe und Wahrheit und Schönheit ...). Jochen zählte und neigte sich dann zu Balthasar hinüber: «Rate einmal: Wie oft sind die drei Wörter hier oben rundherum geschrieben?»

«Da muss ich gar nicht erst zählen, das sind gewiss jeweils zwölf», antwortete Balthasar, worauf Jochen mit etwas erstauntem Gesicht zurückfragte: «Wie konntest du das bloß erraten?»

«Auch die Zahlen drücken Wahrheiten und Weisheiten aus, und darum kann es gar nicht anders sein, als dass diese drei Grundwörter zwölfmal dastehen. Aber das wirst du an der Universität alles noch genauer erfahren.»

Jochen nickte bloß kurz, wies dann mit der Hand auf das große Halbrund, das ihnen gegenüber lag und sich deutlich vom Halbrund der Zuschauer unterschied, und fragte: «Wem sind denn diese Stühle ... – nein, das sind eigentliche Throne – wem sind denn diese Throne bestimmt?»

«Das ist nicht bei jeder Vereinigungsfeier gleich», antwortete Balthasar. «Jetzt sind es, wie du vielleicht schon gezählt hast, im ganzen deren neun, aber bei der Vereinigung von Grete und mir waren es bloß sieben. Ich nehme an, dass die drei größeren in der Mitte, die leicht zurückversetzt sind, für Archas und die Schutzengel von Jessy und Jim bestimmt sind. Die beiden Sessel vor ihnen, die einander zugekehrt sind, stehen selbstverständlich für Jessy und Jim bereit ...»

«Gewiss ist der silberne für Jessy und der goldene für Jim», bemerkte Jochen, worauf Balthasar nickte und fortfuhr: «Und dann siehst du auf beiden Seiten dieses Fünfecks noch je zwei weitere Sessel. Wir werden ja sehen, wer da noch Platz nimmt.»

Da wandte sich Horst ganz unvermittelt an Balthasar und sagte: «Ich komme mir hier schon etwas eigenartig vor. Irgendwie passt das alles noch nicht so recht zu mir. Als uns Archas einladen kam, habe ich ihm gleich gesagt, dass ich da lieber wegbliebe. Doch er meinte, es stimme schon, dass dies noch nicht so ganz meine Welt sei, aber er wolle mir ausreichend Kraft geben, dass ich es aushalte. Ich müsse doch auch einmal sehen können, wohin meine Bemühungen letzten Endes führen sollten.»

«Und dann», bemerkte Balthasar, «hat er dir wohl die Hand aufgelegt ...»

«Interessant, dass du das weißt», wunderte sich Horst. «Es war tatsächlich so. Er bat mich, auf einem unserer Hocker Platz zu nehmen, und dann legte er mir beide Hände abwechselnd auf den Kopf und auf das Herz. Du kannst dir wohl kaum vorstellen, wie da in mir plötzlich alles warm wurde und ich mich so richtig königlich fühlte! Schade, dass sowas nicht ewig andauert.»

«Das kommt schon noch», begütigte Balthasar, aber er konnte nicht weiter sprechen, denn eben schwebten durch die Kuppelöffnung vier leuchtende Gestalten herein und nahmen feierlich auf den vier festlich hergerichteten Sesseln links und rechts der beiden für das Liebespaar bestimmten Throne Platz. Viele der Anwesenden hielten kurz eine Hand vor die Augen, da sie offensichtlich einen Moment lang geblendet wurden. Erst allmählich konnten sie wieder erkennen, dass der eine von ihnen eine große Schale mit unzähligen roten, gelben, violetten und blauen Früchten gebracht und diese mitten auf das halbrunde Podest gestellt hatte, auf welchem die neun Prachtsessel standen.

Grete hatte sich als erste gefasst und sprach: «Wunderschön, diese herrlichen Oklamandas! Typisch Samuel! Ja, diesen vier Freunden gebühren die Ehrenplätze!» Als Elfriede sie verständnislos ansah, fragte Grete sie: «Erkennst du sie immer noch nicht? Die beiden rechts sind Samuel und Brigitte, und auf der anderen Seite sitzen Jakob und Ellen. Das sind eben jene Menschen, die Jessy und Jim am allernächsten stehen.»

Elfriede wiegte ein wenig den Kopf hin und her und meinte schließlich: «Ich dachte, diese vier Plätze seien für Jims und Jessys Eltern bestimmt. Jedenfalls habe ich es seinerzeit bei einer Hochzeit nie anders erlebt.»

«Hier gelten eben andere Regeln», antwortete Grete, und es war spürbar, dass sie darüber nicht weiter reden wollte. Doch nach einer kleinen Pause fügte sie noch hinzu: «Charles und Lena seht ihr hier drüben, und, wenn ihr auf die gegenüberliegende Seite blickt, dann entdeckt ihr dort auch Yolanda und George. Die beiden Paare haben sich einfach unter die vielen Freunde von Jessy und Jim gemischt.»

Da wies Balthasar gegen die lichte Öffnung der Kuppel und sagte begeistert: «Seht nur, da kommt nun auch Justus, unser Bücherwurm!» Dabei winkte er ihm mit der Hand, um ihm zu bedeuten, dass neben ihm noch ein freier Platz zu haben sei. Wie erfreut war er, als ihn Justus tatsächlich bemerkte und sofort auf seinen Wunsch einging!

«Schön, dass ihr alle auch da seid», sprach er und blickte alle liebevoll an. «Auf diese Feier hier habe ich schon lange gewartet. Es gibt eben Hochzeiten *und* Hochzeiten. Diese hier ist jedenfalls etwas ganz Spezielles. Ich freue mich jetzt schon darauf, wenn wir vom Blitz getroffen werden.» Grete und Balthasar nickten ihm lächelnd zu, denn offensichtlich verstanden sie, was er meinte. Aber Jochen, Horst und Elfriede schauten ihn bloß überrascht, ja beinahe erschrocken an, und Elfriede fragte: «Was soll das? Gibt es hier etwa ein Gewitter?»

«Beruhige dich, es ist keineswegs schlimm, sondern wundervoll, denn kein Zeus schleudert hier seine zornigen Speere. Hier wird allen Anwesenden der Liebesblitz gespendet, und das ist ...»

«Der Liebesblitz?», fiel ihm Elfriede ins Wort. «Was soll ich mir darunter ...» Aber auch sie konnte ihren Satz nicht beenden, denn in diesem Augenblick erhellte sich der ganze Tempel, und durch das offene Kreisrund erschien Archas in seiner ganzen strahlenden Herrlichkeit. Sofort verstummten alle. Archas setzte sich auf den mittleren der drei ein wenig zurückstehenden Throne, die offensichtlich für die Engel bestimmt waren. Dann erhob er beide Hände und begrüßte die vielen Anwesenden mit den Worten: «Liebe und Wahrheit sei in uns!» Diejenigen, die schon an einer oder gar an mehreren solcher Feiern teilgenommen hatten, antworteten ihm im Chor: «Und auch der Sinn für Schönheit!» Dann wurde es wieder still, und alle waren voller Erwartung.

Plötzlich wurde die Musik, die bisher stets wie von weit her leise geklungen hatte, deutlich lauter, und im lichten Rund der Kuppel erschien – ja, wer mochte das sein? Wiederum war es, als würde ein geheimnisvolles Licht alle blenden, doch bei genauem Hinsehen konnte man deutlich Jim und seinen Schutzengel Menchor erkennen. Langsam schwebten sie herab, Menchor voran, und als er das Podest erreicht hatte, wies er mit der Hand auf jenen Thron, der für Jim vorgesehen war. Wortlos und ganz in sich versunken nahm Jim Platz.

Kaum war dies geschehen, wiederholte sich dies alles nochmals, bloß war es nun nicht Menchor, der Jim seinen Platz anwies, sondern es war Beliam, der Jessy zu ihrem Thron führte.

«Ich habe ja schon manches gesehen», flüsterte Justus seinem Freund Balthasar zu, «aber Jessys Schönheit und Jims Glanz übertreffen wirklich alles, was mir je vor meine Augen gekommen ist! Ich kann mich kaum satt sehen.» Balthasar schmunzelte bloß und blickte dann

kurz hinüber zu Grete, die dies aber nicht bemerkte, weil sie ganz in den Anblick des Liebespaares versunken war. Dabei sah sie, dass nun auch Menchor und Beliam links und rechts von Archas Platz genommen hatten.

Eine Weile geschah nichts, Jessy und Jim sassen still da und sahen einander ins Antlitz. Was mochte wohl in ihnen in diesem Augenblick vorgehen?

Dann öffnete sich langsam und majestätisch das weite Tor hinter Archas, Menchor und Beliam, und heraus traten, stets zu zweit, zweimal zwölf blau gewandete Männer, Frauen und Kinder, wobei die eine Reihe nach links, die andere nach rechts abbog und schließlich alle einen eindrucklichen Hintergrund für die neun Throne bildeten. Die Musik, die zuvor die ganze Halle erfüllt hatte, verstummte allmählich, bis im Tempel vollkommene Stille herrschte. Dann begann der blau gewandete Chor langsam in Gemeinschaft zu atmen, und – seltsam – alle Anwesenden fühlten in sich den süßen Drang, mit ihrem eigenen Atem in dieses wellende Kommen und Gehen, in dieses Geben und Nehmen einzustimmen. Und obwohl kein Dirigent einen Stab führte und ohne, dass irgend jemand ein sichtbares Zeichen gegeben hätte, begannen die Männer, Frauen und Kinder erst leise, dann immer kräftiger zu singen, anfangs einstimmig, dann zweistimmig, und schließlich teilten sich die Stimmen immer weiter, bis der Chor in einen vielstimmigen Gesang einmündete, der alle Anwesenden derart in ihrem Innersten ergriff, dass sie sich wie auf ein geheimes Zeichen von ihren Sitzen erhoben und sich stehend und leise im Takte wiegend diesen unvergleichlichen Klängen hingaben.

Niemand vermag zu sagen, wie lange diese Musik die Anwesenden verzaubert hielt. Irgendwann wurden die Stimmen wieder leiser und vereinigten sich wieder, bis schließlich der gesamte Gesang einstimmig und in einem hauchdünnen Pianissimo ausklang. Alle Anwesenden setzten sich wieder und ließen das Bild der neun prachtvoll gewandeten Gestalten auf ihren Thronen auf sich wirken.

Dann erhob sich Archas und sprach: «Nun ist die Zeit zum Festmahl gekommen.» Jessy und Jim erhoben sich, und Archas schritt auf die in der Mitte des Podestes stehende Schale zu, hob sie auf und trug sie hin zu Jessy. Jessy wählte die violette Frucht und bot sie Jim zum Genießen an. Jim schloss seine Augen, biss hinein und hielt sie Jessy dar, welche nun ihrerseits hineinbiss und, genau so wie Jim, das süße Fruchtfleisch

so lange auf der Zunge zergehen ließ, bis sich alles auflöste und nichts mehr zum Schlucken blieb.

Dann öffneten beide ihre Augen, und beide blickten dem anderen in die tiefste Tiefe seiner Seele. So sehr sie sich bis jetzt auch geliebt hatten, so war dies doch bloß ein Abglanz dessen gewesen, was in diesem Augenblick in ihnen lebendig wurde! Beide traten aufeinander zu und breiteten die Arme aus, um einander zu umfassen. Alle Anwesenden hielten den Atem an, doch ehe sich die beiden fanden, wurde der Raum erhellt durch einen alles verschlingenden Blitz, so dass alle unwillkürlich die Augen schlossen. Doch anders als auf der Erde, wo ein Blitz verglimmt, kaum, dass er erglühete, und dann mit Donner und Getöse erlischt, blieb dieser Blitz stehen, und allen schien, als lösche sich die Zeit aus. So wurden alle ergriffen durch diesen Liebesblitz und tauchten ein in einen alles umfängenden Glanz, der sich ihnen offenbarte.

Irgendwo hörte man die Stimme eines Kindes, das ganz leise vor sich hin sprach: «Gott!»

Niemand vermag zu sagen, wie lange dieses Liebesglück allen Anwesenden blühte. Vielleicht war auf der Erde eine einzige Sekunde verstrichen, vielleicht waren es auch tausend Jahre. Irgendwann verklang das Licht, alle öffneten die Augen und schienen zu fragen: «Wer bin ich? Wo bin ich?» Sie blickten einander an und wussten nicht: «Bin ich denn du? Und bist du wir? Und sind wir ich?» Und in der Schale waren sämtliche Oklamandas verschwunden.

Jessy und Jim hatten sich wieder gesetzt, und der Chor stimmte eine Hymne an, die allen wie eine süße Erlösung klang. Als wieder Stille einkehrte, erhob sich Archas, trat in die Mitte und sprach: «Jessy und Jim sind nun eins. Ihnen warten in einer neuen Welt große Aufgaben. Sie werden nicht allein sein, denn viele ihrer Freunde, die ihr Leben seit dem Herüberkommen ins jenseitige Reich mit ihnen geteilt haben, werden auch weiterhin bei ihnen sein. Lasst uns jetzt die Reise antreten, hin zur Brücke, die den Eingang ins Reich des Berges gewährt. Menchor und Beliam und ihr alle, die ihr Jessy und Jim in euer Herz geschlossen habt – begleitet sie auf ihrem gemeinsamen Weg ins Licht.»

96 Der Gang über die Brücke

Es war ein eindrucklicher Zug, der da in geringer Höhe über das weite Land schwebte. Deutlich war zu erkennen, dass die Menschen unten in den Dörfern verwundert in die Höhe blickten. Archas, Menchor und Beliam zogen voran, und dann folgte die Gruppe mit Ellen, Jakob, Samuel, Brigitte, Grete, Balthasar und Justus, die Jessy und Jim in ihre Mitte genommen hatten. Unmittelbar hinter ihnen waren Elfriede und Horst mit Jochen, Lena, Charles, Yolanda und George zu erkennen. Und den Schluss des Zuges bildeten all die Freunde, die Jessy und Jim während ihrer Studentenzeite kennengelernt und geliebt hatten: Melich, Ulla, Achmad, Vanessa, Astrid, Benjamin, Konrad, Nora, Nena und viele andere.

Je länger sie unterwegs waren, desto majestätischer stand vor ihnen der Berg. Kaum jemand sprach ein Wort, denn die Gewissheit, dass Jessy und Jim und ihre engsten Freunde bald in jene himmlische Welt eintreten durften, erfüllte alle mit Freude und Ehrfurcht.

«Wir sind gleich da!», rief Archas, und tatsächlich tauchte in der Ferne ein Gebäude auf, das beim Näherkommen immer deutlicher als ein gewaltiges Eingangstor zu erkennen war. Die beiden Türflügel waren geschlossen.

«Da wird einiges geschehen müssen», bemerkte George zu Yolanda, «bis diese riesigen Tore sich öffnen.»

«Vielleicht schaffst du es ja mit einem passenden Reim», gab Yolanda lächelnd zurück, worauf George ihr zublinzelte und sprach: «Wenn's nur das ist! –

Wir stehen hier am Himmelstor
und warten wie gebannt davor,
bis jemand kommt und dann mit Kraft
das lang ersehnte Wunder schafft
und jene, denen es gebührt,
durchs Tor ins neue Leben führt.»

«Muss sagen, nicht übel!», meinte Yolanda anerkennend. «Jedenfalls ist dir klar, dass es nur einer höheren Macht möglich ist, dieses gewaltige Tor zu öffnen». Und nach einer Weile fügte sie hinzu: «Wie denkst du darüber: Gebührt es uns?»

«Wie kannst du das fragen! Seien wir zufrieden, wenigstens ein erstes Mal zusehen zu dürfen.» Dann fassten sich beide an der Hand und drückten sie leise.

Wiederum schwiegen sie lange. Dann fragte Yolanda ganz unvermittelt: «Leidest du nicht darunter, dass nun dein Sohn Jim dort eintreten darf und du draußen bleiben musst? Du bist ja immerhin sein Vater?»

«Ja, und du bist Jessys Mutter.»

«Sie ist mir weit voraus.»

«Er mir auch.»

«Hast du das im irdischen Dasein schon gespürt?»

«Eher nicht. Und du?»

«Nun ja, Jessy sagte oft Dinge, die ich nicht verstand. Dann fragte ich mich jeweils: Wo hat sie das bloß her?»

«Vielleicht war das bei Jim auch so. Aber ich konnte damals nur selber schwatzen, und es wäre mir nicht in den Sinn gekommen, einem Kind zuzuhören.»

Die gesamte Gesellschaft hatte sich inzwischen dem gewaltigen und prunkvollen Torbau so weit genähert, dass es den drei Engeln richtig schien, den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. Der Platz, an dem alle den Boden erreichten, glich einem wohlgepflegten englischen Rasen. Die weite grüne Fläche wurde angenehm unterbrochen durch Baumgruppen, kleinere oder größere Teiche, Blumenbeete jeglicher Farbe und sinnreich angeordnete Ruhebänke.

Wortlos schritten sie alle gemeinsam auf das Tor zu, und erst jetzt merkten sie, dass der Weg dorthin doch noch wesentlich weiter war, als sie angenommen hatten, und dass sie offensichtlich durch die Größe des Tores getäuscht worden waren. Aber alle fühlten sich glücklich, auch wenn mehrere von Jims und Jessys Begleitern wussten, dass sie nun von den beiden, mindestens vorübergehend, Abschied nehmen mussten.

Gemächlich schritt die Gruppe in die Richtung des Tores, wobei fast alle bestrebt waren, bald mit Jim, bald mit Jessy noch ein paar Worte zu wechseln. Sehr gesprächig waren die beiden allerdings nicht, denn seit dem unerwarteten Liebesblitz fühlten sie sich verwandelt, beinahe wie neue Menschen, und ihr Wissen um das Einssein und um all die Aufgaben, denen sie sich nun gemeinsam würden hingeben können, durchdrang sie mit einem solchen Glücksgefühl, dass sie kaum mehr

ein Bedürfnis verspürten, sich auf die bisherige Art mit anderen zu unterhalten.

Es war Jochen, der als erster die anderen darauf aufmerksam machte, dass die Bäume, je mehr sie sich dem Tor näherten, immer regelmäßiger dastanden und es erkennbar wurde, dass nun eine gewaltige Allee von verschiedensten Laub- und Nadelbäumen, teils blühend, teils bloß beblättert, den Weg hin zum Tor säumte. Ohne sich dessen bewusst geworden zu sein, war die Gruppe schon längere Zeit in der Mitte dieser Allee einhergeschritten. Die Zahl der Ruhebänke zwischen und unter den Bäumen nahm deutlich zu, und auf den meisten saßen Männer, Frauen und Kinder, die das Schauspiel dieser einziehenden Menschen- und Engelgruppe sichtlich genossen. Viele nickten, lachten oder winkten ihnen zu, ja einige erhoben sich und schritten unbefangen auf Jessy oder Jim zu, um ihnen die Hand zu drücken oder sie gar zu umarmen. Die ganze Gegend schien erfüllt von einem tiefen Gefühl der Mitfreude und des Wohlwollens.

Wen mag es wundern, dass Jessy und Jim mit ihrem gesamten Anhang immer zügiger voranschritten, je mehr sie sich dem Tor näherten? Einige waren sogar versucht, sich wieder schwebend voranzubewegen, doch da die drei Engel, die nach wie vor die Spitze des Zuges bildeten, ihre Füße benutzten, wäre es unschicklich gewesen, sich ihnen nicht anzupassen. Einzig Jochen konnte der Versuchung nicht widerstehen und entfernte sich, schwebend voraneilend, von der Gruppe. Alle anderen lächelten verständnisvoll. Aber wie überrascht waren sie, als Jochen plötzlich inne hielt und dann in offensichtlicher Furcht wieder zur Gruppe zurückeilte! Schon von weitem rief er: «Da kommt niemand zum Tor, denn davor öffnet sich ein gewaltiger, unüberwindbarer Abgrund! Auch hinüber schweben kann man nicht, das habe ich sofort gespürt. Wir haben uns alle umsonst gefreut ...»

Alle beschleunigten ihre Schritte, und als sie endlich jene Stelle erreichten, an welcher Jochen nicht mehr weiter kam, blickten sie tatsächlich in einen tiefen Abgrund, der sich im Dunkel des Nichts verlor und jeden, der es versuchen sollte, sich dem Tor zu nähern, zu verschlingen drohte. Manche schüttelten verständnislos den Kopf, und George war sogar die Lust am Reimen vergangen, als er sagte: «Das ist ja grauenhaft! Wie kann man uns nur so täuschen!» Elfriede hielt sich beide Hände vor das Gesicht und rief eins übers andere Mal: «Mich packt die Angst, lasst uns bitte umkehren!» Auch Lena ergriff ängst-

lich Charles' und Horsts Hände, weil sie offenbar fürchtete, sie könnte einen Fehltritt tun und dann in diesen Abgrund stürzen. «Mein Gott!», rief sie. «Wie soll ...»

Da ergriff Archas das Wort: «Liebe Freunde, weshalb so ängstlich? Habt ihr denn gar kein Vertrauen? Blickt auf Jessy und Jim. Erkennt ihr in ihren Gesichtern etwa Angst oder Schrecken?»

Alle wandten sich den beiden Liebenden zu und erkannten sogleich, dass deren Antlitz vor Freude und Erwartung strahlte. Dann sahen es die Ängstlichen auch bei Samuel, bei Brigitte und bei all jenen, die Jim und Jessy am nächsten standen: Niemand von diesen Begleitern zeigte auch nur das geringste Zeichen der Angst oder des Entsetzens. Die Ängstlichen schüttelten verständnislos den Kopf.

«Ich will euch helfen», fuhr Archas fort und breitete beide Arme aus, und sogleich taten dies auch Beliam, Menchor und Ellen. Dann sprach Archas: «Ihr alle werdet nun die Kraft erhalten, das ebenfalls zu sehen, was Jessy und Jim und ihre Freunde, die zum Eintritt durch jenes Tor bestimmt sind, von Anfang an schon sahen. Dann werdet ihr verstehen, weshalb diese sich nicht fürchten.»

«Unglaublich!», sagte nach einer Weile Lena. «Wirklich fast unglaublich! Da erscheint ja eine Brücke, die direkt von unserer Allee hinüberführt zum mächtigen Tor! Seht ihr das auch?»

«Ja, jetzt kann ich es auch sehen!», rief Elfriede, und nach und nach bestätigten alle, die zuvor so in Furcht geraten waren, dass sie tatsächlich eine feine Brücke erkannten, errichtet beinahe wie aus einem hauchdünnen Nebel oder aus reiner Farbe, fast wie ein Regenbogen. Nein, das wussten sie, betreten konnten sie diese Brücke nicht. Sie würden einsinken in deren zartem Gespinnst und dann fallen.

«Die Zeit des Abschieds ist gekommen», sprach Archas feierlich. Alle wussten, wem es gestattet war, nun die Brücke zu überschreiten, und wem es bestimmt war, wieder zurückzukehren, um «das richtige Leben» zunächst noch besser zu erlernen. Man umarmte sich, und es wurden viele Tränen vergossen.

So bildeten sich denn, ohne dass jemand eine Anweisung gegeben hätte, zwei Gruppen. Die einen, zur Rückkehr bestimmt, traten zurück, und die anderen ordneten sich in sechs Paaren zu einem feierlichen Einzug. Zuvorderst stand Archas mit Ellen, dann folgten Samuel und Brigitte, Grete und Balthasar, Jakob und Justus sowie Beliam und Menchor. Zuhinterst kamen Jessy und Jim.

Alle warteten äußerst gespannt darauf, was jetzt geschehen würde. Charles flüsterte zu Lena: «Wirklich ein einzigartiger Anblick! Hier der feierliche Zug, dann die feine Brücke über den Abgrund, dann das gewaltige Tor und dahinter eine lichtvolle Landschaft, die sanft empor führt, immer höher bis zum Berg, der dort weit hinten alles überragt. Wer das malen könnte! Doch schau: Jetzt öffnet sich, wie von unsichtbarer Hand bewegt, ganz langsam das Tor!» Somit verstummte auch Charles. Die beiden Torflügel schwenkten sehr langsam auseinander, und dahinter erschien eine Welt in einem Licht und in Farben, die kein Menschaugen je gesehen, und es erklang eine Musik, wie sie kein Ohr je vernommen hatte.

Nun setzte sich der Zug in Bewegung. Niemand befürchtete mehr, die Brücke könnte einbrechen. Archas und Ellen waren die ersten, die das Tor erreichten. Sie wandten sich nochmals um und hoben die Hand zum Abschied. Dann traten sie ein und entschwanden langsam im Licht. Ebenso ging es bei allen anderen.

Zuletzt standen Jessy und Jim unter dem Tor. Jessys silbernes Haar und ihr glitzerndes Sternengewand und Jims goldenes Haar, im Einklang mit seinem leuchtenden Seidenkleid, schienen zu verschmelzen in ein neues Licht, wie es noch keiner von den ehrfurchtsvoll schauenden Zurückgebliebenen je gewahrt hatte.

Dann schwenkten die beiden schweren Türflügel wieder ein, sehr, sehr langsam. Als das Tor bloß noch einen Spalt weit offen stand, hüpfte ein fröhliches Eichkätzchen herbei, machte kurz Männchen und schlüpfte hinein. Und auch ein weißer Vogel, der dem ganzen Einzug von einem Zweig eines blühenden Baumes aus zugesehen hatte, war mit wenigen Flügelschlägen am Tor, und bevor sich dieses ganz schloss, ...

* * * * *

Der Autor



- 1934 geboren in Wettingen/ AG (Schweiz)
1950–54 Lehrerseminar in Wettingen
1954–71 Primarlehrer in Geltwil für die 1. bis 8. Klasse (Gesamtschule)
nebenberufliche Tätigkeiten: Chorleitung, Theater,
Gemeindeverwaltung
seit 1961 Ehe mit Elisabeth geb. Meier, 5 Kinder
1972 *Sprachbuch für die 3. Klasse des Kantons Aargau*
1970–76 Studium an der Universität Zürich: Pädagogik, Psychologie
und Publizistik
1974–76 wissenschaftlicher Assistent bei Prof. Dr. Leo Weber
1976 Doktorat; Dissertation: *«Wandlungen im Denken Pestalozzis
zwischen der «Abendstunde» und den «Nachforschungen»*
1977–79 *dreibändige Studien-Ausgabe von Pestalozzis Schriften*
(Uni-Taschenbücher 647, 755, 756)
1972–79 Lehrtätigkeit an verschiedenen Lehrerbildungsinstituten
und an der Universität Zürich
1977–97 Lehrtätigkeit am Lehrerseminar St. Michael, Zug
(Pädagogik, Psychologie, Didaktik, Studentenberatung,
diverse weitere Pensen)
1975–93 Gründung und Leitung von mehreren Erziehungsberatungs-
stellen und Schulpsychologischen Diensten für rund fünfzig
Gemeinden im Ost-Aargau
1994–96 *zweibändige Pestalozzi-Ausgabe in der Volksrepublik China*

- seit 1998 Mitarbeit an der Pestalozzi-Website von Prof. Dr. G. Kuhlemann:
www.heinrich-pestalozzi.info
seit 2002 Gründung und Vorsitz des «Vereins Pestalozzi im Internet» zur
Weiterentwicklung der Pestalozzi-Website
2002 (gemeinsam mit Prof. Dr. Gerhard Kuhlemann): In der Reihe
«Basiswissen Pädagogik/Historische Pädagogik», herausgegeben
von C. Lost und C. Ritzi: *Band 2 «Johann Heinrich Pestalozzi»*
(Schneider Verlag Hohengehren GmbH)
2007 Veröffentlichung des Buches *«Menschen bilden – 27 Mosaiksteine»*,
Impulse zur Gestaltung des Bildungswesens nach den
Grundsätzen von Johann Heinrich Pestalozzi (Stiftung
«Schule für das Kind»/Baden-Verlag)
2009 Veröffentlichung des Buches *«Menschen bilden»* im Estnischen
2010 Veröffentlichung des Buches *«Menschen bilden»* im Englischen
2011 Veröffentlichung des Romans *«Jessy und Jim – Ein Jenseitstraum»*
(Govinda-Verlag)

Zudem: Vortrags- und Kurstätigkeit über pädagogische, psychologische
und schulpolitische Themen

zahlreiche pädagogische Schriften, teilweise übersetzt
ins Polnische, Lettische und Ungarische

zahlreiche Lehrtexte über pädagogische, psychologische
und didaktische Themen

Mitarbeit in Fachgremien

psychologische Lebensberatung

mehrere Ausstellungen künstlerischer Schwarz-weiß-Fotografien

Websites: bruehlmeier.info

jessy-und-jim.ch

menschenbilden.ch

heinrich-pestalozzi.info

EMPFEHLENSWERTE BÜCHER

Ein Jenseitsroman.



Hannes Bichsel

DER SCHMETTERLINGSKOKON
Roman

ISBN 978-3-905831-03-0
259 Seiten, gebunden,
Schutzumschlag, Leseband
€ 19,50 / Fr. 34.00

«Was die Raupe Ende der Welt nennt, nennt der Rest der Welt Schmetterling.»
(Laotse)

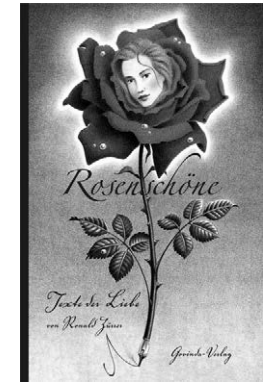
Lily und Daniel sind auf der Rückreise aus dem Urlaub. Doch von einer Sekunde auf die andere findet ihr Glück ein jähes Ende: Autounfall – adieu, schöne Welt! Für ihn scheint alles vorbei, sie hingegen bleibt mit ihrer Trauer alleine zurück. Was nun? Ist mit dem Ende wirklich alles zu Ende? Was geschieht mit einem Menschen, nachdem er seinen letzten Seufzer getan hat?

Dieses Buch erzählt die berührende Geschichte von Lily und Daniel, vom Leben auf der Erde und von der Fortsetzung im Jenseits. Es erzählt von Menschen, die auf der Suche sind nach dem Glück, nach sich selbst und nach einem Sinn von allem.

Hannes Bichsel berichtet in seinem Romandebüt vom Kampf des Menschen gegen die Tücken und Fallgruben des Daseins. Er schenkt jedoch zugleich all jenen Hoffnung, die sich – zu Unrecht – vor dem Tode fürchten. Mit viel Phantasie und Tiefgang, aber auch mit einem Augenzwinkern und mit spürbarer Lebenslust berichtet er vom Diesseits und vom Jenseits und wie möglicherweise alles zusammenhängen könnte.

EMPFEHLENSWERTE BÜCHER

Ausgewählte Texte der Liebe.



Ronald Zürrer

ROSENSCHÖNE
Texte der Liebe

ISBN 978-3-905831-02-3
106 Seiten, gebunden,
Schutzumschlag, Leseband
€ 14,00 / Fr. 25.00

«Was wirklich zählt, wenn alles gesagt ist und getan, wenn alles erlebt ist und durchstanden, wenn alle Wege sich gekreuzt haben und alle Erfahrungsblumen gepflückt sind – was wirklich zählt, ist die Liebe.»

In seinen romantischen Gedichten, Prosatexten und Aphorismen offenbart Ronald Zürrer einen Kranz zartester Blüten aus dem reichen Garten seiner Gefühle. Für ihn umfaßt Liebe nicht nur das leichte, schmetterlinghafte Schweben des Verliebtseins, sie kann und soll uns darüber hinaus auch das Herz für ein inniges, ehrliches Verbundensein öffnen, das uns den Blick auf die Schönheit und Sinnhaftigkeit dieser Welt entschleiern. Hier gehen melancholische Einsamkeit und gemeinsam gefeierte Lebensbejahung Hand in Hand, tränenvolle Traurigkeit und jubelnde Freude wechseln sich wie Jahreszeiten ab und ergänzen sich zu einer Einheit.

Die «Rosenschöne» ist für den Dichter das Sinnbild der ewig Geliebten und Ersehnten, die dem Herzen stets so nah ist und doch in wunderlicher Weise immer unerreichbar bleibt.

EMPFEHLENSWERTE BÜCHER

Ein literarisches Kleinod des Literatur-Nobelpreisträgers.



Hermann Hesse

INDISCHER LEBENSLAUF

Illustrierte Sonderausgabe

ISBN 978-3-905831-04-7

102 Seiten, gebunden,

Schutzumschlag, Leseband

€ 14,00 / Fr. 22.00

«Es lief die Ahnung davon, daß in der Tat vielleicht die ganze Welt nur Spiel und Oberfläche, nur Windhauch und Wellengekräusel über unbekanntem Tiefen sein könnte ...»

Der «Indische Lebenslauf» – ein literarisches Kleinod in Hermann Hesses Schaffen – erzählt die berührende Geschichte des Fürstensonns Dasa, der von seiner Stiefmutter vom Hofe vertrieben wird und das Leben eines einfachen Hirtenjungen führt, bis er sich vom Liebeszauber der schönen Pravati verzücken läßt und zunächst seßhaft, dann betrogen und enttäuscht und schließlich zum Totschläger wird.

Gebannt von der Erhabenheit eines heiligen Yogin sucht er Zuflucht in dessen einsamer Waldhütte, vermag dort jedoch nicht zu bleiben und macht sich auf, sich seine verlorene Gattin und seinen rechtmäßigen Fürstenthron zurückzuholen und sich dem Leben der Welt mit all seinen brennenden Wonnen und Schmerzen zu stellen ...

Vervollständigt wird der vorliegende Band durch einige ausgewählte Gedichte Hermann Hesses, eine Anrufung aus den Upanishaden sowie siebzehn exklusiv für diese Sonderausgabe angefertigte ganzseitige Illustrationen des Schweizer Künstlers Urban Trösch. – Ein zauberhaftes Schmuckstück, das in keiner Hesse-Sammlung fehlen sollte.